

Yonca Krahn

Triathlon – auf der Strecke und darüber hinaus

Eine Ethnografie zur Erfahrung
von Körper, Bewegung und Raum



ZÜRCHER BEITRÄGE ZUR ALLTAGSKULTUR
herausgegeben von Bernhard Tschöfen
BAND 27

Yonca Krahn

Triathlon – auf der Strecke und darüber hinaus

**Eine Ethnografie zur Erfahrung von Körper, Bewegung
und Raum**

CHRONOS

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät
der Universität Zürich im Herbstsemester 2019 auf Antrag der
Promotionskommission, bestehend aus Prof. Dr. Bernhard Tschofen
(hauptverantwortliche Betreuungsperson) und Prof. Dr. Regina Bendix,
als Dissertation angenommen.



Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbilder: Kai-Otto Melau, Norseman Xtreme Triathlon 2009; Screenshot einer grafischen Darstellung einer Trainingseinheit von Yonca Krahn mit Höhenprofil der Strecke und weiteren Leistungsparametern wie der Geschwindigkeit, 2020.

© 2022 Chronos Verlag, Zürich
Print: ISBN 978-3-0340-1607-0
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1607

Inhalt

1	Aufwärmen	9
1.1	Ethnografieren der Triathlonszene: Swim – bike – run	11
1.2	Wettkampfglement: Eine Leseanleitung	14
1.3	Triathlon: Drei in einem	17
2	Grundlagentraining: Raum durch sich bewegende Körper erforschen	29
2.1	Sportforschung – Perspektiven	30
2.1.1	Ethnografische Sportforschung	30
2.1.2	Sportforschung in den Humanities	33
2.1.3	Methodisches Potenzial der Sportforschung	34
2.1.4	Triathlon in den Humanities – ein Überblick	35
2.2	Raumforschung – Dimensionen	42
2.2.1	Wahrnehmungen von Umgebung	50
2.2.2	Qualitäten des Raumes	54
2.3	Bewegungen – Dimensionen	57
2.4	Körper und Körperlichkeit – Dimensionen	61
2.4.2	Gender- und Geschlechtsthematiken im Triathlon	65
2.5	«Ein Triathlet wird im Winter gemacht»: Fazit Grundlagentraining	70
3	Wechselzone: Erste Erhebungsphase	71
3.1	Praxeografisch forschen	72
3.2	Startschuss: Einstieg ins Feld	76
3.2.1	Vom Suchen und Finden: Auswahl der Triathlet*innen	77
3.2.2	«Bist du nicht auch in Rappi gewesen?» Besonderheiten als involvierte Forscherin im Feld	79
3.2.3	Fluch und Segen: Von Nähe und Distanz	82
3.3	Sportuhr, Mobiltelefon, Kamera und Aufnahmegerät: Medieneinsatz in der Feldforschung während des Sports	85
3.4	Beobachten, sammeln, notieren – trainieren: Feldarbeit zwischen Forscherin und Sportlerin	86
3.4.1	Von der teilnehmenden Beobachtung ...	88
3.4.2	... zu Feldnotizen als praktikablem Dokumentationsmodus	91
3.5	Ich sehe was, was du auch siehst? Autoethnografie: Mehr als sehend forschen	93
3.6	Über Triathlon sprechen: Information und Reflexion in Interviews	101
3.7	TI: Fazit Wechselzone	108

4	Trainingslager: Forschen zu Raum mittels mobiler und sensueller Ethnografie	111
4.1	Feldforschung schwimmend, radfahrend, rennend: Bewegte Interviews	116
4.2	Nichtsprachliches zur Sprache bringen: Über das Versprachlichen nonverbaler Praktiken	126
4.2.1	Triathlonpraktiken visuell erforschen: Fotoethnografie	127
4.2.2	Erkennen von triathlonspezifisch relevanten Themen und digitalen Kommunikationspraktiken: Posts auf Facebook und anderen sozialen Medien	137
4.2.3	Orts- und Raumpraktiken: Kartierungen	141
4.3	T2: Fazit Trainingslager	155
5	Aufbauphase: Szenenpraktiken und Körpertechniken	161
5.1	«Eins führt zum nächsten und plötzlich machst du einen Ironman»: Triathlet*in werden	162
5.2	«Overprepare and undertrain»: Weisheiten und Zugehörigkeit im Triathlon	184
5.3	«If you have a high-performance goal, you should have the technology to help realize it»: Triathlonkörper verwalten und kontrollieren	210
5.3.1	Das Auge trainiert mit: Erscheinungsbild	212
5.3.2	Magie der Zahlen: Dokumentations- und Messtechniken im Triathlon	228
5.4	«Im Wettkampf kenne ich keinen Schmerz»: Triathlonkörper empfinden	254
5.4.1	«In dem Moment, in dem du anfängst zu denken, es geht mir schlecht, geht es dir auch schlecht»: Kopf- und Körperverhandlungen	255
5.4.2	«Hawaii ist absolute Qual. Und vollkommenes Glück»: Formen von Schmerz	264
5.4.3	«Die Grenze – wenn sie denn irgendwann mal kommt»: Grenzerfahrungen	270
5.4.4	«A lot of people were expecting me to finish on top»: Liminalität im Triathlon	276

6	Wettkampfphase: Auf der Strecke und ein Ort des Sports	293
6.1	«Ich denke immer, der hat einen Fehler gemacht»: Aneignung von Strecken durch raumbildende Streckenkenntnisse	296
6.1.1	Von Distanzen, Höhenmetern und Durchschnittszeiten: Metrisch-Messbares	298
6.1.2	«Bei Kilometer 38 fängt der Marathon erst an»: Über metrische Strecken hinaus	299
6.1.3	«Aber es gibt Pässe, da habe ich immer Mühe»: Subjektive Erfahrungen von Strecke	303
6.1.4	Ein kurzer Ironman: Individuelle Voraussetzungen	309
6.1.5	«The windy part I remember. Just fighting and fighting»: (Situative) Streckengegebenheiten	314
6.1.6	Die fehlende Welle: Strecken spüren	321
6.1.7	Repetition von Strecken – Repetition von Erfahrungen: Kollektive und individuelle Narrative	323
6.2	Ort des Triathlons: Der Mythos Hawaii	327
7	Ziel: Fazit und weiterführende Gedanken	333
8	Materialschlacht: Anhang	351
	Interviewleitfaden	351
9	Trainingsdokumentation: Bibliografie	355
9.1	Literatur	355
9.2	Websites	390
9.3	Feldforschung	393
9.4	Abbildungsverzeichnis	397
Dank		399

1 Aufwärmen

«Es ist nicht einfach nur ein Hobby. Triathlon ist wie eine [aufgeregt klingend] Lebensphilosophie, weil Triathlon machst du nicht nur so einfach, nur zweimal in der Woche. [...] Sondern Triathlon ist sieben Tage in der Woche, mehr oder weniger, immer irgendwie um das Arbeiten, um die Freizeit herum eingeplant. Ja, ich glaube schon, dass das einen grossen Einfluss, also einen grossen Teil vom Leben in Anspruch nimmt.»¹

Sport ist für viele Menschen Teil des Alltags. Die Präsenz, die er in der westlichen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts einnimmt, zeigt sich in vielen Facetten des täglichen Lebens:² Er wird aktiv ausgeübt im Einzel- oder Mannschaftssport, in einem Fitnessstudio, einem Verein oder einer Laufgemeinschaft, gebildet über ein soziales Netzwerk, mit Arbeitskollegen*innen oder passiv beim Lesen des Sportteils in Tageszeitungen, beim Zuschauen am Bildschirm, beim E-Sport-Praktizieren. Wie der empirische Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger schreibt, ist es «[f]ür den Sport [...] charakteristisch, dass er in vielen Fällen zur rückhaltlosen Identifikation verlockt, dass er jedenfalls ein Engagement auslöst, wie es sonst fast nur in Liebesbeziehungen zu finden ist».³ So verwundert

1 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

2 Der Sport zählt mittlerweile zu einem als selbstverständlich erachteten Bestandteil der populären Kultur – diese Grundannahme lässt sich durch die mediale Berichterstattung, das alltägliche Reden über und Betreiben von Sport, mediale Übertragungen von Sportveranstaltungen oder die zahlreichen sportlich ausgerichteten Institutionen bestätigen. Letztere manifestieren sich sowohl in Stadien und Fitnessstudios als auch an weniger monofunktionalen Orten wie ausgedehnten Wander- und Radwegen oder temporären Sportstätten, zum Beispiel Beachvolleyballfeldern in Bahnhofshallen. Vereine, Stiftungen und staatliche Sportdepartemente zeigen die Verankerung des Sports in der Alltagspraxis ebenfalls auf (vgl. Schwier, 2000; Krahn und Groth, 2017).

3 Bausinger, 2015.

es kaum, wenn über Sport Identitäten und Zugehörigkeiten verhandelt werden, eigene Interessen ausgelebt sowie anderen vermittelt, Tagesroutinen durch ihn choreografiert und Augenblicke der Besonderheit erlebt werden – von Entspannung über Anstrengung bis zu Grenzerfahrungen. Im Sport leben Menschen Leidenschaften und Emotionen⁴ aus, egal ob als Praktizierende, Betreuende, Zuschauende oder Fans, die im Stadion, an der Strecke oder antithetisch mit Chips auf der Couch vor dem Bildschirm am Sporttreiben teilhaben.

Einem Teil des überaus pluralen Feldes des Sports widmet sich diese Arbeit: dem Triathlon. «Swim 2.4 Miles. Bike 112 Miles. Run 26.2 Miles. Brag for the rest of your life»,⁵ lautet das Motto der wohl bekanntesten Triathlonserie, der Ironman-Rennen, die ihren Höhepunkt jedes Jahr im Oktober auf Hawaii finden, wenn die sogenannten Weltmeisterschaften der Ironman-Marke stattfinden.

Triathlon boomt

Der kräftezehrenden Verbindung der im Wettkampf konsekutiv und mit laufender Zeitmessung ausgeführten Disziplinen Schwimmen, Radfahren und Laufen verschreiben sich in den Industrienationen immer mehr Menschen. Die Weltspitze des Triathlons wird in der letzten Jahrzehnthälfte auch von Triathlet*innen aus der Schweiz und aus Deutschland angeführt. Nicola Spirig und Daniela Ryf sind zwei Schweizer Triathletinnen, die sowohl auf der olympischen Distanz wie auf der Langdistanz das Feld dominieren. Auch der deutsche Profutriathlet Jan Frodeno erklärt: «[...] in Deutschland erleben wir momentan die absolute Hochkonjunktur der Triathleten, wenn die Spitze aus einem Land kommt.»⁶ Dies mache einen Teil der Popularität aus, die der Sport zunehmend erhalte, schlussfolgert er. Immer mehr wird der Sport so zum Breitensportphänomen.

Bei der Ironman-Weltmeisterschaft der Langdistanz, einem Rennen von Altersklasse- und Profiatlet*innen durch die Lavawüste Hawaiis, benötigen die schnellsten Männer für 3,8 Kilometer schwimmen, 180 Kilometer rennradfahren und 42,195 Kilometer rennen etwas unter acht Stunden, die Frauen eine knappe Stunde mehr – kein Wunder, dass der Diskurs, der sich um den Triathlon rankt, sehr häufig mit *übermenschlicher* Leistung in Zusammenhang gebracht wird. In den dafür zwangsläufig notwendigen umfangreichen Trainingspensen zeigt sich ein hohes Commitment und eine Formung der persönlichen Biografien für den Sport.

4 Faust und Heissenberger, 2016b.

5 Ironman History, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

6 Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:32:50.

Die vorliegende Studie beleuchtet den Triathlon aus einer kulturwissenschaftlich-anthropologischen Perspektive. Als Ausgangspunkt fungierte die Erfahrung der Autorin als Triathletin. Die durchgeführte ethnografische Forschung ermöglicht es, Selbstbilder, Körperkonzepte und Szenenwissen herauszuarbeiten, zeigt Emotionen und Rituale der Sporttreibenden auf der Suche nach individuellen Grenzvorstellungen. Es wird herausgearbeitet, wie Leistung, Streckenerleben und Technologie zusammenhängen, analysiert, wie die entstehenden Bedeutungszuschreibungen Varianten von Schmerzen zeigen, und aufgedeckt, wie der Ironman Hawaii zu einem modernen Mythos werden konnte. Dabei sind die extremen, umfassenden und teilweise lebensbestimmenden Eigenschaften des Sports zentraler Ausgangspunkt der fortwährenden Interaktion und Aushandlung in der Trias von Körper, Bewegung und Raum.

1.1 Ethnografieren der Triathlonszene: Swim – bike – run

Grundlegende Idee dieses Forschungsprojekts ist es, am Beispiel des Triathlons eine Annäherung an Räume zu vollziehen, die sich nach kulturwissenschaftlichem Verständnis durch die sportliche Praxis bilden. Es sollen die Dimensionen Körper, Bewegung und Raum im Triathlon erfasst und es soll kenntlich gemacht werden, wie sie sich gegenseitig bedingen: Wie hängen Körper, Bewegung und Raum im Triathlon zusammen? Wie beeinflussen Körper die Bewegungen von Triathlet*innen und somit eine Konstruktion eines sportartenspezifischen Raumes? Wie beeinflussen Bewegungen die Erfahrungen der Körper und wie beeinflussen Räume wiederum die bewegenden Körper?

Dabei gilt es zu beschreiben, welcher Art solche sportartenspezifischen habituellen Praktiken sind und mit welchem sensuellen Erleben sie einhergehen, insbesondere mit welcher Wahrnehmung während Trainings und Wettkämpfen. Die Trias von Bewegung, Körper und Umgebung ist konstitutiv für die Erfassung der Praktiken der Triathlet*innen und der dadurch entstehenden Räume. Nach dem Soziologen Andreas Reckwitz machen wahrnehmende Körper über verschiedenste Dimensionen sinnliche Erfahrungen⁷ und verhalten sich in «skillful performance» zur Umwelt.⁸

Die Frage, wie Umgebung wahrgenommen wird und wie sich in dieser Erfahrung Körper, Sinne und Bewegung aggregieren und synoptisch anordnen, ist hierfür der zentrale Ausgangspunkt. Gleichzeitig geht es auch darum,

7 Sinnliche Erfahrungen verstehe ich in Anlehnung an Constance Classen als «a cultural, as well as a physical, act» (Classen, 1997, S. 401; vgl. ebenso Howes und Classen, 2014).

8 Reckwitz, 2003, S. 290.

das Körperwissen zu verstehen, welches durch die Praktiken zum Vorschein kommt. Schnell wurde deutlich, dass sich diese Fragen nicht beantworten lassen, wenn die methodologische Hinwendung nicht auch darauf ausgerichtet würde, derartige Fragen stellen zu können beziehungsweise durch die Methoden Handlungspraktiken kenntlich zu machen. Sporttreibende vermögen in einem statischen Interview kaum zu erinnern, welche Intervalle des Trainings sich *gut* oder *schlecht* angefühlt haben oder wie es zu Empfindungen aus bestimmten Erlebenswelten kam. Daher helfen der praxeografische Ansatz und plurale qualitative methodische Hinwendung beim Erforschen derartiger sinnlich-kinästhetischer Erfahrungsdimensionen.⁹

Die Forschung für diese Arbeit hat zum grossen Teil in der Schweizer Triathlon-szene stattgefunden. Das bedeutete auch den zweimaligen Aufenthalt in einem Triathlontrainingslager eines Schweizer Anbieters in Spanien. Drei Besuche am Lofoten Triathlon, wovon zwei eine Woche und einer acht Wochen dauerten, und ein vierwöchiger Aufenthalt auf Hawaii waren der Entwicklung der Forschung geschuldet. Ich bekam die Möglichkeit, in Norwegen selbst an einem Langdistanztriathlon zu starten, dem Lofoten Triathlon. Hier interviewte ich diverse Athlet*innen, machte bewegte Interviews, Fotoethnografie und sammelte autoethnografische Aufzeichnungen und Feldnotizen.¹⁰ Den Forschungsaufenthalt in Hawaii verband ich mit einer Konferenz,¹¹ an der Diana Bertsch, Vizepräsidentin und Renndirektorin des Ironman Hawaii, einen Vortrag hielt. Auf Hawaii konnte ich die Rennstrecken der Weltmeisterschaft von Ironman und XTerra besichtigen und mit Triathlet*innen vor Ort forschen. Eine auffällige Erkenntnis aus dieser mobil ausgerichteten Forschung ist, dass die Athlet*innen, wie im Eingangszitat ersichtlich, sich – einmal mehr, einmal weniger – über den Sport definieren und dass als Identifikationsmerkmale des Feldes nicht ihr Wohnort, ihre Nationalität oder ihr Geschlecht fungieren, sondern ihre Handlungen und der soziale Rahmen, in dem diese stattfinden und die sie der Triathloncommunity zugehörig machen. Es ist, wie Brigitta Schmidt-Lauber schreibt, das «soziale Milieu», welches relevanter Bezugspunkt ist.¹²

Wenn ich im Folgenden von (Triathlon-)Szene oder (Triathlon-)Community spreche, verstehe ich die Begriffe als Akteur*innen verbindend, die ein loses soziales Netzwerk beschreiben, das aufgrund des gemeinsamen Interesses für den

9 Vgl. zu ähnlichen Ansätzen das Projekt der Kulturanthropologin Carmen Weith, insbesondere Weith, 2014, S. 8.

10 Die Feldnotizen schliessen alle Triathlet*innen ein und fokussieren – wie die Interviews, bewegten Interviews und Mental Maps – nicht nur auf Langdistanzathlet*innen.

11 An der Konferenz Sport & Society 2016 habe ich einen Vortrag mit dem Titel «More Extreme: Triathlon Practice and Enhancing Bodies and Competitions» gehalten (Konferenz Sport & Society 2016, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019).

12 Schmidt-Lauber, 2007, S. 228.

Triathlon als eine Gemeinschaft aufgefasst werden kann. Die emotionalen Stile der Triathlet*innen,¹³ das heisst die Repertoires des Fühlens, die erinnert werden und Denken und Empfinden koppeln, verweisen auf verwandte Denk- und Sichtweisen in diesem Sport. Triathlonspezifische Praktiken werden von den Akteur*innen ausgeführt, Geschmäcker, Überzeugungen und Vorlieben können sich überschneiden und richten sich auf alles, was mit dem Praktizieren des Sports einhergeht, aus. Triathlet*innen sind international unterwegs, Orte des Triathlons entstehen temporär im Rahmen des Trainings oder Wettkampfs. Hawaii stellt dabei ein Ziel dar, das viele Triathlet*innen durch die Wettkampfteilnahme erreichen wollen. Somit ist Hawaii als ikonischer Ort des Triathlons das ganze Jahr über dem Sport immanent und stellt einen Fokus vieler Triathlet*innenbiografien dar.

Als ich im Frühjahr 2014 in einem Trainingslager das Forschungsprojekt mit einer teilnehmenden Beobachtung begann, war ich schon als Triathletin aktiv, was massgeblich zum thematischen und methodischen Zuschnitt dieser Arbeit beitrug. Denn das Insiderwissen, welches ich in den Jahren zuvor gewonnen hatte, gab tiefe Einblicke in das Feld. Wenn Walter Sentens, einer der interviewten Langdistanztriathleten, sagt:

«Ich weiss auch, dass zum Beispiel viele Roth so genial finden, weil die Massen da sind und du hast kaum einen Meter, wo du mal alleine bist und so. [...] Wenn du jemanden fragst: «Wie war Roth?», «Oh, da, an dem Berg, Solarer Berg, oder so, poahh! Was für eine Stimmung!»,¹⁴

überrascht mich die Aussage kaum, denn ich teile das Common Knowledge der Triathlonszene und weiss, dass Roth ein Wettkampf ist, der binnen Sekunden ausverkauft ist, und dass der sogenannte *Solarer Berg* ein überaus populärer Teilabschnitt der Radstrecke ist.

Es geht in dieser Arbeit darum, Erfahrungsräume zu beschreiben und nicht bloss Rezeptionsräume zu übernehmen. Es geht auch darum, zu verstehen, wie ein Raum des Triathlons entsteht, wie er auf der Strecke während des Trainings und des Wettkampfs erschaffen wird, aber auch darüber hinaus: wenn die Sportart erlernt wird, wenn nach und nach andere Distanzen absolviert werden, Material angeschafft und genutzt wird, wenn Verletzungen erlitten oder Tätowierungen gestochen werden. Triathlet*innen sind mehr als nur Akteur*innen, die durch Sport Strecken erschliessen und Zahlen erheben. Sie erschaffen auch ein emotionales Gefüge. Die vorliegende Ethnografie zum Triathlon verbindet Erfahrungen von Körper, Bewegung und Raum, einer Trias, die ebenso komplex ist wie das tatsächliche Praktizieren der drei Bewegungsformen Schwimmen,

13 Gammerl, 2012.

14 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

Radfahren und Rennen. Die Arbeit nutzt daher verschiedene Methoden und Theorien. Im Sinne von Claude Lévi-Strauss' Bricolage¹⁵ als einer Form kreativen und situativen Denkens und Arbeitens habe ich einen Mix von Methoden wie eine Toolbox angewandt, die mir vielfältiges Material geliefert hat. Auch die Theorien, mit denen ich arbeite, werden bricolageartig eingesetzt, denn das Oszillieren zwischen verschiedenen Ansätzen und Denkschulen bietet eine Vielzahl von Möglichkeiten, um ein umfassendes Bild der Praktiken des Triathlons zu gewinnen.

1.2 Wettkampfglement: Eine Leseanleitung

Die umfangreichen *Competition Rules* im Triathlon geben den Wettkampfteilnehmenden Informationen zu gestattetem und verbotenem Verhalten. Beispielsweise ist das Windschattenfahren bei Triathlons in der Regel verboten – ausser bei den olympischen Triathlonrennen der Elite. Für die Breitensportathlet*innen gilt es, zwischen zehn und zwölf Meter Abstand zum Hinterrad des Vorausfahrenden zu halten. Diese Distanz wird in der Praxis vielfältig interpretiert: Häufig führt nur der Pfiff eines Schiedsrichters, der auf dem Motorrad vorbeifährt, zum Korrigieren des Verhaltens. Das Wettkampfglement gibt auch vor, an welcher Seite der Startnummernchip getragen wird – nämlich links, wegen des Kettenblattes, mit dem er nicht in Berührung kommen soll, und der Sensoren, die den Chip an bestimmten Stellen auf der Wettkampfstrecke ablesen. Wer den Regeln nicht folgt, dem droht ein Verweis in Form unterschiedlich eingefärbter Karten und einer damit einhergehenden Zeitstrafe oder die Disqualifikation.

15 Siehe hierfür Strauss, 1962, der die Logik des Bastlers im Vergleich zum Ingenieur, also dem Experten, beschreibt. Letzterer benötige genau die richtigen Materialien und Werkzeuge, mithilfe deren er seine Projekte realisieren kann. Der Zweck bestimme somit die Mittel. Anders der Bricoleur, der durch seine Improvisation, das Basteln, das Ziel erreiche. Hier determinieren die von ihm verwendeten Mittel den Zweck. Vgl. insbesondere ebd., S. 11 f.: «The ›bricoleur‹ is adept at performing a large number of diverse tasks; but, unlike the engineer, he does not subordinate each of them to the availability of raw materials and tools conceived and procured for the purpose of the project. His universe of instruments is closed and the rules of his game are always to make do with ›whatever is at hand‹, that is to say with a set of tools and materials which is always finite and is also heterogeneous because what it contains bears no relation to the current project, or indeed to any particular project, but is the contingent result of all the occasions there have been to renew or enrich the stock or to maintain it with the remains of previous constructions or destructions. The set of the ›bricoleur's‹ means [...] is to be defined only by its potential use or, putting this another way and in the language of the ›bricoleur‹ himself, because the elements are collected or retained on the principle that ›they may always come in handy‹. Such elements are specialized up to a point, sufficiently for the ›bricoleur‹ not to need the equipment and knowledge of all trades and professions, but not enough for each of them to have only one definite and determinate use.»

Doch ist die Leseanleitung hier kein Wettkampfglement, das Verstöße ahndet. Sie ist eine Hilfestellung, die das Schwimmen, Rennradfahren und Laufen – pardon: das Lesen, Lernen und Nachschlagen erleichtern und Orientierung schaffen soll.

In dieser Arbeit verwende ich Pseudonyme und mache Gesichter auf Bildern unkenntlich, um die Anonymität der an der Feldforschung Teilnehmenden zu gewährleisten, obwohl kaum ein/e Athlet*in darauf bestanden hat. Vereinzelt sind auch Orte und Ereignisse anonymisiert, wenn es für die Wahrung der Anonymität der Athlet*innen nötig schien.

Da mein Forschungsfeld sowohl weibliche als auch männliche Triathlet*innen umfasst und meine Erkenntnisse beide Geschlechter repräsentieren, verwende ich eine geschlechtsneutrale Schreibweise. Ich habe den Asterisk gewählt, ohne diesem eine Wertigkeit zuzuschreiben. In Interviewzitatzen habe ich die teilweise unpräzisen Benennungen der Geschlechter unverändert übernommen. Weitere Besonderheiten des Sprechens, wie Pausen, Betonungen, leiseres Sprechen oder Beibehalten von Dialektbegriffen, habe ich mit den entsprechenden Begriffen in eckigen Klammern versehen angefügt.

Die Arbeit besteht aus sieben Teilen. Auf die Einführung folgt ein Überblick über wichtige Konzepte der Sportforschung, insbesondere eine Erörterung der Dimensionen Raum, Bewegung und Körper. Daran schliessen zwei Methodenkapitel und zwei Analysekapitel an. Ein Schlussteil rundet die Arbeit ab.

Die Unterkapitel, in denen ich mich mit den Methoden auseinandersetze, sind unterschiedlich umfangreich. Darin spiegeln sich weder eine Wertigkeit der Methoden noch der Umfang, in dem sie Anwendung fanden. Vielmehr habe ich bewusst versucht, methodologische Überlegungen dort auszubauen, wo mein Feld dies erforderlich machte – diese Anforderungen variierten. Besonders augenfällig ist dies bei den Methoden, die im Zusammenhang der Kulturwissenschaften nicht omnipräsent sind, beispielsweise der Autoethnografie, den bewegten Interviews und den Mental Maps. Auch die Fotoethnografie hat ein hohes Mass an methodisch-analytischer Auseinandersetzung erfordert, auch wenn die daraus abgeleiteten Materialanalysen nur einen kleinen Teil der Arbeit ausmachen.

Das Kapitel 5 stellt eine Ethnografie der praktizierenden Triathlet*innen dar, die zwar nicht alle relevanten Aspekte behandelt, doch szenenspezifische Besonderheiten herausarbeitet. Daher ist dieses Kapitel besonders umfangreich ausgefallen.

Allen Kapiteln ausser der Einleitung und dem Schlussteil habe ich kurze inhaltliche Übersichten vorangestellt. Den Kapiteln 2–4 habe ich je ein Fazit angefügt, in den Kapiteln 5 und 6 finden sich – entsprechend ihrer thematischen Weitläufigkeit – derartige Zusammenfassungen zu den einzelnen Unterkapiteln.

Ich verbrachte viele Stunden schwimmend, radfahrend und rennend, unterrichtete (Trainings), war allein, mit Freunden, mit beforschten Triathlet*innen, im Wald, auf der Finnenbahn, in den Bergen, irgendwo in der Schweiz sporttreibend unterwegs, doch es hat weit mehr Zeit in Anspruch genommen, dieses praxeografisch gewonnene Wissen zu transferieren, analytisch zu betrachten und auf den folgenden Seiten in Text zu fassen.

Während ich vor Beginn der Dissertation mitdiskutierte und über vergangene Wettkämpfe, Zielzeiten und Trainingstipps philosophierte, überlegte, was im Wettkampf zu essen und zu trinken sei, und recherchierte, welche Trainingsform mich schneller machen würde, begann ich im Prozess des Forschens sukzessive die Perspektive zu wechseln, hin zum Zuhören, Notieren, Analysieren. Das Ohr der Forscherin wollte ebenso trainiert werden. Oft überkam mich während der Forschung, der Materialdokumentation und -sichtung und während des Schreibens des Textes der Gedanke: Was ich hier mache, ist wie ein Langdistanztriathlon. Ausdauer, Passion, Leidenschaft, Emotionen, Ehrgeiz, Konkurrenz, Durchhaltevermögen, schwierige Phasen, Lustlosigkeit, Hochs und Tiefs – alle Elemente, die mir aus dem Sport bekannt waren, kehrten hier wieder. So drängt sich bei der Beschäftigung mit dem Triathlon und dem Schreiben dieses Textes eine ganze Reihe von Parallelen auf. So wie in verschiedensten Bereichen der sozialen Welt, von Politik über Ökonomie bis hin zum alltäglichen Leben, Phrasen und Metaphern aus dem Sport zu finden sind und sich sportliche Fähigkeiten auf andere Bereiche des Lebens übertragen lassen,¹⁶ haben sich auch Aspekte des Sports auf meine intrinsische Motivation beim Verfassen dieser Arbeit ausgewirkt. Beispielsweise gestaltete sich der letzte Teil der Arbeit am kräftezehrendsten – genauso wie die letzten Laufkilometer bei einem Triathlon. «Die letzten 20 Kilometer beim Laufen werden keinen Spaß machen. In dem Moment leidet man arg»,¹⁷ erklärt der Triathlet Oliver Zilcher in einem Interview mit der *Zeit*.

16 Ullrich Bröckling schreibt dazu: «Metaphern aus dem Bereich des Sports [haben] Konjunktur, und das in nahezu allen Bereichen des Sozialen: Gut aufgestellt oder eben nicht gut aufgestellt ist nicht nur die Fußballnationalmannschaft, sondern auch die Bundesregierung, eine Hochschule oder das Erzieherinnenteam eines Kindergartens, gut oder nicht gut aufgestellt ist aber auch ein Berufsanfänger auf Stellensuche. Letzterer startet in ein Auswahlverfahren vielleicht von der Poleposition und hängt seine Mitbewerber ab, oder er ist aus dem Rennen und findet sich abgeschlagen am Ende des Felds. Wenn er Pech hat, wird er dann von der Arbeitsagentur zu einem Training verpflichtet, um sich fit für den Arbeitsmarkt machen zu lassen. Diejenigen, die noch einen Job haben und es sich leisten können, buchen stattdessen einen Coach. Selbstverständlich spielen nicht alle in der gleichen Liga, gibt es nicht nur Champions, sondern auch Abstiegs Kandidaten. Gelegentlich kommt es zu bösen Fouls, erhält jemand die gelbe Karte oder gleich einen Platzverweis, wirkt ein allzu eifriger Zeitgenosse wie gedopt, während manche Schüler – und nicht nur sie – Extrarunden drehen müssen. Möglicherweise hing für sie die Latte einfach zu hoch. Dass nach dem Spiel immer vor dem Spiel ist und die Wahrheit auf dem Platz liegt, ist ohnehin klar.» Bröckling, 2014, 71, siehe aber auch S. 72 f.

17 Reith, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

Dafür vermittelt mir das Erreichen des Ziels ein um so grossartigeres Gefühl, je schwieriger sich die letzten Meter angefühlt haben. Sei es bei einem olympischen Triathlon Kilometer neun von zehn oder Kilometer 38 von 42 bei einem Langdistanztriathlon:¹⁸ es sind immer die verflixten letzten Kilometer. Im Verhältnis scheint es immer gleich. Es ist eine Herausforderung, die mit einem Fest endet: dem Ziel.

1.3 Triathlon: Drei in einem

Im Folgenden beschreibe ich, was Triathlon für ein Sport ist, wie sich die Wettkämpfe entwickelt haben und was für Wettkampfformen es gibt. Ich nenne insbesondere die Wettkämpfe, die im Folgenden relevant sind.

Zwei griechische Wörter, *tria/treis* (drei) und *athlos* (Wettkampf), liegen dem Wort *Triathlon* zugrunde. Gemeint ist ein Sport, der aus der Abfolge von drei Sportarten besteht: Schwimmen, Rennradfahren und Laufen.¹⁹ Es kann – auch um die Einheit der drei Sportarten im Triathlon zu verdeutlichen – von einer Dreiheit des Sports gesprochen werden. Dies verdeutlicht die Zusammengehörigkeit der Sportarten als ein Ganzes. In der genannten Reihenfolge werden die drei Sportarten im Triathlon nacheinander ohne Pause ausgeführt. In der sogenannten Wechselzone werden Kleidungsstücke und Material ausgetauscht, bevor es mit der nächsten Disziplin weitergeht. Nach dem Schwimmen werden der Neopren,²⁰ die Badekappe und die Schwimmbrille abgelegt, der Fahrradhelm und das Startnummernband²¹ und Weiteres nach persönlichem Bedarf,

18 Halbiroman Rapperswil, Autoethnografie vom 31. 5.–1. 6. 2014; Olympischer Triathlon Spiez, Autoethnografie vom 28. 6. 2014; Lofoten Triathlon, Autoethnografie vom 30. 8. 2015; Seeland Triathlon Murten (Olympisch), Autoethnografie vom 9. 9. 2017; Transvorarlberg, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017. Siehe zu «hitting the wall», wie die Erfahrung von Kilometer 38 häufig beschrieben wird, auch Buman et al., 2008.

19 Wie im Sprachgebrauch von Ausdauersportlern üblich, verwende ich *Laufen* synonym zu *Joggen* und *Rennen*. Der Gebrauch dieser Begriffe differiert jedoch von Person zu Person. Auch im Schweizerdeutschen wird «renne», «säckle», «loufe» häufig mit identischer Wortbedeutung verwendet, aber individuell verschieden eingesetzt. Dass es weder ums Spazierengehen noch ums Sprinten geht, wird aus der Logik des Triathlons klar: Die Distanzen würden ein Sprinten der Strecke nicht zulassen, das Gehen auf der Laufstrecke wird nur in Notfällen ausgeführt; es deutet darauf hin, dass es Athlet*innen nicht gut geht.

20 Dieser ist bei manchen Veranstaltungen, je nach Wasser- und Lufttemperatur, Pflicht, kann individuell gewählt werden oder ist verboten (ITU, International Triathlon Union, Competition rules 2016, S. 22 f.).

21 Hierbei handelt es sich um ein elastisches Band, an dem die Startnummer befestigt ist. Die Startnummer wird während des Radfahrens auf dem Rücken, während des Laufens vorne getragen. Das Band ermöglicht also, die Nummer schnellstmöglich zu drehen, ohne Sicherheitsnadeln für das Anbringen verwenden zu müssen (mit denen die Startnummern üblicherweise

zum Beispiel die Sonnenbrille, aufgesetzt und das Fahrrad genommen. Die Radschuhe werden entweder in der Wechselzone angezogen oder sind bereits auf dem Fahrrad angebracht. In diesem Falle werden sie angezogen, sobald der/die Triathlet*in die Wechselzone verlassen hat und auf das Fahrrad steigen darf. Nach dem Absolvieren der Radstrecke wird das Fahrrad wiederum in die Wechselzone geschoben, am zugewiesenen Platz abgestellt, der Helm abgelegt und die Radschuhe gegen die Laufschuhe getauscht. Dann wird die Laufstrecke absolviert. Die Zeitmessung erfolgt durchgehend bis ins Ziel.

Eine Besonderheit des Triathlons ist, dass die Einzelsportarten Schwimmen, Radfahren und Laufen in der Regel nur im Wettkampf aufeinander folgend ausgeführt werden. Dass Trainings alle Einzeldisziplinen sukzessive verbinden, ist in der derzeitigen Triathlonpraxis eher nicht üblich. Mir sind keine Berichte darüber bekannt, es sei denn, es handle sich um einen Trainingswettkampf. Auch Trainingsratgeber und -pläne beschreiben diese Trainingsform nicht. Einige Trainings- und Ausführungsformen der drei Sportarten werden in den Triathlontrainings jedoch triathlonspezifisch umgesetzt. Populär beispielsweise ist das Absolvieren aller drei Disziplinen innerhalb eines Tages mit Erholungspausen dazwischen. Ebenso werden zwei Sportarten hintereinander («Koppeltraining») oder mit mehrfachem Wechsel («Wechseltraining») ausgeführt. Diese Trainings sind meist Kombinationen aus Rennrad- und Laufeinheiten. Auch unterscheidet sich das Schwimmtraining in grossen Teilen von Anforderungen, denen Triathlet*innen im Wettkampf im Freiwasser begegnen. Ausserdem trainieren sie viele Monate im Jahr im Schwimmbad. Bestimmte Techniken, wie die Orientierung beim Schwimmen im Freien, können im Pool nicht geübt werden, da die Markierungen der Bahnen eine Ausrichtung vorgeben. So wird beim Schwimmen in den Pools vor allem Technik und Leistung trainiert. Während Sportschwimmer*innen auch die Lagen Brust, Rücken und Delfin schwimmen, trainieren viele Triathlet*innen kaum andere Lagen als das Kraulen.

Die Sportler*innen bezeichnen sich zwar als Triathlet*innen, sprechen aber in der Regel gesondert von den Sportarten Schwimmen, Radfahren und Laufen, die sie als Einzeltrainings ausführen. In ihren Berichten über den Sport heisst es dann viel eher: «Ich bereite mich für den Ironman Zürich vor.»²²

Die drei Sportarten des Triathlons erfordern unterschiedliche athletische Kenntnisse, unterschiedliche Trainingsterrains, -methoden und -ausführungen und beanspruchen unterschiedlich viel Zeit.²³

bei Laufwettkämpfen angebracht sind). Nur bei den Profiwettkämpfen auf den kürzeren Disziplinen stehen die Startnummern auf den Trikots der Athlet*innen.

22 Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

23 Vgl. Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 105. Auch Nutzendenprofile auf Strava (Strava, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017), eine Website/App, die ermöglicht, Trainingsdaten

Von Vielseitigkeit und Länge

Es gibt unterschiedliche Längen von Triathlons, wobei sich die meisten Rennen an der Klassifikation der Internationalen Triathlon-Union (ITU),²⁴ des Dachverbands des Triathlons, orientieren:

- Sprintdistanz: Schwimmen bis 750 Meter, Rennradfahren bis 20 Kilometer, Rennen bis 5 Kilometer
- Olympischer Triathlon (Standarddistanz): Schwimmen 1500 Meter, Rennradfahren 40 Kilometer, Rennen 10 Kilometer
- Mitteldistanz: Schwimmen 1900–3000 Meter, Rennradfahren 80–90 Kilometer, Rennen 20–21 Kilometer
- Langdistanz: Schwimmen 1000–4000 Meter, Rennradfahren 100–200 Kilometer, Rennen 10–41,2 Kilometer.²⁵

Die präzise Vermessung der Distanzen ist jedoch auch von den Strassen und Wegen der Austragungsorte abhängig. Im Breitensport in der Schweiz besonders bekannt sind die Swiss-Tri-Circuit-Rennen,²⁶ die Ironman-Rennen²⁷ und die Challenge-Rennen.²⁸ Zum Swiss Tri Circuit gehören einige olympische Distanzen; neben den Tageswertungen gibt es hier auch eine Gesamtrangierung, die sogenannte Overall-Platzierung. Sehr bekannt ist der Ironman. Ironman ist der Name einer Firma, die Wettkämpfe im Franchisevertrieb veranstalten lässt. Der Name stammt aus der Gründungsgeschichte des gerne als erster Triathlon bezeichneten Wettkampfs auf Oahu, Hawaii, der in Wirklichkeit der zweite war, der je durchgeführt wurde.²⁹ Hier wurde der Sieger als «Ironman» bezeichnet.³⁰ Aus diesem Wettkampf ist der weltweit marktführende Wettkampfveranstalter hervorgegangen. Die Marke Ironman gehört der World Triathlon Corporation (WTC),³¹ die mittlerweile ein Tochterunternehmen der chinesischen Wanda Group ist.³² Häufig wurde mir auf meine Aussage, dass ich Triathlons absol-

aufzuzeichnen und abzubilden sowie sich mit anderen Athlet*innen zu verlinken, geben einen Überblick darüber, wie viel die Athlet*innen die jeweiligen Sportarten trainieren. Eine präzise Tabelle über sein Trainingspensum hat seit 1995 beispielsweise der Arzt und Ultratriathlet Beat Knechtle online gestellt. Zwar bereitet er sich auf Ultratriathlonveranstaltungen vor, jedoch wird das Verhältnis der einzelnen Disziplinen in Kilometern ersichtlich. Diese Tabelle gibt keinen Überblick über die absolvierten Trainingsstunden (Beat Knechtle, Trainingsumfang, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017).

24 Im Folgenden mit ITU abgekürzt.

25 ITU, International Triathlon Union, Competition rules 2016, S. 82.

26 Circuit Triathlon, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017.

27 Ironman, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

28 Challenge Family, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

29 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 14.

30 Ironman History, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

31 Im Folgenden als WTC abgekürzt.

32 Ironman, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

viere, geantwortet: «Ach, dann machst du Ironman!»³³ Dieses Beispiel zeigt, dass «Ironman» oft als Synonym für Langdistanztriathlon verstanden wird. Auch Personen, die wenig über Triathlon wissen, haben vielfach vom Ironman Hawaii gehört und setzen den Sport mit dieser Eindruck machenden Veranstaltung gleich. «Das ist so extrem! Wie lang ist das noch mal? Ein Marathon, und voll lange Radfahren und noch Schwimmen, oder?»³⁴ In meiner Feldforschung kam es häufig vor, dass selbst Athlet*innen – die es besser wussten – sagten, sie machten einen «Ironman», obwohl sie an einem anderen Langdistanzrennen teilnahmen.

Dass der Begriff Ironman gerade von Nichttriathlet*innen mit Triathlon in Verbindung gebracht wird, lässt sich damit erklären, dass der Ironman Hawaii³⁵ das weltweit populärste Triathlonrennen ist. Er bildet die von der WTC so genannte Weltmeisterschaft, welche medial sehr präsent ist³⁶ und damit sichtbar für die Öffentlichkeit ausserhalb der Szene. Die Triathlet*innen qualifizieren sich durch andere Ironman-Rennen für die Teilnahme in Hawaii. In diesen Wettkämpfen können sich teilweise mehrere Sportler*innen pro Altersklasse qualifizieren. Die Altersklassen fassen meist je fünf Jahrgänge von Frauen beziehungsweise Männern zusammen. Nehmen die Erstplatzierten den sogenannten Slot für Hawaii nicht an, rutschen die Nächstrangierten nach. Weitere Sonderregeln ermöglichen die Teilnahme in Hawaii. Dadurch entsteht dort ein sehr gemischtes Startfeld, das heisst, es geht bei weitem nicht nur eine Selektion der weltweit besten Triathlet*innen an den Start. Die WTC führt unter dem Namen Ironman 70.3 auch Wettkämpfe über Mitteldistanzen, unter dem Namen Ironman 51.50 auch olympische Triathlons durch.

Die Challenge Family GmbH veranstaltet olympische, Mittel- und Langdistanzrennen. Einige der Challenge-Rennen gehörten früher der Ironman-Serie an, so die Challenge Roth,³⁷ die als erste Veranstaltung der Challenge 2002 durchgeführt wurde. Der Wettkampf ist binnen weniger Sekunden ausverkauft, gilt als das schnellste Langdistanzrennen weltweit und die kürzesten Langdistanzwettkampfzeiten wurden bis dato hier absolviert.

Eine hybride Wettkampfform ist zum Beispiel der Transvoralberg. Er besteht aus 1,2 Kilometer Schwimmen, 93 Kilometer Rennradfahren mit 2000 Höhenmetern und einer 12 Kilometer langen Laufstrecke, die durch kuptiertes Ge-

33 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.

34 Ebd.

35 Ironman Hawaii, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017.

36 Tageszeitungen und lokale Medien berichten über das Rennen, mittlerweile übertragen sogar deutschsprachige Fernsehsender den gesamten Wettkampf oder zeigen die Highlights des Rennens.

37 Challenge Roth, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

lände³⁸ inklusive kurzer Trailabschnitte, das heisst über technisch anspruchsvoll zu rennende auf- und abwärts führende Wanderwege, führt.³⁹ Ebenso zu nennen sind die in der Szene als Xtreme Triathlons bekannten Rennen, die sich primär am norwegischen Vorbild des Norseman⁴⁰ orientieren, der 2003 erstmals stattfand. Der Swissman, der sich an der Langdistanz orientiert, hat über 5500 Höhenmeter.⁴¹ Ob ein Event von der ITU beziehungsweise den Landesverbänden anerkannt wird oder nicht, hängt auch von der Präsenz von Schiedsrichtern ab. So bezeichnet sich der in der Schweiz stattfindende Schaffhauser Triathlon als ältesten Triathlon des Landes,⁴² gehört aber dem Verband Swiss Triathlon nicht an, da nicht genügend Schiedsrichter vor Ort sind und auf dem Fahrrad das Windschattenfahren zugelassen ist, was der Verband bei Breitensportlichen Triathlonanlässen nicht gestattet.⁴³

Es seien noch die weiteren Sportarten genannt, die unter dem Dachverband ITU⁴⁴ zusammengeschlossen sind:

- Wintertriathlons entstanden in den 1990er-Jahren, 1997 gab es die erste Weltmeisterschaft im Südtiroler Mals. Die praktizierten Sportarten sind Laufen, Mountainbiken und Langlauf.⁴⁵ Absolviert werden die Wettkämpfe sowohl auf Schnee als auch auf schneefreien Abschnitten. Wie die Gegebenheiten de facto ausfallen, ist klimatisch bedingt und somit wechselhaft und unplanbar.⁴⁶
- Crosstriathlon, mittlerweile auch unter dem geschützten Markennamen XTerra⁴⁷ bekannt, besteht aus Schwimmen, Mountainbiken und Laufen, wobei die Laufstrecken eher im Gelände absolviert werden.⁴⁸ Ein Crosstriathlon wurde 1996 zum ersten Mal durchgeführt.⁴⁹ Die Distanzen be-

38 Als kupiertes Gelände wird im Jargon der (Schweizer) Ausdauersportler*innen in der Regel ein hügeliges Terrain verstanden, über welches Strassen wie auch Wanderwege führen können. Es ist von Trails zu unterscheiden, impliziert daher nicht, dass es sich um technisch anspruchsvolles, taktile Fähigkeiten erforderndes Gelände handelt. Es ist als Begriff im ausdauersportlichen Kontext differenzierter zu betrachten als in der folgenden Definition: «kupiertes Gelände, Terrain (veraltet: von Gräben, Hecken, Hindernissen o. Ä. durchzogenes Gelände, Terrain; eigentlich = durchschnittenes Gelände)». Duden, «kupiirt», zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

39 Transvoralberg, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

40 Norseman Xtreme Triathlon, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

41 Swissman, Strecke, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

42 Schaffhauser Triathlon, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017.

43 Imfeld, Telefonat vom 23. 8. 2017.

44 Siehe hierzu auch ITU Competition Rules (ITU, International Triathlon Union, Competition rules 2016, S. 40).

45 ITU Wintertriathlon, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017.

46 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 26 f.

47 Xterra, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

48 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 21.

49 ITU Crosstriathlon, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017.

ziehungsweise Wettkampfzeiten orientieren sich an denen olympischer Triathlons.

- Duathlon besteht aus Laufen, Radfahren und nochmals Laufen und existiert ähnlich lang wie der Triathlon. Wie beim Triathlon sind die Distanzen vielfältig und uneinheitlich kombiniert. In der Regel ist die erste Laufstrecke kürzer als die zweite.⁵⁰
- Aquathlons bestehen aus einer (mehrfachen) Kombination von Schwimmen und Laufen.⁵¹ Vielfach werden sie als Trainingswettkämpfe von lokalen Clubs organisiert und sind niederschwellig. So ist der Aquathlon des Triathlonclubs Bülach im Glattpark, Zürich, eine derartige Veranstaltung gewesen.⁵²
- Aquabike besteht aus Schwimmen und Radfahren. Die ITU definiert es ab einer 1,9 Kilometer langen Schwimmstrecke und ab einer 80 Kilometer langen Radstrecke als einen Wettkampf, der die Distanzen des Langdistanztriathlons spiegelt.⁵³

Ausser dem Aquabike werden alle diese Veranstaltungen auch als Paratriathlon angeboten.⁵⁴

Es gibt Wettkämpfe, die weitere Ausdauersportarten umfassen.⁵⁵ Der Gigathlon, ein Schweizer Wettkampf, wechselt jährlich den Durchführungsort und dauert bis zu sieben Tage. Es werden in der Regel fünf Disziplinen pro Tag nacheinander absolviert, neben Rennradfahren, Schwimmen, Mountainbiken und Rennen beispielsweise auch Inlineskaten oder Trailrunning. Der Inferno Triathlon⁵⁶ integriert neben den klassischen Triathlondisziplinen noch eine Mountainbikestrecke. Zwar sind alle Disziplinen kürzer als bei einem Langdistanztriathlon, durch die vierte Disziplin sowie die Höhenmeter, die auf dem Rennrad, dem Mountainbike und auf der Laufstrecke überwunden werden, entsprechen die Finishzeiten aber etwa denen eines Langdistanztriathlons. Auch Swim-Run-Veranstaltungen seien erwähnt,⁵⁷ bei denen Schwimmen und Rennen in mehrfachem Wechsel absolviert werden. Die international ausgerichtete schwedische ÖtillÖ-Serie,⁵⁸ die seit 2006 existiert, gibt der Idee des Aquathlons

50 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 22 f.

51 ITU Aquathlon, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017; Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 25.

52 Die Veranstaltung des lokalen Vereins gibt es nicht mehr (Impuls Triathlon, Aquathlon, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017).

53 ITU, International Triathlon Union, Competition rules 2016, S. 80.

54 Ebd., S. 40.

55 Gigathlon, zuletzt eingesehen am 25. 10. 2017.

56 Inferno, zuletzt eingesehen am 25. 10. 2017.

57 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004.

58 ÖtillÖ ist Schwedisch und bedeutet «(von) Insel zu Insel».

einen experimentellen, fast schon abenteuerlichen Charakter: Die Athlet*innen schwimmen von Insel zu Insel und legen die Laufstrecke über die Inseln im Neopren zurück. Beim Schwimmen sind Paddels und Pull-Buoy⁵⁹ erlaubt, die Laufschuhe bleiben an den Füßen. Absolviert wird dieser Wettkampf in der Regel im Team. Die Veranstaltung expandiert und hat bereits Nachahmer wie den Rockman (seit 2014) gefunden.⁶⁰

Diese Wettkampfformate werden von der ITU nicht auf ihrer Liste geführt, obwohl sie dem Triathlon sehr ähnlich sind. Viele Triathlet*innen absolvieren solche triathlonverwandten Wettkämpfe als Teil ihres Jahresprogramms. Auch (Ultra-)Lauf- und Berglauf-, Skitouren- und Langlauf- oder (Ski-)Orientierungswettkämpfe stehen im Kalender von Triathlet*innen. Sie dienen häufig der Vorbereitung für einen klassischen Triathlon.⁶¹

Eine kurze Geschichte von langen Rennen

Die erste Wettkampfveranstaltung, die einem heutigen Triathlon gleicht, fand am 25. September 1974 in der Mission Bay in San Diego (USA) statt, bestand aus 805 Meter Schwimmen, 8 Kilometer Radfahren und 8 Kilometer Laufen und wurde vom San Diego Track Club organisiert. Wenige Jahre später wurde der Wettkampf, der vielfach als der erste Triathlon verstanden wird, auf Hawaii ausgetragen. Er vereint drei als *hart* bezeichnete hawaiianische Wettkämpfe: das 3,86 Kilometer lange Waikiki-Rough-Water-Schwimmen, das 180 Kilometer lange Around-Oahu-Radrennen und den Honolulu-Marathon. 15 Männer starteten am 18. Februar 1978.⁶²

Der Sieger dieses Rennens wurde als «Ironman» bezeichnet – was massgeblich zur Namensgebung der Ironman-Veranstaltungen beitrug.⁶³ Als in *Sports Illustrated* am 14. Mai 1979 ein Artikel von Barry McDermott über den ersten Iron-

59 Paddels sind ovale Plastikplatten, die, an den Händen getragen, die Handoberfläche vergrößern. Ein Pull-Buoy ist in der Regel wie eine Acht geformt und besteht aus einem Material, das den Auftrieb unterstützt. Zwischen die Beine geklemmt, sorgt es dafür, dass diese an der Wasseroberfläche bleiben, wodurch eine bessere Wasserlage und somit häufig ein schnelleres Schwimmen ermöglicht wird. Beides sind Schwimmhilfen, die auch für Techniktrainings verwendet werden.

60 Rockman, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017.

61 Dies wird bei allen Feldbesuchen offensichtlich und auch in allen Interviews nennen die Athlet*innen ihre Teilnahmen.

62 Es gibt unterschiedliche Angaben darüber, wann die erste Frau dabei war, was erstaunlich scheint, ist die Teilnahme von Lyn Lemaire in unterschiedlichen Medien doch gut dokumentiert (Jennes, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017). So erwähnt Barry McDermott in einem Artikel in *Sports Illustrated* vom 14. 5. 1979 Lemaire als Teilnehmerin (McDermott, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017). Aus dem Artikel wird jedoch nicht deutlich, ob sie den Wettkampf beendet hat. Trotzdem steht in mehreren Quellen, dass eine (nicht mit Namen genannte) Frau erst 1980 startete (Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 14).

63 Ironman History, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

man erschien,⁶⁴ wurde der Sport einer grossen Leserschaft bekannt. Es vergingen zwei Jahre, bis 1981 in Den Haag, Niederlande, der erste Langdistanztriathlon Europas stattfand.⁶⁵ Im April 1982 wurde in der Bundesrepublik Deutschland, in Essen, ein Triathlon über 1 Kilometer Schwimmen, 70 Kilometer Radfahren und 10 Kilometer Laufen durchgeführt. Auch die Deutsche Demokratische Republik richtete im Sommer 1983 in Leipzig einen Triathlon aus. Dieser wurde als «Ausdauerdreikampf» bezeichnet, da sich die DDR von der westlichen Bezeichnung abgrenzen wollte.⁶⁶ Im darauffolgenden Jahr wurde die Europäische Triathlon Union (ETU) gegründet, die Deutsche Triathlon Union (DTU)⁶⁷ und der Schweizerische Triathlon-Verband⁶⁸ bildeten sich 1985. Die ersten Weltmeisterschaften über die später als olympische Distanz definierte Strecke fanden 1989 in Avignon, Frankreich, statt.⁶⁹ Im selben Jahr wurde als Dachverband die ITU gegründet.⁷⁰ Im Jahr 1994 nahm das Internationale Olympische Komitee Triathlon ins Programm auf, sechs Jahre später fanden die ersten olympischen Triathlonwettkämpfe in Sydney statt.⁷¹ Dass die Langdistanz für einige noch nicht lang genug ist, zeigt die Entwicklung der Ultratriathlons, die bereits in den 1980er-Jahren aufkamen. 1985 fand der erste Zweifach-Langdistanztriathlon statt, das heisst 7,6 Kilometer Schwimmen, 360 Kilometer Rennrad und 84,4 Kilometer Rennen. 1988 fand der erste Dreifachtriathlon, 1998 der erste Vierfachtriathlon, 1988 der erste Fünffachtriathlon, 1992 der erste Zehnfachtriathlon, 1995 der erste Fünfzehnfachtriathlon und 1998 der erste Zwanzigfachtriathlon statt.⁷² Diese Wettkämpfe überschreiten die Klassifizierung, die von der ITU vergeben wird. Sie sind in der International Ultra Triathlon Association (IUTA)⁷³ gebündelt, die mittlerweile eine Liste der anerkannten Ultratriathlon-distanzen führt.

Das Triathlonjahr im Langdistanztriathlon

Ich möchte im Folgenden ein Jahr beschreiben, wie es für in der Schweiz wohnhafte Triathlonsportler*innen aussehen kann, die einen Langdistanztriathlon absolvieren. Ich beginne mit den Wochen nach dem Ironman Hawaii Ende Ok-

64 Plant, 1987, S. 71; McDermott, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

65 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 15.

66 Ebd.

67 Ebd., S. 15.

68 Swisstriathlon, Geschichte, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

69 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 16.

70 Ebd., S. 17.

71 Swisstriathlon, Geschichte, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017; DTU, Geschichte, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

72 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 20.

73 IUTA, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

tober; sie stellen bei den meisten Athlet*innen die Ruhephase dar. Erholung ist angesagt, alternative Sportarten werden betrieben und Pläne für das kommende Jahr gemacht. Im Dezember beginnt das Trainieren, denn: «Nach dem Wettkampf ist vor dem Wettkampf.»⁷⁴ Ob Schwimmtraining, Laufeinheiten oder Radtraining auf der Rolle: die kalt-nasse Phase des Jahres kann gut überbrückt werden, jedoch liegt der Fokus nun auf den sogenannten Grundlagen Trainings, die insbesondere den Fettstoffwechsel ankurbeln sollen, das heisst, das Gewinnen von Energie primär aus den Fettreserven des Körpers und nicht aus der Muskulatur wird trainiert.⁷⁵ Dies ist der Bereich, in dem, physiologisch betrachtet, über viele Stunden Sport betrieben werden kann und die Energiebereitstellung nicht so schnell aufhört, wie wenn die Energie aus den Glykogenspeichern, vereinfacht gesagt aus der Muskulatur, gewonnen wird. (Maximal-)Krafttrainings sind ebenfalls Trainingseinheiten, die über den Winter aufgebaut und durchgeführt werden. Viele Athlet*innen fahren ab Mitte Februar dann in ein Trainingslager. Ein bis zwei Wochen Lanzarote, Fuerteventura, später im Jahr auch weniger südlich: Mallorca, Nordspanien, Toscana – die Optionen sind vielfältig und werden gern an den Wetterbedingungen ausgerichtet. Manche verbringen nur eine Woche im Trainingslager, andere fahren gleich mehrfach weg. Dort werden insbesondere lange Radausfahrten absolviert, um die sogenannten Grundlagen für die Saison zu legen; auch hier geht es um das Fettstoffwechseltraining und darum, an der Technik zu feilen. Nach dem Trainingslager beginnen im April/Mai die ersten Wettkämpfe. Meist werden die ersten als kurze Formtests verstanden. Die Triatlonsaison in der Schweiz ist vielseitig, fast jedes Wochenende gibt es Wettkämpfe, es gibt die Möglichkeit, im See zu schwimmen und Passfahrten mit dem Rad zu absolvieren. Sporttreiben wird zu einer Form der Freizeitgestaltung, des Ausflugs, aber auch des Tourismus. So fahren viele Athlet*innen zur Vorbereitung auf einen Wettkampf die Strecken ab oder verbringen Trainingswochenenden in der betreffenden Gegend, wie alle Interviewten berichteten. Ein beliebter Vorbereitungswettkampf für Langdistanzathlet*innen in der Schweiz ist der Halbironman in Rapperswil, der in der Regel Anfang Juni stattfindet.⁷⁶ Vor Ort beginnt ein Ausspielen von ökonomischem, sozialem und symbolischem Kapital:⁷⁷ Die Schweizer Szene trifft sich, Persönlichkeiten wie Daniela Ryf, mehrfache Gewinnerin des Ironman Hawaii, die häufig an diesem Wettkampf startet, treten auf, Sportmaterialien werden präsentiert, man erzählt sich, was für Saisonvorhaben geplant sind, was erreicht wurde, was besser funktionieren sollte und was vom Wettkampf er-

74 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

75 Hawley und L. M. Burke, 2010.

76 Ironman 70.3 Rapperswil, zuletzt eingesehen am 26. 11. 2017.

77 Bourdieu, 1985, S. 10, 1982.

wartet wird.⁷⁸ Der Hauptwettkampf findet in der Regel im Hochsommer statt. Die Vorbereitung dafür besteht nicht in gleichbleibend hartem Training, sondern geht über in die Taperingphase: Ungefähr drei Wochen vor dem Wettkampf wird der Trainingsumfang reduziert, nur die Trainingsintensität bleibt erhalten. Nach dem Wettkampf muss in der Regel einige Wochen pausiert werden. Nach einem Langdistanztriathlon stellen die Athlet*innen zwischen einer Woche und mehreren Monaten das Training um, da sich der Körper erholen muss. Die meisten betreiben die Triathlondisziplinen auch in dieser Zeit, sie reduzieren aber Intensität und Dauer, da die «Spritzigkeit» in den Muskeln fehle, man habe müde Beine.⁷⁹ Diejenigen, die an einem Ironman teilgenommen und sich für die Weltmeisterschaft in Hawaii qualifiziert haben, fahren ihr Trainingspensum nach der Erholungsphase wieder hoch, um Ende Oktober an diesem Wettkampf zu starten. Die anderen absolvieren häufig noch einen weiteren Mittel- oder Langdistanztriathlon oder mehrere kürzere Wettkämpfe oder laufen (Halb-)Marathons, bevor sie im Oktober wieder unspezifischer und weniger trainieren.

Das Habitat des Triathlons

Triathlon spielt sich draussen ab, nicht in Innenräumen. Natürlich werden auch bei diesem Outdoorsport einige Disziplinen wetter- und jahreszeitenbedingt drinnen trainiert, wie dies auch bei anderen Outdoorsportarten wie dem Klettern der Fall ist. Teilweise hat diese Entwicklung der «indoorisation of outdoor sports»⁸⁰ mit einer «Touristifizierung»⁸¹ zu tun, das heisst dem Schaffen von Attraktionen, die besucht werden können und mit denen Geld verdient werden kann. Im Triathlon ist der Grund der Indoorisation aus der Perspektive der Athlet*innen jedoch ein anderer: Es geht vielfach um Funktionalität und das Optimieren von Trainings. So wird oft im Pool geschwommen oder werden wetter- oder gesundheitsbedingt Radeinheiten eher auf dem Indoorbike oder der sogenannten Rolle⁸² absolviert. Ein Athlet berichtet mir zum Beispiel davon, wie er auf der Dachterrasse seines Hauses in der Dunkelheit und im Schneetreiben auf der Rolle trainiert hat. Damit werde die Verletzungsgefahr ausgeschal-

78 Halbironman Rapperswil, Autoethnografie vom 31. 5.–1. 6. 2014.

79 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

80 Zum Begriff der «indoorisation of outdoor sports» siehe van Bottenburg und Salome, 2010. Siehe ebenso Hitchings und Latham, 2016.

81 Zum Begriff der Touristifizierung von Räumen siehe Wöhler, 2011 und Wöhler, 2010. Siehe aber auch Gyr, 2005, zur Entwicklung des Umgangs mit Events und Festivals. Die Touristifizierung des Sports führt auch zu Individualisierungen von angebotenen Reisen, die im Zusammenhang mit dem Sport stehen: Der Reiseanbieter, mit dem ich meine erste Reise in ein Radtrainingslager gemacht habe, hat kurz darauf angefangen, Triathlontrainingslager, Lauftrainingslager, Walking- und weitere Sportreisen, wie Genussreisen mit dem Fahrrad, anzubieten.

82 Dafür wird das Hinterrad auf eine Art doppelter Rolle montiert, sodass an Ort und Stelle gefahren werden kann. Die Vorrichtung ähnelt von der Idee her einem Laufband.

tet, er könne aber trotzdem noch draussen trainieren.⁸³ Das Beispiel zeigt eine Verschränkung von Outdoor- und Indoor-Radfahren an. Es verdeutlicht das Bedürfnis des Athleten, sich draussen zu bewegen. Doch da die Strassenverhältnisse und auch die zeitlichen Kapazitäten des Athleten es nicht zulassen, auf der Strasse herumzufahren, trainiert er kurzerhand auf dem Hausdach. In vielen der Trainings – und dies gilt vor allem für Athlet*innen, die längere als die Sprint- oder die olympische Distanz absolvieren – geht es grösstenteils darum, «Strecke zu machen»,⁸⁴ was bedeutet, durch eigene Kraft möglichst viele Kilometer und Höhenmeter zu absolvieren. Auch vom «Kilometersammeln»⁸⁵ sprechen die Athlet*innen, wenn sie über ihre Trainings sprechen oder den Sinn bestimmter Trainingsformen benennen. Zwar bedeutet das manchmal auch, im Pool hin und her zu schwimmen oder auf der 400-Meter-Bahn Runden zu rennen. Charakteristisch bleibt jedoch, dass eine spezifische Distanz innerhalb einer bestimmten Zeit zurückgelegt werden soll. «Laufen kommt halt vom Laufen»,⁸⁶ hat mir eine Triathletin einmal gesagt. Trainiert wird, wenn möglich, in wettkampfspezifischem Terrain.

Wie eingangs erwähnt, ist Triathlon ein Sport, der drei Sportarten verbindet: das Schwimmen im Wasser, das Radfahren in der Regel auf asphaltiertem Grund und das Laufen auf unterschiedlichen Unterlagen. Bei einem Triathlon verbindet alle drei Sportarten, dass sie, sei es in unbesiedelten oder besiedelten Regionen, draussen absolviert werden. Sie lassen die Sportler*innen ihre Umgebungen durch körperliche Betätigung erfahren. Die Umgebung wird temporär für diesen Ausdauersport nutzbar gemacht und lässt unterschiedliche Erfahrungen des Raumes entstehen, die durch die Athlet*innen, die Sportart, die körperliche Verfassung und die Wahrnehmung sowie weitere Komponenten bedingt sind. Genau diese Aspekte und Relationen sind im Zusammenhang mit dieser Forschungsarbeit von Relevanz. Der grosse Radius des Triathlontrainings steht im Kontrast zu Sportarten, die an einem Ort, beispielsweise auf einem Sportplatz oder in einer Halle, ausgeführt werden. Zwar sind alle Sportarten als nichtstatisch zu verstehen, doch eignen sich Triathlet*innen während des Trainings eine grössere Umgebung an als zum Beispiel Volleyballer*innen. Die Aneignung des für den Sport genutzten Raumes wird im Folgenden immer wieder Thema sein.

83 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

84 Ebd.

85 Ebd.

86 Gespräch mit Triathletin, Feldnotizen vom 26. I. 2016.

2 Grundlagentraining: Raum durch sich bewegende Körper erforschen

Durch das sogenannte Grundlagentraining wird eine Verbesserung des Fettstoffwechsels angestrebt, bei dem der Körper die benötigte Energie primär aus den Fettreserven und nicht aus der Muskulatur gewinnt.¹ Das bedeutet für Langdistanztriathlet*innen, zeitintensive, lockere Trainingseinheiten zu absolvieren, das heisst das Grundlagentraining zu absolvieren und damit den Grundstein für die Wettkampfsaison zu legen.

Aufbau des Kapitels

In Analogie zum Grundlagentraining im ersten Jahresteil geht es in diesem Kapitel darum, die Grundlagen zu schaffen, die im Verlauf dieser Arbeit relevant sind. Im Folgenden gehe ich auf Sportforschung ein (2.1) und verweise insbesondere auf Arbeiten und Diskurse, die in Bezug auf dieses Forschungsprojekt im Feld des Triathlons relevant sind. Ich nenne zuerst Arbeiten aus der Kulturanthropologie, die sich mit Sport beschäftigen (2.1.1), um dann zur Diskussion interdisziplinärer, sportspezifischer Arbeiten aus anderen gesellschafts- und sozialwissenschaftlichen Fächern überzugehen (2.1.2). Ausserdem hebe ich das methodische Potenzial genannter Sportforschung hervor (2.1.3). Anschliessend nenne ich wichtige fachnahe Literatur, die sich mit Triathlon beschäftigt (2.1.4). In 2.2 widme ich mich drei Raumtheoretikern, Henri Lefebvre, Michel Foucault und Michel de Certeau, und stelle dar, wie ihre Theorien in Bezug auf den Triathlon angewendet werden können. Ausserdem spreche ich über *Wahrnehmungen von Umgebung* (2.2.1), das heisst über Konzepte von Landschaft und Natur, und über *Qualitäten des Raumes* (2.2.2), das heisst konkrete Beschreibungen von im untersuchten Feld verwendeten Begrifflichkeiten. In der Auseinandersetzung mit *Dimensionen von Bewegung* (2.3) spreche ich mobile Felder,

¹ Vgl. Hawley und L. M. Burke, 2010.

Praktiken und Akteur*innen an. Im Kapitel 2.4 geht es um den Körper als Bezugsgrösse in einem Diskurs, den ich anschneide: ich komme auf *dialogische Empfindungen und dialogische Aushandlungen von Empfindungen* (2.4.1) zu sprechen und zeige, wie diese im Feld als zwei getrennte Grössen beschrieben werden. Ich kläre dann, wie diese Zweiteilung trotzdem auf einen Verbund verweist und sich somit relativiert. Abschliessend spreche ich über *Gender- und Geschlechtsthematiken im Triathlon* (2.4.2). Der Überblick erhebt nicht den Anspruch, den Forschungsstand aufzuarbeiten, sondern soll auf Bezüge verweisen und aufzeigen, welche wissenschaftlichen Diskurse miteinander verschränkt und im Verlauf der Arbeit relevant sind.

2.1 Sportforschung – Perspektiven

Forschungen zu Sport stellen für verschiedene Wissenschaftsdisziplinen ein weites Feld dar. An dieser Stelle sollen ethnografisch orientierte Arbeiten genannt werden, deren Themen, Studienkonzeptionen, Methoden oder Theorien nützlich für die Erschliessung des Triathlons aus kulturanthropologischer Perspektive sind.

2.1.1 Ethnografische Sportforschung

Sport ist ein globales Thema, für das sich in der Kulturanthropologie diverse theoretische wie methodische Anknüpfungspunkte finden. Als Alltagsphänomen ist Sport in verschiedensten Formen und Ausprägungen gängige Praxis.² Nicht nur als physisch praktizierte Tätigkeit, sondern auch in diversen weiteren Dimensionen menschlicher Interaktion bietet er Themen für die Forschung.³ Niko Besnier und Susan Brownell arbeiten diesen Punkt in «Sport, Modernity, and the Body» heraus:

«Sport is an important realm of anthropological inquiry because it provides a nexus of body, multiplex identities, and multilayered governance structures, combined with a performance genre that possesses qualities of play, liminality, and storytelling, that enables us to explore the connections among these dynamics in a unique way.»⁴

2 Krahn und Groth, 2017; Groth und Krahn, 2017.

3 J. Müller, Ungruhe und Oehmichen, 2016, S. 2.

4 Besnier und Brownell, 2012, S. 454.

Sie fordern, den Sport ins Zentrum der Forschung zu rücken, damit die ethnologische und kulturanthropologische Forschung neue inhaltliche und konzeptuelle Impulse erhält.

Der Sport ist ebenso medial präsent, wie er Teil von politischen Diskursen⁵ und wirtschaftlichen Entscheidungen ist.⁶ Die thematischen Grenzen zu anderen Disziplinen sind fließend, doch ist Sport in der Kulturanthropologie bisher kein Trendthema.

Von der historischen Präsenz zu den derzeitigen Entwicklungen der kulturanthropologischen Sportforschung

Bis in die 1960er-Jahre hinein war der Sport in der Ethnologie und Kulturanthropologie ein eher peripheres Thema: Als in der Feldforschung zwar präsent, aber nicht im Fokus der Forschungsfragen stehenden, ja irrelevanten Gegenstand bezeichnet Catherine Palmer den Sport bis in diese Zeit.⁷ Um einen Abriss der Geschichte des Sports im Vielnamenfach empirische Kulturwissenschaften/europäische Ethnologie/Volkskunde/populäre Kulturen zu geben, seien verschiedene Arbeiten exemplarisch genannt, deren Grenzen zu anderen Fächern jedoch fließend sind. So geht eine Publikation zur Geschichte des Fitness- und Körperkults im 20. Jahrhundert auch auf kulturelle Aspekte ein, die Hauptperspektive bleibt jedoch eine historische.⁸ Auffällig ist, dass gerade in deutschsprachigen Arbeiten des Fachs zwar vereinzelt Publikationen zum Sport erschienen sind, eine breitere Fokussierung auf diesen aber bis dato ausgeblieben ist. Vielleicht liegt es an der andauernden sowie ubiquitären Präsenz. Von volkstümlichen Spielen⁹ über die Popularisierung einzelner Disziplinen¹⁰ bis zu Weltmeisterschaften und Olympia¹¹ ist Sport gesellschaftlich konstant präsent, jedoch nicht als plötzlich auftretender gesellschaftlicher Trend zu bezeichnen: Bei Grossanlässen dringt Sportbegeisterung phasenweise in den Alltag vieler ein, ebbt aber nach den Veranstaltungen bei der breiten Masse wieder ab. Zurück bleiben Fanartikel oder die Intention, selbst vermehrt sportlich unterwegs zu

5 Raúl Acosta-García stellt dies beispielsweise in einem Projekt zum Fahrradfahren als Critical Mass dar (Acosta-García, 2019).

6 M. Müller, 2015.

7 Palmer, 2002, S. 253; vgl. zu frühen Arbeiten auch Sands, 1999b; Blanchard, 1985; Fox, 1961; Mooney, 1890; Paul, 1962; Berndt, 1892; Reutler, 1940.

8 Vgl. Trachsel, 2003. Ebenso greifen andere Felder in kulturelle Fragen des Sports ein, wie Digel, 1990, und Sydnor, 1998, zeigen.

9 Vgl. beispielsweise Hafstein, 2017, siehe ebenso Hafstein, 2009, und Hafstein, 2012, in Bezug auf Traditionen und Sport.

10 So sei exemplarisch der Laufsport genannt, der in den 1980er-Jahren populär wurde und auch zu einer Hinwendung der Volkskunde zu diesem Thema führte (R. Lutz, 1989a, b; vgl. auch Brinkel, 2008).

11 Vgl. Umminger, 1969.

sein. Vielleicht ist gerade dieses konstante Vorhandensein des Sports ohne grosse Popularitätsauschläge als Erklärung zu sehen, warum auch in der Kulturanthropologie das Thema nicht im Zentrum des Interesses steht, auch wenn es von Einzelnen immer wieder behandelt wird.¹² Die Bevorzugung des Breitensports zieht sich dabei als Konstante durch das Fach, anders als in einigen sportwissenschaftlichen Arbeiten, die bewusst mit Spitzensportler*innen arbeiten.

Mit dem Panel «Sport und Sinne» der 2015 in Zürich abgehaltenen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde¹³ rückte das Feld des Sports als Tagungsthema verstärkt in den Fokus der deutschsprachigen Kulturanthropologie und in den letzten Jahren zeichnet sich eine Zunahme der Beschäftigung mit dem Thema ab, insbesondere bei Nachwuchswissenschaftler*innen.¹⁴ Eine Liste englischsprachiger Publikationen der kulturanthropologischen Sportforschung fiel umfangreicher aus als die der deutschsprachigen.¹⁵ Sie sind vielfach disziplinübergreifend orientiert,¹⁶ was auch für diese Arbeit von Bedeutung ist. Im Folgenden werde ich auf weitere Arbeiten der Sportforschung zu sprechen kommen, die im Zusammenhang mit dieser Arbeit relevant sind.

12 Vgl. zum Beispiel zum Trend der Migrationsforschung, der ab den 2010er-Jahren wegen seiner gesellschaftlichen Brisanz auch die Kulturanthropologie erfasste, den Sammelband Jöhler, M. Matter und Zinn-Thomas, 2011, und Einzelbeiträge in den folgenden Jahren: J. Müller, 2013; Schmidt-Lauber, 2013; Hess, 2013; Povrzanovic Frykman und Humbracht, 2013.

13 Siehe Krahn und Groth, 2017, mit einem Überblick über die Entwicklung des Sports in der (deutschsprachigen) Kulturanthropologie (vgl. S. 462–465). Siehe auch Krahn, 2017; Groth, 2017.

14 Faust und Heissenberger, 2016b; Haß, 2016; Haß und Schütze, 2018; Heissenberger, 2018; Wulfinghoff, 2019. Vgl. auch Atkinsons Aussage zur Zunahme der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Sport (Atkinson, 2016, S. 49). Auch der empirische Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger setzt sich mit dem Sport auseinander (Bausinger, 2006). In Bausinger, 2015, S. 13–19, thematisiert er sowohl die Rolle des Sporttreibenden als auch die der Zuschauenden. Des Weiteren sind Arbeiten aus den *Berliner Blättern* zu nennen: in Amelang, Bergmann und Binder, 2016, etwa Kienitz, 2016, und Graf, 2016 (siehe ebenso Graf, 2013); zum Involviertsein des Forschenden Faust und Heissenberger, 2016a; in Haß und Schütze, 2018, liegt der Fokus auf Mannschaftssportarten in diversen kulturellen Zusammenhängen. Bender, 2012, beschäftigt sich mit japanischen budō-Disziplinen in Deutschland und verknüpft somit die Themen Sport, Spiritualität und migrantische Prozesse.

15 Siehe unter anderem Atkinson, 2016; Sands, 1999a, b, oder auch das thematische Heft der *Anthropologica* zu «Sports» (2004), darin unter anderem Dyck, 2004; Moore, 2004; C. M. Anderson, Bielert und R. P. Jones, 2004. Zahlreiche Studien zum Laufsport sind dem Triathlon thematisch nah: Bale, 2004, 2011; Hockey, 2009; Allen-Collinson und Hockey, 2010; Shipway und Holloway, 2010; Allen-Collinson und Owton, 2015; Allen-Collinson, 2003; Palmer, 2016b; Hockey, 2009; Carlén und Maivorsdotter, 2016; Allen-Collinson, 2008. Ebenso Publikationen zum Radfahren: Jungnickel und R. Aldred, 2013; Groth, 2014; Vivanco, 2013; Augé, 2016; Oldenziel et al., 2016; Horton, 2007; Krahn und Tschofen, 2016; Tóth, 2013; Acosta-García, 2019; Wulfinghoff, 2019.

16 Gerade die Überschneidung mit Arbeiten, die eher der Ethnologie zugeordnet werden könnten, werden sichtbar, wie Husmann, 2002.

2.1.2 Sportforschung in den Humanities

Das «Blurring of the Genres»,¹⁷ das Clifford Geertz als typisch für die Kulturanthropologie bezeichnet, lässt sich auch für ethnografische Forschungen zu Sport beobachten. Klare Grenzen zwischen den Publikationslandschaften verschiedener Humanwissenschaften lassen sich nicht ziehen. Beispielsweise behandeln historische Arbeiten vielfach Fragen zu Kultur und Praktiken¹⁸ oder greifen trotz anderer Fachhintergründe methodisch ineinander.¹⁹ In den Sportwissenschaften gibt es einige Arbeiten, welche Fragen thematisieren, die sich auch die Kulturanthropologie stellt, sie verwenden aber andere Methoden und beantworten Fragen gerade aufgrund statistischer Auswertungen quantitativer Werte anders. Als Beispiel ist die Arbeit «Eating Attitudes, Body Image, and Nutrient Intake in Female Triathletes» zu nennen, die sich mit Triathletinnen und ihrem Essverhalten, das auch zu Essstörungen führen kann, beschäftigt. Mittels Fragebögen wurden Daten von 188 Frauen erhoben. Die naturwissenschaftlich arbeitenden Autoren Holly Wethington et al. kamen zu dem Schluss, dass es statistisch signifikante Beziehungen gibt zwischen verschiedenen Faktoren wie Gewicht und Ernährung, der verzerrten Vorstellung der Körpermasse und der konsumierten Nahrungsmenge, insbesondere bei Athletinnen, die Sprinttriathlons absolvieren. Die Studie legt diese Verhältnisse offen, spricht aber keine individuellen Beweggründe diesbezüglich an.²⁰ Die Kulturanthropologin Megan Axelsen widmet sich in «The Power of Leisure: I Was an Anorexic; I'm Now a Healthy Triathlete»²¹ ebenfalls dem Thema, beschreibt aber autoethnografisch die Entwicklung hin zur Essstörung und den Umgang damit. Somit untersuchen beide Arbeiten ein ähnliches Thema, das Teil des Triathlons zu sein scheint. Wellington liefert Zahlen und benennt eine Problematik, Axelsen benennt Erlebnisse aus der Alltagswelt und stellt das Problem aufgrund individueller Erfahrungen dar – die sich statistisch nicht herausarbeiten liessen, sondern einzig und allein durch die qualitative Erhebung zugänglich werden. Fachspezifisch werden die Unterschiede der Forschungen deutlich.

In den Sportwissenschaften gibt es wenige ethnografische Arbeiten, was Jörg Thiele in «Ethnographische Perspektiven der Sportwissenschaft in Deutschland: Status Quo und Entwicklungschancen» beanstandet.²² Hingegen gibt es einige Arbeiten in den pädagogisch orientierten Wissenschaften, die sich dem Sport

17 Geertz, 1980.

18 Vgl. ebenso Runggaldier, 2011; Sturm, 2013; Mason, 1989.

19 Vgl. Jungnickel und R. Aldred, 2013; D. J. Lee, 2015.

20 Wethington et al., 2002.

21 Axelsen, 2009.

22 Thiele, 2005, S. 258.

ethnografisch nähern.²³ Im Zusammenhang für diese Arbeit waren weitere Forschungen relevant, die eine Verschränkung der Fächer aufweisen, insbesondere solche, die primär in der Humangeografie,²⁴ aber auch in der Soziologie anzusiedeln sind.²⁵

2.1.3 Methodisches Potenzial der Sportforschung

Diverse deutsch- wie auch fremdsprachige Publikationen zeigen, dass sich der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Sport methodologische Möglichkeiten und Herausforderungen auftun, die für dieses vielfältige, körperbezogene Feld bezeichnend sind.²⁶ So fällt auf, dass in der Sportforschung viele autoethnografische Arbeiten entstehen. Egal, ob zum Boxen, Snowboarden, Skateboarden, Windsurfen, Judo, Wrestling, Bodybuilding, Rugby, Ballett, Yoga, Radfahren oder Joggen:²⁷ alle diese Studien greifen sowohl sensuelle als auch körperbezogene Themen auf und involvieren den Forscher als Athlet*in, der/die über das Mitwirken an den sportlichen Praktiken als Teil des Feldes Forschungsdaten sammelt.²⁸ Autoethnografische Studien gewähren auch Einblicke in private und fragile Zusammenhänge, die durch andere Methoden schwerlich erhoben werden könnten. Die Methode lässt sich somit gewinnbringend anwenden.²⁹ Ausserdem fällt auf, dass viele Studien genderspezifische Fragen auf der autoethnografischen Ebene thematisieren (mehr dazu unter 2.4.2).³⁰ Gerade das Involviertsein in den Sport eröffnet methodisches Potenzial im Feld des Sports.

23 Funke-Wieneke und Laging, 2010.

24 Marschik, O. Müllner Penz und Spitaler, 2009; Spinney, 2010.

25 Rieger-Ladich, 2009; Passoth, 2016; Edwards, 1973.

26 Girtler, 1991, nutzt beispielsweise das Radfahren als Zugang, der nicht nur die Sportart, sondern, eingeflochten in die Erzählung eines Reiseberichts einer 16-tägigen Radwanderung, auch kulturwissenschaftliche Themen darstellt: von Feldforschung über Ess- und Trinkkulturen bis hin zu Überlegungen zu Sprache, Ritualen und zu Arten des Langsamverkehrs.

27 Boxen: Wacquant, 2010; Snowboarden: Thorpe, 2011; Skateboarden: Becky, 1995; Windsurfen: Sands, 2001; Wheaton und Thorpe, 2018; Judo: Kumate und Falcous, 2016; Wrestling: Garis, 1999; Rebollo Gil, 2018; Bodybuilding: A. M. Klein, 1993; Monaghan, 2001; Shilling und Bunsell, 2009; Paradis, 2012; Shilling und Bunsell, 2014; Rugby: Howe, 2001; Ballett: Pickard, 2013; Yoga: Atkinson, 2010; Hauser, 2013; Fish, 2016; Radfahren: Larsen, 2013; Jungnickel und R. Aldred, 2013; Spinney, 2006; Hammer, 2015; Joggen: Allen-Collinson und Hockey, 2001; van Vuuren, 2014; Hockey, 2009.

28 Vgl. Ploder und Stadlbauer, 2013; Amelang, Bergmann und Binder, 2016; Allen-Collinson und Owton, 2015; Allen-Collinson, Jennings et al., 2018; Allen-Collinson, Vaitinen et al., 2018; Jungnickel und R. Aldred, 2013; D. J. Lee, 2015.

29 Faust und Heissenberger, 2016a, thematisieren das Involviertsein der Forschenden; vgl. zur Position des Ethnografierenden auch Coffey, 1999.

30 Pavlidis, 2013; Mitchell, Allen-Collinson und Evans, 2016; vgl. ebenso Palmer, 2016b.

2.1.4 Triathlon in den Humanities – ein Überblick

Geisteswissenschaftliche Publikationen, die sich mit Triathlon beschäftigen, sind eher selten – vor allem im Vergleich zu Studien zu anderen Sportarten wie Joggen³¹ oder Fussball.³² Die sich mit Triathlon im weiteren Sinne beschäftigten Arbeiten kreisen primär um Themen wie Lebenswelten, Motivation, extremes oder ausseralltägliches Erleben oder Erfahren in Bezug auf den eigenen Körper beziehungsweise mittels des eigenen Körpers. Ähnlich wie die Studien zu Lebenswelten bei Bodybuildern³³ oder Seglern³⁴ lassen sich auch bei Triathlet*innen sport- und habitusspezifische Ähnlichkeiten unter den Athlet*innen finden.³⁵ Exemplarisch sollen im Folgenden einige Arbeiten genannt werden, die im Zusammenhang mit meiner Forschung relevant sind.

Der Soziologe Michael Atkinson argumentiert in «Triathlon, Suffering and Exciting Significance»,³⁶ dass der Triathlon Teilnehmende anziehe, die eine hohe Leidensbereitschaft mitbringen würden. Er spricht von physischem und psychischem Stress, der die Stunden der Aktivität überdauert. Schmerz fungiere als eine Form des Bonding.³⁷ Er zeigt exemplarisch einen Weg des *Hineinwachsens* (vgl. 5.1) in den Sport auf und bezieht sich auf eigene Erfahrungen als Triathlet, die ihn begleiten, bis er schliesslich an einem Ironman-Event teilnimmt. In «Enduring Bodies in Triathlon. Tribal Play: Subcultural Journeys Through Sport»³⁸ beantwortet Atkinson mit Norbert Elias' Theorie des Habitus die Frage, warum eine grosse Anzahl Triathlet*innen ihre körperlichen Limits im Sport testen. Er hält fest, dass «those who relish intense physical and cognitive self-punishment share a learned personality structure that configures suffering as a form of moral endurance».³⁹

31 Hockey, 2009; Allen-Collinson und Hockey, 2010; Shipway und Holloway, 2010; Allen-Collinson und Owton, 2015; Allen-Collinson, 2003; Palmer, 2016b; Hockey, 2009; Carlén und Mairvorsdotter, 2016; Allen-Collinson, 2008; Allen-Collinson und Hockey, 2015.

32 Den Fussball als Nationalsport nimmt Rolf Lindner in den Blick, wobei er verschiedene Akteur*innen betrachtet: Fans, Spieler, Professionelle (Lindner und Breuer, 1979; Lindner, 1980, 1983). Vgl. in Anlehnung an Lindner auch Mikos, 2010. Im Sammelband Schmidt-Lauber, 2003, geht es weniger um die Praktiken der Sporttreibenden, die Fans, dieses vielfach als links und emanzipatorisch verstandenen Vereins. Die Fanforschung dominiert insbesondere im Feld des Fussballs, wie Numerato, 2016; Schwell et al., 2016; Eggeling, 2005; Schmidt-Lauber, 2009a; Heissenberger, 2018, zeigen. Vgl. ebenso Faust und Heissenberger, 2016a, b; Schmidt-Lauber, 2009a.

33 Honer, 2011.

34 Kleinert, 2015.

35 Wicker, Prinz und Weimar, 2012.

36 Atkinson, 2008b.

37 Ebd., S. 165.

38 Atkinson, 2008a.

39 Ebd., S. 297.

Auch Ron McCarville beschreibt autoethnografisch das Erleben eines Ironman-Wettkampfes. In «From a Fall in the Mall to a Run in the Sun: One Journey to Ironman Triathlon» zeigt er, wie er in den Sport hineingewachsen ist, ein Motiv, das auch meine Forschung hervorgebracht hat (vgl. 5.1). Anhand des Ironman-Wettkampfes beschreibt er seinen Versuch, dem Alltäglichen, dem Gewöhnlichen und empfundenen Grenzen, zu entfliehen.⁴⁰ Megan Axelsen stellt ebenfalls dar, wie sie zum Triathlon gekommen ist. Dieses Involviertsein habe ihr geholfen, ihre Anorexie zu kontrollieren und ihre Krankheit durch diesen sehr körperbezogenen Sport⁴¹ umzuformen und neue persönliche Perspektiven zu entwickeln.

In «Why Would Anyone Do That?» thematisiert Stephen C. Poulson⁴² die Lebenswelt eines Triathleten beziehungsweise Mountainbikers – primär seinen eigenen Erfahrungshorizont, aber auch die Erfahrung anderer – im Kontext soziologischer Forschung. Er fragt vor allem danach, warum das Sporttreiben für Athlet*innen wie ihn so allumfassende Lebenskonzepte, Grenzerfahrungen und solch intensives Handeln und Involviertsein hervorbringt (vgl. 5).

Dan Hilliard beschreibt in der 1988 erschienenen Arbeit «Finishers, Competitors, and Pros: A Description and Speculative Interpretation of the Triathlon Scene» den Sport als von Angehörigen der gebildeten Mittelschicht betrieben, die durch ihn Herausforderungen und Kontrolle suchen, um ein zu geringes Mass an Gefordertwerden in beruflichen und privaten Zusammenhängen zu kompensieren. Auch er hat die Daten zum Teil durch eigene Teilhabe an Wettkämpfen sowie durch Interviews erhoben.⁴³ Ebenso geht aus den Texten der Kulturanthropologin Jane Granskog deutlich hervor, dass sie nicht nur als Wissenschaftlerin am Thema Triathlon interessiert ist. Vielmehr sind ihre Aktivitäten als Triathletin relevant für ihre zahlreichen Texte. Die Arbeit «Tri-ing Together: An Exploratory Analysis of the Social Networks of Female and Male Triathletes»⁴⁴ aus dem Jahr 1992 beschreibt Triathlon als einen damals neuen Sport, der in dem Jahrzehnt vor Erscheinen des Aufsatzes insbesondere in den USA im Zuge der Fitnessrevolution an Popularität und Teilnehmenden gewann. Die entstehende Triathlonkultur stellt die Autorin am Beispiel einiger Triathlet*innen aus Bakersfield, Kalifornien, dar und beschreibt die sozialen Beziehungen von Triathlet*innen in diesem Kontext. Die Triathlonszene eröffne für sie ein ideales Feld, um Genderrollen zu erforschen und aufzuzeigen, wie sie durch das Sporttreiben

40 McCarville, 2007.

41 Axelsen, 2009.

42 Poulson, 2016.

43 Hilliard, 1988.

44 Granskog, 1992.

verhandelt werden (vgl. 2.4.2).⁴⁵ Daraus leitet sie ab, wie sowohl Geschlechterrollen als auch Identitäten durch den Sport geformt werden. In «Tri-ing for Life: The Emergence of the Triathlon Sport Subculture and its Impact Upon Changing Gender Roles in North American Society»⁴⁶ beschreibt sie, wie männliche und insbesondere weibliche Sporttreibende eine Triathlonidentität entwickeln. Gleichzeitig zeigt sie, wie der Sport das Leben der Individuen verändert. Sie spricht von einer «correlation between level of involvement in the sport and the re-defining of one's gender role and identity».⁴⁷ In der 1993 erschienenen Arbeit «In Search of the Ultimate: Ritual Aspects of the Hawaiian Ironman Triathlon»⁴⁸ beschreibt sie den Ironman Hawaii als rituellen Event, der auf die Wettkampfteilnehmenden wie ein *rite de passage*⁴⁹ wirkt. Ihre Erfahrung spiegelt sich auch in meiner Feldforschung wider:

«It is difficult to comprehend the nature of the transformative process that occurs within the individuals during these events [den Triathlonwettkämpfen] simply by observing such events from an outsider's perspective or by watching them on television from the comfort of one's living room.»⁵⁰

Die Relevanz des Involviertseins der Forscherpersönlichkeit stellt auch in meiner Forschung einen Fakt dar, der einen Grossteil des Erkenntnisgewinns ausgemacht hat. Ebenso lassen sich Analogien bei der autoethnografischen Herangehensweise in Gramskogs Arbeit «Just <Tri> and <Du> It: The Variable Impact of Female Involvement in the Triathlon/Duathlon Sport Culture» finden, in der sie Übergänge und schwierige Lebensphasen von vier Frauen vorstellt und die Rolle des Triathlons in diesen Zeiten beschreibt.⁵¹ Sie folgt Roger Goulds⁵² Konzept der Veränderungen altersbezogener Lebensfragen. Als Beispiel für die Phase der «midlife crisis» und «redefining of self» verwendet sie ihre eigene Erfahrung als Triathletin, spricht jedoch nicht von Autoethnografie, sondern von ihrer persönlichen Erfahrung.⁵³ Dass Triathlon zu einer anderen Wahrnehmung und Aneignung des eigenen Körpers führt, haben Megan Kelly Cronan und David Scott herausgefunden. Die Studie «Triathlon and Women's Narratives of Bodies and Sport» zeigt, wie das Training in Frauentriathlonclubs darauf hinausläuft, dass sich die Frauen ihren Körper und den Sport auf eine neuartige Art und Weise aneignen, dass neue soziale Netze geknüpft werden, die helfen, andere

45 Ebd.

46 Granskog, 1991.

47 Ebd., S. 434.

48 Granskog, 1993.

49 Van Gennep, 1981; V. W. Turner, 1989.

50 Granskog, 1993, S. 4.

51 Granskog, 2003.

52 Gould, 1979.

53 Granskog, 2003, S. 46–48.

Schwierigkeiten im Alltag zu koordinieren oder zu überwinden, beispielsweise Probleme bei der Arbeit oder der Kinderbetreuung.⁵⁴

Den Körper als Medium der Erfahrung stellt auch Corina Turnes ins Zentrum, indem sie aus soziologischer Perspektive mithilfe von Foucaults Konzept der Formung von Subjektivität hinterfragt, wie Triathlet*innen ihren Körper gestalten.⁵⁵ Der Aufsatz vereint somit zwei populäre Forschungsthemen der Literatur zu Triathlon: den Körper und dessen Gestaltung. Auch der Sportwissenschaftler William Bridel arbeitet zu Ironman-Triathlet*innen und ihrem Verständnis von Gesundheit und zur gleichzeitig entstehenden Formung von Körpervorstellungen und von Einschätzungen der Leistungsfähigkeit. Arbeitszeit wird beispielsweise auch zur Arbeit am Selbst genutzt. Während Bridel derlei Verhalten neoliberalen Gesundheitsdiskursen zuordnet,⁵⁶ arbeitet Corina Turnes in «Extremsport Triathlon und Michel Foucaults Konzept der Formung von Subjektivität»⁵⁷ mit Foucaults Gouvernementalitätskonzept.⁵⁸ Beide Arbeiten zeigen, dass Selbstermächtigung und Kontrolle im Feld relevante Motive darstellen. Nina Degele interviewt in «Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie» unter anderem Triathlet*innen und diskutiert individuelle Verständnisse von Schmerzen.⁵⁹ Betrachtet man diese Themen, verwundert es kaum, dass Arbeiten zu Aussehen und Essverhalten den Sport ins Zentrum der Untersuchungen stellen.⁶⁰

Die Arbeit des ethnografisch arbeitenden Adam Slotnick hingegen widmet sich «Status Symbols in Triathlete Culture»⁶¹ wie amerikanischen Nummernschildern, die mit Triathlonsymbolen versehen sind, oder Tätowierungen und zeigt, wie der Sport über den Körper hinaus kommuniziert wird. Alle genannten Arbeiten forschen mit ethnografischen, qualitativen Methoden wie Interviews und teilnehmender Beobachtung und einer Vielzahl autoethnografischer Zugänge.⁶² Sinnliches Erleben in Bezug auf das Wetter wird in «Weather-wise? Sporting

54 Cronan und D. Scott, 2008.

55 Turnes, 2008.

56 Vgl. Wolff, 2013.

57 Turnes, 2008.

58 Das Gouvernementalitätskonzept (vgl. insbesondere Foucault, 2004a, b) ist bereits vielfach diskutiert worden (Bröckling, 2015, 2018, 2007; Krasmann und Volkmer, 2007) und verliert sich gewissermaßen im foucaultschen Diskurs, der sich mit «Überwachen und Strafen» (Foucault, 1976) und «Die Gouvernementalität» (Foucault, 2004a, b) manifestiert: Ein Fremdregieren, Kontrollieren und Überprüfen des Eigenen durch andere spitzt sich dadurch zu, dass Formen von Machtausübung entstehen, die in der Moderne nicht von Regierenden oder Organisationen ausgeht, sondern selbst auferlegten Formen eines vermeintlich «besseren Leben» folgen. Siehe Kapitel 5.3.2.

59 Degele, 2006.

60 Axelsen, 2009. Vgl. des Weiteren die quantitative Studie Wethington et al., 2002.

61 Slotnick, 2012.

62 Atkinson und Axelsen sprechen von Autoethnografie, Bridel von autobiografischem Zugang.

Embodiment, Weather Work and Weather Learning in Running and Triathlon» autoethnografisch diskutiert.⁶³ Die vier Autoren schreiben dazu: «We were thus <vulgarly> competent at <doing> running, jogging and triathlon and our data were firmly grounded in lived experience.»⁶⁴ Sie beschreiben immer wieder das eigene Erleben und setzen es in Beziehung zu theoretischen Perspektiven, um es in einen grösseren Kontext einzuordnen.

Der Sportwissenschaftler Jürg Schmid publizierte 1990 «Phänomen Triathlon», worin er Triathlon als freizeitsportliche Tätigkeit aus psychologischer Sicht betrachtet. Er kommt zum Schluss, dass es sich um ein heterogenes Feld handelt, das im Vergleich zur «Durchschnittsbevölkerung», wie er sagt, eine «<auffällige> Merkmalsstruktur» aufweist.⁶⁵ Er evaluiert sechs charakteristische Merkmalskonstellationen, den «Gelegenheitstriathlet[en]»,⁶⁶ den «angefressenen Typ»,⁶⁷ den «kathartischen Typ»,⁶⁸ den «Sunny-Boy»,⁶⁹ den «regenerativen Typ»⁷⁰ und den «eisernen Typ»,⁷¹ und hält fest, dass die Persönlichkeitsstruktur, die er durch psychologische Tests mit den Triathlet*innen erarbeitet, von der Durchschnittsbevölkerung abweiche.⁷² Auffällig ist, dass die von Schmid gewählten Bezeichnungen und die damit anklingenden Eigenschaften auch den gängigen Klischeevorstellungen von Triathlet*innen entsprechen, wie sie sowohl innerhalb als auch ausserhalb der Szene thematisiert werden.⁷³ In seiner drei Jahre später erschienenen Arbeit «Arbeit, Persönlichkeit, Motivation und Engagement für Ausdauersport. Eine empirische Typologie von Triathlet*innen» entwickelt Schmid die psychologische Evaluation seiner vorangegangenen Studie weiter und sucht nach zusätzlichen Erklärungen für die Wahl, «extreme Ausdauersportarten»⁷⁴ zu betreiben.

Eine Studie von Pamela Wicker et al.⁷⁵ zu Wettkampfteilnehmenden sowie eine von Thomas Thein zum Triathlon in Roth⁷⁶ – in der Szene einer der bekanntesten Wettkämpfe – verhandeln sowohl die Rolle von Triathlonveranstaltern als

Granskog beschreibt ihre eigene Perspektive und nennt sie *persönliche Erfahrung*. Granskog 2033, S. 35.

63 Allen-Collinson, Jennings et al., 2018.

64 Ebd., S. 5.

65 Schmid, 1990, S. 229.

66 Ebd., S. 187 f.

67 Ebd., S. 188–191.

68 Ebd., S. 191–194.

69 Ebd., S. 194–198.

70 Ebd., S. 198 f.

71 Ebd., S. 199–201.

72 Schmid, 1990, S. 226.

73 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

74 Schmid, 1993, S. 14.

75 Wicker, Prinz und Weimar, 2012.

76 Thein, 2004.

auch Typisierungen von Triathlontreibenden. Wicker et al. unterscheiden «serious pursuitters, sport lovers, and socialisers depending».⁷⁷ Um das Konsumverhalten geht es Pamela Wicker, Joachim Prinz und Daniel Weimar in «Big Spenders in a Booming Sport: Consumption Capital as a Key Driver of Triathletes' Sport-Related Expenditure».⁷⁸ Mit den Kosten des Sports, aber auch mit der Motivation der Teilnehmenden beschäftigen sich Francesco Raggiotto et al. in «The Triathlon Sport Consumer. A Segmentation Proposal».⁷⁹ Dabei gehen sie auf die Charaktere der Athlet*innen ein, um deren Bedürfnisse vonseiten der Veranstaltungsorganisatoren besser zu verstehen und den touristischen Wert der Veranstaltungen zu steigern.⁸⁰ Solche Arbeiten rücken marktwirtschaftliche Aspekte in den Vordergrund und sind eher am Rand der Geisteswissenschaften zu verorten.⁸¹ Jedoch kommen sie auf diverse Aspekte zu sprechen, denen ich im Feld immer wieder begegnet bin. Ein gutes Beispiel ist die Beobachtung, dass viele Athlet*innen weite Reisen in Kauf nehmen, um an Wettkämpfen teilzunehmen. Matthew Lamont, auch ein Triathlet, und Millicent Kennelly liefern eine quantitative Beantwortung der Frage: In «*I Can't Do Everything!* Competing Priorities as Constraints in Triathlon Event Travel Careers» beschreiben sie, wie es Triathlet*innen von Wettkampf zu Wettkampf zieht und wie sie dadurch in persönliche Dilemmata geraten, da ihre täglichen Routinen und Bedürfnisse wegen des Reisens nicht unbedingt erfüllt werden können. Mittels Textanalyse eines australischen Onlineforums für Triathlet*innen evaluieren sie intrapersonelle, interpersonelle und strukturelle konkurrierende Prioritäten. Die Triathlet*innen schienen bereit, eine Reihe von Opportunitätskosten zu akzeptieren, um die Dynamik ihrer Wettkampffreisen aufrechtzuerhalten.⁸²

Die Frage nach der Wettkampfmotivation stellen Robert W. Case und J. David Branch in «Event Marketing: An Examination of Selected Demographic and Psychographic Data of Participants Competing in the World's Foremost Off-Road Triathlon Event».⁸³ Ihre Ergebnisse zeigen auf, dass die Hauptgründe der Teilnahme waren, sich gegen die Natur, gegen andere und sich selbst zu testen. Auch David Lovett thematisiert den Faktor Motivation in «An Examination of the Motives to Participate in Sprint Distance Triathlon».⁸⁴ Er arbeitet quantita-

77 Wicker, Prinz und Weimar, 2012, insbesondere ab S. 13.

78 Wicker, Prinz und Weimar, 2013.

79 Raggiotto et al., 2016.

80 Ebd.

81 Vgl. hierzu den Text zur Tour de France von Catherine Palmer, in dem sie aus kulturanthropologischer Perspektive marktwirtschaftliche Aspekte der Tour und deren Einfluss auf die lokale Kultur und die temporären Veränderungen auf die Lokalitäten beschreibt (Palmer, 1998).

82 Lamont und Kennelly, 2010b.

83 R. Case und Branch, 2001.

84 Lovett, 2011.

tiv geschlechterspezifische Unterschiede in der Motivation für die Teilnahme am Triathlon und die Zugehörigkeit zur Szene heraus. Ebenfalls auf Geschlechterunterschiede gehen Romuald Leepers und Paul Stapley in «Differences in Gender and Performance in Off-Road Triathlon» ein, fokussieren aber auf den Cross-Triathlon.⁸⁵

Die Liste der Arbeiten zu Triathlon könnte weiter fortgeführt werden, mündert aber an vielen Stellen in die verschiedensten Disziplinen der Geisteswissenschaften mit Verbindungen zur Sportwissenschaft, zu Managementstudien und zur Medizin. Auffällig bleibt das eigene Involviertsein als forschende/r Triathlet*in. Neben der Thematisierung des Triathlons in den Humanities wird der Sport populärwissenschaftlich meistens in Form von Trainingshandbüchern und Motivationsratgebern⁸⁶ abgehandelt. Auch gibt es einige Autobiografien von (Ex-)Triathlet*innen.⁸⁷ Viele Zeitungsartikel hinterfragen die oben genannten Themen und repräsentieren das Spektrum des Sports gern durch die aktuellen Stars der Szene.⁸⁸ Verschiedene naturwissenschaftliche und sportmedizinische Fallstudien sind durchaus von kulturwissenschaftlichem Interesse, weisen jedoch eher laborhafte Zugänge zum Sport auf.⁸⁹ Hierbei dominieren die Arbeiten unter der Federführung des Schweizer Beat Knechtle, der – nicht überraschend – selbst (Ultra-)Triathlon betreibt.

Kulturanthropologische Sportforschung: Fazit und Ausblick

Auffallend ist, dass die doch überschaubare Literatur zu Sport in den Humanities zwar immer wieder ähnliche Felder bearbeitet, jedoch verschiedenen Disziplinen zuzuordnen ist. International gibt es eine generelle Beschäftigung mit dem Sport. Ihre Stärke liegt in den pluralen Zugängen, deren Fachgrenzen nicht immer klar zu ziehen sind. Die Verhandlung von Körper und Lebensstil ist ebenso ein wiederholt auftretendes Thema wie Identitäten, die durch den Sport gebildet werden. Zentral ist vielfach die Frage nach den Gründen für das Triathlontreiben, wobei die Erklärungen von Schmerzgemeinschaften⁹⁰ über

85 Leepers und Stapley, 2010.

86 Birkel und Ackermann, 2013; Friel, 1998.

87 Mc Cormack, 2011; Wellington, 2012; Allen, 2014; Frodeno, 2018.

88 Gertsch, zuletzt eingesehen am 3. 11. 2018; Gertsch, Christof und Ziauddin, Bruno, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2017; Teuwsen, zuletzt eingesehen am 2. 1. 2018.

89 Del Coso et al., 2014; Dietz et al., 2013.

90 Atkinson, 2008b; vgl. ebenso Turnes, 2008; vgl. zu emotionalen Communitas Bareither, 2016, S. 235–246, siehe auch S. 216.

Genderrollen⁹¹ bis hin zu Körperfragen⁹² reichen. Die hohe Milieuaffinität der Forschenden zu ihrem Feld schlägt sich sowohl in den Forschungsfragen wie im methodischen Involviertsein nieder. Ich als Wissenschaftlerin unterscheide mich kaum vom Gros der Forschenden, die zu Triathlon arbeiten: Auch ich betreibe diesen Sport. Sport wird dabei immer wieder aus der Erfahrungsdimension betrachtet, was auch eine Erklärung für die Vielzahl autoethnografischer Zugänge im Vergleich zu der ansonsten eher marginalen Thematisierung in den Humanities ist. Ebenso präsent ist der Einsatz mobiler Methoden. Auffallend ist, dass die Literatur zu Triathlon, die in den Humanities anzusiedeln ist, grösstenteils soziologischen Zugängen unter Anwendung empirischer Methoden entstammt.

2.2 Raumforschung – Dimensionen

Raum wird im alltagssprachlichen Gebrauch in der Regel als etwas verstanden, was die Kulturwissenschaften als Container bezeichnen. Dieses Verständnis von Raum hat sich auch in der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema als zu eindimensional erwiesen: Nach dem Spatial Turn⁹³ rückten in den Kulturwissenschaften Räume in den Fokus, die sich durch die Handlungen der Akteur*innen formen und nicht blosse Volumeneinheiten bilden, «auf der sich Kulturphänomene lokalisieren».⁹⁴ Damit ist Raum zu einem «wichtigen Deutungskonzept menschlichen Handelns»⁹⁵ erhoben worden. Die Praktiken der Akteur*innen werden als Ergebnisse relationaler Aneignungen von kultureller Kompetenz verstanden, beziehungsweise die Aneignungen vollziehen sich in diesen Praktiken und bedingen sich gegenseitig.⁹⁶ In der zeitgenössischen kulturwissenschaftlichen Betrachtungsweise gehören diese nicht nur lokal zu verstehenden Dimensionen zueinander und bilden einen Verbund, den Autoren aus dem Fach wie Hermann Bausinger⁹⁷ und Johanna Rolshoven⁹⁸ oder fachnahe

91 Granskog, 2003.

92 Cronan und D. Scott, 2008.

93 Zu aktuellen Forschungen in der kulturwissenschaftlichen Raumforschung siehe Dünne und Stephan Günzel, 2006; Döring und Thielmann, 2009; Glasze, 2009; Warf und Arias, 2009; Stefan Günzel, 2010; Lehnert, 2011; Löw, 2010; Reckwitz, 2012a; Rolshoven, 2012; Windmüller, 2013; Schlitte et al., 2014; Nieuwenhuis und Crouch, 2017.

94 M. Seifert, 2009, S. 474.

95 Keding und Weith, 2014, S. 131. Nach Edward Soja ist Raum sowohl in physisch-materieller, absolutistischer Perspektive (konkrete Orte) als auch in seiner relativistischen, symbolischen Ausprägung zu betrachten, an der sich die Praktiken und Denkweisen der Akteur*innen orientieren (vgl. E. Soja, 1996).

96 Foucault, 2006, S. 318.

97 Bausinger, 1988.

98 Rolshoven, 2003, 2012.

Autor*innen wie Martina Löw detaillierter beschrieben haben:⁹⁹ Es findet eine Wechselwirkung zwischen den physisch-materiellen Faktoren der Umgebung und den darin handelnden Akteur*innen statt. Die Handlungen wirken ebenso auf die physisch-materiellen Umgebungen ein, wie sie davon beeinflusst werden. Diese Entwicklung hin zu einem umfassenden Raumverständnis, welches Raum in all seinen sozialen Produktionen erfasst, vollzog sich in der Theoriebildung der Humanwissenschaften in den 1980er-Jahren.

Aneignung und Einverleibung von Raum durch sportliche Praktiken

Ich begreife den hier in einem kulturwissenschaftlichen Zusammenhang erforschten Raum der Triathlet*innen als einen relationalen, der konkrete Orte und Praktiken mit imaginären Räumen verbindet. Der Raum selbst enthält Anleitungen, wie er als triathlonspezifischer zu begreifen ist, beispielsweise die Wechselzone, die nur bestimmten Personen zugänglich ist und erst durch spezifische Praktiken beherrscht wird. Dadurch wird dieser Raum konstituiert. Das physisch-materielle Handeln führt zu kollaborativen und kommunikativen Raumproduktionen, die sich wechselseitig bedingen.¹⁰⁰ Gleichermassen konstituiert sich Raum in den Köpfen der Athlet*innen durch die Bewegung. Die Intensität des Sports führt dazu, dass die Wahrnehmung der Athlet*innen davon geprägt wird, und beeinflusst diese so in ihren Handlungen in Alltag, Training und Wettkampf. Sich klein fühlen in der Landschaft, eine Gegend durch den Sport bezwingen, über sportliche Erfahrungen reden, ein Gefühl für eine Strecke entwickeln, das alles sind Aspekte, die den Raum des Triathlons mit konstituieren.¹⁰¹ Die Entstehung und die Wahrnehmung eines Raumes hängen stets davon ab, was mit beziehungsweise in ihm gemacht werden kann.¹⁰² So wird der Zü-

⁹⁹ Löw, 2010; vgl. aber auch Certeau, 1988.

¹⁰⁰ Vgl. zum relationalen praxeologischen Raumbegriff unter anderem Tschofen, 2013, 2017c, S. 27 f.

¹⁰¹ Groth und Krahn, 2017.

¹⁰² Vgl. beispielsweise zur Rolle, die ein Stadium als verortbarer Raum für verschiedenste Sportarten spielt, Bale, 2005; Marschik, R. Müller et al., 2005; Ebeling, 2009. Wie das Schwimmbad als Raum einen gesellschaftlichen Mikrokosmos widerspiegelt und fortlaufend verhandelt wird, zeigt S. Scott, 2010, S. 147. Ebenso zeigt sie, dass das Verhalten darin verhandelt werden muss (S. Scott, 2009). Die Kulturanthropologin Laura Spielvogel, 2003, S. 142–206, stellt dar, wie Räume und Körper in den Kontexten eines Fitnessclubs entstehen, welche Rolle Geschlecht spielt, wie der als ideal verstandene weibliche Körper im Abbild der Spiegel im Studio verhandelt wird und wie ein Verständnis von Raum in seiner sozialen und kulturellen Bedeutung entsteht. In Ginsberg Spielvogel, 2002, S. 194, zeigt sie, dass bestimmte Elemente in den Fitnessstudios ein bestimmtes Verhalten provozieren. Zum Beispiel können Spiegel als Aufforderung verstanden werden, die eigene Gestalt zu überprüfen, Sitzgelegenheiten hingegen laden zum Ausruhen ein. Somit wird über das physische Agieren des eigenen Körpers Raum verhandelt. Auch Crockett und Butryn, 2018, gehen auf die Bedeutung und Entstehung von Räumen ein. Sie beschreiben Körper-, Gesundheits- und Fitnessdiskurse in Bezug auf den Sport. Ihnen

richsee ein Ort für das triatlonspezifische Schwimmtraining, der Gotthardpass zu einem Ort des Grundlagentrainings und das Schilthorn das Ziel der abschließenden Laufstrecke eines Wettkampfes.

In Abgrenzung von der Phänomenologie sind im praxeologischen Verständnis (vgl. 3.1) nicht nur Wahrnehmung und Vorstellungen der Sporttreibenden raumkonstituierend, sondern auch ihre Praktiken (vgl. 5.1), Materialien (vgl. 5.2) und Körper (vgl. 5.3.1). Ein Raum des Triathlons wird in seiner Unmittelbarkeit erlebt, seine Bedeutung wird individuell erschlossen und in der Zukunft genutzt (vgl. 6). Dieses Raumwissen kann sich in die Körper einschreiben, es wird verinnerlicht. Es handelt sich somit um individuelle Erfahrungen, die sich subjektiv unterscheiden und sich auch verlagern oder ganz ändern können. Hat sich diese Erfahrungsdimension einmal erschlossen, sind zum Beispiel Landschaftserfahrungen ohne dieses Wissen über den versportlichten Raum nicht mehr denkbar. Topografisch ähnliche Landschaften werden nun in ähnlicher Weise gelesen. Sporttreibende bleiben immer Sporttreibende, sie haben in dem Sinne kein Wochenende, können das Sportler*innensein nicht ablegen, sondern agieren immer in einem eigens konstruierten versportlichten Raum mit spezifischem Szenewissen, spezifischen Praktiken, Logiken, Lesarten, Interpretationen und Realitäten. Im Zusammenhang mit der Erforschung von Triathlon ist das Konzept Raum hilfreich, um Lebenswelten, Handlungspraktiken und Wahrnehmungsdimensionen besser zu verstehen. Die triatlonspezifischen Praktiken kreieren Räume des Sports, die als subjektiv und handlungsbezogen zu verstehen sind. Daher sollen im Folgenden raumtheoretische Zugänge genannt werden, auf deren Grundlage ich im Verlauf dieser Arbeit argumentieren und weitere Überlegungen anstellen werde. Ich fokussiere auf Henri Lefebvre, Michel Foucault und Michel de Certeau,¹⁰³ um das Erleben von Strecken nachzuvollziehen (vgl. 6), die Bedeutungen bestimmter Orte zu erkennen. Darunter fallen temporäre Orte wie das Wettkampfgelände (vgl. 5.4.4) und permanente Orte wie persönliche Trainingsstätten, der eigene Haushalt (vgl. unter anderem 5) oder «Hawaii» (vgl. 6.2).

Lefebvre: Formen räumlicher Praxis, Raumrepräsentationen und Repräsentationsräume im Triathlon

Henri Lefebvre konzipiert Raum als mehr als nur einen Container. Er spricht von gelebter Praxis und unterscheidet drei Kategorien von Raum: räumliche Praxis, Raumrepräsentation und Repräsentationsraum.¹⁰⁴ Dabei produzieren

zufolge forciert der Standort der Studios, aber auch das Interieur und die lockere Anordnung der Geräte bei den Trainierenden die kraftvollen Körperbewegungen. Gleichzeitig würden Geschlecht, Alter, Fähigkeiten und Aussehen verhandelt.

103 Auf Raum im Kontext des Sports fokussieren unter anderem Crockett und Butryn, 2018.

104 Lefebvre, 2006, S. 333, 336.

Akteur*innen ihren Raum (räumliche Praxis) und eignen sich diesen mithilfe von konzipierten Räumen (Raumrepräsentationen) an.¹⁰⁵ Im Falle von Triathlonathlet*innen sind solche Raumrepräsentationen beispielsweise Karten oder andere Navigationshilfen, die sie auf Smartphones, GPS-Geräten oder Sportuhren dabei haben. Die konzipierten Räume sind somit Vorstellungsräume, die in den Karten und dergleichen festgehalten sind und sich somit über den physischen Raum legen.¹⁰⁶

Die Repräsentationsräume, die *espaces de représentation*, sind die gelebten Räume, sie werden durch Bilder und Symbole vermittelt und verweisen auf Erinnerungen, Körpererfahrung, Vorstellungen und Narrative. Der Repräsentationsraum ermöglicht den Athlet*innen das Abrufen von Bedeutungen auf der Trainings- oder Wettkampfstrecke. Strecken sind nämlich mehr als nur in Kilometern und Höhenmetern messbare Größen. Strecken werden verschieden erlebt (vgl. 6). Die Sporttreibenden können zum Beispiel durch Teilnahme an einem bestimmten Wettkampf beweisen, dass sie «dazu gehören», sie machen eine (un)gewollte «Grenzerfahrung»¹⁰⁷ oder verschieben die eigenen Grenzen sogar (vgl. 5.4.3).¹⁰⁸ Gerade die räumliche Praxis ist Produzentin von Orten und Gesamträumen, in ihr ist die Alltagswirklichkeit (Zeitpläne) mit (geografischen) Wegstrecken verknüpft.¹⁰⁹

Der Körper ist in Lefebvres Raumtriade als das Medium der Erfahrung des Raumes zu sehen.¹¹⁰ Auch ich nutze ihn als zentrales Element in der Feldforschung (vgl. 4). Die drei Dimensionen von Lefebvres Raumdarstellungen sind in diesem Zusammenhang nicht voneinander losgelöst denkbar. Die Beziehungen zwischen räumlicher Praxis, Raumrepräsentationen und Repräsentationsräumen bestimmen das Agieren der Athlet*innen im Raum.

Foucault: Heterotopien im Triathlon

Das von Michel Foucault beschriebene Konzept der Heterotopie ist eine Beschreibung von Räumen, die zwar in der Gesellschaft verortbar sind, aber eigenen Regeln folgen.¹¹¹ Heterotopien oder Gegenräume, die *contre-espaces*, bringen in der Regel an einem Ort «mehrere Räume zusammen, die eigentlich

105 Ebd., S. 333.

106 Ebd., S. 333, 336.

107 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

108 Nay, bewegtes Interview (Rennrad) vom 24. 11. 2014.

109 Lefebvre, 2006, S. 333, 335.

110 Ebd., S. 338.

111 Ich beziehe mich im Folgenden auf Foucault, 2005, 2006. Zum als unfertig beschriebenen Konzept der Räume vgl. Siegrundt, 2015, S. 52.

unvereinbar sind».¹¹² Die Wechselzone, die gesamte Wettkampfstrecke oder das Trainingslager sind als derartige Heterotopien des Triathlons zu bewerten. Es handelt sich um temporäre Orte, die gegenläufig Anstrengung und Erholung in sich bergen. Sie besitzen «stets ein System der Öffnung und der Abschließung [...], welches sie von der Umgebung isoliert».¹¹³ Beispielsweise ist das Betreten der Wechselzone nur bestimmten Personen gestattet – der Zugang bedeutet, dass man in der Lage ist, einen derartigen Wettkampf zu absolvieren. Dadurch befinden sich diese Räume quasi ausserhalb der Mehrheit der Gesellschaft – eine weitere Eigenschaft von Heterotopien.

Heterotope Räume können überall auftreten und sind entsprechend vielfältig. Dies liegt auch daran, dass sie wandelbar bleiben.¹¹⁴ Die Wechselzone ist solch ein Ort des konstanten Wandels. Zum einen sehen Wechselzonen von Wettkampf zu Wettkampf immer wieder anders aus, die Eingänge sind verschieden platziert, die Wegführung, die die Triathlet*innen absolvieren müssen, ist vorgegeben. Zum anderen verändert sie sich während des Wettkampfes immer wieder: Mal liegen die Schwimmsachen an den Plätzen, mal sind die Laufschuhe weg, es gibt Transitphasen, zu denen einige Räder in der Wechselzone stehen, andere gerade unterwegs sind usw. Viele heterogene und scheinbar inkompatible Räume werden in einer Heterotopie gleichermaßen vereint: Die Wechselzone ist ein Ort der Organisation und Ordnung, der sich mit Athlet*innen und ihren Materialien füllt, wenn er vor dem Wettkampf eingerichtet wird, sie ist ein Ort, der verlassen ist, wenn die Athlet*innen auf der Strecke sind. Ein Ort der Nervosität, beispielsweise vor dem Wettkampf, der Hektik, des Stresses und des Chaos, wenn die Materialien im Wettkampf unter Zeitdruck getauscht werden. Nach dem Wettkampf treffen hier unterschiedliche Emotionen aufeinander, es wird Ordnung geschaffen und die Wechselzone leert sich wieder und wird dann wieder angebaut.

Damit werden Wettkämpfe zu künstlichen Orten, was ebenso Eigenschaft von Heterotopien sein kann. Wettkampfstrecken sind mit Attributen des Alltäglichen ausgestattet, denn sie ordnen sich in die Alltagsumgebungen und Trainingsterrains der Athlet*innen ein. Doch ihnen haftet etwas Künstliches an, denn die Strecken sind anders beschildert, die Wege vorgegeben, kontrolliert und teilweise abgesperrt. Die Wettkämpfe werden zu kulturell codierten Abenteuern und sind damit Räume, die nicht dem Alltag entsprechen. Heterotopien können bestehende Räume als illusorisch erscheinen lassen, in Bezug auf ihre Regeln, Institutionen und Positionierungen infrage stellen und sind, anders als

112 Foucault, 2005, S. 14. Foucault nennt beispielsweise Friedhöfe, Gärten oder das Theater Heterotopien (Foucault, 2006, S. 322–325; 2005, S. 11).

113 Foucault, 2005, S. 18.

114 Ebd., S. 13.

Nichtheterotopien, nicht mit Defiziten und Unzulänglichkeiten ausgestattet. Heterotopien folgen ihren eigenen Logiken: Dies wird im Triathlon durch die triathlonspezifischen Praktiken sichtbar, die eigene Regeln und Routinen aufweisen. Die Regeln der Wettkämpfe, die Routinen innerhalb der Wechselzone sind Beispiele dafür. Heterotopien stehen oft «in Verbindung mit besonderen zeitlichen Brüchen».¹¹⁵ Die tickende Uhr der Wettkampfzeitmessung schafft einen derartigen Bruch. Sie löst die Wichtigkeit der Tageszeiten temporär auf. Was zählt, sind nur die Sekunden, die seit dem Startschuss verstrichen sind.

Wenn alle ins Ziel gekommen sind und die Triathlet*innen wieder weg sind, werden die durch die Triathleten angeeigneten Räume wieder zu herkömmlichen Räumen. So ist die Landiwiese in Zürich Ende Juli ein Raum des Triathlons, dessen heterotoper Charakter aufgebaut wird: Je näher das Datum der Rennen rückt, desto stärker verwandelt sich dieser Flecken am See in einen versportlichten Raum. Später im Jahr ist der Ort wieder Badewiese, Ort des Theater-spektakels und ein Raum, der mit anderen Bedeutungen belegt wird, die nur für manche noch den Bezug zum Triathlon herstellen.

Für mich ist die Landiwiese beispielsweise irreversibel mit Triathlon verbunden: Wenn ich mich ihr auf dem Fahrrad nähere, denke ich immer an meinen ersten Besuch dort, als ich selbst einen Triathlon absolviert habe. Ich erinnere auch die Tage, an denen ich als freiwillige Helferin des Ironman um vier Uhr morgens dort eintraf, die kühle Luft des Morgens, wie die ersten Athlet*innen erschienen, um die Wechselzone einzurichten, wie es hell wurde und die Spannung und Konzentration vor dem Wettkampf fast greifbar schien. Ich erinnere mich, wie der Startschuss durch die Luft hallt und sich die Masse der Triathlet*innen in Bewegung setzt. Wie ich ein anderes Mal selber starte. Wie sich die Radstrecke brüllend heiss anfühlt und wie ich durch einen Regenguss navigieren muss. Ich erinnere den Geruch der Schwämme, die zum Kühlen gereicht wurden, und das Wasser in meinen Schuhen, als es ein anderes Mal so regnete, dass die Laufstrecke teilweise überspült war. Ich weiss, welche Kleidungsstücke und Materialien ich dort gekauft habe und dass es meistens einen Stand mit sehr leckerem Café gab, der von einer ehemaligen Profitriathletin betrieben wird. Wenn ich im Zürichsee Richtung Landiwiese schwimme, erinnere ich die Perspektive beim Wettkampf, die Orientierungslosigkeit, da ich die Bojen nicht gut gesehen habe, und die Sicht auf die Landiwiese von weit draussen vom See. Ich erinnere nicht primär die Tage, an denen ich dort mit Kollegen sass oder am Theaterfestival auf der Wiese war. Für mich ist der Ort mit Triathlon verbunden. Alle anderen Facetten dieses Raumes treten für mich erst sekundär zum Vorschein.

De Certeau: Wegstrecken und Karten zum Navigieren

Michel de Certeau stellt in «Die Kunst des Handelns» den historischen Wandel von Karten dar. «Wegstrecken und Karten», mit denen er sich ausführlich auseinandersetzt,¹¹⁶ enthielten im 15.–17. Jahrhundert ebenso Handlungsanweisungen wie Zeitangaben und Namen von Städten.¹¹⁷ Damit gliedern Praktiken diese Räume,¹¹⁸ denn sie werden durch geografische Eigenheiten und Besonderheiten, durch Angaben von Stunden beschrieben, die es bedarf, den Raum zu Fuss oder anders zu durchschreiten. Noch heute erinnern Berichte von Bergbesteigungen an diese historischen Beschreibungen. Noch heute nutzen zeitgenössische Darstellungen in Wander- und Reiseführern vielfach die beschreibende Darstellung von Gegenden,¹¹⁹ doch gängige Praxis ist, derartige Beschreibungen als Zusatzmaterial zu detaillierten Karten zu verwenden. Spätestens mit dem 17. Jahrhundert wurden Darstellungsweisen, die geschmacksbeschreibende Adjektive und Zeitangaben verwenden, abgelöst durch Karten, die versuchten, eine Topografie maßstabgetreu abzubilden. In der gegenwärtigen Praxis von Triathlet*innen sind dies zum Beispiel Karten auf dem Handy, auf Messapps und -geräten. Die historische Entwicklung und die gegenwärtige Praxis der beschreibenden Darstellung von Gebieten zeigen: Strecken sind mehr als metrische Daten (vgl. 6). Karten vereinen ursprünglich disparate Elemente und geben so geografisches Wissen wieder.¹²⁰

Erst durch die physische Aneignung dieser Gegenden kann erlebt werden, was auf den Karten abgebildet ist. So erzählt der Langdistanztriathlet Felix Rubens, der mehrfach den Gigathlon als Single gewonnen hat und Profi auf der olympischen Distanz war, dass er die Wettkampfstrecken vor den Rennen immer abfährt, notfalls mit dem Auto:

«Also für mich ist das schon, also, ja, ich könnte mir das nicht vorstellen ohne. Also das gehört für mich zur Vorbereitung. Wenn ich irgendwo ein Event mache,

116 De Certeau, 1988, S. 220–226.

117 Historische Auseinandersetzungen mit Darstellungen von Karten finden sich beispielsweise in Gehring und Weibel, 2014; Regele, 1955; Richeson, 1966.

118 De Certeau, 1988, S. 223.

119 Ein solcher beschreibender Eintrag auf www.gipfelbuch.ch lautet: «Routenname: Überschreitung SE-Sporn / N-Grat ab Furkablick Routenart: Berg-/Hochtour (Sommer) Höhenmeter: 1200 m. Routenbeschreibung: Furkablick – auf Hüttenweg zur Sidelenhütte bis zum Pkt. 2644 HM – kurz danach in westlicher Richtung über Moränen, ganz am Schluss in der Mittelmoräne bis auf ca. 2850 HM – danach direkt rauf zum SE-Sporn – erster Teil etwas brüchig, danach kompakter Fels bis zum Pkt. 3252 HM – danach auf dem Normalweg zum Gipfel – Abstieg: N-Grat – Südlicher Tiefensattel – Tiefengletscher – bis Pkt. 2765 HM unterhalb des Gletschorns – auf Pfad in Richtung Albert-Heim-Hütte, bis man auf den Hüttenweg kommt – Abstieg auf Wanderweg bis Tiefenbach» (Gipfelbuch, Überschreitung SE-Sporn / N-Grat ab Furkablick, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019). Eine Karte wird erst nach weiteren Klicks sichtbar.

120 De Certeau, 1988, S. 225.

wo, wo, ja, gewisse Substanz für mich hat, dann muss das sein. Das muss nicht, das muss nicht wochenlang vorher sein, weil ich mein Training daran anpassen wollen würde. Weil das weisst du ja anhand von der Ausschreibung, ob es einen grossen Hügel drin hat oder nicht. Also es muss einfach noch vor dem Wettkampf sein.»¹²¹
 Er kann die Strecke besser einschätzen, wenn er sie physisch in irgendeiner Form erlebt hat, und eignet sie sich so an. Er brauche dies

«einerseits wirklich zum Planen. Also das fängt an mit der zu erwartenden Wettkampfzeit für dein Umfeld, für deine Betreuer. So die Sachen. Ähm, das Essen zu planen, und dann ist es für mich schon ganz klar eine Vereinfachung, wenn ich weiss, was auf mich zukommt. Also wirklich effektiv, ich weiss, wenn ich jetzt da aus dem Dorf herausfahre, kommt ein Hügel und der geht eine halbe Stunde hoch und dann geht's so oben runter. Und ich habe auf eine Art die Unbekannte [1 Sekunde Pause] oder den Faktor Unbekannte, was die Strecke anbelangt, auf eine Art ausschliessen, weil ich es dann kenne.»¹²²

Durch diese Praktiken gliedert er den Raum, was er anhand von Karten der Wettkampfstrecken nur bedingt kann. Er erweitert seine Vorbereitung somit um eine Erfahrungsdimension. Zeitgenössische Karten sind nach de Certeau «Schaubilder mit *ablesbaren* Resultaten». ¹²³ Karten markieren damit Wissen über konkrete Orte. Ein Teil dieses Festschreibens der Umgebung ist eine Interpretation des Kartografen. Die Kartenlesenden übersetzen das auf der Karte Abgebildete wieder zurück und gleichen es mit dem Wahrgenommenen ab. Die Triathletin und Ski-Orientierungsläuferin Renate Martens berichtet beispielsweise, wie sie durch die Landschaft ein direktes Feedback zu dem erhalte, was sie auf der Karte lese. Für des Ski-Orientierungslauf sei es relevant, dass sie verstehe, wie der Hersteller der Karte gearbeitet hat, denn die kleinen Details auf den hochaufgelösten Orienteering-Karten seien nicht mit GPS erstellt, sondern Interpretationen. «Und das merke ich schon, das ist ein grosser Unterschied, wo, äh, verschiedene Leute, die die Karte gemacht haben. Und vielleicht siehst du die Landschaft ein wenig anders als der, der die Karte gemacht hat.»¹²⁴ Entsprechendes beschreibt de Certeau:

«[...] die Erzählung [spielt] eine entscheidende Rolle. Gewiß, sie beschreibt nur, aber jede Beschreibung ist mehr als eine Festschreibung, sie ist ein kulturell schöpferischer Akt. Wenn eine Reihe von Umständen zusammenfällt, hat sie sogar eine distributive Macht und eine performative Kraft (sie macht, was sie sagt). Somit schafft sie Räume.»¹²⁵

121 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

122 Ebd.

123 De Certeau, 1988, S. 225 (Hervorhebung im Original).

124 Martens, Interview vom 4. 2. 2015.

125 De Certeau, 1988, S. 228.

Raumrepräsentationen wie Karten oder Wegmarken, die auch digital vorliegen können, sind nach Lefebvre eine Übersetzung der konzipierten Räume und die metrischen Aspekte des Streckenwissens stellen nur einen Teil raumbildender Streckenkenntnisse dar (vgl. 6.1.1). Raum ist nach de Certeau als Geflecht beweglicher Elemente zu verstehen. An konkreten Orten dieses Raumes kann etwas getan werden,¹²⁶ etwa vom Sportler, der eine Radstrecke fährt, die er vorher über eine GPX-Datei auf seine Sportuhr geladen hat. Nun folgt er den konzipierten Räumen, einer Landkarte auf seiner Uhr. Damit wird die Strecke, die Verbindung einzelner Wegpunkte, zu einem versportlichten Raum, der dadurch entsteht, dass Orte durch die aktive Bewegung der Triathlet*innen in eine Ordnung gebracht werden.¹²⁷

2.2.1 Wahrnehmungen von Umgebung

Um im Folgenden zu explizieren, wie Raum sich durch die Praktik des Triathlons gestaltet, ist es wichtig zu klären, wovon Ausdauersporttreibende und insbesondere Triathlet*innen reden, welche Terminologien relevant sind, welche Begriffe ihre Raumerschliessungen differenzieren. Landschaft und Natur sind dabei wahrgenommene Kategorien von Umgebung.

Vorstellungen von Umgebung sind nicht nur durch faktische Grössen (vgl. 2.2.2), sondern auch durch individuelle Imaginationen geprägt. Insbesondere gesellschaftliche Vorstellungen wie die Natur- und Landschaftsideale der Romantik sind historisch einzuordnen. Die Tradition der «romantischen Naturerfahrung», des «Aussichtstourismus» und der «Grand-Tour» stellen historische Einflussfaktoren dar, die als kulturelle Wissensbestände auch die Umgebungserfahrung der Triathlet*innen unbewusst prägen können.¹²⁸

Landschaft

Der Begriff Landschaft bezieht sich historisch betrachtet auf einen Landstrich oder eine Gegend.¹²⁹ Der Kulturwissenschaftler Bernhard Tschofen benennt Landschaft als ein Narrativ:

«Es besagt, dass uns erst die Moderne gelehrt hat, Landschaft als geordnete und bearbeitete Natur zu verstehen, als Ausschnitt aus dem Naturganzen mit verbind-

126 Ebd., S. 218.

127 Vgl. zum Ordnen und Standardisieren der Natur durch Karten, Beschilderungen, Tourenführer etc. Ween und Abram, 2012, S. 156.

128 Vgl. unter anderem Tschofen, 1999; Ramshaw und Gammon, 2005; Pagenstecher, 2006; Pickering und Barros, 2013.

129 Appleton, 1994, S. 113; J. Grimm und W. Grimm, 1971.

denden und unverwechselbaren Zügen – und als Metapher für im Raum organisierte Kultur.»¹³⁰

Landschaft wird im heutigen Sprachgebrauch vielfach mit natürlichen Merkmalen beschrieben.¹³¹ So wird der Begriff mit Natur zusammengedacht, ist aber auch aus einer Tradition heraus zu betrachten, die Landschaft von der Stadt abgrenzt.¹³² Der Landschaftsökologe Wolfgang Haber gibt einen historischen Abriss und verweist dabei auf die Entwicklung in der Malerei um 1600: Hier entsteht überhaupt erst der Blick, der etwas als Landschaft zu erfassen vermag.¹³³ Haber klassifiziert die wissenschaftlichen Landschaftsauffassungen sowie die sich davon unterscheidende «lebensweltliche Wunsch- oder auch Alltagslandschaft der Allgemeinheit».¹³⁴ Mit letzterem Verständnis habe ich es zu tun, wenn ich mit Triathlet*innen spreche. Der Begriff ist nach Haber immer ein Konglomerat aus

«1. Landschaft als Typisierung oder Regionalisierung von Umwelt, nach funktional optischen Gesichtspunkten, zum Beispiel Agrar-, Wald-, Seen-, Gebirgslandschaft. Landschaft als historisch-genetischer Begriff [...].

Landschaft als Gestalt oder Bild, als Gegenstand der Künste, mit sinnlicher Wahrnehmung, Sich-Zurechtfinden, Wiedererkennen, Wohlfühlen, mit Symbolik, Ästhetik, Emotion [...].

Landschaft als Lebensraum, als Alltags-Landschaft [...] für die täglichen Abläufe des sozialen, ökonomischen und politischen Handelns.»¹³⁵

Habers «Betrachtungsebenen» lassen jedoch unberücksichtigt, dass Landschaften und Personen als «mutually constituted»¹³⁶ zu betrachten sind, das heisst, sie bedingen sich gegenseitig und ihre Erscheinung und Bedeutung sind gleichermaßen richtungsweisend. Menschen und Landschaften formen sich gegenseitig, wie Tim Ingold festhält.¹³⁷ Triathlet*innen, die sich in den Landschaften bewegen, versehen diese mit persönlicher Bedeutung, je nachdem, wie sie sie nutzen und wahrnehmen.¹³⁸

130 Tschofen, 2017c, S. 15.

131 Die Humangeografin Flurina Wartmann erfragt Begriffe, die mit Natur an unterschiedlichen Orten assoziiert werden (Wartmann et al., 2015, S. 229).

132 Vgl. unter anderem Scholze Irrlitz, 2008.

133 Haber, 2007, S. 78; vgl. Stalla, 2001.

134 Haber, 2007, S. 82.

135 Ebd., S. 82.

136 Ingold, 2011, S. 129.

137 Ebd., S. 129. Vgl. auch Bernhard Tschofen, der über die Entwicklung der fotografischen Praxis schreibt: «Begehung, Befahrung und Abbildung – das sind Praktiken, die Natur und Landschaft als österreichische, als ins individuelle Gedächtnis gerufene nationale erfahrbar machen.» Tschofen, 2004, S. 278.

138 Vgl. auch Krahn, 2017, S. 474.

Natur

Gern wird Jean-Jacques Rousseau als Schlüsselfigur der Naturerfahrung und -erschliessung dargestellt.¹³⁹ Landschaftsbetrachtungen in Anlehnung an Rousseaus Beschreibungen des Wallis oder des Val-de-Travers in «Julie, ou, La nouvelle Héloïse»¹⁴⁰ prägen die Vorstellungen der Romantik und ihr Streben nach Ursprünglichkeit, der schöpferische Kraft innewohne: «Das Gehen hat etwas, das meine Gedanken weckt und belebt; ich kann, wenn ich auf der Stelle bleibe, fast nicht denken; mein Körper muss in Schwung gesetzt werden, wenn mein Geist hinein kommen soll.»¹⁴¹ Wenn er sich nicht fortbewege und an einem Ort verweile, sei seine Kreativität blockiert:

«Ich habe nie so viel gedacht, existiert, gelebt, bin nie, sozusagen, so ganz Ich gewesen wie auf denen, welche ich allein und zu Fuß gemacht habe. Das Gehen hat etwas, das meine Gedanken weckt und belebt; ich kann, wenn ich auf der Stelle bleibe, fast nicht denken; mein Körper muss in Schwung gesetzt werden, wenn mein Geist hinein kommen soll. Der Anblick der Landschaft, die Reihenfolge angenehmer Bilder, die freie Luft, der große Appetit, das Gefühl von Gesundheit, das ich im Gehen bekomme [...], das alles entfesselt meine Seele, gibt mir größere Gedanken Kühnheit, wirft mich, sozusagen, in die Unermesslichkeit der Dinge, um sie zu kombinieren, auszuwählen, mir anzueignen nach Wohlgefallen, ohne Zwang, ohne Furcht.»¹⁴²

Die beiden Rousseau-Zitate stehen für die Genese des Narrativs, das besagt, dass Bewegung einerseits, kreative Gedanken, gute Ideen und ein freier Kopf andererseits zusammengehören.¹⁴³ Während Descartes die Natur noch als seelenlose «Ausgedehnthet» beschreibt, die benutzt und ausgebeutet werden darf, hat sich der Diskurs über Natur und Natürlichkeit gewandelt.¹⁴⁴ So entstehen andere Pole: In «Der Traum von der Wildnis» nimmt Simon Schamas an, dass archaisch gesteuertes Denken die Menschen an die Natur binde. Eine der stärksten Sehnsüchte der Menschen sei das «Verlangen[s], in der Natur Trost für unsere Sterblichkeit zu finden».¹⁴⁵ Mit Natur werden nicht nur Formen von vermeintlicher *Wildnis* assoziiert, ihr werden auch Vorstellungen von Stadt diametral gegenübergestellt. Nach dem Philosophen Gernot Böhme hat der Begriff der Natur

139 Jean-Jacques Rousseau, Historisches Lexikon der Schweiz, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017.

140 Rousseau, 1845.

141 Rousseau, 2014, S. 194.

142 Ebd., S. 185.

143 Krahn, 2016; Löfgren und Ehn, 2012. Dass Denken und Gehen miteinander in Verbindung stehen, diese Vorstellung stammt von Aristoteles und seiner philosophischen Schule, den Peripatetikern, die gehend dachten und vortrugen. *Peripatos* ist altgriechisch für den Gehenden (Solnit, 2000, S. 16).

144 Vgl. dazu unter anderem Tschofen, 1999; Stalla, 2001; Mathieu, 2011, 2015.

145 Schama, 1996, S. 24.



Abb. 2.1: Ein Bidon des Triathlonveranstalters Swissman.

«seine Bestimmtheit im wesentlichen durch Entgegensetzungen zum Menschlichen erhalten [...]. Natur wurde verstanden in der Entgegensetzung zu Kultur, zu Technik, zu Setzung, zu Erziehung, Natur wurde verstanden als etwas Äußeres, äußerlich zum Innenbereich menschlichen Selbstverständnisses und menschlicher Selbsterfahrung.»¹⁴⁶

Ebenso werden mit dem Begriff *Natur* Faktoren wie Wetter, Temperatur, Gefahren und vor allem Vorstellungen von Natürlichkeit mitgedacht.¹⁴⁷ Genuine Naturerfahrungen zu machen, ist in den meisten Gegenden Europas schwierig. Denn fast überall finden sich kulturell geprägte Räume, die vom Menschen genutzt und mit Deutungen belegt werden. Auch von vielfältigen historisch akkumulierten Bildern ist jedes Denken über Natur und Natürlichkeit geprägt.¹⁴⁸ So kann die Trinkflasche mit dem Logo eines Wettkampfveranstalters, die vor dem Hintergrund einer Berglandschaft fotografiert wurde, als eine Evokation des Heroischen vor der romantischen, als erhaben betrachteten Landschaft (Abb. 2.1) angesehen werden und vermitteln: Derartige Landschaften kann ich

¹⁴⁶ Böhme, 2007, S. 24. Der 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle (1999) hat die Perspektiven von Natur und Kultur als übergeordneten Fokus und zeigt facettenreich unterschiedliche Lesarten beider Konzepte. Werner, Schneider und Brednich, 2001.

¹⁴⁷ Tschöfen, 2017a.

¹⁴⁸ Vgl. Weith, 2014, S. 9.

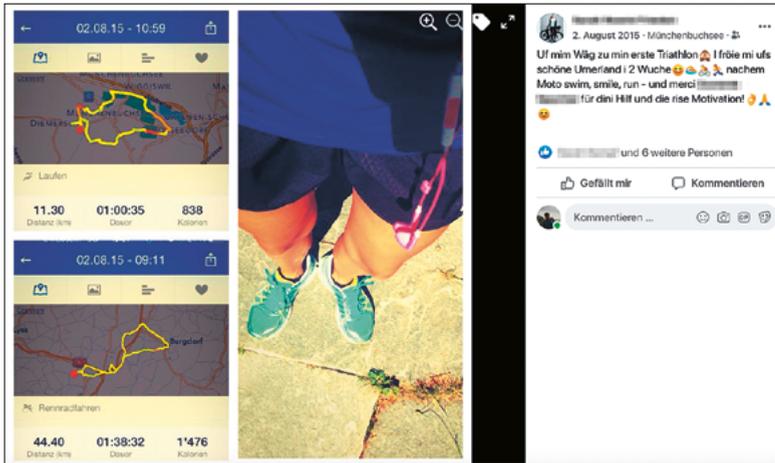


Abb. 2.2: Eine Athletin teilt ihre Trainings zur Vorbereitung auf ihren ersten Triathlon.

bezwingen, der Swissman-Bidon zeigt euch das, denn schliesslich war auch dieser Wettkampf in einer vergleichbar anspruchsvollen Gegend.

Während die Begriffe Landschaft und Natur als kulturell bedingt, als relational und als abhängig vom Verständnis und der Auslegung der Akteur*innen betrachtet werden können, sind die Begriffe, die ich im Folgenden behandle, als konkrete Beschreibungen oder Verortungen von Natur oder Landschaft zu verstehen und stellen somit Qualitäten des Raumes dar.

2.2.2 Qualitäten des Raumes

Um genauer zu explizieren, wovon Ausdauersporttreibende, insbesondere Triathlet*innen, reden, ist es wichtig, relevante Begriffe ihrer Raumerschliessung zu differenzieren, die Qualitäten des Raumes ausdrücken. Im Folgenden möchte ich räumliche Begriffe einführen, die in der Alltagssprachlichen wie auch der triathlonspezifischen Verständigung eine Rolle spielen.

Der Begriff *Strecke* zeigt einen Weg von A nach B an. Wie dieser Weg verläuft, ist durch den Begriff noch nicht erklärt. Im Zusammenhang mit Strecke wird häufig vom *Profil* gesprochen. Das Profil bildet die Höhenmeter ab, die auf dieser Strecke zurückgelegt werden. Wettkampfanstalter, aber auch Websites wie veloland.ch oder Strava zeigen derartige Streckenprofile an (Abb. 2.3).

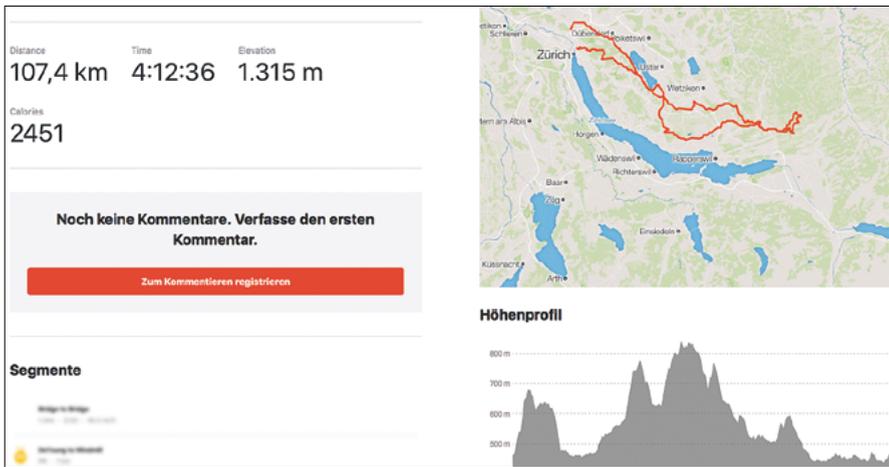


Abb. 2.3: Die Trainingseinheit einer Radausfahrt von einem Triathleten auf Strava. Hier werden sowohl das Profil als auch die Höhenmeter sichtbar.

Die *Distanz* ist die Länge der Strecke, gemessen in Metern, Kilometern oder Meilen, und wird im Triathlon für jede Sportart separat angegeben. Um Superlative zu betonen, werden die Teildistanzen gern auch zusammengezählt. So heisst es auf der Ironman-Website, dass sich die Athlet*innen auf eine «140.6-mile journey»¹⁴⁹ begeben würden, oder auf der von Swissman, dass auf der gesamten Wettkampfstrecke von 226 Kilometern über 5500 Höhenmeter absolviert werden.¹⁵⁰

Das *Terrain* definiert die Beschaffenheit des Grundes in Verknüpfung mit dem Profil der Strecke. Eine Asphaltstrasse ist ein anderes Terrain als ein Wanderweg oder eine Schotterstrasse, genauso wie eine Langlaufloipe ein anderes Terrain darstellt als ein schmal gespurter Weg im Schnee. Es wird in Beschreibungen individuell auch zwischen schwierigem und einfachem Terrain differenziert.¹⁵¹

149 Ironman, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

150 Swissman, Strecke, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

151 Erstaunlicherweise hat sich noch kein Mass für das Abbiegen auf einer Strecke etabliert, analog den Schwierigkeitsgraden bei Kletterrouten. Wissen darüber existiert in der Triathlonszene durchaus. Der Triathlon Frauenfeld beispielsweise wird als ein langsamer Wettkampf beschrieben, nicht wegen der Höhenmeter, sondern aufgrund der vielen Stellen, wo abgebogen werden muss (Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019).

2.3 Bewegungen – Dimensionen

Die für diese Arbeit relevanten Dimensionen von Bewegung auszuleuchten, bedeutet auch, über mobile Felder, mobile Akteur*innen und mobile Praktiken zu sprechen. Konzeptuell kann Bewegung als eine Funktion gesehen werden, die abstraktes und konkretes, theoretisches und empirisches Denken verbindet.¹⁵² Gleichzeitig manifestiert Bewegung die konstante Verschränkung von Ort und Zeit.

Aspekte der Mobilität werden spätestens seit George E. Marcus' «Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography»¹⁵³ in der ethnografischen Forschung viel diskutiert. Seitdem werden translokale Verflechtungen des Feldes auch methodisch in den Blick genommen, anstatt nur an einem Ort zu forschen, wie die früheren Ethnografien es taten.¹⁵⁴ Den Objekten, Akteur*innen, Geschichten, Symbolen, Konflikten und Netzwerken zu folgen, stellt eine von Marcus' Forderungen dar. Sein Ansatz erlaubt es, den Wandel sozialer Praktiken an wechselnden *sites*, Orten des Geschehens, zu betrachten, lässt jedoch zeitliche Abfolgen, Diskontinuitäten, Abhängigkeiten¹⁵⁵ und digitale Entwicklungen ausser Acht. Dafür verweist seine Multi-Sited Ethnography auf das Bedürfnis, Forschung losgelöst von konkreten Orten als mobile Praxis zu betreiben.¹⁵⁶ Digital beeinflusste Felder wurden noch nicht integriert. Aufgrund der globalen medialen Entwicklung ist es aber wichtig, zu überlegen, an welchen Orten eine mobile Forschung ansetzen kann, die Raum als akteurs- und handlungskonstruiert versteht.¹⁵⁷

Mobile Felder, mobile Praktiken, mobile Akteur*innen

Gisela Welz greift in «Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck»¹⁵⁸ die Frage auf, wie in einer globalen Welt Mobilität und kulturelle Entwicklungen erforscht werden können. An ihrem Fallbeispiel, einem Dorf in Zypern, überprüft sie die Anwendbarkeit von konventioneller, lokaler Kulturanalyse mit interkulturell vergleichender Forschung und Multi-Sited Ethnography nach George Marcus. Nicht nur die Forscher sind also unter diesem Mobilitätsdruck als hin zu den Forschungsfeldern sich Bewegende zu betrachten, sondern auch

152 Vgl. zu diesem Gedanken auch Bertuzzo, 2012, S. 110.

153 Marcus, 1995.

154 Weitere Arbeiten, die sich mit Ethnografien lokaler Praktiken in einer mobilen Welt auseinandersetzen, sind Clifford, Marcus und Fortun, 2010, und insbesondere Marcus, 1986, eine frühe Arbeit von George E. Marcus über ethnografisches Schreiben und den Umgang und die Analyse von Texten. Siehe ebenso Leach, 1968; Jackson, 1987; Burawoy et al., 2000.

155 Vgl. Bertuzzo, 2012, S. 111.

156 Vgl. auch Welz, 1998; Schmidt-Lauber, 2009b.

157 Vgl. auch Hannerz, 2006.

158 Welz, 1998.

die Akteur*innen des Feldes werden als mobile Akteur*innen, als Moving Targets verstanden, die in einer globalisierten Welt der Mobilität unterworfen sind, dem Mobilitätsdruck nachgeben.¹⁵⁹ Diese Einsicht «relativiert – und das umso mehr in einer vernetzten Welt – raumbundene Wissens-, Deutungs- und Normgebungen»,¹⁶⁰ schreibt die Kulturanthropologin Christine Hämmerling in «Teilnehmende Beobachtung in der historischen Forschungspraxis». Die Erkenntnis von Johanna Rolshoven, dass die «Kulturraumforschung» der «Raumkulturforschung» gewichen sei, verdeutlicht das.¹⁶¹ Selbstredend lösen sich dabei die Orte und ihre Bedeutungen nicht auf, vielmehr erschaffen die Akteur*innen durch ihre Praktiken an diesen Orten Bedeutungen, verschieben diese aber, wenn auch nicht zwangsläufig (vgl. 2.2). So ist der Triathlon eine weltweit praktizierte Sportart, die Rennen, welche in verschiedensten Ländern der Erde auf allen Kontinenten angeboten werden, bestreiten aber vor allem Akteur*innen aus den Industrienationen. Die Rennen finden an konkreten Orten statt, beispielsweise in Kona, Hawaii (USA), einem ikonischen Ort des Triathlons (vgl. 6.2). Um den Athlet*innen und ihren Praktiken näher zu kommen, genügt es jedoch nicht, an der Weltmeisterschaft in Kona zu sein. Als Forschende muss ich den Trainingsprozess, der dorthin führt, verstehen, die Athlet*innen begleiten, ihre Bewegungen und Ziele sowohl physisch wie auch symbolisch verstehen, ihnen folgen beziehungsweise sie mitverfolgen,¹⁶² das heisst, ich muss den Raum des Triathlons umfassend begreifen.

Der Bewegungsradius, innerhalb dessen sich Triathlet*innen bewegen, steht im Kontrast zu Sportarten, die an einem Ort, beispielsweise auf einem Sportplatz oder in einer Halle, ausgeführt werden.¹⁶³ Zwar sind alle Sportarten als nichtstatisch zu verstehen, doch eignen sich Triathlet*innen während des Schwimmens, Rennradfahrens und Joggens eine weitläufigere Umgebung an als zum Beispiel Volleyballer*innen während des Trainings. Damit verbunden sind ortsspezifische Raumerfahrungen. Wegen der Vielfältigkeit der Praktiken und des Raumgreifenden des Sports in Training und Wettkampf übers Jahr eignet er sich für die Betrachtung verschiedener Formen von Mobilität in Bezug auf Felder, Praktiken und Akteur*innen und des sinnlichen und kinästhetischen Erfahrens von Körper und Umgebung in Bezug auf das Raumverständnis.

159 Ebd., S. 181.

160 Hämmerling, 2016b, S. 286.

161 Vgl. Rolshoven, 2003; vgl. auch Hämmerling, 2016b, S. 286.

162 Dass «dem Räumlichen dennoch eine große Bedeutung zukommt, wird nicht infrage gestellt: Denn um teilnehmend beobachten zu können, muss doch ein irgendwie gearteter Raum aufgesucht werden. Den Ort einer Feldforschung zu bestimmen und damit auch zu überlegen, wer, wann oder was teilnehmend zu beobachten ist, kann also davon abhängen, welche Fragen die Forschenden interessieren.» Hämmerling, 2016b, S. 286.

163 Vgl. zu verortbaren Räumen des Sports Bale, 2005; Marschik, R. Müller et al., 2005.



Abb. 2.5: Das Café am Wendepunkt der Radstrecke des Ironman Hawaii heisst Alohaman. Als Anspielung auf den Ironman ist nicht nur der Name, sondern auch das Interieur des Cafés zu betrachten.

In Anlehnung daran ist das New-Mobilities-Paradigma von Mimi Sheller und John Urry interessant. Sie entwickeln eine Feldforschung, die nicht auf statische Orte fixiert ist, sondern globale Mobilität in den Fokus stellt.¹⁶⁴ Sheller und Urry berücksichtigen jegliche sich bewegenden Personen und Güter, sowohl in der physischen Welt als auch im Digitalen. Hinzu kommen virtuelle und imaginierte Formen von Reisen.¹⁶⁵ Mit der Aussage «All the world seems to be on the move»¹⁶⁶ sprechen sie den Mobility-Turn an.¹⁶⁷ Zwar bleibt Mobilität in vielen Forschungskontexten lokal verort- und materialisierbar,¹⁶⁸ im Fokus der Forschung aber stehen bewegliche, fluide und transzendente Phänomene.¹⁶⁹ Ähnlich

164 Mimi Sheller und Urry, 2006.

165 Ebd., S. 207 f.

166 Ebd., S. 207.

167 Lenz, 2011. Vgl. diverse Arbeiten, die sich mit verschiedenen Formen von Mobilitäten beschäftigen, unter anderem Urry, 2007, 2000; Canzler, Kaufmann und Kesselring, 2008; Ohnmacht, 2009; Vannini, 2009; Adey, 2014; Cresswell, 2010; S. Jensen, 2005; O. B. Jensen, 2009.

168 Mimi Sheller und Urry, 2006, S. 210.

169 Mimi Sheller schreibt ebenso: «Mobilities research in its broadest sense concerns not only physical movement, but also potential movement, blocked movement, immobilisation, and forms

wie der Spatial Turn zu einem erweiterten, durch Praktiken der Akteur*innen definierten Verständnis von Raum geführt hat, bewegen sich auch die Mobility-Studies weg vom bisherigen Fokus auf die Bewegung von A nach B¹⁷⁰ hin zu einer Analyse der verkörperten Erfahrung, des Vollzugs von Bewegungen unter Betrachtung kinästhetischer und sinnlicher Aspekte sowie von Immobilität und Stillstand.¹⁷¹ Diese «quiescent sensibilities»¹⁷² der «passive mobilities»,¹⁷³ die weniger auf Aktivitäten oder Tätigkeiten von Akteur*innen bezogen sind, sind gleichwohl mit zu berücksichtigen. Es geht nun eher um das Beschreiben und Berichten von Bewegung (auch während der Bewegung) sowie das Vergegenwärtigen von Szenen der Bewegung während des Nichtbewegens.¹⁷⁴ Solche Tätigkeiten «are integral to the everyday quotidian experience of being mobile but might be overlooked by these [vorher im Zentrum stehenden] methodological techniques».¹⁷⁵ Mobilitäten zu erforschen, impliziert also mehr, als mittels Sprache Forschung zu betreiben, nämlich den Einbezug von Gesten, Handlungen und Bewegungen der Betrachteten: «To mobile researchers, what are important are not only the active speech patterns and streams of active consciousness that might be iterated through dialogue, but the various gestures, actions and movements of people.»¹⁷⁶ Bei der Frage, warum Bewegungen, das heisst mobile Felder, mobile Akteur*innen und mobile Praktiken, für das Verständnis des Triathlons und des Zusammenhangs von Körper, Bewegung und Raum relevant sind, gilt es auch zu verstehen, was für eine Mobilität die triathletische ist, die vermeintlich einzelkämpferisch und selbstreferenziell daherkommt. Was für Bedeutungen hat das Trainieren, mit welchen Zielen sind Weg, Strecke und Wettkampfteilnahme verknüpft (vgl. 5.1)? Während des Forschens gilt es, mobile Praktiken mithilfe mobiler Methoden zu erforschen (vgl. 4.1 und 4.2.3).¹⁷⁷

of dwelling and place-making» (Mimmi Sheller, 2010, S. VII–X), womit sie darauf verweist, dass das Feld der Mobility-Studies in der modernen Entwicklung der Kulturanthropologie ebenso weit gefasst werden kann wie die Themenfelder, die das Fach hervorbringen (vgl. ebenso Büscher und Urry, 2009).

170 Vgl. Cresswell, 2006.

171 Vgl. Fincham, McGuinness und Murray, 2010.

172 Vgl. insbesondere Bissell, 2010, S. 62–68.

173 Vgl. insbesondere ebd., S. 53–68.

174 Mimmi Sheller, 2010, S. VIII.

175 Bissell, 2010, S. 58.

176 Ebd., S. 54. Vgl. ausserdem die Videoethnografie, die der Humangeograf Justin Spinney zum Erforschen von Mobilitäten einsetzt (Spinney, 2011). Auf Mobilität verweisen ebenso Spinney, 2006, 2009, 2007, sowie P. Jones, 2005; Jungnickel und R. Aldred, 2013; D. J. Lee, 2015; Palmer, 2016b.

177 Vgl. für mobile Methoden unter anderem Palmer, 2016b; Büscher und Urry, 2009; Spinney, 2011.

2.4 Körper und Körperlichkeit – Dimensionen

«Gut, beim Körper merkst du einfach halt, sei es Kraft, sei es auch rein optisch, [...] jetzt merke ich auch ja, du hast einfach viel ein sensibleres Körpergefühl. Du merkst, wenn du drei Kilo schwerer bist oder fünf Kilo schwerer bist als vorher. Du, du weisst, wo die sind, du wüsstest auch wieder wie verändern. Also der Körper hat, der Körper ist schlussendlich das Kapital für das, was du dann machst. Oder, dann schaut du drauf. Und, und ähm, du bist da einfach viel sensibler. Wirst als Mann ein wenig zur Frau, oder, was den Körper angeht.»¹⁷⁸

Wie die Aussage von Rubens illustriert, wird der eigene Körper von Triathlet*innen auf besonders sensible Art erfahren; ihn zu kennen und zu verstehen ist ein wichtiger Aspekt für die Sporttreibenden.¹⁷⁹

Der Körper ist in dieser Arbeit zentral, sowohl aufseiten der Beforschten als auch aufseiten der Forscherin:¹⁸⁰ Für die Triathlet*innen ist der Körper essenziell, denn er ist das Werkzeug ihres Tuns. Aufseiten der Forscherin ist der Körper essenziell, denn er ermöglicht es, den Praktiken der Triathlet*innen zu folgen und sie nachzuempfinden (vgl. unter anderem 3.5 und 4).

Der Philosoph J. Jeremy Wisniewski begann das Laufen mit der Vorstellung, dass, wenn er seinen Körper durch den Sport verändern würde, zugleich seine Wahrnehmung der Welt verändert würde: «Indem ich meinen Körper an Entfernung, Erschöpfung usw. gewöhnen würde, würde ich also auch der Welt in einer veränderten Weise entgegentreten.»¹⁸¹ Was er als phänomenologisches Experiment bezeichnet, knüpft an Maurice Merleau-Ponty an: Der Körper ist unser Ausdruck in die Welt, durch ihn sind wir befähigt, Dinge zu begreifen.¹⁸² Derartige Erfahrungen sind auch Teil meiner Forschungspraxis, bei der ich die eigenen körperlichen Erfahrungen ebenso nutze wie die Erzählungen und Praktiken der Triathlet*innen. Anders als Wisniewski folge ich jedoch einem praxeografischen Zugang, der Erkenntnis nicht nur registriert,¹⁸³ sondern in der Praxis der alltäglichen Handlungen konstruiert.¹⁸⁴ Damit betrachte ich das Doing Cul-

178 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

179 Die Wichtigkeit der Körpererfahrung spielt in den verschiedensten Sportarten eine Rolle, nicht nur im Triathlon. Hier jedoch ist es ein diskursiv verhandeltes Thema, das immer wieder angesprochen wird (siehe Abb. 5.16). Ebenso schwingt in Rubens' Aussage ein Sterotyp von männlichen und weiblichen Eigenschaften mit (vgl. 2.4.2).

180 Vgl. Abraham, 2006.

181 Wisniewski, 2015, S. 86.

182 Merleau-Ponty, 1974.

183 Was einen Unterschied der beiden Ansätze Praxeografie und Phänomenologie darstellt.

184 Bourdieu, 1997b, S. 97.

türe¹⁸⁵ vom Körper ausgehend (vgl. 3.1). Es findet jedoch immer eine Ko-Konstruktion statt im Wechselspiel der Praktiken der Akteure und des Erkennens und Miterlebens in der Forschung.

Dialogische Empfindungen und dialogische Aushandlungen von Empfindungen

Im Sport allgemein gibt es immer wieder Aussagen von Praktizierenden, die vom mentalen, kopfbasierten Erleben berichten und den Körper in Abgrenzung davon thematisieren. Der Triathlet Marc Berts berichtet beispielsweise:

«And, and how come that people speak about body and mind? And it is not one united thing? Or is it? Well, because it is often portrayed as a competition between the two, isn't it? And I hear people make these quotes all the time, you know: «It is not about the mind it is not about the body, it is this, it is that», but the two don't work in harmony that often, do they? [...] So, that is the body and mind tension is ehm [schnalzt mir der Zunge] you know, I have to use my mind to overcome my challenge in the race last week. My body was fine, but it was my mind which did want to give up, or not give up, but, you know, go into depression [Lachen].»¹⁸⁶

Im Sprechen über die alltags sprachliche Wahrnehmung des Selbst und der empfundenen Emotionen und Gefühle wird vielfach zwischen Kopf und Körper unterschieden, wobei eine Diskrepanz zwischen beiden postuliert wird. «Kopf», «Geist», «Mentales» oder «Denken» sind Beschreibungen, die in alltags sprachlichen Aussagen der Athlet*innen Begriffen wie «Körper» oder «Physis» entgegengesetzt werden (vgl. 5.4.1). Dem gegenüber steht das kulturwissenschaftliche Paradigma, welches an Arbeiten von Merleau-Ponty¹⁸⁷ oder Drew Leder¹⁸⁸ anknüpft und besagt, dass diese in den Erzählungen einander ausschliessenden Begriffe als Einheit zu fassen sind.

Relevante Körperdiskurse

Mary Douglas geht in ihrer 1981 erschienenen Studie «Ritual, Tabu und Körpersymbolik» davon aus, dass es zwei interdependente Körperkonzepte gebe:

«Der Körper als soziales Gebilde steuert die Art und Weise, wie der Körper als physisches Gebilde wahrgenommen wird; und andererseits wird in der (durch soziale Kategorien modifizierten) physischen Wahrnehmung des Körpers eine bestimmte Gesellschaftsauffassung manifest.»¹⁸⁹

185 Vgl. hierzu Reckwitz, 2003, S. 282; siehe ebenso Schatzki, Knorr-Cetina und Savigny, 2001.

186 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

187 Merleau-Ponty, 1974.

188 Leder, 1990.

189 Douglas, 1981, S. 99.

Der Dialog zwischen diesen beiden Konzepten führt zu einer wechselseitigen Stärkung der Konstruktionen.¹⁹⁰ Derartige Dimensionierungen verdeutlichen, dass der Körper in einem Dialog mit der Aussenwelt steht, er reagiert auf äussere Einflüsse und passt sich ihnen an. Doch statt Interdependenzen zu betonen, fokussiere ich auf die Einheit des Körpers und betrachte ihn als ein Ganzes, in dem psychische, physische und biologische Prozesse untrennbar miteinander verbunden sind. Hier spare ich die Diskurse zur Unterscheidung von Körper und Leib aus,¹⁹¹ spreche aber in Kapitel 2.4.1 und 5.4.1 über Unterscheidungen von Kopf und Körper, wie sie die Athlet*innen diskursiv verhandeln. Denn daraus, dass Kopf und Körper nicht getrennt voneinander fungieren können, ergibt sich die Konsequenz, dass eine Unterscheidung von mehreren Körperinstanzen bei einem praxeologischen Ansatz keinen Erkenntniszuwachs bringt.¹⁹²

Drew Leder zeigt in «The Absent Body»,¹⁹³ wie Körperlichkeit präsent ist: «Though it may be nowhere manifest within the perceptual field, my body is indicated as the orientational center in relation to which everything else takes its place.»¹⁹⁴ Während für den Phänomenologen Merleau-Ponty der Leib die vermittelnde Instanz zwischen Geist und Körper ist, betont Leder, dass der Körper erst dann präsent wird, wenn er in bestimmten Funktionsweisen und in seinen Übergängen zur Umwelt auftritt und darüber hinaus erst bei Abwesenheit gewohnter Funktionen wahrgenommen wird.¹⁹⁵ Der Sportsoziologe Robert Gugutzer knüpft an die Phänomenologie Merleau-Pontys an und beschreibt den Leib als die «passive, spürende Erfahrung».¹⁹⁶ Der Körper ist von der Welt abgegrenzt und hat sichtbare Form. Er hat gleichzeitig expressive wie instrumentelle Funktionen.¹⁹⁷ Dualistische Vorstellungen des Körpers beschreibt auch die Kulturanthropologin Michi Knecht in «Ethnografische Wissensproduktion und der Körper als ethnografisches Objekt im Feld moderner Reproduktionsmedi-

190 Vgl. dazu ebd.

191 Diese Unterscheidung diskutiert zum Beispiel der Phänomenologe Robert Gugutzer (Gugutzer, 2004b).

192 Gerade phänomenologische Ansätze beziehen sich auf Helmuth Plessners Überlegungen zum Körperhaben und Leibsein, wobei das Körperhaben auf das Funktionieren von physischer Tätigkeit verweist, das Individuum den Körper als einen eigenen kennt und zu ihm in einem gewissen Verhältnis steht und mit ihm umgeht: «Dank seiner Futteralsituation, des Im-eigenen-Körper-Steckens, ist er ihm das unmittelbar verfügbare Mittel, das Instrument, auf dem er spielt.» Plessner, 1983a, S. 319. Das Leibsein ist als der Ort des Erlebens zu verstehen, an dem die subjektive Wahrnehmung Relevanz hat. Vgl. hierzu auch auch S.-M. Pühr und K. Pühr, 2013, S. 167.

193 Leder, 1990.

194 Ebd., S. 22.

195 Ebd., S. 11. Vgl. ebenso die Präsenz des Körpers, wenn er in irgendeiner Weise dysfunktional («dys-appearance») ist (Csordas, 1994, S. 8).

196 Gugutzer, 2004a, S. 105.

197 Vgl. ebenso Gugutzer, 2004b; siehe hier insbesondere Fuchs, 2000, S. 122–150.

zin»,¹⁹⁸ meint damit aber den biologischen und den fühlenden Körper: «Im Alltag sind wir gewohnt, den Körper als einen zweifachen zu denken.» Dies ist auf «der einen Seite der reale Körper in seiner von den Naturwissenschaften und der Medizin konstatierten Faktizität [...], der gegebene Körper [...], Körper verstanden als objektive Gegebenheit. Auf der anderen Seite konzipieren wir den subjektiv erlebten Körper, den Körper, den wir haben, der unsere Identität verkörpert, der empfindet, wahrnimmt und fühlt, der Körper, mit dem wir – angeleitet von kulturellen Vorstellungen – lieben, leiden, Kinder machen, der uns beschämt, wenn er uns im Stich lässt.»¹⁹⁹

Hiermit wird eine weitere Beschreibungskategorie von Körperlichkeit benannt.²⁰⁰ Diese Art, den Körper zu unterteilen, ergänzt die Dichotomie der Athlet*innen um die biologische Beschreibungsdimension. Auch von den Sporttreibenden wird diese übernommen, insbesondere in Erklärungen in Bezug auf Trainings- und Ernährungslehre. Hierbei berufen sich die Athlet*innen gern auf Wissen aus den Naturwissenschaften, um Praktiken zu erklären, die jenseits des Körperempfindens liegen (vgl. 6). Derartige Perspektivierungen zeigen, dass der Körper in der kulturwissenschaftlichen Sportforschung ein wichtiger Verhandlungsgegenstand ist.²⁰¹

Den Körper als Ganzes zu betrachten und nicht konzeptuell aufzuteilen, wird mittels Pierre Bourdieus Habituskonzept möglich, wo der Körper sowohl sichtbar wie spürbar ist.²⁰² Wenn ich mit Begriffen wie Körperlichkeit und Körpererfahrung operiere, spreche ich die in kulturwissenschaftlichem Zusammenhang unterschiedenen Dimensionen von Körper an und schliesse den Leib mit ein, aber auch seine biologischen Funktionsweisen. Wenn ich von Körper spreche, lehne ich mich an diese gesamthaften Konzepte an und integriere sinnlich wahrnehmbaren Körper und visuell sichtbaren.

Ist eine Differenzierung notwendig, tue ich dies im konkreten Fall durch genauere Beschreibung (zum Beispiel mit Adjektiven). Ich gehe immer davon aus, dass der Körper als ein Ganzes zu sehen ist, das denkt und fühlt, dass dies aber nicht getrennt voneinander abläuft, sondern gemeinsam existiert. Jegliche Unterscheidung von Kopf und Körper durch die Triathlet*innen ist eine aus der Erfahrung gewonnene Konstruktion ihrer Wahrnehmungen.

198 M. Knecht, 2005.

199 Ebd., S. 422.

200 Knecht schreibt ebenso, dass die Körpergeschichte «lehrt, dass diese Art, den Körper als zweigeteilt zu denken, historisch relativ jungen Datums ist und sich erst Hand in Hand mit spezifischen Wissenschaftsformen entwickelt hat» (ebd., S. 422).

201 Eine weitere wichtige Arbeit des Fachs zum Verständnis des Körpers in der Kulturanthropologie ist Jeggle, 2014.

202 Bourdieu, 1976.

2.4.2 Gender- und Geschlechtsthematiken im Triathlon

Gender und Geschlecht im Sport ist ein vielfältiges Themenfeld. Diverse Arbeiten beschäftigen sich mit derartigen Diskursen und verweisen auf die Relevanz des Sprechens über Gender und Geschlecht im Sport.²⁰³ Die Sport- und Erziehungswissenschaftlerinnen Karen M. Appleby und Elaine Foster halten in «Gender Relations in Sport»²⁰⁴ fest:

«Sports such as competitive cycling and triathlon have recently experienced a large increase in female participation. As reported by USA Cycling, between the years of 2005–2009, there was a 32 Prozent increase in masters (over the age of 30) women racing (T. Johnson, personal communication, November 7, 2010).»²⁰⁵

Oliver Imfeld, Mitarbeiter von Swisstriathlon, bestätigt, dass auch die Schweizer Triathlonszene einen Zuwachs an Frauen verzeichnet.²⁰⁶

Wie Judith Butler schreibt, ist

«[s]chon die Vorstellung eines essentiellen Geschlechts, einer wahren oder bleibenden Männlichkeit oder Weiblichkeit, [...] konstituiert als Teil einer Strategie, mit der der performative Aspekt der Geschlechterzugehörigkeit verschleiert wird».²⁰⁷

Die Kategorisierung bestimmter physischer und Verhaltensnormen als männlich oder weiblich lässt sich natur- oder gesellschaftsbezogen begründen.²⁰⁸ Gerade Körperdiskurse thematisieren häufig Geschlecht durch den Sport: «Categorization labels certain physical and behavioural norms as male or female that are substantiated in terms of nature or society.»²⁰⁹ Zwar ist das semantisch ambige englische «man» sowohl mit «Mann» als auch mit «Mensch» zu übersetzen. Dass jedoch mit «Ironman» im pragmatischen Zusammenhang primär eine männlich konnotierte Figur gemeint ist, zeigt sich nicht nur am ursprünglich männlich dominierten Feld und an der unklaren Überlieferung hinsichtlich der frühen weiblichen Teilnehmenden, sondern auch darin, dass bis heute die Wettkämpfe einen geringeren Anteil Triathlet*innen verzeichnen, sowie in der vom Veranstalter ins Leben gerufenen Initiative, eine «Ironwoman» zu küren, um den Fokus auf die weibliche Partizipation zu richten.

203 Bolin, 1992; Classen, 1997; Granskog, 2003; Dunning, 2003; Eggeling, 2005; Wirz, 2007; E. Anderson, 2011; Kennedy und Markula, 2011; Olive und Thorpe, 2011; Runggaldier, 2011; Woodward, 2012; Roper, 2013; Lisle, 2015; Cooky, 2016; Mitchell, Allen-Collinson und Evans, 2016; Woube, 2018; Olive und Roy, 2018.

204 Roper, 2013.

205 Appleby und Foster, 2013, S. 13.

206 Imfeld, Telefonat vom 23. 8. 2017. Vgl. ausserdem die statistische Erhebung von Wicker, Prinz und Weimar, 2012.

207 Butler, 2002, S. 316.

208 T. Miller, 1999, S. 19.

209 Ebd., S. 19.

Das so transportierte Alltagsverständnis von «Ironman» verweist auf Geschlechts- und Genderdiskurse, Leistungsfähigkeit,²¹⁰ stereotype Erwartungen an das Verhalten und das Erscheinungsbild von Sportler*innen. Diese Aspekte sollen im Folgenden beschrieben werden.

So gehört die Frage nach der Funktionsweise geschlechtlicher Differenzierungen und der Wirksamkeit von Geschlechterbildern mit zu einer Betrachtung des Triathlons. Daher soll die Diskussion von Gender- und Geschlechtsthematiken auch in dieser Arbeit nicht fehlen, sie hat aber weder den Anspruch, den aktuellen Diskurs vollständig abzubilden, noch steht sie zentral im Fokus.²¹¹ Die von mir als Notwendigkeit gesehene Thematisierung von Gender und Geschlecht rührt nicht daher, dass es an dieser Stelle zu diskutieren gälte, ob oder inwiefern Frauen sich von Männern unterscheiden. Vielmehr soll die Situation von Frauen in einem Sport expliziert werden, dessen wohl bekanntester Wettkampf, der *Ironman*, als Triathlon schlechthin verstanden wird, Geschlecht impliziert und so den Triathlon männlich konnotiert.²¹²

Wettkämpfe und der Ironman

Im Sport generell und auch im Triathlon fungiert Geschlecht zunächst einmal als Trennkriterium für Ranglisten – genauso wie das Alter. Das Männliche im Namen der Ironman-Wettkämpfe, die vielfach mit Triathlon gleichgesetzt werden (vgl. 1.3), spiegelt sich in der Zahl der männlichen Teilnehmenden: Die Regel ist – dies zeigt ein Blick auf die Ranglisten –, dass bedeutend mehr Männer als Frauen starten.²¹³ So entstehen nicht nur gender- und geschlechtsspezifisch geordnete soziale Räume, sondern auch Vorstellungen von weiblichen und männlichen Sportarten.²¹⁴ Im Triathlon und in anderen Ausdauersportarten ist man aber, zumindest im Breitensport, von strikten Trennungen abgerückt; die Geschlechter bestreiten den Wettkampf gleichzeitig, manchmal gibt es versetzte Startzeiten. Dieses Separieren wird von Sandra Hamberg begrüßt: Die Langdistanztriathletin erzählt mir, wie froh sie darüber ist, dass Frauen und Männer in Rapperswil am Halbironman separat starten; dadurch sei es im Wasser weniger eng.²¹⁵ Sie findet also nicht die Abwesenheit des anderen Geschlechts positiv, sondern schätzt den Gewinn an physischem Raum, der dadurch entsteht. Andere Athletinnen sprechen aber davon, dass der geschlechtergetrennte Start

210 Poulson, 2016, S. 163–173.

211 Grundlegende Arbeiten aus der Kulturanthropologie sind zum Beispiel Classen, 1997; Young, 1998; Bolin und Granskog, 2003; Butler, 1998; Binder, 2010.

212 So stellen insbesondere Rückfragen zur Rolle von Frauen im Triathlon aus der Wissenschaftscommunity einen häufig thematisierten Aspekt dar.

213 Granskog, 2003; Leepers und Stapley, 2010.

214 Shilling und Bunsell, 2009, 2014; E. Anderson, 2011; Paradis, 2012.

215 Hamberg, bewegtes Interview (Rennen) vom 4. 7. 2016.

für sie besser sei, weil Männer eher aggressiv schwommen und sie zwischen derart agierenden Körpern keine Chance hätten, sich zu wehren und ungestört zu schwimmen, womit sie indirekt eine kategorische physische Unterlegenheit unterstellen. Aber es gibt auch Männer, die den Massenschwimmstart als Herausforderung empfinden und sich darüber beschweren, dass sie sich kaum gegen die anderen wehren können.²¹⁶

Eine räumliche Trennung der Geschlechter entsteht auch in manchen Wechselzonen durch Absperrungen und die Anordnung der Plätze für das individuelle Equipment. Dort, wo die Geschlechter getrennt werden, ist es jedoch nicht so, dass es exklusiv weibliche oder männliche Räume gibt. Jeder darf sie betreten, nur die vom Wettkampfveranstalter vorgenommene Zuweisung der Plätze ist geschlechtertrennend.

Auffällig ist, dass, je grösser die Wettkämpfe sind, desto eher Bereiche für Frauen und Bereiche für Männer geschaffen werden. Geschlecht bleibt also auch hier ein Anlass, Gruppen zu bilden, um beispielsweise aufseiten der Wettkampfveranstaltenden die Logistik zu vereinfachen.

Leistungsunterschiede

In «Triathlon and Women's Narratives of Bodies and Sport» der soziologisch arbeitenden Megan Kelly Cronan und David Scott heisst es über ein Angebot nur für Frauen: «[...] the all-women's atmosphere of the training program provided a space for women to talk about their lives, take time for personal development and build bonds with other women.»²¹⁷ Das geschlechtergetrennte Training schafft Räume des Komforts und lässt Platz für persönliche (Leistungs-)Entwicklungen, die in der besonderen Atmosphäre der Abwesenheit von Männern geschuldet sei.

Die sportwissenschaftliche Analyse von Romuald Leepers und Paul Stapley zeigt die Leistungsunterschiede zwischen Frauen und Männern im Crosstriathlon und im normalen Triathlon in den Jahren 2005–2009.²¹⁸ Sie kommen durch Auswertung von Ranglisten zum Schluss, dass in der Profiszene die Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Schwimmen weniger gross waren als in den anderen Disziplinen. Auch zeigt die Studie, dass das Mountainbiken grössere Unterschiede zwischen den Geschlechtern hervorbringt als das Rennradfahren. Sie machen die technischen und terrainbezogenen Fähigkeiten, die das Mountainbiken den Sportlern abverlangt, für diesen Unterschied verantwortlich (vgl. 6).

216 Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015.

217 Cronan und D. Scott, 2008.

218 Leepers und Stapley, 2010.

Auch genderorientierte Metaphern der Sporttreibenden verstärken Differenzen zwischen weiblichen und männlichen Leistungen:²¹⁹ Frauen und Männer schreiben einander Eigenschaften zu, die als universell verstanden werden, und formen dadurch sozial konstruierte Vorstellungen weiter. Die Vorstellung, dass Männer per se schneller als Frauen seien, wird gern mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen untermauert – dabei geht jedoch unter, dass Studien zeigen, wie die Leistungen, die Frauen im Langdistanztriathlon erbringen, immer näher an die Ergebnisse der Männer heranrücken. Durch das Ausklammern derartiger Entwicklungen wird ein möglicher Wandel im Diskurs verhindert. Chrissi Wellington, mehrfache Ironman-Weltmeisterin und langjährige Rekordhalterin in verschiedenen Wettkämpfen, schreibt darüber mit Bezug auf ihren Sieg am Langdistanztriathlon in Roth in ihrem autobiografischen Buch «A Life Without Limits»:

«I reached the tape 8hr 31min 59sec after we'd started. I'd improved Yvonne van Vlerken's mark by 13min 49sec. The elevation was overwhelming. [...] Bek crosses the finish line eight and a half minutes after I did. She, too, had beaten Yvonne's mark. [...] It was a great day for the girls. We were pushing back boundaries in our sport. I'll take their word for it, but the mathematicians told me later that I had closed to within 7.5 percent of the winning man's time – normally it is about 10 or 11 percent. These were heady days! Anything seemed possible. We had raised the bar.»²²⁰

Die Messlatte zu erhöhen, heisst nicht nur, schneller zu sein, sondern auch einen Beitrag zu leisten zur Veränderung des generellen Diskurses über die Leistung von Frauen im Triathlon.

«Breaking the record [am Triathlon in Roth] was so deeply satisfying, far more than I ever thought it would be. I had never taken much interest in times, but here was a tangible indicator of how strong I had become and how strong women triathletes were becoming.»²²¹

Auffällig ist, dass Wellington die eigene Leistung als Beweis sieht für die Entgrenzung dessen, was möglich ist. Sie schreibt ihrer Leistung eine Signalfunktion zu im Hinblick auf die Leistung anderer Frauen.²²² Sie sieht sie als Ansporn für andere Triathletinnen und sich selbst als Repräsentantin: Was ihr möglich ist, ist Frauen (Plural) möglich.

Die Messlatte, an der sich ihre Verhandlung orientiert, ist durch männliche Leistungen gesetzt. Wellington erwähnt nicht nur, dass sie einen neuen Streckenrekord aufgestellt hat, sondern auch, dass sie näher an die beste Leistung herangekommen sei, die eines Mannes.

219 Young, 1998.

220 Wellington, 2012, S. 203 f.

221 Ebd., S. 204.

222 Vgl. auch Duncan und Messner, 1998.

Äusseres

Jesper Andreasson und Thomas Johansson zufolge schafft das Ausbilden von Muskulatur keine Diskrepanz zu weiblichen Geschlechterrollen und auch Männern gehe es beim Sport im Fitnessstudio um Schönheit und Ästhetik. Männer stellen sich als Objekte zur Schau, wie das im Kontext traditioneller Rollenbilder eher Frauen zugeschrieben wird.²²³

Betrachtet man Wellington selbst, fällt auf, dass ihr Körper aus genderspezifischer Perspektive eher männlichen Konnotationen entspricht: wenig Rundungen, kaum erhabene Brüste, muskulöse und hagere Gliedmassen (vgl. Abb. 2.6).²²⁴ Das folgende Zitat aus einem NZZ-Artikel vom Juli 2012 verherrlicht solche traditionellen Vorstellungen. Der Beitrag bezieht sich auf die Arbeit von Jörg Schmid.²²⁵

«Wenige Aussagen nur lassen die Ironman-Frauen zu, die kaum je zehn Prozent des Feldes ausmachen. Die Frauen aus der Studie beschrieben sich als «stark abweichend von der weiblichen Norm». «Triathlon ist eine Männerwelt», sagt Schmid. Ariane Gutknecht, heute Ironman-Favoritin in Zürich, klagt denn auch, dass «der Ironman Switzerland nicht viel Interesse an den Frauen zeigt». Vielleicht liegt es an alten Klischees. Wie sagt doch Olivier Bernhard [ehemaliger Schweizer Triathlet und Duathlet, der mehrfacher Schweizer Meister im Triathlon und mehrfacher Weltmeister im Duathlon war, Y. K.], dessen Frau auch schon einen Ironman beendet hat: «Aus medizinischer Sicht glaube ich nicht, dass die Frau für solche Belastungen geschaffen ist.»²²⁶

Derartige Anschauungen kommunizierten den Ironman als eine Männersportart. Der Extriathlet Bernhard referiert – trotz der Leistung seiner Frau – auf die Medizin als Beleg für die mangelnde Eignung von Frauen für die Sportart. Klischeevorstellungen vom «eisernen Mann» werden bestätigt; die Frauen, die sich doch daran wagen, seien «abweichend von weiblichen Normen», wobei diese Normen nicht näher definiert werden. Damit bleiben Vorstellungen, die Geschlecht verhandeln, durch Narrative bestimmt, die Frauen als das «schwache Geschlecht» sehen und ihre Leistungen degradieren. Dass die Wettkampfzeiten der schnellsten Frauen im Jahr 2012 nicht einmal eine Stunde über denen der schnellsten Männer liegen, zeigt das Unverhältnismässige und degradierende Vorurteile gegen Frauen Verstärkende der Aussagen im genannten Artikel.²²⁷

223 Andreasson und Johansson, 2014.

224 Vgl. Schroer, 2005; Canning, 2006.

225 Schmid, 1993.

226 E. Wagner, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

227 Derartige Gendervorstellungen zeigen kulturell hervorgebrachte Körper, die Weiblichkeit als das schwache Geschlecht beschreiben und Männlichkeit als das Starke betonen. Vgl. zum erweiterten Diskurs von Verhandlungen zu Gender im Sport auch Heissenberger, 2018; vgl. auch die Wettkampfzeiten unter Rangliste Top 20 Ironman Switzerland, zuletzt eingesehen am 26. 6.



Abb. 2.6: Die Beine von Chrissi Wellington nach dem Ironman South Africa.

2.5 «Ein Triathlet wird im Winter gemacht»: Fazit Grundlagentraining

«Ein Triathlet wird im Winter gemacht und die Vorbereitungszeit begann damals meistens im November»,²²⁸ erklärt Walter Sentens, der auch als Trainer tätig ist, und verweist damit darauf, wie wichtig im Triathlon Trainingsaufbau und Grundlagen sind.

Der Überblick hat geklärt, wie mein Forschungsprojekt inhaltlich und methodisch an die Forschung zum Sport in den erweiterten Kulturwissenschaften anknüpft. Dabei konnte die Relevanz körper- und mobilitätsbezogener Forschungsperspektiven verdeutlicht werden. Die Erfahrungsperspektive ist Teil nicht nur dieses Forschungsprojekts, sondern vieler Forschungen zum Sport aus geistes- und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Weiter habe ich die Grundlagen zu den Konzepten Raum, Bewegung und Körper geschaffen, auf denen meine Arbeit zum Triathlon aufbaut.

2019. Wie Dinge geschlechterspezifisches Handeln und Verhaltensräume durchaus mitbestimmen können, siehe auch Binder, 2010.

228 Sentens, Rückfrage vom 13. 12. 2017 zum geführten Interview.

3 Wechselzone: Erste Erhebungsphase

Die *Wechselzone* oder *Transition Zone* ist in der Regel ein zentraler Bereich einer Triathlonveranstaltung. Die Athlet*innen richten sich dort vor dem Wettkampf ein: Sie präparieren ihre Rad- und Laufsachen an dafür vorgesehenen Plätzen, arrangieren zusätzlich benötigte Dinge wie Verpflegung, Startnummernband, Handtücher und Sportuhren. Sie rennen nach dem Schwimmen in die Wechselzone, ziehen ihre Neoprenanzüge aus und lassen die Schwimmsachen an den dazu bestimmten Plätzen liegen, absolvieren dann die Radstrecke, kommen wieder in die Wechselzone zurück und wechseln auf die Laufstrecke. Nach dem Wettkampf sammeln sie in der Wechselzone ihr ganzes Equipment wieder ein.

Die Wechselzone ist ein Ort des Austauschs (mit anderen Athlet*innen) und der Organisation (der eigenen Materialien), des Wechsels (der Bekleidung und zwischen den Disziplinen) und der Anpassung (nicht mit anderen Athlet*innen zusammenstossen, Kleidungsstücke austauschen, wetterbedingte spontane Änderungen vornehmen oder auf andere situative Gegebenheiten reagieren), der Orientierung (Wo liegen die eigenen Sachen? Wohin muss gelaufen werden?) und damit auch der Festlegung bestimmter Strategien (In welcher Reihenfolge wird die Kleidung angezogen?) und der Konkretisierung (entscheiden, welche Materialien gebraucht werden, welche Wege in die Wechselzone hinein- oder aus ihr hinausgelaufen werden). Die Handlungen und Gespräche in der Wechselzone – vom Treffen und Kommunizieren mit anderen Athlet*innen bis zum Einrichten des Platzes – sind Formen, Kenntnisse und Praktiken rituell auszuführen.¹

1 Vgl. Goffman, 1981.

Aufbau des Kapitels

Wie diese kurze Beschreibung zeigt, verweist die Wechselzone symbolisch auf meine erste Erhebungsphase: Hier fanden die Begegnung mit dem Feld, die Festlegung einer Forschungsstrategie, die konstante Anpassung an Gegebenheiten des Feldes und die Wahl und Erweiterung von Methoden statt. In diesem Kapitel geht es mir darum herauszuarbeiten, wie anhand bestimmter Methoden auf Bewegung, Körper und Raum Bezug genommen und wie mit diesen drei Dimensionen verfahren werden kann.

Ich beginne mit der Darstellung der praxeografischen Arbeitsweise, die dieser Arbeit zugrunde liegt (3.1). Dann stelle ich dar, wie ich mich dem Feld genähert habe und wie ich mich verorte. Dafür beschreibe ich meine eigene Situiertheit zu Beginn der Feldforschung (3.2). Ich berichte, wie ich den Kontakt zu den Athlet*innen herstellen konnte (3.2.1), nenne Besonderheiten bei der Begegnung einer involvierten Forscherin mit dem Feld des Triathlons (3.2.2), diskutiere den Aspekt von Nähe und Distanz beziehungsweise über deren jeweilige Vorteile und Herausforderungen und gehe auf ethische Fragen in Bezug auf die Forschung ein (3.2.3). Nach dieser Feldverortung beschreibe ich den Einsatz von Medien für die Datenerhebung und meine *methodologische Infrastruktur*, das heisst, ich erkläre, welche Dokumentationstechniken ich bei der Feldforschung angewendet habe und welche verschiedenen Körperpraktiken mir die Forschung abverlangt hat (3.3). Daran anschliessend folgt ein Block zu den verschiedenen Methoden, mit denen ich mich zu Beginn meinem Feld genähert habe (3.4–3.6). Die spezifischen Umstände und meine biografische Nähe zum Feld «defined the method rather than the method defining the circumstance».² So waren bestimmte Methoden besonders passend in Bezug auf meine Fragestellungen, andere bedurften hingegen der Anpassung, wie ich im Fazit folgere (3.7). Dies verdeutlicht, dass die ethnografische Arbeitsweise sowohl als Produkt als auch als Prozess³ zu betrachten ist.

3.1 Praxeografisch forschen

«Bei der Rollwende weiss ich eigentlich gar nicht, wie rum ich drehe. Aber in Frauenfeld am Triathlon [siehe Abb. 3.1] schwimmt man die Bahnen von der rechten Seite des Beckens auf die Linke und muss unter Absperrungen durchtauchen, um in die nächste Bahn zu kommen. Wenn man an dem Wettkampf Rollwenden macht, sollte jede zweite Drehung

2 Amit, 2000, S. 11.

3 Vgl. Schwandt, 2015, S. 19.

schlauerweise anders als die vorhergehende sein, um direkt in die richtige Schwimmrichtung zu wenden. Das bedeutet, dass ich immer wieder anders drehen muss, als ich es gewohnt bin. Aber wenn ich jetzt überlege, weiss ich gar nicht, wie rum ich überhaupt drehe. Ich glaube über die rechte Schulter.»⁴

Als ich diese Aufzeichnungen mache, sitze ich an meinem Schreibtisch. Dann wird mir bewusst, dass ich gerade die Arme gehoben habe, um die Kraulbewegung auszuführen. Ich schliesse die Augen, um zu spüren, wie ich drehen würde. Aber ich fühle es dort am Schreibtisch nicht, ich weiss tatsächlich nicht, wie ich drehe, obwohl die Rollwende im Wasser perfekt sitzt – ich absolviere sie mehrere Dutzend Mal pro Training. Ich stelle mir das Becken in Frauenfeld vor, bei einem Wettkampf, an dem ich schon zwei Mal teilgenommen habe. Bei der vorgegebenen Schwimmstrecke müsste ich jedes zweite Mal über eine für mich ungewohnte Drehrichtung rotieren. Ich stelle mir das Becken im Hallenbad vor, in dem ich meistens trainiere und wo die Vorgabe lautet, innerhalb einer Bahn gegen den Uhrzeigersinn zu schwimmen. Ich starte einen weiteren Versuch: Ich lehne mich zurück, schliesse die Augen, versuche die Rollwende gedanklich auszuführen. Aber hier, an meinem Schreibtisch, bin ich mir einfach nicht sicher, wie ich bei dieser Drehung normalerweise rotiere, wie es sich *richtig* anfühlt. Ich beschliesse, beim nächsten Training darauf zu achten, aber es dauert Wochen, bis ich mein Vorhaben umsetze und folgende Notiz dazu festhalte: «Ich drehe über links.»⁵

Was (nur) der Körper weiss?

Dieses Beispiel verdeutlicht zum einen, dass es «embodied knowledge» gibt, das heisst implizites, inkorporiertes Wissen.⁶ Zum anderen veranschaulicht es die Schwierigkeit, etwas zu versprachlichen: Selbst wenn die Bewegung der Rollwende perfekt beherrscht wird, können die Worte fehlen, diese zu beschreiben. Es zeigt drittens, dass ich am Schreibtisch nicht nachempfinden kann, wie ich mich im Element Wasser bewege. Dafür illustriert es, dass ich die Bewegung im Wasser ausführen und bewusst einen Fokus setzen muss, bevor ich die verkörperte Praktik verbalisieren kann. Verkörpertes Wissen ist also nicht zwangsläufig Wissen, das einfach versprachlicht werden kann. Nicht nur das Beschreiben der Rollwende hat Mühe bereitet, sondern auch das Beschreiben der Schwimmstrecke fiel mir schwer und es bedurfte mehrfacher Überarbeitungen des hier zu lesenden Textes.

4 Schwimmtraining, Autoethnografie vom 3. 3. 2016.

5 Triathlonssaison, Feldnotizen 2016.

6 Vgl. unter anderem Shapiro, 2014; Wellard, 2015.

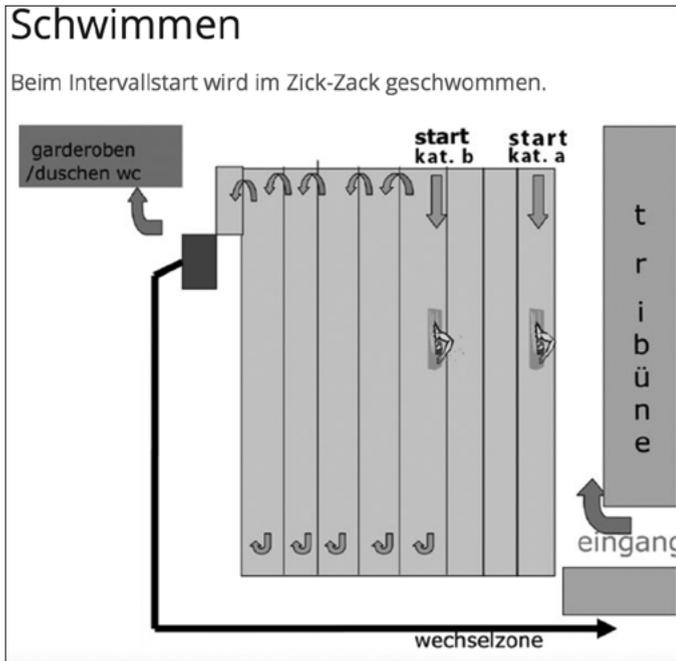


Abb. 3.1: Die Schwimmstrecke am Frauenfelder Triathlon, wie sie in den Wettkampfunterlagen zu finden ist.

Die Schwimmstrecke mit Gesten zu erklären oder eine Grafik heranzuziehen, wäre die einfachere Art, mich auszudrücken. Die Abbildung 3.1 zur Schwimmstrecke soll daher verdeutlichen, dass sich bestimmtes Wissen über andere Kommunikationsmedien besser darstellen lässt als über Sprache. Diese Erkenntnis verweist auf einen Aspekt, den ich unter 4 *Trainingslager: Forschen zu Raum mittels mobiler und sensueller Ethnografie* mit Bezug auf den Einsatz sinnlich-kinästhetisch fokussierter Methoden ansprechen werde: Es scheint die Notwendigkeit zu geben, über Sprache als zentrales Medium hinauszugehen und einem Methodenpluralismus zu folgen, der dies berücksichtigt. Auch Catherine Palmer denkt über Sprache hinaus, wenn sie über eine ethnografische Feldforschung schreibt, die es ermöglicht, Praktiken des Feldes zu erlernen und herauszufinden, inwiefern sich diese «über Zeit und Raum hinweg»⁷ entwickelt haben:

⁷ Reckwitz, 2003, S. 291.

«To capture the range and reach of symbolic potential, researchers must spend a prolonged period of time alongside those who are making meaning. For what appears to be ephemeral is, in fact, frequently enduring, and it is only detailed ethnographic attention that can properly capture the complexities of contemporary cultural existence.»⁸

Der Soziologe Andreas Reckwitz hält fest: «Praktik und jeder Komplex von Praktiken [...] bringt sehr spezifische Formen eines praktischen Wissens zum Ausdruck und setzt dieses bei den Trägern der Praktik voraus.»⁹ Bei Triathlet*innen und im Sport allgemein manifestiert sich ein Bewegungslernen ebenso wie das Wissen um die richtige Taktik in der Wechselzone oder Techniken der Vorbereitung von Equipment. Gleichzeitig ist das Beherrschen dieser Praktiken vielfach inkorporiert und äussert sich in der Versprachlichung der Sporttreibenden im *richtigen Gefühl* oder dem *Empfinden des richtigen Rhythmus*.¹⁰ Pierre Bourdieu, der für eine Theorie der sozialen Praxis steht, schreibt:

«Die Theorie der Praxis als Praxis erinnert gegen den positivistischen Materialismus daran, daß Objekte der Erkenntnis *konstruiert* und nicht passiv registriert werden, und gegen den intellektualistischen Idealismus, daß diese Konstruktion auf dem System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen beruht, das in der Praxis gebildet wird und stets auf praktische Funktionen ausgerichtet ist.»¹¹

Es gilt also, einen Schritt über die reine Deskription von Bewegungsabläufen hinauszugehen und zu zeigen, dass es «Techniken des Körpers»¹² gibt, deren Beherrschung daraus folgende Praktiken erst hervorbringt. Damit stehen die Akteur*innen mit ihren Handlungen im Zentrum.¹³ Es geht mir darum, dass Bewegungen zwar verkörpert sein können, wir aber nicht Bewegung sind, sondern

8 Palmer, 1998, S. 269. Abhängig von der Situation müssen Überlegungen getroffen werden, die immer abhängig vom Feld sind und nicht selten ethische Entscheidungen in sich bergen, wie es auch Holly Thorpe zu ihrer Forschung über Snowboarder beschreibt: «Rather, I negotiated my way through the various social situations differently depending on the dynamics of the interaction and my role in the relationships. In so doing, I regularly engaged in «situated ethics», that is, I made ethical decisions regarding the overt and covert nature of my research based on the dynamics and complexities of the particular social, cultural and/or physical environment.» Thorpe, 2011, S. 7; vgl. Wheaton, 2002.

9 Reckwitz, 2003, S. 292.

10 Vgl. Krahn, 2019a, vgl. ebenso Gugutzer, 2015, S. 118 f., der jedoch als Phänomenologe das Wahrgenommene ins Zentrum stellt und nicht das *doing*. Siehe auch Windmüller, 2010.

11 Bourdieu, 1997b, S. 97 (Hervorhebung im Original).

12 Mauss, 1978, S. 197–220, erwähnte diesen Begriff am 17. Mai 1934 in einem Vortrag vor Psychologen und Anthropologen, auf dem aufbauend vielfach *Kulturtechniken* erklärt werden, vgl. auch Schuttpelz, 2010, S. 102.

13 Anders hingegen die Phänomenologie, die Erscheinungen im Sinne einer reinen Wesensschau ins Zentrum stellt. Als ein Vertreter kann Maurice Merleau-Ponty gesehen werden, vgl. insbesondere seine «Phänomenologie der Wahrnehmung» (Merleau-Ponty, 1974).

diese machen. Auch in Anlehnung an Andreas Reckwitz verstehe ich Praktik als aus «bestimmten routinisierten Bewegungen und Aktivitäten des Körpers»¹⁴ bestehend und damit nicht nur den Sport, sondern alles Handeln, das heisst auch Aktivitäten wie Lesen, Schreiben und Sprechen, umfassend:

«Körperlichkeit des Handelns und der Praktik umfasst die beiden Aspekte der ›Inkorporiertheit‹ von Wissen und der ›Performativität‹ des Handelns: ›Nach innen‹ setzt die Fähigkeit der Akteur*innen zum Vollzug einer Praktik als Sequenz von Körperbewegungen eine ›Inkorporierung‹ (Bourdieu) von Wissen, eine Inkorporierung von know how und eines praktischen Verstehens voraus.»¹⁵

Implizites Wissen stellt damit eine Basis der Körperbewegungen dar.

«›Nach aussen‹ bedeutet die Körperlichkeit des Vollzugs von Praktiken, dass sie von der sozialen Umwelt (und im Sinne eines Selbstverstehens auch von dem fraglichen Akteur selbst) als eine ›skillful performance‹ interpretiert werden kann.»¹⁶

Dieser Logik folgend habe ich das Feld des Triathlons erforscht und die methodologischen Ansätze gewählt und angepasst, um Praktiken zu erkennen, einzuordnen und zu deuten. Hinter der Entscheidung für eine praxeografische Arbeitsweise steht meine Überzeugung, dass sich Sinn erst über diese Praktiken und das damit performierte Wissen konstituiert.¹⁷

3.2 Startschuss: Einstieg ins Feld

An meinem ersten Olympischen Triathlon nahm ich im Spätsommer 2011 teil. Diesem voraus gingen ein Triathlontrainingslager in Spanien im Frühling und ein Sommer mit vielen Schwimm-, Rad- und Laufeinheiten. Diese führte ich grösstenteils mit anderen Athlet*innen durch, die sich selbst als Triathlet*innen oder als Triathlon-Sportarten-Betreibende bezeichnen.¹⁸ Bereits im Jahr 2008 hatte ich einen kürzeren Triathlonwettkampf absolviert, bei dem mir klar wurde: *Das war ein harter Wettkampf, aber das mache ich wieder* (vgl. 5.1).

Mein Wissen über diesen Sport bestand zu dem Zeitpunkt aus der Kenntnis, wie man sich über Wasser hält – es beschränkte sich auf das, was mir vom Schulsport geblieben war und bedeutete in meinem Fall Brustschwimmen. Es beinhaltete die Fähigkeit, Rennrad zu fahren und zu joggen. Ich reihte drei mir halb be-

14 Reckwitz, 2003, S. 290.

15 Ebd., S. 290.

16 Ebd., S. 290.

17 Weitere Arbeiten, die einem praxeografischen Ansatz folgen, sind Wacquant, 1996; Schmidt, 2012; Schmidt und Volbers, 2011; Schäfer, 2016; Schürmann, 2017; Alkemeyer, 2013.

18 Es gibt Athlet*innen, die sich in ihrer Selbstbeschreibung als Triathlet*innen bezeichnen und andere, die eher davon sprechen, dass sie einfach die Triathlonsportarten betreiben, siehe ebenso 5.1.

kannte Sportarten aneinander. Trotz grosser Anstrengung hinterliess der erste Wettkampf so viele positive Erinnerungen, dass ich zwei Jahre später an zwei weiteren Triathlons teilnahm, erst an einem über eine Distanz zwischen Sprint und olympischem Triathlon, dann im Spätsommer an einem über die olympische Distanz. Dieses Mal absolvierte ich nicht mehr drei isolierte Sportarten, sondern eine Einheit. Ich hatte trainiert, konnte kraulen und wusste wie *eierig* sich die Beine auf den ersten Kilometern der Laufstrecke anfühlen würden. Von meinem ersten Wettkampf war mir der Tipp einer Freundin geblieben, die mir sagte, dass ich nach dem Schwimmen Socken anziehen solle, die ich schon einmal getragen hatte.

«Keine frischen, sie meinte, sonst dauert es zu lange, bis ich sie angezogen bekomme. Am besten wäre es aber ohne Socken. Aber das hätte ich wohl mal testen sollen, sonst bekomme ich nur Blasen.»¹⁹

Einige Jahre später war ich so weit, dass ich den Wettkampf auch ohne Socken absolvierte. Denn ich hatte Wissen, Kenntnisse und Regeln der Triathlonszene erlernt, die ich selbstverständlich ausführte. Ich verfügte über und würde auch weiterhin symbolisches Kapital²⁰ der Triathlonszene akquirieren, ob durch Gespräche, Zuschauen und Nachahmen, Ausprobieren oder das Konsultieren triathlonspezifischer Populärliteratur und sportwissenschaftlicher Lektüre.

3.2.1 Vom Suchen und Finden: Auswahl der Triathlet*innen

Um erste Interviewpartner*innen für meine Forschung zu finden, fragte ich im Triathlontrainingslager, an dem ich 2014 teilnahm, ein paar Triathlet*innen an. Dies erfolgte zu Beginn noch nicht nach klaren Richtlinien. Ich versuchte jedoch, die Anfragen aus einer Unterhaltung heraus zu formulieren und zu vermitteln, dass ich an einem Gespräch mit ihnen über ihre sportlichen Aktivitäten interessiert sei. Häufig erwiderten sie dann so etwas wie: «Ja gern, aber ich weiss gar nicht, was ich dir dann erzählen soll. Ich mache gar nichts Besonderes.»²¹ Ich erklärte darauf, ich sei überzeugt, sie wüssten Spannendes zu berichten. Ich wollte erreichen, dass die Gespräche durch eine *Lockerheit* geprägt sein würden, und ihnen mögliche Scheu nehmen.

Ein Auswahlkriterium war, dass die Interviewpartner*innen bereits einen Langdistanztriathlon oder einen vergleichbaren triathlonverwandten Langdistanzwettkampf wie den Inferno oder den Gigathlon absolviert haben mussten.

19 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

20 Bourdieu, 1997a, insbesondere S. 49–79.

21 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

Damit wollte ich sicherstellen, dass der Sport zeitlich, symbolisch und materiell einen hohen Stellenwert im Leben der Athlet*innen einnimmt. Die Vorbereitung auf derartige Wettkämpfe erfordert Trainingsumfänge und Wettkampfzeiten von sieben bis über 17 Stunden pro Woche. Welche Platzierungen die Triathlet*innen bei den Wettkämpfen erreichen, war für meine Auswahl nebensächlich.

Da ein Langdistanztriathlon oder ein vergleichbarer Wettkampf unterhalb der sogenannten *anaeroben Schwelle* absolviert wird, das heisst in einem Bereich, in dem das Reden während des Sports noch möglich ist, impliziert das Training für derartige Wettkämpfe viele sogenannte Grundlageneinheiten. Bei diesen ist die Trainingsintensität eher tief, was bedeutet, dass auch Unterhaltungen stattfinden können. Diese Tatsache wollte ich mir für das Erheben von Daten während des Trainings zunutze machen (vgl. 3.4.2 und 4.1).

Ich interviewte zwei Athleten, Stefan Dreyer und Felix Rubens, die ich aus dem Trainingslager kannte. Walter Sentens kannte ich über eine gemeinsame Freundin und hatte mit ihm bereits einige gemeinsame Trainings absolviert. Die sechzigjährige Triathletin Gabriela Islin, die bereits mehrfach auf Hawaii gestartet war, kannte ich aus Lauftrainings, in denen ich als Trainerin tätig war. Ich wusste daher nicht viel von ihr, ausser dass sie als Triathletin in ihrer Altersklasse bereits sehr erfolgreich war und ambitioniert an Langdistanzrennen startete. Nach ersten Interviews erhielt ich von den interviewten Personen Kontaktdaten weiterer Athlet*innen. Um nicht nur dem Schneeballprinzip zu folgen, fragte ich auch beim Sportkleidungshersteller Skinfit²² an, ob sie mir Kontakte zu von ihnen gesponserten Athlet*innen herstellen könnten.²³ Mich auf Skinfit zu beziehen, sollte auch meine Chance erhöhen, eine Rückmeldung zu erhalten, da mich die Athlet*innen ja nicht kannten. In dieser Phase interviewte ich eine Athletin und zwei Athleten, deren Kontakt ich über Skinfit erhalten hatte, und liess zwei von ihnen Mental Maps zeichnen.

Durch meine Teilnahme am Lofoten Triathlon konnte ich drei Athleten und eine Athletin für Interviews und bewegte Interviews gewinnen. Ausserdem befragte ich den Fotografen Kai-Otto Melau auf einer Wanderung entlang der Laufstrecke des Lofoten Triathlons, bei welcher er gleichzeitig Fotos für den Wettkampfveranstalter machte, zu seinem Eindruck von Wettkämpfen und ihren Strecken. Wir sprachen auch über verschiedene Arten der Sportfotografie und

22 Skinfit, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

23 Vgl. zum Beispiel die norwegische Triathletin Bea Albert, die von Intersport und Arena gesponsert wird (Albert, Interview vom 31. 8. 2015). In der Triathlonszene erhalten einige Athlet*innen Kleidersponsoring, unabhängig vom Leistungsniveau der Athlet*innen. Dies fiel mir sowohl durch die Kleiderwahl als auch bei persönlichen Gesprächen auf und wird auch in Facebook-Posts kommuniziert. Da die Marke Skinfit auch Triathlonkleidung im Sortiment hat und an vielen Schweizer Triathlonwettkämpfen präsent ist, erschien sie mir als geeignete Mittlerin für einen erweiterten Feldzugang.

der Motive, die darüber vermittelt werden.²⁴ Weitere Kontakte entstanden über die Teilnahme an Triathlontrainings in einem Triathlonclub im Raum Zürich und im Akademischen Hochschulsport Zürich (ASVZ). Auch meinen Aufenthalt an einer Konferenz auf Hawaii nutzte ich dafür, mit Triathlet*innen aus dem Ort, der gemeinhin als Geburtsstunde des Triathlons gilt, zu forschen. Über eine Triathlongruppe auf Facebook kontaktierte ich Personen, mit denen ich bewegte Interviews durchführte und auch Feldnotizen sammeln konnte. So fuhr ich zum Beispiel mit zwei Athletinnen und einem Athleten die XTerra-Worldcup-Strecke mit dem Mountainbike ab. Da sich diese teilweise auf privatem Boden befindet, wäre es mir allein unmöglich gewesen, die Strecke zu betreten oder gar die Trails zu finden.²⁵ Aus der Logik des Feldes heraus ergab es sich, dass der Anteil der Männer in meiner Feldforschung grösser war.²⁶

3.2.2 «Bist du nicht auch in Rappi gewesen?» Besonderheiten als involvierte Forscherin im Feld

Ein immer wieder auftretender Aspekt in der Begegnung mit den Akteur*innen des Feldes war meine eigene Partizipation als Triathletin und Trainerin. Mein Involviertsein in der Triathlonszene schon vor Beginn der Forschung erleichterte den Feldzugang sehr,²⁷ andererseits passierte es mir nicht selten, dass ich auf jemanden traf, der mich vom *Hörensagen* kannte, da die Triathlonszene innerhalb der (deutschsprachigen) Schweiz überschaubar ist. Auch mir waren einige Personen auf diese Weise bekannt. Oft war ich mit Triathlet*innen unterwegs und im Gespräch stellten wir fest: «Ach, du kennst auch ...»²⁸ So begegnete ich einigen an meiner Studie Teilnehmenden immer wieder und sollte häufig vom Stand meiner Dissertation berichten oder erklären, wann und wo eine Publikation erscheinen würde.²⁹ Mein Involviertsein in den Triathlon war in den Situationen sowohl *anstrengend* in Bezug auf einen Rechtfertigungsdruck, den ich empfand; gleichzeitig war das Involviertsein auch sehr *erhellend* in Bezug auf Informationen, die ich als Triathletin erhielt. Manchmal erzählten mir Triathlet*innen etwas

24 Melau, bewegtes Interview (Wandern) vom 27. 8. 2015.

25 Hawaii, Feldnotizen vom 27. 5.–23. 6. 2016.

26 Das Ungleichgewicht der Geschlechter tritt nicht nur im Triathlon auf, sondern beispielsweise auch im Radsport. Vgl. hierzu auch W. R. Smith, 2017, S. 169; Granskog, 2003; Leepers und Stapley, 2010.

27 Vgl. Cohn, 2014, S. 81, siehe bei Coffey, 1999, S. 59, was er als «central to the practical accomplishments of fieldwork» beschreibt.

28 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

29 Die Dauer der Dissertationsphase korreliert nicht unbedingt mit der Geduld der Athlet*innen.

und fügten dann hinzu: «Das kannst du für deine Doktorarbeit verwenden.»³⁰ Es gab aber auch Aussagen und Erlebnisse, bei denen Personen explizit forderten, dass ich sie nicht für die Forschung verwenden solle.³¹

Um forschungsethische Aspekte nicht zu ignorieren, teilte ich meinem Trainingsumfeld mit, dass ich meine Dissertation zu Triathlon schreibe, Beobachtungen und Erkenntnisse notiere und anonymisiert verwende. Kam ich in neue Trainings mit Leuten, die ich noch nicht kannte, erzählte ich, dass ich zu Triathlon forsche und es passieren könne, dass ich mir nach dem Training Notizen zu ihrem Sporttreiben und zum Erzählten mache. Es gab dazu nie Einwände, sondern nur interessiert Nachfragen nach meinem genauen Tun. Einige Triathlet*innen oder andere Personen, mit denen ich über meine Arbeit sprach, erkundigten sich, ob ich Sport studiert hätte oder Medizinerin sei. Häufig bedurfte es einiger Erklärungen, bis ihnen verständlich wurde, dass sich auch andere Disziplinen als Bewegungswissenschaft, Medizin oder Biomechanik für den Sport interessieren.

Bei der Feldforschung und in den Interviews mit den Triathlet*innen wurde deutlich, dass ich als Forschende zwar den fragenden Part übernahm, dass ich ihnen aber nicht als Unwissende begegnete. Alle wollten auch von mir hören, wie es mir beim Triathlon ergehe, was meine Erfahrungen seien. Ich versuchte einige Male bewusst, nicht über mein eigenes Triathlonbetreiben zu sprechen, merkte aber, dass es weder für mich noch für die Athlet*innen *normal* wirkte, wenn ich das tat. Daher lief eine Mischung von asymmetrischer und symmetrischer Kommunikation ab, wobei meine Rolle fließend war. Es waren Interviews und Gespräche auf Augenhöhe (vgl. 3.6), und obwohl ich meinen Gesprächspartner*innen als Forscherin begegnete, wurde ich eher als Triathletin wahrgenommen. Wäre ich für die Beforschten *gänzlich unbekannt* gewesen, das heisst, hätten sie keine Informationen über mich sammeln können, wäre es sicher einfacher gewesen, eine ganz strikte Forscherin-/Beforschte-Rolle aufrechtzuerhalten. Ich war – vielleicht beeinflusst durch mein sportliches Aussehen und meine Kleidung, was mir durchaus bewusst war – Teil der Szene. Dieser Fakt wirkte sich bei der Anwendung aller Methoden aus.

Gerade für die bewegten Interviews oder für Feldnotizen, bei denen ich mit den Athlet*innen auch Sport betrieb, war es wichtig, physisch fit genug zu sein, um mit den Athlet*innen mithalten zu können. Wollte ich mit besonders leistungs-

30 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

31 Vgl. hierzu auch das Tonband, das ich auf Geheiss des Triathleten und Arztes Alfred Svenson ausstellte, als ich ihm eine Frage zu Schmerzmitteln stellte (Svenson, Interview vom 30. 8. 2015; Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019). Vgl. zu ethischen Fragen im Forschungsprozess unter anderem B. Becker et al., 2013; Kokot, Hengartner und Wildner, 2000; Palmer, 2016a.

starken Athlet*innen unterwegs sein, bot sich insbesondere ein Rad- oder ein Schwimmtraining an. Eine Laufeinheit mit ihnen zu absolvieren, wäre für mich nicht möglich gewesen.

Termine für Treffen aller Art zu vereinbaren erwies sich als schwierig.³² Arbeit und vor allem Trainingseinheiten standen einer Terminfindung oft im Weg oder wurden als Gründe für kurzfristige Absagen geüssert.³³ Bedeutend einfacher war es, Treffen abzumachen, die ein Training integrierten, wie diejenigen für die bewegten Interviews oder die Mental Maps. Aber auch hier fühlten sich nicht alle Angefragten wohl beim gemeinsamen Trainieren, und Anfragen wurde nicht immer zugestimmt. Interviews verschoben sich bis in den Herbst, für gewöhnlich eine trainingsärmere Phase, da sie an die Hauptwettkämpfe anschliesst, obwohl ich im Frühling und Sommer die meisten Anfragen gestellt hatte. Schönes Wetter eignete sich in der Regel auch nicht für ein Treffen. Auffällig war, dass die Interviewtermine alle tagsüber und bevorzugt unter der Woche stattfanden: Viele Triathlet*innen arbeiten Teilzeit und zeigten daher Spielraum in ihrer Termingestaltung – scheinen aber ihre Prioritäten gut zu kennen.

Zusammenfassend geben diese Aspekte bereits erste Aufschlüsse über das Feld. Erstens zeigt sich, dass es sich beim Triathlon in der Schweiz um eine überschaubare Szene handelt, was dadurch sichtbar wird, dass sich mein persönliches Netzwerk immer wieder mit dem meiner Beforschten kreuzte. Zweitens spielt das Informiertsein über mich als Athletin oder über vermeintliche andere Wettkampfteilnehmende eine Rolle. Drittens ist augenscheinlich, dass der Sport eine hohe terminliche Priorisierung erfährt, was erklärt, warum die Verabredungen mit mir flexibel gehandhabt wurden. Schlussendlich deuten die Athlet*innenhaushalte, aber auch die Priorisierung des eigenen Sporttreibens darauf hin (vgl. 4.2.1), wie omnipräsent der Sport im Leben der Athlet*innen ist und wie die Sporttreibenden ihre Lebensweisen und -welten danach gestalten.

32 Auch der Kommunikationswissenschaftler William Roth Smith, der zu Rennrad- und Mountainbikefahrenden und zum Einsatz der Fitnessapplikation Strava arbeitet, berichtet davon, wie schwierig es ist, ausserhalb von Trainings Termine mit Athlet*innen auszumachen. Er schreibt beispielsweise, dass viele seiner E-Mail-Anfragen ins Leere verliefen, obwohl die Athlet*innen ihm ihre E-Mail-Adressen gegeben hatten: «Follow-up e-mails and text messages were unsuccessful in scheduling an interview at a later date for all participants contacted by these means.» W. R. Smith, 2017, S. 168.

33 Vgl. Atkinson, 2008a, S. 173.

3.2.3 Fluch und Segen: Von Nähe und Distanz

Bereits zu Beginn der ethnografischen Forschung wurde mir gespiegelt, wie fragil das Thema von Nähe und Distanz³⁴ im gesamten Forschungsprozess ist und dass es dieses ständig neu zu verhandeln galt.³⁵ Zwar ermöglichte mir meine Nähe zum Feld zum Beispiel einen sehr einfachen Einstieg, doch gleichzeitig war ich von Beginn meiner Forschung an damit beschäftigt, mich insbesondere nach aussen von meinem Forschungsfeld abzugrenzen: Immer wieder erhielt ich innerhalb der wissenschaftlichen Community kritische Fragen zur eigenen Verortung im Feld. Wiederholt wurde ich darauf aufmerksam gemacht und gewarnt, mich vor dem *going native*,³⁶ das heisst, vor der Gefahr der Selbstidentifizierung mit dem zu untersuchenden Feld in Acht zu nehmen. Bin ich nun Wissenschaftlerin oder Triathletin? Kann ich beides sein? Oder betreibe ich Triathlon und forsche zufällig dazu? Wo verlaufen die Übergänge, wo kann ich mich abgrenzen und wo richtet sich mein Blick aus dem Feld auf das Feld? Wo schaue ich von ausserhalb des Feldes auf das Feld? Wie Martina Kleinert aufgrund ihrer eigenen Situiertheit als Seglerin in ihrer Ethnografie zu Weltumsegler*innen erlebte, ist der Rückbezug auf Lebensstile und performative³⁷ Praktiken auch im eigenen Agieren gespiegelt und bedarf im Forschungskontext einer ständigen Reflexion und Verortung der eigenen Forscher*innenpersönlichkeit.³⁸

Die Erkenntnis, dass es nicht einfach eine *bessere* oder *schlechtere* Perspektive gibt, dass sowohl die Nähe als auch die Distanz Vor- und Nachteile mit sich bringen und vereinen und dass es primär darum geht, sich der eigenen Situation bewusst zu werden, verdanke ich dem konstanten Dialog mit Arbeitskolleg*innen, Freund*innen und Sportbekanntschaften und anderen.³⁹ Zu viel Nähe führt, wie bereits gesagt, zu starker Identifikation mit dem Feld. Dies kann zu eingeschränkter Sicht führen. Meine *Identifikation* mit dem Forschungsfeld sowie meine Rolle als Teil des Forschungsfeldes stellten also eine gewisse *Gefahr* dar, während mir die Distanz, die womöglich einen vertieften Einblick ins Feld verwehrt hätte, weniger Probleme bereitete. Gleichzeitig ist die Limitation der Perspektive von Insider*innen nicht ausser Acht zu lassen, was Jane Granskog betont:

34 Lindner, 1981; Schmidt-Lauber et al., 2010; Köstlin, 2001; Hegner, 2013.

35 Cohn, 2014, S. 79–82.

36 Vgl. zum «over-rapport» S. M. Miller, 1952, S. 97–99; vgl. ausserdem insbesondere Girtler, 2001, S. 172.

37 Der Begriff «performativ» orientiert sich im Zusammenhang dieser Arbeit an Butler, 2002 und verweist darauf, dass in der Aufführung seines Selbst eine Wirklichkeit produziert wird.

38 Kleinert, 2015, S. 50–55.

39 Auch die unterschiedlichen Doktorierendenkolloquien, Publikumsfragen im Anschluss an Vorträge und die einmalige Teilnahme bei der Supervisionsgruppe Sportethnologie unter der Leitung von Almut Sülzle haben mir viel Einsicht in Bezug auf die eigene Position gegeben.

«On the one hand, an insider's view is necessary if we are to get past the emphasis and attention given by the media to the performances of professional triathletes rather than the bulk of participants. It is also necessary if we take into account the lack of clear status markers, discernable by outsiders, that mark the transformation of individuals into «Ironmen» and «Ironwomen» after the event is over. On the other hand, the limitations of the insider's perspective lie precisely in the inherent lack of objectivity and distance, which may result in a failure to see the negative consequences of participation.»⁴⁰

So ist die Objektivität von Praktiken ein konstant zu reflektierender Aspekt in der Feldforschung.

An manchen Stellen entschied ich mich bewusst für oder gegen ein Beforschen bestimmter triathlonspezifischer Situationen und Personen. Häufig war dies bei mir durch ein *Gefühl* bedingt. So war es besonders die von mir empfundene Konkurrenz mir als Athletin gegenüber, die mich dazu veranlasste, auf Feldforschungen mit bestimmten Personen zu verzichten. Denn die Begegnung mit dem Feld ist immer auch eine Frage der Selbstverhandlung: Ich empfand vereinzelt, dass unter Frauen, in deren Augen ich als Triathletin und nicht als Forscherin erschien, eine andere Form von Konkurrenz vorzuherrschen scheint. Sobald ich als Triathlontrainerin auftrat, gab es diesen Umstand nicht. Über den Aspekt der Konkurrenz spricht auch die Triathlonolympiasiegerin von 2016, Nicola Spirig, in der *Zeit*:

«ZEIT: Warum trainieren Sie lieber mit Männern als mit Frauen?

Spirig: Weil es angenehmer ist, [als⁴¹] mit Frauen zu trainieren. Männer sind oft weniger ehrgeizig als Frauen. Und ich brauche nicht in jedem Training einen Wettkampf. Aber Frauen schauen oft schon beim Einschwimmen, ob sie schneller sind als die andern.»⁴²

Dem Feld zu begegnen, ist aber ebenso eine Frage der Fremdverhandlungen: Sobald ich in Sportkleidung (oder eben nicht in Sportkleidung) erschien, setzte ich ein Statement – ob ich wollte oder nicht – und wurde von meinem Feld beurteilt und eingestuft: Der Körper und seine Bewegungen werden, ebenso wie die Kleidung (vgl. 5.2) und weitere Praktiken, vom Gegenüber *gelesen und bewertet* (vgl. 2.4 und 2.4.2).⁴³ Gerade auf den ersten Blick ist es eine Verknüpfung dieser *second*

40 Granskog, 1993, S. 4.

41 Im Originalzitat aus der *Zeit* fehlt an dieser Stelle das «als», wie mir auf meine Rückfrage das Management von Nicola Spirig antwortete (Management von Nicola Spirig, 13. 3. 2019).

42 Teuwsen, zuletzt eingesehen am 2. 1. 2018.

43 Vgl. zur Komplexität von sozial- und kulturellen Einflussfaktoren zum Beispiel Anderson-Levy, 2010. Sie beschreibt die Begegnung mit Personen, die einen höheren ökonomischen oder sozialen Status als die Forschenden innehaben, als etwas, das ähnlich komplexe *Vergleiche* initiiert.

*skins*⁴⁴ mit der physischen Leistungsfähigkeit des Körpers, die den physischen Raum der Sportler*innen nach aussen verkörpern und vom Gegenüber interpretiert werden. Durch meine Kleidung gehörte ich in der Wahrnehmung der anderen automatisch einer Gruppierung innerhalb einer Szene an, ohne dass jemand Vorwissen über mich hätte haben müssen. Dasselbe gilt für die Wettkämpfe, an denen ich teilnahm. «Ist sie eher eine Ironman-Athletin oder eine, die andere Wettkämpfe macht?» «War sie schon mal auf Hawaii?» «Ist sie auf Strava?»⁴⁵ Diese Fragen konnten die Athlet*innen klären, wenn sie wollten. Entweder informierten sie sich (zum Beispiel über das Internet) oder es wurde in unseren persönlichen Dialogen rasch erfragt.⁴⁶ Nicht nur Social Media wie Facebook oder Instagram zeigen (Selbst- und Fremd-)Referenzen des sportlichen Treibens. Auch Websites wie *datasport.com*⁴⁷ oder *active.com*,⁴⁸ die einen Grossteil der sportlichen Wettkämpfe in der Schweiz mit Zeitmesstechnologie unterstützen, ermöglichen es, Namen zu suchen und Wettkampfdaten abzurufen. Auch Strava,⁴⁹ eine von Triathlet*innen stark frequentierte Plattform, auf der Trainingsdaten hochgeladen und geteilt werden können, ermöglicht Einsicht in ganz persönliche Daten der Athlet*innen, die als Informationsquelle dienen können – für mich ebenso wie vice versa: Als ich eine Athletin in einer Sportanlage des Zürcher Hochschulsports traf, sagte sie zu mir: «Ich hab dich auch auf Strava hinzugefügt, aber du lädst ja keine Trainings hoch.» Ich erklärte ihr, dass ich den Account nur wegen der Forschung angelegt und nur genutzt hatte, um zu sehen, was andere machen, selber aber nichts hochgeladen hatte. Das Sporttreiben wird somit teilweise *gläsern* und auch die Abwesenheit bei einem Training oder Wettkampf bedeutet nicht, einen Einblick über die Leistung anderer zu verpassen.

Die Nähe zum Feld ummantelt meine Forschung als fortwährender Begleitumstand und bleibt in genannten Punkten ein unlösbares Problem. Im Falle meiner Arbeit überwiegen die Vorteile dieser Situiertheit, vorausgesetzt sie werden reflektiert. Nähe bedeutet immer auch Annäherung an die Perspektiven der Akteur*innen. Distanz hingegen ist notwendig, um die Erkenntnisse auszuwerten zu können.⁵⁰ Zusammen sind sie produktive Elemente der Feldforschung.

44 Glavac, 2013.

45 Triathlonssaison, Feldnotizen 2016.

46 Einer ähnlichen Situation in Bezug auf die Informationsbeschaffung bezüglich meiner Trainings und Wettkämpfe durch andere Athlet*innen begegnete ich in den Interviews (3.6) und den bewegten Interviews (4.1). Auch hier wusste mein Gegenüber immer, soweit möglich, Bescheid über mein Sporttreiben und berichtete, dass sie/er im Internet oder über andere Kontakte Informationen über mich beschafft habe.

47 Datasport, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

48 Active, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

49 Strava, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

50 Vgl. Schmidt-Lauber, 2007, S. 231.

3.3 Sportuhr, Mobiltelefon, Kamera und Aufnahmegerät: Medieneinsatz in der Feldforschung während des Sports

Viele Athlet*innen verwenden für ihre Trainings und Wettkämpfe Sportuhren. Sie sind ein omnipräsentes Medium. Die Sportuhr, die Tempo, Puls und ähnliche Komponenten aufzeichnen und wiedergeben kann, gehört zum Sporttreiben genauso *notwendig* dazu, wie der Laufschuh zum Joggen oder das Rennrad zum Radfahren.⁵¹ Auch für mich als Forscherin spielte der Einsatz von Medien eine wesentliche Rolle. Dies soll im folgenden Teil reflektiert werden.

Dokumentationsformen

Während des Trainings konnte ich keine Notizen anfertigen, folglich griff ich sofort nach dem Training zu Papier und Stift oder nutzte den Laptop, um mir Notizen zu machen.⁵² Ein paar Mal hatte ich Stift und Papier während eines Schwimmtrainings dabei, um zu notieren. Jedoch schrieb der Stift schlecht oder gar nicht mehr, sobald das Papier nass wurde, und schon Geschriebenes verschwamm. Der Gebrauch von Stift und Zettel während eines Trainings eignete sich nicht.⁵³ Nach dieser Erfahrung begann ich mein Mobiltelefon selektiv mit zu Trainings zu nehmen, von denen ich mir erhoffte, dass sie vielversprechende Informationen liefern würden.⁵⁴ Mehrfach tippte ich auch kurze Notizen in mein Mobiltelefon, während ich rannte oder Rad fuhr. Dies machte ich jedoch nie während Schwimmtrainings, da das Mobiltelefon am Beckenrand nicht nur nass geworden wäre oder hätte gestohlen werden können; die Nutzung des Mobiltelefons in den Schwimmbädern Zürichs ist in der Regel untersagt.⁵⁵ Dass ich

51 Daher werde ich mich in Kapitel 5.3.2 detaillierter dem Gebrauch dieses Mediums widmen.

52 In anderen Sportarten könnte die Präsenz von Stift und Papier als *normal* empfunden werden, wie ich es selbst aus dem Kunstturnen kenne, wo Übungsabläufe häufig während des Trainings entwickelt und dann auf Papier festgehalten werden.

53 Daher sind fast alle Feldnotizen aus Schwimmtrainings retrospektiv notiert worden, häufig in der Umkleide des Schwimmbads oder am Seeufer.

54 Was natürlich eine subjektive Auswahl lieferte, die ich ganz nach eigenem Ermessen tätigte. So nahm ich das Mobiltelefon zum Beispiel eher nicht mit, wenn ich wusste, dass es regnen würde. Manchmal empfand ich das Mobiltelefon als störend, gerade beim Rennen, dann liess ich es zu Hause. Häufig trainierte ich mit Athlet*innen und hatte es nicht dabei, wenn spannende Diskussionen geführt wurden, die ich am liebsten als Zitate wiedergeben würde, dann aber nur aus dem Gedächtnis als Feldnotizen festhalten konnte. Manchmal fragte ich Athlet*innen später nochmals, ob sie die Aussagen wiederholen könnten, und fragte dann auch direkt nach, ob ich diese in meiner Dissertation verwenden dürfe.

55 Das Erlebte nicht direkt notieren zu können, ist eine typische Problematik der teilnehmenden Beobachtung. Hier sind auch Malinowskis Überlegungen interessant: Er beschreibt, wie er andauernd müde ist, da ihn die Feldforschung so anstrengte. Seine Kamera scheint zu schwer, Krankheiten belasten ihn, er fühlt sich leer und erschöpft: «[...] my head very tired, had a hard time writing» (Malinowski, 1989, S. 201) oder: «In the evening I was so tired that I could not

während der Feldforschung mein Mobiltelefon mehrfach fallen liess und es beschädigte, zeigt, wie wenig *isoliert* oder *laborhaft* die ethnografische Feldforschung abläuft.

Der Gebrauch des Mobiltelefons war für mein Gegenüber irrelevant, und ob ich es herausholte, um Mails zu checken, Nachrichten zu lesen oder eben Feldnotizen aufzuschreiben, war für andere nicht erkennbar.⁵⁶ Vermutlich erlebte ich auch daher nie Situationen, die einen Hinweis darauf gegeben hätten, dass die Präsenz eines Mobiltelefons störend gewesen wäre.⁵⁷

Ausserdem sammelte ich Feldnotizen mit der Aufnahmefunktion des Mobiltelefons, wobei ich nie ins Mobiltelefon sprach, während die Athlet*innen mich hören konnten. Immer wartete ich, bis eine akustische Distanz zwischen mir und meinen Trainingspartner*innen bestand, bevor ich etwas aufnahm. Alle Feldnotizen, autoethnografischen Aufzeichnungen und bewegten Interviews exzerpierte ich, sodass ich diese Notizen bestimmten Kategorien zuordnen konnte. An diesen orientieren sich schlussendlich die Kapitel dieser Arbeit. Die Kategorienliste wurde im Verlauf der Feldforschung immer länger.

3.4 Beobachten, sammeln, notieren – trainieren: Feldarbeit zwischen Forscherin und Sportlerin

«Und mit dem Fahrrad fuhr ich steil hinauf in jene Gegenden der Schweiz und von Tirol, wo Schmuggler unterwegs waren. Ich konnte dabei erahnen, mit welcher Mühe diese Burschen ihre Waren über die Jöcher getragen haben.

Das Fahrrad kann einem echten Forscher also große Dienste leisten, es kann ein wunderbares Instrument der Feldforschung sein, denn durch das Fahrrad erhält man in kurzer Zeit schöne Beziehungen zu der Welt, in der die Menschen leben, auf die unser Forschen gerichtet ist.»⁵⁸

Als Einstieg in meine Feldforschung und zur Verdichtung meiner Forschungsfragen fuhr ich über Ostern 2014 in ein zweiwöchiges Trainingslager an der Costa Brava in Spanien, an dem ich bereits in den Jahren 2010 bis 2013 je eine Woche als Teilnehmerin teilgenommen hatte. Auch im darauffolgenden Jahr

do a thing» (ebd., S. 293). Diese Thematik beeinflusst das retrospektive Aufzeichnen von Feldbeobachtungen (vgl. ausserdem ebd., S. 15, 148, 217).

56 Hier ist es jedoch wichtig, sich darüber im Klaren zu sein, welche forschungsethischen Konsequenzen es hätte, wenn ich verheimlicht hätte, dass ich mir Notizen machte.

57 So haben einige Athlet*innen eine App auf dem Mobiltelefon, die ihre Trainingsdaten erfasst.

58 Girtler, 2001, S. 23 f.

verbrachte ich zwei Wochen vor Ort für weitere Feldforschung. Ich war dort gleichermaßen als Wissenschaftlerin und als Trainerin tätig sowie um selbst zu trainieren. Ich hatte mich bewusst für diese Dreifachfunktion entschieden, um sowohl sportlich als auch wissenschaftlich einen direkten Zugang zum Feld des Triathlons zu erlangen. Diese Entscheidung erwies sich für meinen Forschungseinstieg als sehr förderlich und führte gleichzeitig zu einer Verbundenheit mit dem Feld und seinen Akteur*innen, was auch für die Folgejahre positiv war. Das Trainingslager half mit, einen gewissen Grad an Fitness zu erlangen, der für die später erfolgenden bewegten Interviews notwendig war.

«Das Hotel ist während der Frühlingsmonate ein ›Sportler-Mekka‹: Diese temporäre Sportler-Landschaft ist insbesondere Ziel von Triathleten und Triathletinnen, Rennradfahrenden und Mountainbikenden»,⁵⁹ notierte ich. Es ist eine temporäre Sportlerlandschaft, die Züge heterotoper Räume⁶⁰ annimmt, um mit Foucaults Raumverständnis zu arbeiten: Es sind Räume, in denen sich die Gesellschaft (temporär) zurückzieht und nach ihren eigenen Regeln und Routinen lebt. Im Trainingslager zählt nicht die berufliche Leistung, sondern die sportliche. Gleichzeitig geht es auch um das Wahrgenommenwerden, eine Form des Voyeurismus und Sichausstellens, und ein ständiges Sichbewegen zwischen verschiedenen, aber gleichzeitig existenten Rollen, die man innehat, als wäre man – um mit einer sportlichen Metapher zu sprechen – Zuschauender und Kommentator zugleich. Für einige Wochen im Frühling verwandelt sich das Hotel in Spanien in ein Trainingsterrain, wenig später wird das Hotel zu einem Ort für Badeferien.

Das Trainingslager stellte eine sehr intensive Phase der Feldforschung dar, da ich die ganze Zeit mit Triathlet*innen zusammen war. Ich sah beispielsweise, wie sie anreisten, welche Materialien sie dabei hatten, wie sie ihre Fahrräder auspackten und in den Radkeller stellten, welche Kleidung sie während und nach dem Sporttreiben trugen, wie sie sich ernährten, wie sie interagierten und sich verhielten, wie es sich mit ihrer sportlichen Leistung und ihrer Motivation über die Woche verhielt. Ich selbst war vor allem für die Schwimmtrainings vor dem Frühstück um 6.30 Uhr und nachmittags nach den Rad- und Laufeinheiten verantwortlich. Gemeinsam mit zwei anderen Triathlontrainern war ich dadurch auch Ansprechperson für viele Athlet*innen. Diesem Umstand verdankte ich erste Kontakte für Interviews (vgl. 3.2.1).

59 Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

60 Foucault, 2006.

3.4.1 Von der teilnehmenden Beobachtung ...

Die teilnehmende Beobachtung⁶¹ ermöglichte mir einen Einstieg in das Feld des *Triathlons*. Hierbei lag der Fokus auf dem akteurspezifischen Handeln. Das explorative Verfahren half mir, mich bewusst als Forscherin in einem aus meinem persönlichen Alltag bekannten Feld aufzuhalten, ein neues Verständnis sowie das Vertrauen des Feldes zu gewinnen.⁶² Ich betrachte den Aufenthalt in einem Trainingslager als explorativen Einstieg, da er den Übergang von meiner Rolle als Triathletin, die den Sport betreibt, zur Rolle der Forscherin, die sporttreibend forscht, darstellt. Der Übergang von der Sportlerin zur Forscherin ist – bei aller Reflexion – als ein fließender zu verstehen, der nicht einfach als liminales Ereignis⁶³ zu deuten ist; vielmehr stellt er einen Übergang im Sinne einer ständigen Neuverortung der Forscherpersönlichkeit dar. Wie bei der Anwendung von ethnografischen Methoden üblich, war ich auch bei der teilnehmenden Beobachtung Mitglied und Eingeweihte, blieb aber auch Aussenstehende und manövrierte immer zwischen diesen Polen.⁶⁴ Der Zugang zu meinem Feld war wechsel- und wandelbar.⁶⁵

«Die Technik [der teilnehmenden Beobachtung] besteht meines Erachtens darin, Daten zu erheben, indem man sich selbst, seinen eigenen Körper, seine eigene Persönlichkeit und seine eigene soziale Situation den unvorhersehbaren Einflüssen aussetzt, die sich ergeben, wenn man sich unter eine Reihe von Leuten begibt, ihre Kreise betritt, in denen sie auf ihre soziale Lage, ihre Arbeitssituation, ihre ethnische Stellung oder was auch immer reagieren. Daß man also in ihrer Nähe ist, während sie auf das reagieren, was das Leben ihnen zumutet.»⁶⁶

Dies sagt Goffman in einer Rede, die er am Treffen der Pacific Sociological Association 1974 hielt. Seiner Meinung nach

«ist es natürlich nicht [damit] getan, nur zuzuhören, was sie sagen; man muß auch auf ihre kleinen Stöhner und Seufzer achten, während sie ihr Leben meistern. Diesem Zweck dient in meinen Augen die Standardtechnik, sich möglichst *authentisch* ihren Lebensumständen auszusetzen, und das heißt: obwohl man das Feld immer verlassen kann, muß man so handeln, als ob man bleiben und dabei alle Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen müßte, die ihr Leben so mit sich bringt. Dadurch wird der Körper auf das Feld «eingestimmt», und mit einem

61 Hauser-Schäublin, 2008; Hämmerling, 2016b, S. 275–281; Mohr und Vetter, 2014; Schmid-Lauber, 2007; vgl. Girtler, 2001, S. 69–82.

62 Vgl. Girtler, 2001, S. 83–105.

63 Vgl. hierzu van Gennep, 1981, siehe zur Beschäftigung mit diesem Konzept auch 5.4.4.

64 Cohn, 2014, S. 75.

65 Vgl. Lindlof und Taylor, 2011.

66 Goffman, 1996, S. 263.

solchen «eingestimmten» Körper und dem Recht, ihnen räumlich nahe zu sein (das sie sich durch das eine oder andere hinterlistige Mittel erschlichen haben), sind sie in der Lage, die gestischen, visuellen oder körperlichen Reaktionen auf das festzuhalten, was um sie herum vor sich geht.»⁶⁷

Der eingestimmte Körper ist in meinem Falle der trainierte Körper, denn nur dieser kann bei einer Radausfahrt mithalten und den Akteur*innen in ihren Praktiken nahe sein. Es ist der Körper, der Triathlonpraktiken beherrscht. So trainierte ich mit den Athlet*innen, stiess mit ihnen nach den Trainings mit einem alkoholfreien Bier an und putzte mein Rennrad am Ende des Trainingslagers.⁶⁸ Für Goffman lässt sich der/die Forscher*in künstlich auf ein Erlebnis ein. Da ich selbst bereits selbst Triathlon betrieben hatte, war dieses Einlassen bei mir nicht künstlich. Goffman benennt mögliche Zugänge und erklärt mögliche «Tests», die zeigen, ob der/die Forscher*in tatsächlich ins Feld eingedrungen sei, so etwa folgenden Test: «Sie sollten in der Lage sein, denselben Körperrhythmus, dieselben Bewegungsabläufe, dasselbe Wippen mit den Füßen – solche Sachen eben – wie die Leute um Sie herum [...] beherrschen.»⁶⁹ Diese Verbundenheit mit dem Feld zu erreichen war für mich – durch mein eigenes Involviertsein in den Sport – nicht schwierig zu erzielen. Neu war es insofern, als alles Tun um eine reflektierende Ebene ergänzt wurde (vgl. 3.5), um das Bewusstsein, dass ich das Feld verlassen *musste*, um diese Perspektive einnehmen zu können. Auch zwischendurch auftretende Verletzungen erzwangen ein Verlassen des Feldes, wodurch ich erst lernte, wie wichtig dieser Schritt sein kann. Das aufgezwungene Abstandhalten war der Forschung zuträglich. Die Hyperreflexivität, mit der ich plötzlich mein Hobby betrachtete, führte auch zu einer Phase, in der das unmittelbare Erleben des Sports getrübt wurde und die Freude an der eigenen Leistung sich veränderte. So absolvierte ich beispielsweise im Laufe des Forschungsprozesses immer weniger Triathlons und trainierte zum Ende der Schreibphase nur noch *nach Lust und Laune*.

Durch die teilnehmende Beobachtung konnte ich Wissen und Eindrücke über Verhalten, Praktiken und Lebenswelten im Trainingslager und die sinnstiftende Funktion von Praktiken sammeln: so etwa über gemeinsame Trainings, die strukturgebende Taktung der Tagesabläufe für die Triathlet*innen oder den Umgang mit Material.

Ich absolvierte nun nicht mehr nur mein eigenes Training, sondern beobachtete und forschte. Ich konnte herausfinden, welche Relevanzen für Triathlet*innen existieren und an welcher Stelle sich spannende Forschungsfragen auf tun könn-

67 Ebd., S. 263.

68 Zur Kritik an der teilnehmenden Beobachtung siehe Hämmerling, 2016b, S. 281–283.

69 Goffman, 1996, S. 266.



Abb. 3.2: Ein Athlet postet sein Training auf Facebook.

ten. Es wurde für mich offensichtlich, welche Relevanz eiweisshaltige Recovery-Drinks oder ein (alkoholfreies) Bier für einige hatten. Ritualhaft schien mir nun das Ankommen im Hotel nach den Trainings: das Abstellen des Rades direkt vor dem Hoteleingang, das Sich-auf-einen-Stuhl-fallen-lassen, das Bestellen eines Getränks, das Schuheausziehen und Mit-ausgestreckten-Beinen-auf-dem-Boden-Sitzen oder -Liegen.⁷⁰ Verschwitzt und zufrieden wurde dieser Prozess zelebriert, dabei mit anderen das absolvierte Training rekapituliert und freudig getrunken. Es wurde mir beispielsweise bewusst, welche grosse Rolle das Aufzeichnen und Teilen von Trainingsdaten auf Onlineplattformen spielen kann. Es war für mich als Forscherin wichtig, zu reflektieren, worauf das Feld verwies, und das mit dem zu vergleichen, was ich in der Rolle der Triathletin wichtig fand.⁷¹ Da Forscher*innen nach Goffman

«im selben Schlamassel wie die anderen stecken, werden sie auch einfühlsam genug sein, das zu erspüren, worauf sie reagieren. Das ist in meinen Augen das Herzstück der Beobachtung. Wenn Sie es nicht schaffen, in diese Lage zu kommen, können Sie meines Erachtens keine ernsthafte Arbeit leisten.»⁷²

Hiermit spricht Goffman – ohne es zu explizieren – eine Kernerfahrung an, die auch die Autoethnografie mit sich bringt und die es konstant zu reflektieren gilt (vgl. hierzu insbesondere 3.5). Als involvierte Forscherin, die sich mitten im Feld

70 Auch ein Bild, das vielfach auf Facebook gepostet wurde (vgl. Abb. 3.2).

71 Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

72 Goffman, 1996, S. 266.

befand, konnte ich gleichermaßen an die Handlungen gebundenes Wissen sowie *tactile knowledge*, nicht verbalisiertes Wissen, erfassen. Auch die Kulturanthropologin Brigitta Schmidt-Lauber betont, wie wichtig es sei, den «emischen Zugang zur Realität»⁷³ zu erhalten, um den Alltag der Akteur*innen zu verstehen, Komplexitäten zu sehen und somit die Perspektive aus einer Innensicht zu erfassen. Wichtig ist «die unmittelbare Partizipation des Forschenden am alltäglichen Leben» sowie «ein empathiegeleitetes, nachvollziehendes Verstehen bei gleichzeitig gewahrter analytischer Distanz».⁷⁴ So zeigte sich mir in den Portionen der Mahlzeiten der Athlet*innen, welche Mengen ein für die Triathlet*innen als geeignet empfundenes Frühstück und Abendessen haben kann. Ich thematisiere jedoch nicht die mehrfachen Gänge der Athlet*innen zum Buffet, sondern tat es ihnen gleich. Ich begann, mich über meine eigenen Essensportionen zu wundern, verstand aber gleichzeitig dieses Verlangen nach Kalorien, wenn ich vorab bis zu acht Stunden auf dem Rad gegessen hatte und dazu noch geschwommen und gerannt war.⁷⁵

3.4.2 ... zu Feldnotizen als praktikablem Dokumentationsmodus

Während des Trainingslagers wandelte ich die Feldnotizen direkt in Feldprotokolle um.⁷⁶ Nach dem Trainingslager, zurück am Schreibtisch, realisierte ich, dass meine Aufzeichnungen bereits eine Mischung aus eigenem Empfinden, Autoethnografie und teilnehmender Beobachtung darstellten und eher protokollhafte Aufzeichnungen dichter Beschreibungen glichen, wie sie Clifford Geertz⁷⁷ vertritt. Meine eigenen Erwartungen und mein Hintergrundwissen tauchten auf. Die Teilnahme am Geschehen des Feldes, wie sie Bronislaw Malinowski in den 1920er-Jahren mit «Argonauts of the Western Pacific»⁷⁸ vorgenommen und wegweisend beschrieben hat, wurde auch im Rahmen meiner Feldforschung im Triathlon deutlich.⁷⁹ Freilich hätte ich die teilnehmende Beobachtung in Form von tabellarischen Ordnungen nach Ort, Beobachtung, Kontextinformationen sowie methodischen Rollen und theoretischer Reflexion aufschlüsseln können,

73 Schmidt-Lauber, 2007, S. 221.

74 Ebd., S. 220.

75 Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

76 Cohn, 2014, S. 77; vgl. ebenso Spradley, 2016, S. 69–72.

77 Geertz, 1991.

78 Malinowski, 1922.

79 Malinowski selbst stellt seine Methodik als teilnehmende Beobachtung dar. Sein Text «Argonauts of the Western Pacific» (1922), der *the native's point of view* hervorhebt, das heisst, die Anwesenheit vor Ort erfordert, gilt als richtungsweisend und als Umbruch innerhalb der ethnologischen Forschung.

wie Aglaja Pryzborski und Monika Wohlrab-Sahr vorschlagen⁸⁰ und wie es in der ethnologisch geprägten Feldforschung Anwendung findet. Doch erschien es mir oft unnatürlich, etwas so detailliert aufzuschreiben, von dem ich meinte, zu wissen, *wie es läuft*.⁸¹ Daher entschied ich mich dafür, einige weitere Triathlontrainings zu besuchen, um teilnehmend zu beobachten, aber auch eigene Empfindungen und Autoethnografisches zu notieren und keine zusätzlichen Feldprotokolle, im Sinne von nachträglichen Analysen des Notierten, mehr anzufertigen. Auch aufgrund der Verzahnung von Autoethnografie und teilnehmender Beobachtung schien mir dies sinnvoll und zweckdienlich, denn mein Vorwissen und meine Kenntnis der Triathlonszene liessen mir viele Aspekte unhinterfragt als einleuchtend erscheinen, was mit meinem eigenen Triathletinendasein zu tun hat. Erst in direktem Dialog mit den Athlet*innen konnte ich derartige Praktiken und Denkstile erfragen. Beispielsweise stand ich am Olympischen Triathlon 2014 in Spiez neben einer Athletin, die ihren Nacken mit Vaseline einrieb. Ich selbst hatte dies vorab schon getan, um zu verhindern, dass mir der Neopren den Hals aufscheuern würde. Daher schien es mir logisch, dass die Athletin Gleiches tat. Trotzdem fragte ich sie nun, was sie da gerade mache, und erhielt als Antwort, dass sie keine Scheuerstellen erhalten wolle.⁸² Obwohl sie bestätigte, was ich annahm, ist es wichtig, derartige Aspekte zu erfragen, um nicht zu stark von sich selbst auf andere zu schliessen und das Feld nicht nach eigenem Gutdünken zu interpretieren – eine Gefahr, die besonders bei so starkem Involviertsein gegeben ist. Ich kategorisierte meine Feldnotizen und erkannte somit, welche Themen wiederholt auftauchten. Aus diesen Erkenntnissen konnte ich erste Fragen für die Interviews entwickeln.

Adaptive Methoden

Aufgrund der eigenen Situiertheit im Feld hatte sich meine Feldforschung nach zwei intensiven Wochen teilnehmender Beobachtung mit dem Anfertigen von Beobachtungsprotokollen hin zu einer Feldforschung entwickelt, die eher auf Feldnotizen beruhte. Ich erkannte die Notwendigkeit, meine Methoden zu erweitern, um mit einem Methodenmix triangulative Perspektiven aufzuspannen.⁸³ Die eingangs durchgeführte teilnehmende Beobachtung half mir, erste Fragen für Interviews zu generieren. Als induktive und flexible Methode ist sie sowohl abhängig von mir als Feldforscherin als auch von den Reaktionen und dem Rückbezug auf mich durch die Beforschten.

80 Pryzborski und Wohlrab-Sahr, 2009, S. 63–66.

81 Schmidt-Lauber, 2007, S. 234; vgl. hierzu auch Girtler, 2001, S. 141–143.

82 Spiezathlon, Feldnotizen vom 28. 6. 2014.

83 Gibson, 2016; vgl. zum Triangulationsverfahren ebenso Muri, 2014.

3.5 Ich sehe was, was du auch siehst? Autoethnografie: Mehr als sehend forschen

Autoethnografie ist eine Form der wissenschaftlichen Selbsterfahrung, bei der sich die Forschenden auf eigene Erlebnisse beziehen. Zu diesen können sie auch ein biografisches Nahverhältnis haben. Autoethnografische Forschungen entstehen durch Aufzeichnen der eigenen Gedanken und Erfahrungen, durch deren Überarbeiten und Weiterdenken sowie durch eine Einordnung der autoethnografischen Aufzeichnungen in Sinnzusammenhänge.⁸⁴ Bei der Autoethnografie geht es darum, persönliche mit kulturellen Erfahrungen zu verknüpfen und zu reflektieren.⁸⁵ Dabei findet eine individuelle Verortung in Bezug auf das untersuchte Feld statt. Der prozesshafte Charakter des autoethnografischen Arbeitens ist Basis der reflektierten Erkenntnisgewinnung, die über das Erheben von blossen Geschmacks- und individuellen Einstellungen hinausgeht und somit ein Instrument ist, um durch die eigenen Erfahrungen im Feld ein Verständnis für vielfältige Sinndimensionen zu entwickeln.⁸⁶ Damit hat sie nicht Erkenntnis per se als Ziel, sondern stellt den Erkenntnisprozess ins Zentrum,⁸⁷ einen bedeutungskonstitutiven und bedeutungsoffenen Prozess.⁸⁸ Ebenso versteht die Kulturanthropologin Brigitte Bönisch-Brednich die Autoethnografie. Sie arbeitet in ihrem Text «Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung» drei Sichtweisen heraus: die Autoethnografie a) als Selbstreflexion, b) als evokativen Forschungsansatz, bei dem das Selbst im Zentrum der Analysen steht und intensiv über das eigene Erleben reflektiert wird und c) die analytische Autoethnografie, worunter sie autonarrative Schreibformen als Ergänzung zu anderen qualitativen Methoden versteht.⁸⁹

Wiederzugeben und in Worte zu fassen, was gefühlt und gedacht wird, ist höchst komplex. Die Methode hilft, den eigenen Standpunkt zu erkennen, und schärft den Blick auf das Forschungsfeld. In meinem Selbstverständnis als Triathletin begegneten mir Lücken im Wissen über den Sport, die ich erst im Forschungsprozess erkannte, wenn mir szenenspezifische Praktiken und Kenntnisse fehlten. In der Rolle der Forscherin hingegen stellte ich fest, dass mir zwar als Sportlerin Praktiken selbstverständlich schienen, über die ich in einer wissenschaftlichen Arbeit aber nur ungern schreiben wollte, da sie die Grenzen meiner

84 Ploder und Stadlbauer, 2013.

85 Zum reflexiven Charakter der Autoethnografie siehe Ploder und Stadlbauer, 2017.

86 Reed-Danahay, 1997; Bochner und Ellis, 2000; Ellis, 2003; Ehn, 2011; Bönisch-Brednich, 2012; S. H. Jones, Adams und Ellis, 2013.

87 Ploder und Stadlbauer, 2013, S. 378.

88 Ebd., S. 378.

89 Bönisch-Brednich, 2012, S. 54–62; vgl. auch Ellis, 2003; S. H. Jones, 2005; vgl. Denzin, 1997, S. 227.

eigenen Komfortzone überschritten.⁹⁰ Sich mit der eigenen Erfahrung bewusst auseinanderzusetzen hilft auch, Relevanzen des Feldes zu erkennen, Fragen zu entwickeln, sich in eine Thematik hineinzudenken und sich physisch in eine Erfahrung hineinzugeben, die der Forschung zuträglich ist.⁹¹

Entwicklung der Autoethnografie in den Geisteswissenschaften

Im Zuge der Methodendiskussion der vergangenen Jahre hat keine klare und selbstverständliche Bekennung zur Autoethnografie stattgefunden, wenngleich erkenntnisreiche Arbeiten dazu vorliegen: Der Ethnologe Billy Ehn zeigt am Beispiel von Doing-it-yourself auf, wie Forschende sich vor allem über den Forschungsprozess bewusst werden können.⁹² Vor- und Nachteile der Methode diskutieren die Kulturwissenschaftlerinnen Andrea Ploder und Johanna Stadlbauer. In ihrem Text nennen sie insbesondere die negativen Aspekte, die der Autoethnografie als Methode zugeschrieben werden.⁹³

Wann die Methode das erste Mal angewandt wurde, ist nicht geklärt, doch gilt der Ethnologe David M. Hayano als einer der Ersten, die sie nicht nur angewendet, sondern auch so bezeichnet haben.⁹⁴ Ursprünglich wurde die Methode als das Forschen unter *seinesgleichen* verstanden, meint mittlerweile jedoch auch eine ethnografische Arbeit, die den Blick nach aussen mit dem autobiografischen Blick nach innen vereint.⁹⁵ Diese Verschränkung hilft, die eigene Erfahrung und das untersuchte Thema hervorzuheben.⁹⁶ Gleichwohl bleibt der Kontext, in dem die Eigenerfahrung auftritt, im Blick. Die Perspektiven, die eine Gleichzeitigkeit und ein In-Beziehung-Setzen ermöglichen, öffnen einen vertieften Blick auf das Feld, der den Forschungskontext und damit auch den eigenen Hintergrund nicht ausblendet, sondern aktiv integriert. Die Autoethnografie verschränkt dabei das von den Forschenden Erlebte unmittelbar mit demjenigen des Feldes und seiner Akteur*innen. Autoethnografisch zu forschen bedeutet auch, aus subjektiven

90 Es handelt sich um eine unter Triathlet*innen ganz normale Praktik, in ihre Schwimmbrille zu spucken und die Gläser einzuschmieren, sodass sie unter Wasser nicht beschlagen. Eine derartige Praktik als meine potenziell eigene zu verbalisieren, bewegt sich für mich als Forscherin an der Grenze meiner Komfortzone.

91 Auch andere Arbeitsweisen in der Kulturanthropologie setzen das um, beispielsweise die Forschungssupervision (vgl. B. Becker et al., 2013).

92 Ehn, 2011.

93 Ploder und Stadlbauer, 2013; vgl. ebenso Ellis, Adams und Bochner, 2018; Delamont, 2007. Ebenso diskutiert die Soziologin Jacquelyn Allen-Collinson diesen Aspekt gemeinsam mit John Hockey (Allen-Collinson und Hockey, 2008).

94 Hayano, 1979.

95 Schwandt, 2015, S. 14. Siehe auch Ehn, 2011, der auf Denzin, 1997, S. 227, verweist und von der Autoethnografie als einem nach innen gerichteten ethnografischen Blick auf das Selbst (*auto*) schreibt, während der ethnografische Fokus nach aussen beibehalten wird. Vgl. ebenso Ellis, 2003.

96 Bochner und Ellis, 2000.

Erfahrungen Erkenntnisse zu schöpfen. Diverse Themen, die eng an persönliches (emotionales) Erleben geknüpft sind, die mit sinnlicher Erfahrung, eigenen Gefühlen oder biografischer Nähe zu tun haben, zeigen eine hohe Affinität zur Autoethnografie. Mit diesem Ansatz werden Themen zu Körper, Wahrnehmung, Emotionen und individueller Erfahrung bearbeitet. Thomas A. Schwandt in «The Sage Dictionary of Qualitative Inquiry»:

«[...] it is commonly claimed that the striking stories that frequently comprise autoethnography are intended to illustrate and evoke rather than to state or make a claim, and that the author of such text aims to invite readers into the text to relive the experience rather than to interpret or analyze what the author is saying.»⁹⁷

Viele der autoethnografischen Texte zeigen Erfahrungsdimensionen der Autor*innen auf, welche die Leser*innen nicht persönlich machen können. Der Text «The power of leisure: <I was an anorexic; I'm now a healthy triathlete>»⁹⁸ von Megan Axelsen etwa vermittelt die Erfahrung der Autorin mit einer Essstörung und zeigt auf, wie der Sport für sie eine therapeutische Funktion hatte. Das Ziel des Textes ist es, den Weg nachzuvollziehen, und nicht, diesen zu bewerten und zu analysieren.

Es gibt einige Arbeiten, welche die Grundzüge der Methode zwar verwenden, diese aber nicht als *Autoethnografie* bezeichnen. Beispielsweise schreibt der Kulturanthropologe Robert R. Sands 1999 vom eigenen Involviertsein und der unabdingbaren Nähe zum Feld; doch was er teilnehmende Beobachtung nennt, weist an den Stellen, an denen er seine eigene Erfahrung ins Zentrum stellt, autoethnografische Züge auf.⁹⁹ Auch die Kulturanthropologin und Triathletin Jane Granskog schreibt in ihrer Forschung zu Triathletinnen nicht von Autoethnografie, sondern von ihrer *persönlichen Erfahrung*.¹⁰⁰ Sie stellt Übertritte und schwierige Lebensphasen von vier Frauen und die Rolle des Triathlons bei diesen Prozessen vor. Für den Übergang von «midlife crisis and redefining the self» verwendet sie ihre eigene Erfahrung, die in ihrer Anwendungsweise Autoethnografie genannt werden kann. Granskog schreibt: «Since I started triathloning when I was thirty-eight and am now past fifty, I will use my own experiences as a basis for discussing the issues of this stage.»¹⁰¹ Auch der Sozialanthropologe Chris J. van Vuuren beschreibt in «A Ritual Perspective on the Comrades Marathon»¹⁰² seine Marathonteilnahme. Er spricht von *Selbstreflexivität* und

97 Schwandt, 2015, S. 14.

98 Axelsen, 2009.

99 Sands, 1999c. Eine Liste verschiedener gebräuchlicher Bezeichnungen der Methode bringen Bochner und Ellis, 2000, S. 739.

100 Granskog, 2003, S. 35.

101 Ebd., S. 35.

102 Van Vuuren, 2014.

Autobiografie und bezieht sich auf Hockeys Text «Mundane ritual practices and distance running».¹⁰³ Van Vuuren stellt seine eigene Forschungsarbeit wie folgt dar: «Reportage and the fieldwork experience on the topic is self-reflexive and autobiographic to the extent what anthropologists term «auto-ethnography»».¹⁰⁴ Auch hier wird die verschwimmende Grenze zwischen der Autoethnografie und anderen Methoden sichtbar, es zeigt sich aber auch, dass sich die Autoethnografie in den Geisteswissenschaften immer noch im Zustand der Etablierung befindet.¹⁰⁵

Besonderheiten der Anwendung der Autoethnografie in den Geisteswissenschaften

Es ist augenscheinlich, dass gerade Themen, die den Sport zum Forschungsgegenstand haben, sehr häufig die Eigenerfahrung der Forschenden aufzeigen und sich eine auffällige Präsenz der Autoethnografie in Bezug auf sportethnografische Arbeiten dokumentieren lässt (vgl. 2.1).¹⁰⁶ Die Arbeiten von Jacquelyn Allen-Collinson illustrieren exemplarisch, wie stark die Autoethnografie Einzug in die Sportforschung gehalten hat. In ihren Arbeiten verdeutlicht sie, wie durch den autoethnografischen Forschungsansatz Selbst- in Fremdreferenzialität umgemünzt werden kann.¹⁰⁷ Mittels der Praktik des Joggens erforscht sie, wie die körperliche Erfahrung von Hitze während des Trainings wahrgenommen wird.¹⁰⁸ Eine andere Arbeit beschäftigt sich mit dem Einfluss des Wetters¹⁰⁹ auf das sportliche Erleben. Sichtbar wird hierbei, dass sich gerade «körpernahe[s]»¹¹⁰ beziehungsweise sensuelles Erleben durch die Perspektive der Autoethnografie gut erforschen lassen. Die Methode ist geeignet, die eigenen Tätigkeiten festzuhalten und somit einen Ausgangspunkt für die Forschung zu markieren. Sie vermittelt ebenso Einsicht in innere Prozesse wie das Erleben von Gefühlen, kinästhetische Erfahrung oder Bewegungsabläufe.¹¹¹

103 Hockey, 2009.

104 Van Vuuren, 2014, S. 212.

105 Vgl. zu Prosa, die autoethnografische Züge aufweist, auch «The Loneliness of the Long Distance Runner» (Sillitoe, 1959) oder die autobiografischen Aufzeichnungen von Haruki Murakami «What I Talk About When I Talk About Running: A Memoir» (Murakami, 2008), der seinen Weg vom Barbesitzer zum Läufer, Ultraläufer und Triathleten beschreibt.

106 Vgl. für autoethnografische Arbeiten mit Fokus auf den Triathlon Granskog, 1993, 2003; McCarville, 2007; Axelsen, 2009; Allen-Collinson, Jennings et al., 2018, sowie für diverse andere Sportarten Spinney, 2006; Pavlidis, 2013; Larsen, 2013; Allen-Collinson und Owton, 2015; Hammer, 2015; Mitchell, Allen-Collinson und Evans, 2016.

107 Allen-Collinson, 2003.

108 Allen-Collinson und Owton, 2015 ; Allen-Collinson, Vaittinen et al., 2018.

109 Allen-Collinson, Jennings et al., 2018.

110 Ploder und Stadlbauer, 2013, S. 400.

111 Aus der deutschsprachigen Kulturanthropologie sei exemplarisch Bürkert, 2012, genannt. Brigitte Bönisch-Brednich forscht zu «academic migrants» und hat einen persönlichen Bezug zur

Meine Anwendungsweise

Für seine Forschung über das Boxen begann der Soziologe Loïc Wacquant selbst zu boxen und wurde dadurch Teil der Boxszene.¹¹² Anders verhielt es sich bei mir, denn ich war schon ein Teil des Feldes und musste lernen, meine Position zu verstehen und zu reflektieren. Meine Nähe zum Feld konnte ich besonders durch autoethnografisches Festhalten, förderlich für Zugänge zum, sowie für inhaltliche Auseinandersetzungen mit dem Feld, positiv nutzen. In Anlehnung an Norman K. Denzin¹¹³ und Billy Ehn¹¹⁴ versuchte ich mein Wissen zu konzeptualisieren. Meinen praxeografischen Forschungsansatz ohne autoethnografischen Zugang zu tätigen, wäre nicht realisierbar gewesen: Ich hätte nicht nur eine Leerstelle im Erkenntnisprozess gelassen, die in Bezug auf die Verortung von mir als Forschender als problematisch gesehen werden könnte (vgl. 3.2.3), sondern ich hätte konstant vorhandenes (Vor-)Wissen zum Triathlon ausblenden müssen, was mir unmöglich gewesen wäre.¹¹⁵

Folgendes Zitat aus meiner Autoethnografie zum Halbironman in Rapperswil stellt meine Involviertheit exemplarisch dar:

«Als ich am Tag vor dem Rennen in Rapperswil am Halbironman bin, habe ich das Gefühl, ich komme kaum dazu, meine Sachen zu erledigen, weil ich ständig wieder jemanden treffe! Ich rede kurz mit dem, dann werden wir von jemandem unterbrochen, der einem von uns ‹Hallo› sagt, und gleich darauf kommt schon die nächste Athletin, die ich kenne. Sie fragt nach, ob wir das mit ‹den Beuteln› verstanden haben. Nebenbei versuche ich meine Beutel für die Wechselzone zu packen. Und denke ständig daran, dass ich morgen früh auf keinen Fall vergessen darf, die Radschuhe mit den Gummibändern am Rad zu montieren.»¹¹⁶

Hier wird deutlich, dass ich die eigene Erfahrung nutze, um über andere zu lernen.¹¹⁷ Es wird aus der oben stehenden Notiz beispielsweise klar, dass es eine Szene zu geben scheint, die immer wieder auftritt: Mir begegnen sehr viele be-

Thematik (Bönisch-Brednich, 2012); siehe für fremdsprachige fachspezifische Beiträge auch O'Dell und Willim, 2011.

112 Wacquant, 2010, S. 9–17.

113 Denzin, 1997.

114 Ehn, 2011.

115 Vgl. auch Bernhard Tschofens Überlegungen zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Praxis des Gehens in raumkultureller Perspektive, wobei seine eigene Involviertheit ihm durch einen Unfall für eine Zeit verunmöglichte zu gehen: «Wenn zunächst nicht klar ist, ob und wie man wieder im wörtlichen Sinne ‹auf die Beine kommt›, gewinnt das Nachdenken über das Gehen anderes Gewicht.» Tschofen, 2013, S. 59. Er stellt dem jedoch voran, dass er sich dem Thema mit einem «wenig autoethnografischen Blick, aber mit der für unsere Arbeit oft so typischen Ambivalenz aus Empathie und mehr oder weniger kritischer Distanz zu eigenen Neigungen und jedenfalls aus der Nähe der eigenen Lebenswelt vertrauten Denkstilen und Praktiken» (ebd., S. 58) gewidmet hat.

116 Halbironman Rapperswil, Autoethnografie vom 31. 5.–1. 6. 2014.

117 Cohen, 1992.

kannte Personen, Gleiches passiert denen, mit denen ich rede. Wenn die mir bekannte Athletin von «den Beuteln» redet, weiss ich, dass sie die sogenannten Effektsäcke meint, in die wir das Material und die Verpflegung für die verschiedenen Wechsel zu packen und am vorgegebenen Ort, einem Zelt innerhalb der Wechselzone, aufzuhängen haben. Dem Zelt darf man sich im Wettkampf nur auf einer bestimmten Laufroute nähern. Ausserdem wird deutlich, dass es hochspezifisches Materialwissen in der Triathlonszene gibt: Die auf die Pedale geklickten Radschuhe können mit Gummibändern so am Fahrradrahmen montiert werden, dass der hintere Teil der Schuhe nicht mehr den Boden berührt. Dies ist notwendig, weil das Rad zu Fuss aus der Wechselzone geschoben werden muss. Wären die Schuhe nicht durch die Gummibänder befestigt, würden sie den Boden berühren und hin und her baumeln und sich beim Schieben eventuell aus den Klickpedalen lösen. Würden die Schuhe nicht auf die Pedale montiert werden, müssten sie am Platz angezogen werden. Da die meisten Radschuhe jedoch eine erhabene Platte unter dem Ballen haben, besteht beim Rennen immer die Gefahr, auszurutschen.

Ich erlebe ausserdem die Sorge, dass ich am Wettkampfmorgen vergessen könnte, diese *wichtige* Handlung des Gummibändermontierens auszuführen. Teile dieser eigenen Präsenz und Teilhabe am Feld auszublenden, wäre mir – da ich dieses Szenewissen besitze – unmöglich gewesen und der Forschung nicht zuträglich gewesen. Durch diese Eigenerfahrung erlebe ich, was Ellis und Bochner wie folgt beschreiben:

«I use what I call systematic sociological introspection and emotional recall to try to understand an experience I've lived through. Then I write my experience as a story. By exploring a particular life, I hope to understand a way of life.»¹¹⁸

Erkenntnisgewinn durch Autoethnografie

Die Autoethnografie ermöglicht – zuerst im Prozess des Erlebens und schliesslich durch die Verschriftlichung –, einen «way of life» beziehungsweise die Motivation für bestimmte Handlungen nachzuvollziehen. Der folgende Abschnitt aus meinen autoethnografischen Aufzeichnungen verweist auf verschiedene Ebenen des Erfahrungs- und Verstehensprozesses:

«Schwimmeinheit, Beginn morgens um 6.00 Uhr im Hallenbad. Ich fahre mit dem Tram in die Stadt, draussen fällt Schneeregen, es ist 5.30 Uhr. Ich bin müde von der Cyclingstunde gestern Abend. Warum genau gehe ich jetzt ins Triathlonschwimmtraining? Ich könnte doch ebenso über Mittag schwimmen gehen. Aber würde ich dann da Feldforschung betreiben? Warum schwimmen die alle [Triathlet*innen, Y. K.] so früh? Ich habe totales Unverständnis gegenüber der Angelegenheit. Und

es fällt mir schwer, den Sinn in so einem frühen Training zu sehen, wo ich doch genauso gut in der Nähe meines Büros am Mittag gehen könnte. Aber da würde ich dann allein schwimmen.

Als ich dann selbst im Wasser bin, ändert sich meine Haltung: die Müdigkeit schwimmt förmlich davon: Später steige ich zufrieden, erschöpft und hungrig aus dem Wasser, plaudere noch mit einigen Athlet*innen. Und irgendwann gegen 8.30 komme ich im Büro an. Ich bin total zufrieden, schon etwas getan zu haben.»¹¹⁹

Dieses Zitat lässt zum einen mein *persönliches* Erleben sichtbar werden: ich verspüre wenig Lust, so früh schwimmen zu gehen. Zum anderen zeigt sich das Dilemma, in dem ich mich während der Forschung vermehrt befinde: die Rolle als Triathletin und die als Forscherin, die mich beeinflussen und meine Entscheidungen häufig von beiden Standpunkten und nicht selten kontrovers prägen. Dies bedeutet in diesem Falle: Die Forscherin will forschen, die Triathletin weiss, dass ein Training morgens früh, unausgeschlafen und noch müde vom Training am Vorabend, wenig Leistungssteigerung bewirkt. Da das sportliche *Besserwerden* ein Teil der persönlichen Motivation des Trainings ist, befinde ich mich hier in einem Konflikt mit meinen Rollen, die ich jedoch erst durch die Autoethnografie erkenne. Dann wiederum erlebe ich einen Überraschungsmoment: Als ich im Wasser bin und schwimme, kehrt sich meine unmotivierte Haltung um. Ich erlebe trotz meiner vorangegangenen Unlust grossen Spass an der Bewegung und in der Begegnung mit den anderen Triathlet*innen. Aus meinen Aufzeichnungen werden Aussen- und Innensicht deutlich; die autobiografische Prägung ebenso wie der Blick der ethnografisch Forschenden. Mit der Formulierung «warum schwimmen die alle» meine ich nicht alle Triathlet*innen, die ich kenne. Ich erkenne viel eher, dass die Formulierung «alle» darauf hindeutet, dass ich mich selbst von den Athlet*innen abgrenze, die früh am Morgen schwimmen, da ich darauf gerade keine Lust habe und mich nur aufgrund der Feldforschung verpflichtet sehe, diesen Athlet*innen zu begegnen. In meiner Vorstellung trennt das frühe Schwimmtraining die seriös und vielfach verbissen Trainierenden von Leuten wie mir, so denke ich, ohne genauer definieren zu können, was ich für eine Art *Triathletin* bin.

Erst durch die autoethnografische Verschriftlichung werden mir die vielfältigen Faktoren bewusst und was derartige Feinheiten in den Formulierungen bedeuten können. Michael Massmünster spricht in seinem Aufsatz «Sich selbst in den Text schreiben»¹²⁰ von ethnografischen Ich-Perspektiven: das erfahrende Ich als Datenmaterial, das teilnehmende Ich als Datenerhebungsinstrument, das analysierende Ich als Pendel zwischen den Ebenen und das schreibende Ich

119 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.

120 Massmünster, 2014.

als Führung für Lesende und als Relativierung.¹²¹ Im obigen Abschnitt zum Schwimmtraining wird deutlich, wie diese vier *Ich-Ebenen* durchlaufen werden und die so gewonnenen Erkenntnisse gewinnbringend für die Forschung genutzt werden können.

Ich habe die Autoethnografie während des gesamten Forschungszeitraums durchgeführt. Meine Vorerfahrungen im Triathlon tauchen genauso auf wie Erlebnisse aus anderen Ausdauersportarten wie Langlaufen, Skitouren, Mountainbiken und Wandern. Diese gehören bei mir ebenso wie bei anderen Athlet*innen zum Sporttreiben als Triathlet*in dazu. Viele der Notizen sind assoziativ und beziehen sich auch auf Vorerfahrungen: Konkrete Situationen, vergangene Erfahrungen, schon mal Erlebtes tauchen immer wieder auf, durchlaufen Veränderungen oder werden gar revidiert.¹²²

Die Autoethnografie und meine Feldnotizen¹²³ liegen teilweise sehr nah beieinander. Doch die Feldnotizen bleiben in ihrer Definition Zustandsbeschreibungen, die Handlungen und Aussagen der Athlet*innen stellen nicht explizit mein Erleben, Empfinden und meine Meinungen dar. Die Autoethnografie zeigt diese subjektive Note. Auch bedingt die Autoethnografie – wie bereits von Ploder und Stadlbauer dargestellt¹²⁴ – eine mehrfache Reflexion und ist nicht ausschliessliche Zustandsbeschreibung. Die von mir kenntlich gemachten autoethnografischen Aufzeichnungen verweisen somit nicht nur auf ein plakatives Darstellen von Erlebtem, sondern sind Ergebnis eines reflexiven und reflektierten Prozesses. Autoethnografien können somit – je nach Überarbeitungsgrad – Wissen implizit vermitteln. Wenn ich notiere, dass ich fürchte zu vergessen, die Gummibänder am Radschuh zu montieren, zeigt diese Information nämlich nicht nur meine persönliche Sorge auf, etwas zu vergessen. Es zeigt auch, dass überhaupt Gummibänder auf diese Weise verwendet werden können, und verweist damit auf eine szenenspezifische Praktik, für die es kein kommerziell produziertes Substitut zu einem herkömmlichen Gummiband gibt und somit vor allem Szenewissen transportiert.

In ihrer methodologisch reflektierten Anwendung helfen Autoethnografien, den eigenen Text analytisch zu durchdringen, zu formen und zu schärfen.¹²⁵ Verschiedenste Erkenntnisse können herausgearbeitet werden. Trotz dieser methodologischen Abgrenzung liegt die Herausforderung immer wieder darin,

121 Ebd., S. 528–536.

122 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018, vgl. unter anderem die Autoethnografie an diversen Wettkämpfen (TriStar Rohrschach [111], Autoethnografie vom 3. 9. 2017; Seeland Triathlon Murten [olympisch], Autoethnografie vom 9. 9. 2017).

123 Vgl. zum Beispiel Seeland Triathlon Murten (olympisch), Feldnotizen vom 9. 9. 2017.

124 Ploder und Stadlbauer, 2013.

125 Vgl. Day, 2016.

die Perspektive als Forscher*in zu bewahren und autoethnografisch gewonnenes Material wieder und wieder zu reflektieren. In diesem Zusammenhang spielt der konstante Dialog mit Arbeitskolleg*innen, Freund*innen oder Sportbekanntschaften eine entscheidende Rolle (vgl. 3.4 und 3.2.3). Die als Zitate gekennzeichneten autoethnografischen Aufzeichnungen stellen somit direkte Wiedergaben meiner unbearbeiteten Aufzeichnungen dar. Anderes fließt aber ebenso in den Text mit ein. Es ist auch wichtig, meine individuellen Erfahrungen nicht als unhinterfragbare Fakten zu lesen. Zudem können Leser*innen dieses Textes mögliche Erlebensweisen erfahren und weitere Sinndimensionen erkennen, ohne diese analysieren oder interpretieren zu müssen. In Bezug auf die Autoethnografie ist mir jedoch im Laufe meiner Forschung – bei aller durchaus berechtigten Kritik – deutlich geworden, dass eine gute, konsequent analytisch-reflektierte Autoethnografie ebenso *gleichberechtigte* Erkenntnisse liefert wie andere, als *etablierter* angesehene Methoden.¹²⁶ Als Datenproduzierende der Autoethnografie weiss ich, welche Daten wann wie wo und unter welchen Umständen notiert wurden. In einem Interview muss ich aber auf die Authentizität des Gesagten meines Gegenübers vertrauen.

Ehn schliesst seinen Aufsatz zu *Doing-it-yourself* mit folgenden Überlegungen: «*Doing good ethnography simply means to use all conceivable kinds of materials and to analyze them, for example, from a cultural point of view.*»¹²⁷ So muss auch das autoethnografische Material in einen grösseren sozialen Kontext eingeordnet werden. Die Autoethnografie begleitet alle weiteren von mir angewendeten Methoden, denn vielfach ermöglichten die aus der Autoethnografie gewonnenen Erkenntnisse erst, Frageweisen und Forschungsperspektiven zu entwickeln, indem durch meine Eigenerfahrung der Blick auf bestimmte Stellen mit Potenzial für eine vertiefte Forschung gelenkt wurde.

3.6 Über Triathlon sprechen: Information und Reflexion in Interviews

In der ersten Phase der Feldforschung interviewte ich insgesamt 17 verschiedene Athlet*innen, grösstenteils bei ihnen zu Hause.¹²⁸ Zwei Interviews mit Athle-

126 Dabei geht es immer auch um die Legitimation von wissenschaftlichen Arbeitsweisen, also von Dynamiken, Erkenntnisinteressen und Verständnissen der Methoden. Die Autoethnografie stellt heute eine weniger randständige, wenngleich vielleicht noch keine Schlüsselmethode der Kulturanthropologie dar, wie es für Schmidt-Lauber etwa die teilnehmende Beobachtung ist (Schmidt-Lauber, 2007, S. 220).

127 Ehn, 2011, S. 62.

128 Ander, Interview vom 25. 11. 2014; Berg, Interview vom 2. 11. 2014; Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014; Islin, Interview vom 13. 10. 2014; Petersen, Interview vom 10. 12. 2014; Sentens, Interview vom 3. 11. 2014; Rubens, Interview vom 13. 12. 2014; Tessel, Interview vom 27. 9. 2014.

ten in der Schweiz fanden in Cafés statt,¹²⁹ eines im Büro eines Interviewten.¹³⁰ Vier¹³¹ der fünf norwegischen Athlet*innen interviewte ich am Lofoten Triathlon 2015. Dort sprach ich 2017 ausserdem mit Joe Friel, Triathlontrainer, Autor von «The Triathlete's Training Bible»¹³² und ehemaliger Profitriathlet. Den Kontakt zur fünften norwegischen Athletin erhielt ich über Dritte. Sie konnte ich in ihrem Zuhause besuchen.¹³³ Die 17 Interviews führte ich in Form offener, leitfadengestützter, gering strukturierter Gespräche.¹³⁴ Aufgrund meines Involviertseins in den Triathlon evaluierte ich für die Leitfäden verschiedene Themen, die mir relevant schienen, um raumbezogene Fragen des Triathlons ethnografisch zu erforschen. Beim Erstellen des Leitfadens orientierte ich mich insbesondere an mir massgeblich erscheinenden Aspekten, die ich mittels autoethnografischer Aufzeichnungen erarbeitete. Sie waren gleichermaßen Orientierungshilfe, denn die Interviews, wie ich sie führte, liessen viele Spielräume in Bezug auf vertiefte Fragen, Berichten, Zuhören oder Ergänzen.¹³⁵ Durch die Gespräche mit den Athlet*innen entstanden weitere Themenfelder – einige davon mehr, andere weniger relevant für den Zusammenhang dieser Arbeit.¹³⁶

Zwischen Leitfaden und offenem Dialog: Durchführung der Interviews

Wie der Soziologe Harry Hermanns in «Interviewen als Tätigkeit» beschreibt, versuchte auch ich, ein entspanntes Setting für die Interviews zu schaffen. Mit der Triathletin Gabriela Islin beispielsweise ging ich vor dem Interview gemeinsam schwimmen, was sehr gut passte, da wir uns auch nur vom gemeinsamen Trainieren kannten. Während des Schwimmtrainings redeten wir miteinander. Ich versuchte keine Gesprächsthemen vorwegzunehmen, was sich als Herausforderung herausstellte, da die Athletin so viel erzählte und bereits auf einige Wettkampf- und Trainingsanekdoten zu sprechen kam.¹³⁷ Die Atmosphäre bei ihr zu Hause, mit einer gemeinsamen Zwischenmahlzeit und einem Kaffee, sorgte dann für eine entspannte und offene Gesprächssituation.¹³⁸ Solche Settings waren auch bei anderen Interviews die Regel. Generell sind alle Inter-

129 Reiss, Interview vom 1. 10. 2014; Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

130 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

131 Alms, Interview vom 30. 8. 2015; Albert, Interview vom 31. 8. 2015; Berts, Interview vom 31. 8. 2016; Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

132 Friel, 1998.

133 Martens, Interview vom 4. 2. 2015.

134 Vgl. zu Fragen, die als Gesprächsleitfäden dienen, Flick, 2011, S. 194–226, sowie den hier verwendeten Interviewleitfäden in 9.

135 Vgl. ebd., S. 351.

136 Vgl. zu sportartenspezifischen Themen, die im Interview automatisch auftreten, das Erleben von William Roth Smith, Rennrad- und Mountainbikefahrende (W. R. Smith, 2017, S. 168).

137 Auch aus dieser Erkenntnis entstand die Idee, eher bewegte Interviews zu führen (vgl. 4.1).

138 Vgl. Hermanns, 2010, S. 363.

views als sehr sympathische Treffen und freundliche Gespräche zu bewerten. So entstanden, wie Hermann beschreibt, Situationen, die der «wohlwollende[n] Neugier des Interviewers» entsprachen «und das gute Gefühl, das die Interviewpartnerin hat, wenn sie ihre Sicht der Dinge in einem interessanten Gespräch ausführlich entfalten kann». ¹³⁹ Nach Hermanns ist dies das «Gefühl der glücklichen Koinzidenz». ¹⁴⁰ Dabei erlebt sich auch der Interviewer als jemand, der seinem Gegenüber eine bereichernde Erfahrung beschert, indem er zuhört. In allen Interviews wurde beispielsweise deutlich, dass die Athlet*innen sehr gern von ihren Wettkampferfahrungen und Trainingserlebnissen berichteten. ¹⁴¹

Dazulernen auf Augenhöhe

Der dialogische Charakter der Gespräche war förderlich in Bezug auf ihre inhaltlichen Dimensionen. An einigen Stellen überwiegen klare Interviewerin-Befragte-Rollen, an anderen überlappen sich diese Rollen und der Dialogcharakter tritt in den Vordergrund. Diese Form der Interviews, die phasenweise normalen Unterhaltungen glichen, ergab sich bereits beim ersten Interview mit Stefan Dreyer. Durch zwei Wochen im Trainingslager, in denen wir gemeinsam als Triathlontrainer tätig waren, wussten wir einiges voneinander, besonders in Bezug auf den Sport. Die teils dialogische Durchführung der Interviews war eine logische und natürliche Konsequenz aus der sozialen Situation, in der wir uns befanden. Typische Gesprächssituationen in den Interviews liefen beispielsweise wie folgt ab:

«Petersen: Ja, wie soll ich sagen, wenn man die Strecke kennt, hat man meistens einen Vorteil, man weiss genau, wo es durch geht. Aber man weiss dann auch, hey, die Kurve, die kann ich wirklich schnell nehmen. Oder, im Rennen dann, versuchen noch schneller! Oder. Das kann sich dann auch zu einem Nachteil auswirken. Hingegen, wenn du die Strecke nicht kennst, dann bist du halt eher auf der vorsichtigen Seite. Dann hast du vielleicht keinen Sturz in dem Sinne, aber bist durch das halt langsamer, wo du halt manchmal einmal mehr in der Abfahrt bremsst, oder so. Genau.

139 Ebd., S. 366.

140 Ebd.

141 Hermanns stellt auch eine Liste mit «Regieanweisungen zur Interviewführung» (ebd., S. 367 f.) zusammen. Hier führt er aus, dass die Position des Interviewers nicht dargestellt werden soll. Dies ist jedoch in meinem Forschungskontext und dem Bezug, in dem ich zu den Athlet*innen stehe, nicht möglich gewesen. Ich habe darum auch nicht versucht, dies künstlich herzustellen, da die meisten Triathlet*innen bereits vor den Gesprächen einiges über mich wussten, wie ich im Abschnitt zu *Nähe und Distanz* (3.2.3) bereits dargelegt habe. Allen beforschten Athlet*innen war bekannt, dass ich auch Triathlon mache.

Y. K.: Mhmm, mhmm. Ja, ich habe die Beobachtung auch schon bei mir gemacht. Dass ich irgendwo hinuntergefahren bin und gedacht habe: Öh! Das ist jetzt aber schnell gegangen [Lachen in der Stimme hörbar].

Petersen: Ja, ja genau!

Y. K.: Im Training mache ich das dann nie. Petersen: Genau, genau.»¹⁴²

Diese Form der Interviewdurchführung ist jedoch nicht mit den sogenannten «Kunstfehlern in qualitativen Interviews»¹⁴³ zu verwechseln, wie sie die Soziologin Christel Hopf beschreibt. Hierzu gehören beispielsweise Suggestivfragen, Unfreiheit im Umgang mit dem Leitfaden oder ein dominierender Kommunikationsstil.¹⁴⁴ Die Liste der Regieanweisungen von Hopf war für meine Arbeit insbesondere mit Bezug auf Suggestivfragen hilfreich. Diese zu vermeiden, stellt eine Herausforderung dar, vor allem wenn das Interview in der Gesprächsform locker und offen zu halten ist, den Leitfragen gefolgt und auf neu aufgeworfene Themen eingegangen wird. Bemüht um ein adäquates Forschungssetting, befand ich mich als Interviewerin konstant in einem Dialog mit mir selbst, um zu kontrollieren, dass ich weder Suggestivfragen stelle, noch meine persönliche Haltung und Meinung vorwegnehme beziehungsweise überhaupt nenne: Ich wollte die Athlet*innen nicht vorprägen und somit in ihren Aussagen möglicherweise einschränken. Hermanns spricht von dem «Dilemma der Selbstpräsentation».¹⁴⁵ Um ein Interview gut zu führen, so Hermanns, könne der Interviewende sich «nicht so wissend und kenntnisreich zeigen, wie er zu sein glaubt».¹⁴⁶ Dieser Vorgabe zu folgen, ist gerade auch im Kontext einer sympathischen und teils dialogischen Gesprächsatmosphäre wichtig. Mit meinen Aussagen positionierte ich mich nicht als die *Mehr- oder Besserwissende*. Hingegen bestätigte ich Positionierungen, wenn ich diese vertreten konnte, oder ich erzählte zum Zweck des Gesprächsflusses eigene Anekdoten oder Erfahrungen. Diese Interviewführung wurde meiner autoethnografischen Situiertheit als Forscherin gerecht und veranlasste zudem mein Gegenüber dazu, sehr persönlich zu berichten: Stockende Situationen oder ein Gefühl der Unfreiheit kamen in den Interviewsituationen nicht zum Vorschein.

In Anbetracht meines Vorwissens wurde es umso wichtiger, Aussagen, die mir bis dahin als *natürlich* und *logisch* erschienen, nicht als solche hinzunehmen, sondern kritisch zu reflektieren, zu hinterfragen und in ihren Kontexten einzuordnen. Derart vorprägende Situiertheiten lassen sich an folgendem Beispiel des Triathlons in *Roth* aufzeigen: Der Name bezeichnet nicht einfach

142 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014.

143 Hopf, 2010, S. 360.

144 Ebd., S. 359.

145 Hermanns, 2010, S. 361.

146 Ebd., S. 361.

nur einen Triathlon der *Challenge Family* (vgl. 1.3), sondern impliziert in meinem Fall auch das Wissen, dass die Teilnahme daran bedeutet, beim beliebtesten Rennen Deutschlands mitzumachen, dessen Startplätze binnen weniger Minuten ausverkauft sind. Die Strecke gilt als eine der schnellsten. Der Begriff *Roth* transportiert die viel genannten Erzählungen vom *Solarer Berg*, einem steilen Streckenabschnitt, an dem die Zuschauenden fast die Strasse versperren. Die Atmosphäre der Strecke wird von den Athlet*innen immer wieder betont und hat auch die mediale Berichterstattung zum Triathlon geprägt (vgl. 6.2).¹⁴⁷ Hiermit erreiche ich nicht nur eine Analyseebene, sondern durchbreche eigene Vorprägungen. Die Szenenzugehörigkeit führt somit zu einem Mehr an Erkenntnis.¹⁴⁸

Prä- und Postskripta

Neben den Interviews notierte ich Prä- und Postskripta, die mir halfen, meine Position als Forscherin zu reflektieren und die Interviewsituationen in ihren Kontexten zu betrachten und nicht ausschliesslich auf das gesprochene Wort zu reduzieren. Ein Teil des Postskripts des Interviews mit Stefan Dreyer lautet beispielsweise:

«Natürlich fällt noch ein sehr guter Satz, nachdem ich das Mikro ausgemacht habe, den ich leider jetzt schon wieder vergessen habe. Aber das ist wohl so. Das ist ja irgendwie immer so, egal wann man es ausmacht. (Vielleicht ist das sogar der Garant für gute Sätze?!)

Anschliessend suchen wir noch Dinge aus, die er mit Triathlon verbindet, und ich fotografiere diese und andere Stellen in seinem Haus [vgl. 4.2.1]. Sich dazu Gedanken zu machen, hatte ich ihn vorab gebeten. Um 15.28 nehme ich dann den Bus zurück nach Zürich.

Stefan macht in den letzten Minuten bereits wieder seine Sportgetränke für seine Radausfahrt und seinen anschliessenden Lauf fertig. Auffallend finde ich, dass er diese Radausfahrt nur zu seinem Fahrradmechaniker macht. Dann lässt er das Rad dort und joggt zurück (ca. 24 km). Er macht den Eindruck, einerseits sehr effizient zu trainieren und gleichzeitig pragmatisch damit umzugehen. Seine akribische

147 Vgl. Groth und Krahn, 2017, S. 14; Googleuche «Solarer Berg», zuletzt eingesehen am 26. 10. 2018. Auch Sentens berichtet im Interview: «Und davon [von der Radstrecke in Roth, Y. K.] reden sie ja meistens. Wenn du jemanden fragst: «Wie war Roth?», «Oh, da an dem Berg, Solarer Berg oder so, poahh! Was für eine Stimmung!» Und ich meine in Frankfurt, da gibt es ja auch diesen einen Berg und, ja klar ist das cool, da hochzufahren! Aber: Das sind irgendwie drei Minuten vielleicht, von, von fünf Stunden. [...] Und natürlich ist das mal schön, so unterwegs auch mal ein bisschen Stimmung zu haben, aber es gibt mir jetzt nicht so viel, wie irgendwie da was ganz Schönes zu sehen, noch nebenbei.» Sentens, Interview vom 3. 11. 2014. Auch Gabriela Islin weiss zu berichten: «Das ist einfach ein Gekreische, ein irgendwie, das ist wirklich, das ist Gänsehaut pur! Roth ist ganz speziell. Also Roth ist eigentlich das, was nach Hawaii kommt.» Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

148 Schmidt-Lauber, 2001.

Sportnahrungs-Vorbereitung scheint mir jedoch diametral abzuweichen von seiner Lockerheit und dem, was er mir während des Interviews erzählt hat [...]»

Dokumentation der Interviews und Transkription

Die Interviews zeichnete ich mit einem Aufnahmegerät inklusive eines Backups auf. Die Präsenz des Aufnahmegeräts kann nicht nur das «Recorder-Unwohlsein»¹⁴⁹ hervorrufen, es bedeutet auch, dass das Gespräch bearbeitbar wird, es kann zum Beispiel geschnitten oder gelöscht werden. Es findet Christine Oldörp zufolge eine sogenannte Ver-Änderung des Sprechens durch seine Ver-Datung statt,¹⁵⁰ wie die Kulturanthropologin in «Verschriftlichen. Von der Ver-Änderung des Sprechens in der Schrift»¹⁵¹ schreibt.

Im Anschluss an die Interviewführung transkribierte ich die Interviews. Die Audioaufnahmen geben lediglich eine akustische Projektion des Gesprächs wieder. Bei der Transkription gehen Mimik und Gestik verloren, ebenso Klangfarbe, rhetorische Ausdrucksweisen, Tonalität oder Lautstärke. Oldörp folgert, Transkription sei eine Form mündlich dissoziierter Vertextung.¹⁵² Das Transkript in seiner Verschriftlichung kann niemals dem erlebten, vergänglichen Moment gleichgesetzt werden, vielmehr ist es nach Flick eine *neue Realität*.¹⁵³

Auch Zusatzinformationen, die zum Beispiel auf Betonungen verweisen, geben nur eine Idee vom sprachlichen Ursprung. Doch können durch den Verschriftlichungsprozess auch neue Sinnzuschreibungen entstehen, so Oldörp.¹⁵⁴

Ich verschriftlichte Stellen, die sich im Forschungsverlauf als unwichtig herauskristallisierten, weil wir beispielsweise vom Thema *Triathlon* abwichen, nicht. Dabei handelt es sich jedoch nur um sehr wenige Stellen. Die Interviews führte ich sowohl auf Hochdeutsch und Schweizerdeutsch als auch auf Englisch. Ich wollte sie – wo es mir möglich war – in der Muttersprache der Interviewten führen, um so ihre gängige Wortwahl und ihre Begrifflichkeiten zu erfassen. Ich führte neun Interviews auf Schweizerdeutsch, davon eines mit Renate Martens, die in Norwegen lebt, aber Schweizerdeutsch spricht und schon einige Wettkämpfe in der Schweiz absolviert hat; drei auf Hochdeutsch, mit zwei deutschen, in der Schweiz wohnhaft Athleten und einem norwegischen Athleten, Alfred Svenson, den ich am Lofoten Triathlon interviewte; fünf auf Englisch, eins davon mit dem US-amerikanischen Triathlontrainer und Buchautor Joe Friel und Marc Berts, einem Schotten. Beide lernte ich ebenfalls am Lofoten Triath-

149 Hermanns, 2010, S. 362.

150 Oldörp, 2009, S. 409–416.

151 Ebd.

152 Ebd., S. 411–414.

153 Flick, 2011, S. 244.

154 Oldörp, 2009, S. 414.

lon kennen. Die anderen Athlet*innen, mit denen ich die Interviews auf Englisch führte, sind Norweger. Für die Transkription übersetzte ich die schweizerdeutschen Interviews ins Hochdeutsche, behielt jedoch immer noch eine Form von Umgangssprache bei. Die Übersetzung soll zum einen der besseren Lesbarkeit Rechnung tragen, zum anderen nicht den Gesprächscharakter der Interviews verfälschen. Die Reduktion des Interviewmaterials auf deutsche und englische Texte vereinfachte die Auswertung und die damit einhergehende Codierung und Kategorisierung. Damit entschied ich mich durch meine Schreibtechnik – nach Oldörp – bereits bewusst für eine Form der Ver-Änderung von Mündlichkeit durch ihre Ver-Schriftlichung:¹⁵⁵ Zwar wird durch das Transkript versucht, eine möglichst genaue und unverzerrte Repräsentation mündlichen Sprechens in der Schrift herzustellen, jedoch

«kann die Transkription den Klang [...] nicht wiedergeben. Alphabetische Schriftsprachlichkeit setzt zwar an der Lautsprache der Mündlichkeit an, die Schreibung nivelliert aber die Kulturalität und Individualität des Sprachgebrauchs. Sie setzt jenseits der Stimmlichkeit des Sprechens an. Schriftlichkeit kann am Gesprochenen zwar das Wörtliche festhalten, im Mündlichen ist aber das Wie des Sprechens im rhetorischen Einsatz der Stimme selbst bedeutungstragend. Die stimmliche Artikulation erlaubt so Gestaltungen der Klangfarbe, deren Bedeutungsgehalte hörend mit vollziehbar sind, die sich aber einer Verschriftung entziehen, weil ihr Bedeutungsgehalt erst eigens versprachlicht werden müsste.»¹⁵⁶

Daher ist es umso wichtiger, den Inhalt eines Interviews nicht durch eigene Korrekturen zu verändern. Dieser Vorgabe folgte ich auch bei der Übertragung ins Hochdeutsche, weshalb es immer wieder Stellen gibt, in denen ich die schweizerdeutschen Worte beibehalten habe, wenn durch ihr Ersetzen der eigentliche Sinn verloren gegangen wäre oder eine präzise Übersetzung des Wortes unmöglich schien. So im Interview mit Rubens, der von einem *geilen Siech* spricht:

«Zweiter, im Rang. Jaa. [1 Sekunde Pause] Ja, das ist schon der Antrieb. Und schlussendlich, dass du dann ein geiler Siech [Schweizerdeutsch übernommen] bist, wenn du im Ziel bist. Wenn du jaaa, [Lachen in der Stimme hörbar] ich glaube, jeder der sagt, das ist nicht so, der lügt sich selbst irgendwo an.»¹⁵⁷

Oder Stefan Dreyer, der immer wieder die Wörter *läck* und *barzig* verwendet

«Ob du jetzt zum Arbeiten fährst oder ob du trainieren gehst, das merkst du relativ schnell, oder, wenn du rennen gehst, ob du das Gefühl hast, läck [Schweizerdeutsch übernommen], heute, da kannst du laufen, was du willst, das geht so gut,

155 Ebd., S. 408 f., 412–414.

156 Vgl. ebd., S. 412.

157 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

und an anderen Tagen musst du sagen, läck, heute geht es aber harzig [Schweizerdeutsch übernommen]. Oder.»¹⁵⁸

Auswertung der Interviews

Im Anschluss ans Transkribieren kategorisierte und codierte ich die Interviews mit MAXQDA. Die Kategorien überschneiden sich mit den Themenfeldern der Interviewleitfäden (vgl. 9), die Codes subsumieren diese Themenfelder weiter. Der Autor von «The SAGE Dictionary of Qualitative Inquiry», Thomas A. Schwandt, beschreibt Codieren als eine Art des Herunterköchelns der Daten, «that disaggregates the data, breaking it down into manageable segments and identifies or names those segments».¹⁵⁹ Das Kategorisieren und Codieren hilft, das Interviewmaterial auf verschiedenen Gehalt und Inhalt zu reduzieren, zusammenzufassen sowie präzise zu analysieren und selektiv lesbar zu machen.¹⁶⁰ Durch das Kategorisieren und Codieren der erhobenen Daten findet bereits eine Einordnung der Befunde statt. Anhand dieser Themenfelder wurde auch das weitere Material sortiert.

3.7 T1: Fazit Wechselzone

Mit T1 ist die *Transition 1* gemeint, das heisst der erste Wechsel in einem Triathlon, der vom Schwimmen zum Radfahren. Analog zu diesem ersten Teil, der *geschafft* ist, soll an dieser Stelle zusammengefasst werden, welche Erkenntnisse die erste Phase der Feldforschung geliefert hat: Begonnen habe ich mit der teilnehmenden Beobachtung. Dabei konnte ich feststellen, dass der Triathlon weit über das Sporttreiben hinaus gelebt wird.¹⁶¹ Es geht nicht nur um das Training, sondern um einen Lebensstil, den die Athlet*innen durch ihre Praktiken verkörpern.¹⁶² Diese Feststellung half mir, Triathlon als ein in der kulturwissenschaftlichen Raumforschung verortbares Thema zu erfassen und zu bedenken, dass ich im Folgenden weit mehr als die sportlichen Tätigkeiten zu beachten hatte. Wichtige Erkenntnis lieferte das eigene Involviertsein: Daraus entstand zum einen die Entscheidung, mit einem praxeografischen Forschungsansatz zu arbeiten

158 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

159 Schwandt, 2015, S. 30.

160 Vgl. Flick, 2011, S. 386–421.

161 Das war für mich als Triathlonbetreibende kaum eine Überraschung. Dies jedoch analytisch zu reflektieren und zu hinterfragen, stellt für mich in der Rolle der Forscherin eine andere Ebene dar und verdeutlicht ebenso eine Distanz, die ich zu meinem Forschungsfeld aufbauen konnte.

162 Granskog schreibt dazu: «The individuals (and their families and friends) who train for and participate in these multisport events share a culture of their own that has emerged along with the growth of the sport.» Granskog, 1991, S. 434.

und diesen auch durch methodische Herangehensweisen zu stärken. Zum anderen stellte der Einstieg ins Feld keine Schwierigkeit dar, da Kontakte existierten, Szenewissen weitere Zugänge lieferte und ich bereits bestimmte Codes kannte und beherrschte, die mir viele Aspekte des Feldes zugänglich machten. Darüber hinaus wurde klar, dass die eigene Teilhabe am Feld auch methodologisch reflektiert werden musste. Daher nimmt die Präsenz der Autoethnografie in dieser Arbeit einen hohen Stellenwert ein. Als ein performativer Ansatz sind

«[a]utoethnografische Narrative [...] *messy stories*, die von akut oder retrospektiv in emotionale Prozesse involvierten Subjekten aufgezeichnet oder weiterbearbeitet werden. Sie präsentieren keine Analysen oder Forschungs-«Ergebnisse», sondern bleiben gezielt für verschiedene Lesarten und Interpretationen offen.»¹⁶³

Derartige performative Epistemologien fordern ein klassisches Wissenschaftsverständnis heraus, bei dem es rein um das Generieren von Forschungsergebnissen geht. Doch Erkenntnisse qualitativer Forschung lassen sich nicht einfach nur generieren im Sinne eines Annahme- und Bestätigungsprozesses. Die Sozial- und Kulturanthropologin Allison E. Fish schreibt zu unerwarteten Erfahrungen in der Feldforschung, die durch das Involviertsein des Forschenden erlebt werden können, und plädiert für dieses komplette Involviertsein, wie es beispielsweise durch Autoethnografien gewährleistet werden kann. Sie beschreibt, wie Zufälliges erkannt und zu Forschungsrelevantem werden kann. Sie bezieht sich auf die Ethnologin Marilyn Strathern, die betont, dass die/der Forschende während des Erhebungsprozesses mehr Daten generiert, als er oder sie sich bewusst sei.¹⁶⁴ Dies zeige, so Fish, dass ethnografische Methoden besonders geeignet seien, um zu «unpredictable events, complex emerging social formations, and technological and market change»¹⁶⁵ zu forschen. Feldforschung bedeutet somit auch, auf die Forschungssituation einzugehen, offen zu sein, flexibel zu bleiben und dem Feld zu folgen.¹⁶⁶

Meine Nähe zum Feld hat jedoch auch Grenzen: Es war mir durch mein Involviertsein beispielsweise unmöglich, Beobachtungsprotokolle anzufertigen, die nur das Beobachtete wiedergaben. Denn automatisch *wusste* ich manche Gründe und Bedeutungen von triathlonspezifischen Praktiken. Daher erwies es sich als sinnvoller, Feldnotizen anzufertigen, die nicht den Anspruch erhoben, teilnehmende Beobachtungen zu sein. Die Reflexion der Autoethnografie und der Feldnotizen waren nicht nur für das Generieren eines Interviewleitfadens sinnvoll, sondern lieferte wertvolle Anhaltspunkte, um methodologisch weiterzudenken sowie zu erkennen, dass weitere Methoden massgeblich für den Forschungs-

163 Ploder und Stadlbauer, 2013, S. 377 (Hervorhebung im Original).

164 Strathern, 2004.

165 Fish, 2016, S. 136.

166 Vgl. hierzu Marcus, 1995.

prozess waren und ich darüber einen stärker ausdifferenzierten Blickwinkel einnehmen könnte: Dinge, die mir selbstverständlich schienen, galt es trotzdem zu erfassen, denn auch das, was mir vielleicht normal, trivial oder logisch schien, war dokumentationswürdig und brachte neue Perspektiven auf mein Forschungsfeld.¹⁶⁷ Somit verdeutlichte der erste Teil der Feldforschung, dass alle ethnografischen Methoden «Ich-Methoden» sind, die sehr stark mit der eigenen Rolle, Funktion, Fähigkeit und Kenntnis im Feld zu tun haben. Besonders deutlich wurde das bei der Autoethnografie. Denn unter der Prämisse, dass das im Feld akquirierte Material subjektiv geprägt ist und jeder Informationsgehalt individuell wahr ist, ist die Autoethnografie für Forschende die einzige Methode, bei der Deutungsfehler aufgrund von Missverständnissen ausgeschlossen werden können.¹⁶⁸ Das Bewusstsein, dass der Einsatz von Interviews und teilnehmender Beobachtung noch nicht ausreichen, um meine Forschungsfrage zu beantworten, ist auch als eine Konsequenz der intensiven Beschäftigung mit dem Feld als Teil des Feldes zu verstehen: Da ich mich als Forscherin so nah an meinem Forschungsfeld befinde und sogar ein Teil der Szene bin, merkte ich, dass ich mehr tun muss, als Fragen zu stellen und zu beobachten. Gleichzeitig spiegelten meine eigenen Handlungen Szenenspezifisches wieder. Daher war es wichtig, einen Schritt zurückzutreten, um analytisch die wissenschaftliche Perspektive beizubehalten und mein Szenewissen mehr als ein Vorhandensein von *Spuren* zu begreifen, welche mich auf Relevanzen des Feldes aufmerksam machen konnten und mir somit den Zugang zum Feld offenbarten. Mit einem Mix verschiedener Methoden wollte ich Nähe und Distanz zum Feld produktiv vereinen und den analytischen Blick trotz gegebener Nähe zum Feld beibehalten.

Deutlich wurde in dieser Phase der Feldforschung ausserdem, dass im Triathlon verschiedene Erfahrungsräume eine Grundkategorie des Sports darstellen. Ihre Alltäglichkeiten sind meist präreflexiv schwer zu verbalisieren. Diese Präreflexivität ist die Herausforderung des Erforschens von Feldern, bei denen die sinnliche Involviertheit der Beforschten und der Forschenden zentral ist, worauf ich im folgenden Kapitel eingehen werde.

167 Vgl. zur teilnehmenden Beobachtung im Sport auch Thorpe und Olive, 2016.

168 Vgl. Ploder und Stadlbauer, 2013, S. 379; vgl. zur Diskussion über einen vermeintlichen Wahrheitsgehalt qualitativer Forschung S. Burke, 2016.

4 Trainingslager: Forschen zu Raum mittels mobiler und sensueller Ethnografie

Trainingslager für Breitensporttriathlet*innen finden üblicherweise im ersten Jahresviertel statt. Sie dienen dazu, viele Stunden Sport zu treiben. Oft liegt der Fokus auf dem Radfahren, denn damit kann die sogenannte Grundlagenausdauer gut trainiert werden. Solche Trainings finden bei einer sehr tiefen Pulsfrequenz statt, also in einem Bereich, der es ermöglicht, miteinander zu reden. Triathlet*innen, die Langdistanzwettkämpfe absolvieren, müssen in diesem Bereich trainieren, um den Stoffwechsel so anzupassen, dass die Fettreserven während der langen Distanzen bestmöglich angezapft werden und nicht nur Energie aus der Muskulatur bereitgestellt wird.¹ Die absolvierten Einheiten in Trainingslagern umfassen üblicherweise um die 30 Stunden Sport in der Woche, bestehend aus Schwimm-, Rad- und Laufeinheiten, ergänzt durch Rumpfstabilisationsübungen und Dehnen. Die Woche(n) mit Sporttreiben zu verbringen, führt zu einer physischen Ermüdung und einer anschließenden Fitnessverbesserung. Die Trainingslager finden für Breitensportler*innen vielfach an wärmeren Orten statt, weil dadurch das Erkältungsrisiko sinkt und regenfreies Wetter umfassendere Trainingseinheiten ermöglicht.

Während solcher Trainingslager dreht sich der Tagesablauf meistens ausschliesslich um Sporttreiben, Essen und Schlafen.² Bei meiner Forschung in einem Trainingslager in Spanien begannen die Tage mit einem Schwimmtraining von halb sieben bis halb acht, dann gab es Frühstück. Die Radausfahrten mit einer kurzen Mittagsrast starteten um 8.30 Uhr und gingen bis mindestens 15 Uhr, teilweise bis 17 Uhr, bedingt durch die Tageskilometer und das jeweilige Tempo

1 Vgl. Hawley und L. M. Burke, 2010.

2 Trainingslager Spanien 2014, Autoethnografie vom 19. 4.–3. 5. 2014; Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014; Trainingslager Spanien 2015, Autoethnografie vom 3.–18. 4. 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015.

der Gruppe. Im Anschluss wurden ein Koppellauf³ absolviert oder Übungen zum Stabilisieren des Rumpfs und Dehnen ausgeführt. Dann folgte ein Schwimmtraining, welches ein bis eineinhalb Stunden dauerte, und schliesslich das Abendessen um 19 Uhr.

Solche Trainingslager erfordern eine besondere Form des Sicheinbringens, der Teilnahme und führen zu besonderen Belastungen, die mit dem Training einhergehen. Die Soziologin Catherine Palmer schreibt über diese Immersion ins Feld während ihrer Forschung an der Tour de France: «[...] to penetrate some of its complexities, I chose to immerse myself, over a period of fourteen months, in the social and sporting lives of a cycling community [...].»⁴ Auch meine Aufenthalte in den Trainingslagern, die Besuche bei Triathlontrainings in der Schweiz, meine Tätigkeit als Trainerin, verschiedene Wettkampfbesuche und -teilnahmen waren Teil der Immersion, die ich erlebte. Palmer schreibt weiter:

«I recognised from the outset that in order to successfully make sense of the texts of the Tour I would have to concentrate my analysis on the distinctive ways in which these particular men and women made their own sense of the goods and images of the Tour de France. By virtue of being «out there too» I was able to document the various ways in which subjective positions were continually and creatively articulated and refined.»⁵

Auch ich war «out there» und folgte einem Ansatz für die Feldforschung, der mich als teilnehmende Akteurin im Feld involviert. Das bedeutet auch, sich auf bestimmte Situationen einzulassen, zum Beispiel spontan ein zusätzliches Training zu absolvieren, auch wenn ich wusste, dass es für mich aus der Perspektive der Athletin keine sinnvolle Einheit war, oder es bedeutete, bei einem Wettkampf zu starten, obwohl ich keine Lust hatte. Es ist aber unabdingbar, dass auf Körperlichkeit und Sensualität ausgerichtete Ethnografien bei einem praxeografisch orientierten Feldzugang im Zentrum stehen. Wie Geertz schreibt: «[...] understanding what's out there can only happen if you're out there too.»⁶

Der Kulturwissenschaftler Roland Girtler bezieht sich in seinem Handbuch «Methoden der Feldforschung» auf den Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl, der 1861 erklärte, um «Land und Leute» kennenzulernen, müssten das Dorf oder die Gegend erwandert und am besten von oben, wie von einem Kirchturm

3 Unter einem Koppellauf wird eine Laufeinheit verstanden, die direkt nach dem Radfahren absolviert wird. Wichtig ist, keine Pause zu machen und somit die Wettkampfsituation zu simulieren. Die Triathlet*innen berichten von einem als unruhig empfundenen und vielfach als eierig beschriebenen Gefühl in den Beinen während der ersten zehn bis zwanzig Minuten (Triathlonseason, Feldnotizen 2016). Diese Umstellung soll trainiert und verbessert werden.

4 Palmer, 1998, S. 270.

5 Ebd., S. 270.

6 Geertz, 1973, S. 15.

aus, betrachtet werden.⁷ Riehl stellt damit eine Feldforschung dar, die zum einen durch dieses *von oben* den Blick des Aussenstehenden beibehält, durch das Erwandern aber Teil des beforschten Zusammenhangs wird. Girtler erwähnt auch das Gutachten der Doktorarbeit von Lisa Rosenblatt, in dem es heisst, sie habe sich per Fahrrad ins Forschungsfeld begeben und aktive teilnehmende Beobachtung und Befragungen durchgeführt,⁸ und betont primär das aktive *Sichhineinbegeben* in die Situation der Feldforschung. Letzteren Ansatz noch zu erweitern und nicht nur physisch im Feld zu sein, sondern physisch teilzuhaben, war für meine Forschung essenziell.⁹ Dabei ging es mir insbesondere darum, die sinnliche Erfahrung von Triathlon zu fassen und zu zeigen, wie diese durch externe Faktoren wie Umgebung,¹⁰ Terrain,¹¹ Wetter und Temperatur,¹² durch Kleidung (vgl. 5.2) oder durch für die Dokumentation des Sporttreibens eingesetzte Technologien (vgl. 5.3.2) beeinflusst wird.

Fokus auf sensuell orientierte Methoden

Der zweite Teil der Erhebungsphase war gekennzeichnet von einem ausgeweiteten Methodenspektrum, mittels dessen ich raumkulturwissenschaftliche Fragen und sensuell-emotionales Erleben erforschen konnte. Der Fokus liegt hier auf sensuell orientierten methodischen Zugängen, die sich in einem Feld, in dem es um sinnlich-physische Erfahrungen geht, ergaben. Dimensionen von Bewegung stehen auch hier im Fokus, wobei es mehr um die Mobilität bei der Durchführung der Methoden geht und somit darum, auf ein mobiles Feld mit mobilen Akteur*innen und Praktiken durch die Wahl der Methode zu reagieren. Die kulturwissenschaftlich arbeitende Jessica Francombe spricht von «physical empiricism»¹³ und meint visuelle, emotionale und bewegungsbezogene Aspekte, die es in die Feldforschung zu integrieren gelte, wenn Beforschte, ebenso wie Forschende, bei der Feldforschung physisch aktiv seien. Ich hatte bereits durch die teilnehmende Beobachtung festgestellt, dass sich viele Themen während des gemeinsamen Trainierens *wie von selbst* ergaben, und wollte das methodisch greifbar machen. So wurde mir klar, dass ich in einem Feld, in dem es immer auch um Bewegung geht, ebenso methodisch die Bewegung integrieren muss: Zum einen ist Bewegung die alles Handeln der Athlet*innen verbindende Praxisform, zum

7 Vgl. Riehl, 1869, zitiert nach Girtler, 2001, S. 25.

8 Girtler, 2001, S. 24.

9 Vgl. unter anderem Bendix, 2015.

10 Allen-Collinson und Hockey, 2015; Krahn, 2016.

11 Lorimer und Lund, 2003; Lund, 2005; Allen-Collinson und Leledaki, 2014.

12 Ingold, 2010a; Allen-Collinson, Vaittinen et al., 2018; Allen-Collinson, Jennings et al., 2018.

13 Francombe, 2013, S. 257.

anderen ist sie als Form der Wahrnehmung präsent, über die man sich dem Handeln der Athlet*innen und ihrem sensuellen Erleben annähern kann.

Wie der Kulturanthropologe Chris J. van Vuuren in seinem Artikel über Läufer*innen des Comrades Marathon festhält, sind Triathlet*innen während des Trainings lockerer und weniger kompetitiv fokussiert als im Wettkampf «and often prepared to reveal the personal and ‹hidden› in their running lives».¹⁴

Genau diese Beobachtung konnte ich bei allen Methoden machen, bei denen die sportliche Praktik zum Einsatz kam (vgl. insbesondere 3.5, 4.1 und 6.1.1). Die Literaturwissenschaftlerin Anne D. Wallace nimmt Bezug auf eine Aussage des Dichters William Wordsworth, einer wichtigen Figur der Romantik, der sich den Erfahrungen während des Gehens widmete und dabei das Zusammenspiel von physischer Welt, Wahrnehmung und einer moralischen Ordnung beschreibt. Beim Gehen zeigten sich, so Wallace, «natural proportions of our perceptions, reconnecting us with both the physical world and the moral order inherent within it».¹⁵

Aus diesen Überlegungen folgt, dass eine Feldforschung, die eine Multi-Sited Ethnography voraussetzt, auch auf Methoden zurückgreifen muss, die diese «multi-sitedness» in Betracht ziehen. Dass Triathlet*innen als multilokal zu betrachten sind – nicht nur in ihren Praktiken, sondern auch in der Verbreitung ihrer Praktiken –, zeigt sich beispielsweise an den weltweit vernetzten Triathlonveranstaltungen wie den Wettkämpfen von Challenge, Ironman und – seit ihrem Zusammenschluss im Jahr 2018 – Xtreme Triathlons (vgl. 2.3).¹⁶

Aufbau des Kapitels

Im folgenden Abschnitt stelle ich Methoden dar, mit denen ich versuche, schwer zu Versprachlichendes zu thematisieren (4.2), und betrachte insbesondere sinnliches Erleben, das im Sport einen hohen Stellenwert einnimmt.

Sinne können nach David Howes als «intersensoriality» verstanden werden, «that is, the multi-directional interaction of the senses and of sensory ideologies».¹⁷ Dass Sinne als nichthierarchisch anzusehen sind, zeigt auch Stefan Groths und meine Arbeit zu Ausdauersportler*innen.¹⁸ Jedoch findet im Sprechen der Athlet*innen über die Sinne häufig ein Anordnen der Empfindungen statt, was individuelle Fokussierungen in speziellen Zusammenhängen sichtbar

14 Van Vuuren, 2014, S. 213.

15 Wallace, 1993, S. 13.

16 Challenge Family Races, zuletzt eingesehen am 16. 8. 2018; Ironman Races, zuletzt eingesehen am 16. 8. 2018; XTri World Tour, zuletzt eingesehen am 16. 8. 2018.

17 Howes, 2004, S. 9. In früheren Arbeiten sprechen David Howes und Constance Classen noch von einer Reihenfolge oder Hierarchie der Sinne, die in verschiedenen Kulturen vorzufinden sei: «sensory ‹orders› found in different cultures» (Howes und Classen, 1991, S. 257).

18 Groth und Krahn, 2017.

werden lässt: Bei einem Anstieg nimmt ein Athlet vor allem die Steigung als anstrengend wahr, ein anderer beschwert sich über den Geruch des Sonntagsbratens, der ihm in die Nase steigt (vgl. ebenso 6.1).¹⁹

Sinne sind immer in Interaktion miteinander zu betrachten. Diese findet in der Regel implizit statt, ihre Präsenz ist allen Praktiken immanent. Die in diesem Kapitel erläuterte Erweiterung des Methodenspektrums zugunsten von Methoden, mit denen besser auf sinnliche Erfahrungsdimensionen fokussiert werden kann, versucht diesem impliziten Charakter zu begegnen, indem sie sinnliche Interaktionen expliziert. So schreibt die Sozialanthropologin Sarah Pink:

«[...] recent work by neurologists suggests that understandings based on the idea of differentially sensing modalities attached to specific sense organs should be replaced by understandings of the senses as interconnected in human perception.»²⁰

Als «sensory ethnography» versteht Pink das Erforschen von Sinnen mittels Techniken, die subjektives, körperliches, sinnliches, emotionales und atmosphärisches Erleben zutage fördern.²¹ In Arbeiten wie «Walking with Video»²² oder «An Urban Tour: The Sensory Sociality of Ethnographic Place-Making»²³ nutzt sie derartige Methoden. Aber auch andere Autoren wie Justin Spinney mit «A Chance to Catch a Breath: Using Mobile Video Ethnography in Cycling Research»²⁴ oder «A Place of Sense: A Kinaesthetic Ethnography of Cyclists on Mont Ventoux»²⁵ wenden sensuelle Ethnografie an.²⁶ Gerade Emotionen können auch als Tools verstanden werden, mit denen nicht nur die Welt verstanden werden kann, sondern die helfen, Feldforschung zu betreiben (vgl. 3.5).²⁷

Unter die sensuell fokussierten Methoden fallen die bewegten Interviews, die ich während verschiedener Trainings machte (vgl. 4.1) und bei denen ich neben dem Fokus auf sensuell-kinästhetische Wahrnehmung auch auf das Erleben von Stre-

19 Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martin Heinle, Feldnotizen vom 7. 6. 2015; Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.

20 Pink und Howes, 2010, S. 334.

21 Pink, 2010.

22 Pink, 2008b.

23 Pink, 2008a.

24 Spinney, 2011.

25 Spinney, 2006.

26 Die phänomenologisch arbeitende Soziologin Jacquelyn Allen-Collinson hat mit verschiedenen anderen Wissenschaftler*innen diverse Studien zum Thema Laufen, immer in Bezug auf sinnliche Erfahrungsdimensionen, publiziert (Allen-Collinson und Hockey, 2010; Allen-Collinson und Leledaki, 2014; Allen-Collinson und Owton, 2012, 2015). Andere Wissenschaftler*innen zeigen ebenfalls, wie beim Erforschen von Körperpraktiken auch sinnliche Komponenten relevant sind (Sparkes, 2017, 2009).

27 Löfgren, 2014; vgl. ebenso Sparkes, 2016; Sparkes und Brett Smith, 2012. Vgl. auch Monique Scheer, die schreibt, dass wir Emotionen machen, nicht einfach nur haben: Scheer, 2016. Vgl. ebenso Schatzki, 1996, 2002, zu *bodily doings and sayings*, die Handlungen konstruieren. Siehe zu Emotionen im Feld auch Liebal, Oliver und Stodulka, 2019.

cken zu sprechen kommen konnte. Um körperliche Präpositionen festzuhalten und Medialitäten kenntlich zu machen, nutze ich weitere, auch medial gestützte Methoden, wie verschiedene Fotoethnografien (4.2.1) und das Dokumentieren von Facebook-Posts und Blogseinträgen (4.2.2). Einen Fokus auf triathlonspezifische Orts- und Raumpraktiken liefern die Methoden, die auf Kartierungen zurückgreifen (4.2.3) und den Einsatz von Mental Maps oder das Dokumentieren von Trainingsstrecken auf Kartenmaterial beinhalten.

Diese Methodenvielfalt berücksichtigt die Tatsache, dass verschiedene Methoden zu verschiedenen Erkenntnissen führen. So schreibt der ethnographisch arbeitende Kass Gibson in einem Text zu «Mixed Methods Research in Sport and Exercise: Integration Qualitative Research», dass «all mixed-methods research proceeds from the assumption that there are multiple valuable and legitimate techniques for developing knowledge of, in this case, sport and exercise».²⁸

4.1 **Feldforschung schwimmend, radfahrend, rennend: Bewegte Interviews**

Das Beispiel der Rollwende im Wasser (vgl. Abb. 3.1) und die These, dass nicht alles Wissen unmittelbar, sondern manches gar nicht, manchmal erst nach bewusster Konzentration darauf oder nur durch das Vorhaben, darauf zu achten, verbalisierbar ist, verweisen darauf, dass sowohl die geografische als auch die physische Erfahrung von Räumen eine Anwesenheit in diesen erfordert. Ebenso bedarf es eines bewussten Sichdaraufeinlassens, um in der Lage zu sein, derartige (Körper-)Wissen mit Sprache zu erfassen, um diese dann niederzuschreiben. Der praxeografische Zugang hilft, solches Material im Feld zu erheben.

In den folgenden Darstellungen der zweiten Erhebungsphase befasste ich mich aus methodischer und methodologischer Perspektive mit bewegten Interviews, um Raum in seinen Relationen und Bezügen besser begreifen zu können.²⁹ Mit Triathlet*innen stationäre Interviews (vgl. 3.6) durchzuführen, ermöglichte zwar, neben dem Gespräch viele weitere Einblicke in ihre Lebenswelt zu gewinnen, vor allem wenn diese, wie es bei einigen meiner Interviews der Fall war, in den Haushalten der Athlet*innen durchgeführt wurden – so konnten auch Stimmungen, Atmosphären³⁰ und die Athlet*innen umgebende Räume erfahren und

28 Gibson, 2016, S. 383.

29 Insbesondere die Überlegungen von Keding und Weith, 2014, haben diesen Abschnitt und die Beschäftigung mit den bewegten Interviews geprägt.

30 Ich vertiefe das Konzept der Atmosphäre nicht weiter, möchte aber auf Orvar Löfgren und Lars Fers verweisen. Löfgren schreibt über Atmosphären: «I also find the concept of atmospheres helpful for several reasons. First of all it makes us think about how such moods are pro-

in Form von Prä- und Postskripten mit erfasst werden.³¹ Gleichzeitig wurde jedoch deutlich: Um mehr über das Erleben des Sporttreibens zu lernen, um über akute Erfahrungen, sinnliches und ephemeres Erleben zu forschen, bedarf es einer Erweiterung des Methodenpools.³² Die Soziologin Margarethe Kusenbach schreibt in «Mitgehen als Methode. Der ‹Go-Along› in der phänomenologischen Forschungspraxis», dass «Themen, die der gedanklichen und sprachlichen Reflexion entzogen sind [...] wie zum Beispiel Praktiken des Leibes oder die zutiefst trivialen Einzelheiten der täglichen Umwelterfahrung»,³³ für Interviews wenig geeignet seien, weshalb sich ein methodischer Zuschnitt wie der Go-Along besser eigne, sinnliche Dimensionen zu erforschen.³⁴ Auch die Kulturanthropologin Sharon Macdonald versteht die körperlich-sinnliche Erfahrung als «going beyond that which people might verbally articulate».³⁵ Hierbei seien Sprache und das Erfassen durch Sinne nicht als «more ‹real› or ‹authentic›» einzustufen und gegeneinander auszuspielen.³⁶ Hingegen liefern sensuelle Erfahrungsmodi andere Zugänge. Daher sind auch bewegte Interviews nicht nur als eine Erweiterung von Interviews zu betrachten. Sie sind methodologisch und konzeptuell als eine gänzlich andere Methode der Feldforschung anzusehen, haben doch Setting und Durchführung eine andere Basis und ermöglichen es, sich anderen Gegebenheiten zu nähern und sinnlich vielfältige Erfahrungen zu machen. Ebenso geht es mir darum, die situativen Ereignisse, das Kinästhetische und die multi-

duced, anchored, sustained or changed. What are the conditions of their cultural production? Secondly, it opens up the question of how people come to share an atmosphere or are taken in by it, and how an atmosphere may dissolve boundaries not only between people but between the body and the material surroundings. Thirdly, it is a concept that focuses on the totality of an emotional mood. The ways in which many different sensual elements are combined: light, colour, space, smell, sound, touch, movements like rhythms and paces, as well as the role of different materialities, textures and surfaces: light, heavy, hard, soft, etc.» (Löfgren, 2010, S. 68). Eine andere Perspektive nimmt der Soziologe Lars Fers ein. Er grenzt sich vom Atmosphärenbegriff ab, dieser habe für ihn zu wenig vom «Wahrnehmungshandeln», von der «Akteurpräsenz» und der «Machtaushandlung» in sich. Stattdessen spricht er von «Einhüllungen». Hüllen stellen für ihn Übergangszonen dar. Sie befinden sich zwischen dem Wahrgenommenen und dem Umgebenden. Diese Hüllen kanalisieren, öffnen, schliessen und blenden gleichzeitig aus. Er knüpft hierbei an Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung an (vgl. Frers, 2007, S. 64–89).

31 Während Keding zuerst bewegte Interviews, dann ergänzende Methoden und dann statische Interviews durchführt, setzt Weith zuerst statische Interviews, dann bewegte Interviews sowie ergänzende Methoden und schliesslich wieder statische Interviews ein (Keding und Weith, 2012, S. 120).

32 Vgl. hierzu unter anderem Bendix, 2000, 2006, 2015.

33 Kusenbach, 2008, S. 352.

34 Was sie hier als *go-along* beschreibt, kann als eine Form von bewegten Interviews verstanden werden.

35 Macdonald, 2013, S. 82.

36 Ebd., S. 81.

sensuellen Erfahrungen der Handlungen zu thematisieren³⁷ und Fragen zu stellen, und dies zeitlich genau dann, wenn diese bei mir als Forscherin auftauchen beziehungsweise aufgrund der Situation passend erscheinen. Die Fragen beziehen sich bei der Forschung somit auf aktuelle und situative Handlungen, kinästhetische und multisensuelle Erfahrungen, flüchtige Eindrücke, Reaktionen auf die Umwelt, Gesten und Mimiken aufseiten der Athlet*innen. So thematisiere ich zum Beispiel, ob die Athlet*innen ihre Atmung wahrnehmen, also ob es ihnen auffällt, ob sie durch den Mund oder die Nase atmen, ob sie Geräusche machen, die Atmung sie anstrengt, sie regelmässig oder unregelmässig atmen oder ob und wie sie Essenserüche beim Sporttreiben wahrnehmen. Darüber lassen sich Rückschlüsse auf das Erleben von Trainingsstrecken machen: Zum Beispiel erklärt der Langdistanztriathlet Martin Heinle im bewegten Interview, dass er den Geruch von Sonntagsbraten verabscheue, wenn er auf dem Rad sitze, obwohl er eigentlich derart deftige Gerichte liebe. Während des Trainings aber «versaeue» es alles. Es werde dann auch anstrengender, weil er versuche, nicht einzuatmen, um weniger zu riechen. Derartiges Empfinden ist eine enge Verknüpfung von eigens ausgehandelten Wahrnehmungsdimensionen: das olfaktorisch Wahrgenommene tritt in den Wahrnehmungshorizont.³⁸ Das gemeinsame Erleben in einem geteilten Raum soll ein vertieftes Verständnis dafür vermitteln, was für die Sportler*innen von Bedeutung ist und «wie Erfahrungen und Wissen gesammelt und konstituiert werden oder wie sich daraus wiederum Werte konstituieren».³⁹ Sarah Pinks Aussage: «It is through actually engaging in the activities and environments we wish to learn about that we come to know them»⁴⁰ steht als Leitsatz über diesem Teil der Forschung.

Die Besonderheit der bewegten Interviews besteht in der Möglichkeit, situativ auf Handlungen und Ereignisse zu reagieren – im Gegensatz zu den statisch durchgeführten Interviews, bei denen meine Interviewpartner*innen und ich nicht Sport trieben, sondern lediglich zusammensassen. So wurden vor allem Themenfelder angesprochen, die Bewegung implizieren. Diese Form der Interviewführung und Frageweise ermöglichte es mir, Handlungspraktiken zu erkennen und im selben Augenblick vertieft nachfragen zu können.⁴¹ Die bewegten Interviews folgten denn auch keinem fixen Fragenkatalog. Stattdessen hatte ich Themenfelder im Blick, zu denen ich Fragen stellte wie: *Wie fühlt sich dein Kör-*

37 Ähnliches führen Spinney, 2006, sowie Hockey und Allen-Collinson, 2006, durch, jedoch nutzen sie insbesondere Autoethnografie, um diese Erfahrungen zu erfassen.

38 Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015. Vgl. ebenso Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martin Heinle, Feldnotizen vom 7. 6. 2015.

39 Keding und Weith, 2014, S. 135.

40 Pink, 2010, S. 70.

41 Teilweise findet sich Derartiges auch in meinen Feldnotizen.

per an? Was nimmst du wahr? Was fällt dir jetzt auf? Worauf achtest du gerade? Was motiviert dich, hier zu schwimmen/fahren/laufen? Was unterscheidet diese Einheit von anderen Trainings?

Ich achtete auch darauf, wo die Athlet*innen anhielten, und fragte nach, warum sie stoppten. Ich fragte, warum sie welche Strassen wählten und andere nicht, ob sie diese schon gefahren waren und wie sie diese wahrnehmen; ich interessierte mich dafür, wann und wie Emotionen und Gefühle wie Glück oder Anstrengung kenntlich wurden und ob und wie sich ihre Stimmung änderte. Ich hörte zu und achtete besonders auf Emotionen und die Sinne involvierende Themen.

Während mir die stationären Interviews vertiefte Antworten auf die Lebenswelt der Sporttreibenden lieferten, führten die bewegten Interviews eher dazu, dass ich das, was während des Sporttreibens relevant wird, beforschen beziehungsweise erkennen konnte. Als ich zum Beispiel auf dem Rennrad sass und erlebte, wie eine Triathletin, die insbesondere XTerra- und Mountainbike-Rennen betreibt, aber auch schon an langdistanzartigen Veranstaltungen gestartet war, beim Abbiegen über ein Stück Wiese fuhr, war ich zuerst verduzt:⁴² «Nie im Leben wäre ich darauf gekommen, so abzubiegen. Die Wiese ist für mich mit dem Rennrad eine No-Go-Area.»⁴³ Aus meiner damaligen Situietheit als Nichtmountainbikerin war diese Fahrpraktik undenkbar. Als ich dieses Erlebnis notierte, merkte ich, dass ich solch eine Praktik wohl mit keiner Frageweise bei einem regulären Interview herausgefunden hätte.⁴⁴ Ich wäre schlicht nicht auf die Möglichkeit gekommen, so zu fragen, was eine derartige Erkenntnis hervorgebracht hätte.

Bewegte Interviews integrieren sowohl Aspekte von Interviews als auch von teilnehmender Beobachtung, worauf Carmen Weith in der Arbeit «Alb-Glück. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung» verweist.⁴⁵ Beim bewegten Interview vereinen sich Praktiken des Feldes mit explizit vorbereiteten Gesprächen – im Zusammenhang mit dieser Arbeit sind es vor allem das Schwimmen, Radfahren und Rennen und Gespräche über sinnliche Erfahrungsdimensionen und Praktiken. Sowohl Beforschte als auch Forschende befinden sich in der Lebenswelt des Feldes. Keding und Weith ergänzen, dass sowohl die Akteur*innen als auch ihre jeweiligen Umwelten im Fokus stehen. Dabei können

«Sinn- und Bedeutungszuschreibungen [...] ebenso wie Emotionen oder Praktiken erfasst werden. Mit einem kulturwissenschaftlichen Blick auf Raumnutzerinnen und -nutzer geraten vielfältige Dimensionen in den Blick: Ästhetische,

42 Hamberg, bewegtes Interview (Rennen) vom 4. 7. 2016.

43 Rennradtraining mit Sandra Hamberg, Feldnotizen vom 4. 7. 2016.

44 Ebd.

45 Weith, 2014, S. 56–61.

narrative, emotionale, leibliche oder sinnliche Aspekte überlagern sich an einem Ort.»⁴⁶

In Bezug auf den Triathlon können durch bewegte Interviews Rückschlüsse auf ein sportspezifisches Raumverständnis gezogen werden. Raum ist also «sowohl als Feld und situativer Wahrnehmungshorizont als auch als methodisches Werkzeug und Erkenntnisinstrument zu verstehen».⁴⁷ Aufgrund der mobilen Praktiken an konkreten Orten können Aspekte kommuniziert werden, die konkretes Erleben und (Vor-)Erfahrungen katalysierend hervorbringen – dies muss nicht unbedingt Sprache sein, sondern es kann sich ebenso in anderen Handlungen und somit auch im Erfassen anderer Sinne äussern – wie das Beispiel vom Geruch des Sonntagsbratens gezeigt hat.⁴⁸ Die bewegten Interviews ermöglichen einen methodischen Zugang zu den physisch-räumlichen Umwelten der Sporttreibenden.

Einsatz von bewegten Interviews in den Humanities

Arbeiten, die Formen von bewegten Interviews nutzen, sind beispielsweise Jo Vergunsts und Tim Ingolds «Ways of walking: Ethnography and practice on foot»⁴⁹ oder Jo Lees und Tim Ingolds Arbeit «Fieldwork on Foot: Perceiving, Routing, Socializing».⁵⁰ Bei Letzterem ging Lee mit verschiedenen Personen durch die schottische Stadt Aberdeen. Er sammelte sowohl Aussagen der Teilnehmenden als auch eigene Notizen. Auch der Kulturanthropologe Andrew Irving liess Personen durch Wohnviertel laufen und ihre Gedanken über ihr Leben und besondere Ereignisse in ihren Biografien aufnehmen, während eine zweite Person dazu Fragen stellte und die Szenen fotografisch festhielt.⁵¹ Sarah Pink zeigt in «An Urban Tour: The Sensory Sociality of Ethnographic Place-Making», wie beim gemeinsamen Spaziergehen sinnliches und soziales Erleben erforscht werden kann. Sie beschreibt die eigene verkörperte Erfahrung als massgeblich relevant, um Orte der Erfahrung analysieren zu können.⁵² Gerade wenn es um räumliche Bezüge geht, ist die geteilte Erfahrung von konkreten Strecken von Relevanz, wie es im Triathlon insbesondere bei Wettkämpfen zum Ausdruck kommt. In Anlehnung an Tim Ingolds Arbeit «Lines: A Brief History»⁵³ schreibt Sarah Pink:

46 Keding und Weith, 2014, S. 131.

47 Ebd.

48 Vgl. Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martin Heinle, Feldnotizen vom 7. 6. 2015; Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.

49 Ingold, 2010c.

50 J. Lee und Ingold, 2006.

51 Irving, 2007.

52 Pink, 2008a.

53 Ingold, 2007.

«We should moreover recognize that it is at least in part through our own routes and pathways that we are entangled in place-making processes (rather than simply attributing these to our research participants). This invites an exploration of how ethnographers and research participants might be coimplicated in place-making, and suggests the ethnographic research process can be theorized as a form of place-making.»⁵⁴

Gemeinsam unterwegs zu sein, bedeutet ebenso, nicht nur gemeinsam Praktiken zu erfahren, sondern sie auch zu erlernen, sie zu erschaffen und zu übernehmen, immer in Bezug auf die Umgebung, die situativen Handlungen und eigene Vorprägungen (vgl. 6.1). Der Einsatz der bewegten Interviews ermöglicht somit, die Beziehung zwischen Triathlontreibenden und ihrer Umwelt zu erfahren.⁵⁵

Konkrete Durchführung der Methode

Ich verabredete mich mit den Athlet*innen zu gemeinsamen Trainings.⁵⁶ Es war massgeblich, dass wir in einem Bereich trainierten, der es uns ermöglichte, miteinander zu reden. Dies ist von Trainingszustand, aktuellem Tempo und Trainingsmotivation abhängig, aber auch vom Gelände. Ich liess die Athlet*innen Ort und Zeit aussuchen sowie Streckenlänge und Trainingsdauer. Meinen Interviewpartner*innen auf ihnen vertrauten Wegen zu folgen, gab mir die Möglichkeit, Orte ihrer Lebenswelt kennenzulernen, Orte, die für sie wichtig und bedeutsam sein könnten und einen Ausschnitt aus ihrem Trainingsalltag darstellten.⁵⁷ So konnte ein situativer Zugang zu ihrem Erfahrungs- und Praxiswissen gewährleistet werden. Ich versuchte dabei bestimmte Themen anzusprechen: das eigene Gefühl während der Trainings, die Erfahrung der Umgebung, den Nutzen von Sportuhren oder Kleidung. Die bewegten Interviews waren so gestaltet, dass ein Gespräch entstand, in welchem ich zwar vorbereitete Themenfelder erfragte, aber auch selbst erzählte. Wie ich schon in den Interviews bemerkt hatte, führte das Erzählen von eigenen Geschichten dazu, dass mein Gegenüber ausführlich und auf einer sehr persönlichen Ebene berichtete (vgl. 3.6). Sportspezifische relevante Komponenten ihres individuellen Erlebens wurden erfragbar und neben einer sprachlichen Ebene auch durch Sinneswahrnehmung erfassbar und es wurde deutlich, «wie persönliche Relevanzen unsere Erfahrungen der materiellen und sozialen Umwelten strukturieren».⁵⁸ Während des gemeinsamen

54 Pink, 2008a, S. 179.

55 Keding und Weith, 2014, S. 131.

56 Einige der Athlet*innen hatte ich auch schon für andere Feldforschungen im Rahmen dieser Arbeit getroffen. Wir absolvierten vor allem gemeinsame Rad- oder Laufeinheiten, vereinzelt auch Wanderungen.

57 Vgl. Marcus, 1995.

58 Kusenbach, 2008, S. 353.

Sporttreibens entstanden auch Gespräche zu vielfältigen Themen, die über den Sport als physische Praktik hinausgingen. So erzählte mir der Triathlet David Berg von seiner neuen Beziehung und wir mussten lachen, als wir an Storchenestern vorbeikamen und er bemerkte, dies passe zu unserem Gesprächsthema.⁵⁹ Dass diese auch auf seiner Mental Map auftauchen, zeigt, wie verschiedene Methoden ähnliche Themen hervorbringen können, andere Themen aber auslassen. Die Chronologie des Erlebens etwa wird in der Zweidimensionalität der Mental-Map-Darstellung nicht sichtbar (siehe unter anderem Abb. 4.8).

Entgegen meiner anfänglichen Vorstellung, dass sich das Schwimmen für bewegte Interviews nicht gut eigne, waren auch diese gemeinsamen Trainings recht ergiebige Forschungsmomente. Es zeigte sich, dass auch die kurzen Sätze am Beckenrand oder im See oder die Gespräche vor- und nachher sehr informativ waren und sich vielfach auf gerade Erlebtes bezogen.⁶⁰ Zwar wird während einer sechsstündigen Radausfahrt ganz anderes gesprochen, als während eines Schwimmtrainings geredet werden kann, doch die Inhalte des Gesagten bringen andere Themen und Qualitäten hervor, die von der Situation geprägt sind und auf das Essenzielle der Bewegungspraktiken eingehen. Meinen Beobachtungen und Aufzeichnungen zufolge ist es weniger das direkte Erfragen von Themen, sondern das Erzähltbekommen und Erfahren von Trainingssituationen, welches Inhalt und Informationen liefert. Denn auch während einer Rad- oder Lauf-einheit wird zeitweise geschwiegen – weil hintereinander gefahren oder gelaufen wird, weil der Verkehr zu laut ist, weil es zu anstrengend ist etc. Trotzdem werden dabei forschungsrelevante Aspekte sichtbar, wie der Ärger über überholende Autos oder das Zögern bei Abfahrten.⁶¹ Schnell merkte ich, dass sich die Rennradtrainings besonders gut für die Interviews eigneten, da viel Zeit für Gespräche war. Auch aufgrund des grossen Radius und der damit einhergehenden unterschiedlichen Eindrücke ergaben sich vielschichtige Themen. Die kurzen Lauftrainings in Zürich nutzte ich nicht als bewegte Interviews, sondern dokumentierte sie als Feldnotizen, insbesondere da wir in immer gleichen Ge-

59 Auf der Mental Map von David Berg ist die Zeitlichkeit der erlebten und erfahrenen Bezüge nicht sichtbar. Daher bleibt bei der Betrachtung der fertigen Darstellung unklar, wann er die Störche wahrgenommen hat und wann das Gespräch sich um Familienplanung und Beziehungen gedreht hat.

60 Vgl. hierzu mein Treffen für ein reguläres Interview mit Gabriela Islin, mit der ich vor dem Gespräch schwimmen ging. Hier musste ich mich bemühen, keine Gesprächsthemen vorwegzunehmen, was etwas schwierig war. Die anderen Aspekte, über die wir während des Trainings redeten, bezogen sich aber auf direktes Erleben, wie zum Beispiel andere Schwimmer, die rücksichtslos eine Wende machten. Dies brachte die Erkenntnis, den Methodenpool erweitern zu müssen, und die ersten Gedanken zum Mehrwert bewegter Interviews. Da gerade solche Geschehnisse das Raumerleben im Triathlon prägen, gehen die Erkenntnisse, die sich mittels bewegter Interviews erheben lassen, über die sprachliche Ebene von Interviews hinaus (vgl. 3.6).

61 Nimmer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 10. 5. 2016.

genden unterwegs waren. Trainingseinheiten in der Stadt Zürich waren von kürzerer Dauer (zwischen einer und eineinhalb Stunden). Diese waren eher davon gekennzeichnet, dass die Athlet*innen danach direkt nach Hause oder zu den Umkleiden wollten. Longjogs, das heisst Läufe um die 90 Minuten, die ich ausserhalb Zürichs durchführte (häufig auch in den Bergen), eigneten sich wieder besser für die Anwendung der Methode. Auch die Intention des Trainings – sich Zeit zu nehmen für eine Laufeinheit, die gleichzeitig auch ein Ausflug ist – half, um bewegte Interviews durchführen zu können. Auch hier wirkt die häufig noch unbekannte oder nicht so häufig frequentierte Umgebung förderlich auf die Gesprächsthemen in Bezug auf Fragen räumlicher Aneignungsprozesse. Neben den Athlet*innen sprach ich auch mit dem Fotografen Kai-Otto Melau über seinen Eindruck von Wettkämpfen und ihren Strecken während einer Wanderung entlang der Laufstrecke des Lofoten Triathlons. Er machte parallel Fotos für den Wettkampfveranstalter.⁶²

Herausforderungen und Vorteile der bewegten Interviews im Triathlon

Fünf Aspekte in der Anwendung der Methode sollen hier genannt werden, die sowohl Herausforderungen als auch Vorteile betonen und sich insgesamt analytisch reflektiert primär produktiv nutzen lassen.

1. Fragenkatalog und Themenfelder der bewegten Interviews

Die nicht vorhandene Interviewstruktur und fehlende Fragebögen können dazu führen, dass ich als Interviewerin etwas vergesse. Technisch ist es nur schwer möglich, ein Blatt Papier dabei zu haben, auf dem die Fragen stehen – schliesslich wird es in der Trikottasche nass geschwitzt und somit unleserlich. Es in einer Hülle mitzunehmen, ist vor allem unhandlich. Die Fragen auf dem Mobiltelefon abgespeichert zu haben, erwies sich nicht als sehr praktikabel. Zwar hatte ich digital Zugriff auf die Themenfelder, doch schaute ich nur darauf, wenn wir anhielten. Daher versuchte ich, mir mögliche abzufragende Themen bestmöglich einzuprägen. Rückblickend kann ich festhalten, dass ein Fragenkatalog, auf den ich ununterbrochen hätte schauen müssen, für die Durchführung in meinem Forschungszusammenhang nicht umsetzbar gewesen wäre. Stattdessen machte ich die Erfahrung, dass das von einem Fragenkatalog losgelöste Fragen neue Themenfelder eröffnete, denn die so entstehenden Gespräche konnten sich situativ entwickeln und automatisch auf sinnliches und emotionales Erleben sowie auf Raumbezüge beziehen. Dies war integraler Teil des Vorhabens, aufgrund dessen ich bewegte Interviews überhaupt durchführte, und Ziel der Erweiterung des Methodenportfolios.

62 Melau, bewegtes Interview (Wandern) vom 27. 8. 2015.

2. Dokumentation der bewegten Interviews

Der zweite Aspekt widmet sich dem Festhalten der bewegten Interviews. Gegen eine Audioaufnahme entschied ich mich bereits vor Beginn der Forschung, denn schliesslich ist es während aller drei Sportarten schwierig, ein Audioaufzeichnungsgerät mitzuführen. Beim Schwimmen hätte es an Beckenrädern liegen können, aber ich hätte beachten müssen, dass es nicht nass wird oder von jemandem entwendet wird. Ausserdem hätte ich eine spezielle Bewilligung der Schwimmbadbetreiber gebraucht. Beim Radfahren und Joggen ist vor allem der Wind ein Problem, dessen Rauschen die Stimmen übertönen kann. Die Entscheidung, die Gespräche anschliessend als Notizen aufzuschreiben beziehungsweise auf Tonband zu sprechen und sie so weiterzuverarbeiten, schien die beste Wahl. Natürlich führt dies dazu, dass ich bereits eine (unbewusste) Selektion ausführte in dem, was ich erinnerte oder als wichtig zu notieren erachtete. Da ethnografische Methoden immer *Ich-Methoden*⁶³ sind, das heisst Methoden, welche Forschende nicht nur als Erhebende und Reproduzierende, sondern auch als Wahrnehmende implizieren, findet immer eine Auswahl in der Darstellung der Erkenntnisse statt.⁶⁴ Dieses Auslesen bestimmter Aspekte ist auch bei anderen Methoden vorhanden. Denn auch bei der Auswahl von Interviewzitatens findet ein Selektionsprozess statt, ebenso wie bei allen weiteren Verarbeitungen von Feldforschungsmaterial. Da der Einsatz der bewegten Interviews in die zweite Feldforschungsphase fällt, kann darin eine bewusste Intensivierung des Erhebungsprozesses und somit auch eine bewusste Verdichtung des gesamten Materials gesehen werden.

3. Physische Fähigkeiten für die Durchführung von bewegten Interviews

Als Forscherin musste ich in der Lage sein, physisch mit den Athlet*innen mitzuhalten.⁶⁵ Ohne die erforderliche körperliche Fitness und Erfahrung wäre ich – im wahrsten Sinne des Wortes – schnell auf der Strecke geblieben. Eine Möglichkeit wäre gewesen, dass ich nur Sportler*innen hätte interviewen können, die langsamer sind als ich. Mit meinen Interviewpartner*innen fanden wir jedoch einen Modus, der es uns ermöglichte, gemeinsam unterwegs zu sein – was

63 An dieser Stelle möchte ich auf Thomas Hengartners hilfreiche Kommentare verweisen, der als vorgesehener Zweitgutachter immer wieder wichtige und weiterführende Inputs gegeben hat. Die Begriffe *Ich-Methode* und *Armchair-Ethnography* sind mir aus seinem Mund prägend in Erinnerung geblieben. Seine Überlegungen zu meinem Methodenpluralismus, der den Fokus auf sinnliche Dimensionen der Feldforschung durch den Einsatz innovativer Methoden zum Ausdruck bringt, haben meine Forschung beeinflusst und zu einem starken autoethnografischen und sportlich involvierten Bezug meinerseits ermuntert.

64 Dies zeigt Christine Oldörp in ihrer Arbeit zum Umgang mit Interviewmaterial und deren Verschriftlichung (Oldörp, 2009).

65 Vgl. Palmer, 2016b, S. 228; vgl. Coffey, 1999, S. 59.

im konkreten Fall auch bedeutete, dass einige der männlichen Triathleten, mit denen ich auf dem Rad unterwegs war, gelegentlich auf mich warten mussten. Bei Frauen gab es diese Situation zumindest auf dem Rennrad nicht. Ein weiterer Aspekt knüpft daran an.

4. Perspektivisch geprägte Dokumentation der bewegten Interviews

Gemeinsam Sport zu treiben, führt auch dazu, dass ich als Interviewerin unter Anstrengung bestimmte Aspekte nicht wahrnahm und bestimmte Fragen nicht stellen konnte, da ich a) nicht auf die Idee kam, eine Frage zu stellen, b) nicht mehr in der Lage war, diese im passend erscheinenden Augenblick zu stellen, oder c) keine Antwort von meinen Interviewpartner*innen erhielt, bedingt durch ihren physischen Zustand, wie beispielsweise ausser Puste zu sein. Meine Wahrnehmung ist von der körperlichen Belastung ebenso beeinflusst, wie die der Athlet*innen. Diese sport- und kontextspezifische und situierte Wahrnehmung der Umwelt ist Teil der methodologischen Gegebenheiten. So ist nicht nur die Wahl der Methode, sondern immer auch das Setting massgeblich dafür, welche Daten generiert und welche Forschungsergebnisse erzielt werden. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet entsteht keine Leerstelle, sondern das Potenzial für weiterführende Forschung.

5. Einfluss der Umgebung auf die bewegten Interviews

Die Bewegung und die wechselnde Umgebung offenbarten spannende Eindrücke, die meine Fragen und die Frageweisen beeinflussten. Dadurch konnte ich Themen ansprechen, die mir vorher nicht eingefallen waren. So lieferte die Umgebung positive Inspirationen und erweiterte mein Fragenportfolio. Wir sprachen über situative Ärgernisse, Emotionen und Gefühle, insbesondere Freude und Erschöpfung wurden sichtbar. Beispielsweise war das Ankommen auf einem Pass mit dem Fahrrad oder das Erreichen des höchsten Punktes bei einem Traillauf immer mit einer positiven Stimmung verbunden. Häufig wurde das Rennrad abgestellt und ein Foto am Schild des Passes oder bei den Trailläufen am Wanderwegweiser aufgenommen. Vielfach folgten auch Berichte von vorigen Erlebnissen an diesem Ort (vgl. 6.1.3).⁶⁶

Daneben birgt das Gespräch insbesondere während einer Radausfahrt gewisse Risiken, besonders bei dichtem Verkehr, schwierigem Untergrund, bei Anstiegen oder Abfahrten und kann sehr gefährlich werden. Auch Ablenkungen durch andere Personen oder Ereignisse können dazu führen, dass die Interviewsituation gänzlich anders ausfällt, als vorab vorgestellt. Da wir uns unterwegs

66 Angst, bewegtes Interview (Rennrad) vom 26. 5. 2017.

befinden und nicht *isoliert* von derartigen Einflüssen aufhalten, ist die Wahrscheinlichkeit viel höher, von derartigen Aspekten betroffen zu sein. Gleichzeitig liefern diese Momente auch immer die Chance auf neue Erfahrungen und Zugänge, mehr über das Handeln und das Agieren der Athlet*innen zu erfahren.

4.2 Nichtsprachliches zur Sprache bringen: Über das Versprachlichen nonverbaler Praktiken

Praxeografisch zu forschen, heisst auch, sich von einem explorativen, vom Feld ausgehendem Prozess leiten zu lassen, ohne die Kontrolle des Forschungsprozesses komplett abzugeben und die Fragestellungen aus den Augen zu verlieren. Im Verlauf der Forschung wurde schnell deutlich, dass es verschiedene Bereiche gibt, die ich durch klassische Feldforschung, mit der ich meinen Forschungsprozess begann, nicht erfassen kann.

Dies betrifft etwa die Erforschung von Praktiken und Lebensstilen, die zwar verhandelt werden, aber nicht unbedingt durch die Beforschten erklärbar sind. Für meine Forschung ist es daher essenziell, die Methoden so zu adaptieren, dass ich auch dem Nichtsprachlichen näherkommen kann. Doch wie kann ich Erlebtes der Athlet*innen methodisch greifbar machen? Welche nonverbalen Informationen kann ich bei den Athlet*innen zu Hause und während gemeinsamer Trainings erfassen? Wie wird der Raum des Sports über Sprache hinaus multisensuell verhandelt?

Da das kulturwissenschaftliche Verständnis von Raum nicht dem alltagsprachlichen Begriff des *Raumes* entspricht, ist es nicht fruchtbar, mit diesem Begriff im Forschungsfeld zu arbeiten. Sich den Raumkonzepten des Feldes Triathlon zu nähern, muss daher über andere Formulierungen und über andere Methoden als sprachlich orientierte gelöst werden. Um zu verstehen, was den versportlichten Raum formt und prägt, muss ich als Forscherin viel mehr aus den Handlungen und Berichten der Athlet*innen lesen. Wahrnehmung geschieht über alle Sinne, und das Medium Sprache bringt für mich zwar viel Neues hervor, reproduziert teilweise aber auch bereits vorhandene Vorstellungen.⁶⁷

Die folgenden methodischen Ansätze stellen meine Herangehensweisen dar, meinem Forschungsfeld ethnografisch und auf multisensueller Ebene näherzukommen, um vielschichtige Erkenntnisse zu gewinnen, die über Versprachlichtes hinausgehen und in einem durch Mobilitäten geprägten Feld Relevanz haben.

67 Vgl. zum Reproduzieren von Vorstellungen zum Beispiel den *Mythos Hawaii* (vgl. 6.2) oder den *Kilometer 38* (vgl. 6.1.2).

4.2.1 Triathlonpraktiken visuell erforschen: Fotoethnografie

Das Visuelle sei zentral, um kulturelle Konstruktionen des sozialen Lebens in zeitgenössischen westlichen Gesellschaften zu beforschen, schreiben Cassandra Phoenix und Emma Rich zu Beginn ihres Aufsatzes zu «Visual research methods». ⁶⁸ Hierin verweisen sie auf Vor- und Nachteile visueller Methoden und plädieren dafür, visuelle Forschungsmethoden in der Sportforschung anzuwenden und diese nach den Bedürfnissen der Felder weiterzuentwickeln. Fotoethnografie nutzt Bilder als optische Notizen, als Dokumentations- und Quellenmedium. Volkskundliche Arbeiten über Bilder existieren schon lange, ⁶⁹ das Forschen mit Fotografien wird im Fach insbesondere seit den 1990er-Jahren angewendet. ⁷⁰

Formen der Anwendung der Fotoethnografie

Den Fotoapparat als Werkzeug der Datenerhebung zu nutzen, um diese visuell zu unterstützen, steht, wie John und Malcolm Collier 1986 dargestellt haben, ⁷¹ in einer Tradition, teilnehmende Beobachtungen mit visuellen Methoden zu komplementieren. Visuelle Methoden sollten immer in einen «umfassenden Methodenmix» ⁷² eingebettet sein, fordert der Kulturanthropologe Thomas Overdick in seiner Arbeit «Photographing Culture: Anschauung und Anschaulichkeit in der Ethnografie», in der er Fotografie sowohl als Instrument als auch als Medium der ethnografischen Forschung betrachtet und die erkenntnistheoretischen Potenziale der Fotoethnografie darstellt.

Die ethnografische Fotografie lässt sich aufgrund der Intention, mit der die Bilder aufgenommen werden, gegen dokumentarische oder künstlerische Fotografie abgrenzen. ⁷³ Judith Butler betont, dass Fotografien nicht nur ein visuelles Image sind, das auf seine Interpretation wartet, sondern «it is itself interpreting

68 Phoenix und Rich, 2016, S. 139.

69 Siehe zu historischen Bildquellen und deren Lesart auch Heidrich, 2007, S. 41; Gerndt, 2005; Hartinger, 2007.

70 Overdick, 2010, S. 291, vgl. auch Hoffmann, 2006, und Sturken und Cartwright, 2001. Bernhard Tschofen schreibt zur Entwicklung der Fotografie als Alltagspraxis: «Fotografische Praxis wird – besonders mit der Kleinbildfotografie der 1930er-Jahre – zu einem wichtigen Mittel der Selbsterkundung, die Fotoethnografie ist ein Medium zur Einübung in Lebens- und Konsumstile und sie schafft Rituale, die wiederum Landschaft formatieren helfen.» Tschofen, 2004, S. 278. Die methodologische Beschäftigung mit dem Visuellen im Zusammenhang mit sensuell inspirierter Forschung ist auch bei der Forschung zu Sportler*innen und ihren Lebensstilen zentral. Vgl. zur Fotoethnografie in einem Eiskunlaufverein Mills und Hoerber, 2013, zu Fotoethnografie und Risikosport und zur generellen Verwendung dieser Methode im Sport Azzarito, 2012a, b; Brad Smith und Phoenix, 2013; Stewart und Floyd, 2017.

71 J. Collier und M. Collier, 1986.

72 Overdick, 2010, S. 195.

73 Ebd., S. 195.

actively, even forcibly».⁷⁴ Fotografien sind ebenso als performative Produkte zu fassen, die «Realitäten in dissoziierten Momenten [abbilden] und [...] auf diese Weise lediglich fragmentarische Realitäten offenbaren [können]. Fotografien haben einen punktuellen und atomischen Charakter. Sie sind hingegen nicht einfach passive visuelle Bilder»,⁷⁵ so der Geograf Peter Dirksmeier. Ich verwendete die Fotoethnografie als ergänzende Methode, die mir einen erweiternden Einblick in die Lebenspraktiken und -stile von Triathlet*innen ermöglichte. Dafür machte ich in drei verschiedenen Settings fotoethnografische Aufnahmen: in den Athlet*innenhaushalten, an Wettkämpfen und auf Laufstrecken, die ich selbst lief. Diese methodischen Herangehensweisen werde ich im Folgenden spezifizieren.

Fotoethnografie in den Haushalten von Athlet*innen

Im Anschluss an sieben Interviews machte ich fotoethnografische Aufnahmen in den Haushalten von Athlet*innen. Einzig der Langdistanztriathlet und Multi-sportler Gabor Tessl lehnte Aufnahmen mit der Begründung ab, er habe seine Sportsachen in der Garage seines Vaters. Die Wohnung enthielt aus meiner Perspektive auch keine triathlonspezifischen Merkmale, einzig zwei Bidons neben dem Waschbecken in der Küche verwiesen auf Sport, und ich hätte somit nichts Entsprechendes festhalten können. Damit war diese Wohnung auffallend anders im Vergleich zu den sonst besuchten, in denen sich immer ähnliche Objekte und Arrangements von im Triathlon gebräuchlichen Dingen befanden, wie in den Wohnräumen verteilte Sportkleidung, neben dem Waschbecken trocknende Fahrradbidons, Fotografien, Urkunden, Medaillen und Pokale (vgl. 5.2). Doch auch die *Nichtpräsenz* von Triathlonspezifischem ist bereits ein Statement und korreliert mit den Erzählungen des Athleten, der sein Sporttreiben aufgrund von Krankheit nicht mehr so kompetitiv gestaltet.⁷⁶

Alle Athlet*innen bat ich um Erlaubnis, Fotos machen zu dürfen. Ich betonte, dass sie sich die Bilder gerne anschauen und bei der Auswahl der Sujets intervenieren dürften – beides passierte jedoch nie.

Zum Einstieg erkundigte ich mich nach Objekten des Triathlons, die für sie wichtig sind und die mir dann gezeigt wurden. Dies erleichterte den Beginn der fotoethnografischen Aufnahmen. Wir gingen durch die Wohnungen oder Häuser der Athlet*innen und ich fotografierte, worauf ich aufmerksam gemacht wurde und was mir selbst auffiel. Ich versuchte an Stellen, die mir sehr privat oder intim schienen, durch Blickkontakt oder Nachfragen die Erlaubnis zu be-

74 Butler, 2005, S. 823.

75 Dirksmeier, 2013, S. 97.

76 Tessl, Interview vom 27. 9. 2014.

kommen, zu fotografieren. Dies waren beispielsweise Momente im Schlafzimmer der Athlet*innen. Daher ist die Fotoethnografie auch durch mein situatives Empfinden und durch bei mir aufkommende ethisch-moralische Grenzen geprägt. Ich bat auch bei einigen darum, in die Küchen- und Kühlschränke schauen zu dürfen, bei allen anderen *verdeckten* Bereichen wie Kleiderschränken verzichtete ich darauf. Jedoch konnte ich beispielsweise aufgehängte Kleidung, Stapel von Schwimmsachen im Badezimmer oder Schlafzimmerkommoden mit persönlichen Triathlongegenständen dokumentieren.⁷⁷ In Anlehnung an John und Malcolm Colliers fotografisches «cultural inventory»⁷⁸ kann durch die Fotografien eine systematische Erfassung der Orte und Dinge, ein triathlonspezifisches Inventar, erstellt werden. Die Fotografien liefern eine Übersicht über relevante Sujets der Triathlonhaushalte und der persönlichen Lebenswelten.

Fotoethnografie der Wettkämpfe

An verschiedenen Wettkämpfen wie dem Gigathlon 2017, dem Ironman Zürich 2016, 2017 und 2018, dem Lofoten Triathlon 2015, 2016 und 2017 und dem Swissman 2016 entstanden fotoethnografische Aufnahmen. Mir ging es primär um ein situatives Festhalten des Wettkampfgeschehens, der -gelände und -strecken und ihrer Spezifika. Ich richtete meinen Fokus sowohl auf das Arrangement im Raum als auch auf die Akteur*innen. Vom Messestandbetreuenden über Schiedsrichter*innen bis zu Zuschauenden gibt es viele verschiedene Personen neben den Athlet*innen, die den Raum durch ihre Präsenz mitgestalten und so durch ihr Agieren temporäre Orte entstehen lassen. Auch die Vorüberlegung, dass Wettkampforte als Nichtorte im Sinne Marc Augés⁷⁹ fungieren, spielte mit in die Überlegung hinein, ihnen fotoethnografisch zu begegnen. Gerade durch das visuelle *Einfrieren* eines Moments ist die Fotoethnografie nützlich für derartige Raumanalysen (siehe Abb. 4.3).

Fotoethnografie von Laufstrecken

Sowohl bei Trainings als auch bei Wettkämpfen machte ich beim Rennen und vereinzelt auch während des Radfahrens mit dem Mobiltelefon Aufnahmen des Untergrundes und meines Körpers, insbesondere meiner Beine. Aufgrund der Fortbewegung, während der ich die Bilder aufgenommen habe, sind viele verwackelt. Die Bilder geben Aufschluss über diverse Texturen des Untergrundes und die Terrainbeschaffenheit. Da die Fotografie mit dem Mobiltelefon es auch ermöglicht, eine Vielzahl von Bildern aufzunehmen, sortierte ich viele Aufnah-

77 Zur Ethik des Fotografierens siehe Overdick, 2010, S. 219.

78 J. Collier und M. Collier, 1986, S. 45–64.

79 Augé, 1994.

men aus und behielt nur solche, die den Hintergrund und/oder meinen Körper einigermassen scharf zeigen. Die Kamera hilft, Daten der Strecke zu sammeln, die eine visuelle Erweiterung des Materials darstellen und somit den methodologischen Blick erweitern.⁸⁰ In der Studie «Research on the Run: Moving Methods and the Charity ‹Thon›»,⁸¹ einer ethnografischen Forschung mit sogenannten GoProTMs, schreibt Palmer, dass diese Videoaufnahmen sowohl ihren Blick als Forscherin als auch die der Beforschten festhalten. Sie helfen, soziale Lebenswelten zu erfassen: «These videotapes contain scenes that could not be seen any other way – either what the camera person is doing or what the camera person looks like while doing it.»⁸² Gleiches gilt für die Fotografien meines Körpers während des Rennens. Die Fotografien können auch als autoethnografisches Material betrachtet werden. Gleichzeitig knüpfen sie an Motive an, denen ich auf Facebook begegnet bin: Bilder von Athlet*innen, die Teile ihrer Körper und ihres Equipments zeigen, während sie trainieren (siehe Abb. 4.1).⁸³ Derartige Aufnahmen haben für diese Arbeit nur einen geringen Wert. Sie sind vielmehr Ausdruck und Präsenz eines Diskurses, in dem ich mich als Athletin und Forscherin befinde, und zeigen auf, wie Praktiken des Feldes zu Forschungspraktiken werden können.

Fotoethnografische Praxis

Fotografien sind im mehrfachen Sinne hochgradig durch ihre Zeitlichkeit geprägt: Sie sind zum einen materielle Produkte ihrer Zeit, zum anderen bilden sie im Sinne des Timings einen winzigen Moment ab: «Photographic images are inherently reflexive, in that they refer back to the photographer at the moment of their creation, at the moment of an encounter.»⁸⁴ Sie sind «a visual display of a particular set of information that has been chosen for historical and cultural reasons».⁸⁵ Damit sind die Aufnahmen immer «subjective representations»,⁸⁶ wie Pink formuliert. Sie zeigen jedoch nicht nur einen selektiven Bildausschnitt, der nach subjektiver Auswahl des Fotografierenden ausgewählt wurde, sie zeugen auch von einer Realität, die repräsentiert, was der Forschende im Augenblick der Bildaufnahme vielleicht noch nicht wahrgenommen hat. In der retrospektiven Betrachtung können sie etwas sichtbar machen, was im Augenblick der Datenaufzeichnung ausserhalb des Wahrnehmungshorizonts blieb.

80 Vgl. Palmer, 2016b, S. 228.

81 Ebd.

82 Chalfen, 2014, S. 300; vgl. Palmer, 2016b, S. 229.

83 Interessant am Bild des norwegischen Athleten ist, dass er eine Flasche des Wettkampfveranstalters Swissman nutzt. Damit suggeriert er, dass er an diesem Wettkampf teilgenommen hat.

84 MacDougall, 2006, S. 3.

85 Wright, 1999, S. 73.

86 Pink, 2013, S. 58.



Abb. 4.1: Der norwegische Athlet trainiert drinnen; er fährt Rad auf der sogenannten Rolle und rennt auf dem Laufband. Dabei fotografiert er sich und stellt die Bilder auf Facebook.



Abb. 4.2: Die Aufnahme der Forscherin wurde während des Trainings gemacht.

Herausforderungen und Vorteile der Fotoethnografie

Die Präsenz der Kamera führt immer auch zu deren Einschreibung ins Feld. Das Stellen fremd- und selbstreflektiver Fragen hilft, diesen Prozess zu reflektieren.⁸⁷ So ist nicht nur der Moment der Aufnahme massgeblich, auch der Einsatz einer Fotokamera zeigt durch Perspektive, Belichtungszeit, Cadrage und Bildformat eine Haltung des Forschenden an.⁸⁸ Gerade die Aufnahmen, die ich während des Rennens auf den Laufstrecken gemacht habe, verdeutlichen diesen Prozess: Auf ihnen wird die Bewegung von mir als Fotoethnografin und Sportlerin gleichermaßen deutlich. Sie zeigen, dass es sowohl um Körper als auch um eine Erschliessung von Strecke geht, und bilden unterschiedliches Terrain ab. Auch die Bildmontage ist durch die Bewegung beeinflusst.

87 Siehe Schärer, 2016.

88 Overdick, 2010, S. 210.

Die digitale Fotografie unterscheidet sich von der analogen durch die Möglichkeit, einfache Aufnahmen mit mobilen technischen Geräten wie dem Mobiltelefon zu machen und unmittelbar danach anzusehen, und erfordert eine andere Auseinandersetzung mit dem Medium Fotografie. Beispielsweise können die Beforschten die Bilder ansehen und bestimmen, welche gelöscht werden sollen. Zu dunkle, verwackelte oder sehr unscharfe Bilder, die durch die Fortbewegung bei der Fotoethnografie von Laufstrecken entstanden sind, konnte ich direkt löschen.⁸⁹ Auch hier erleichtern die Überblicksansichten auf Kamera oder Computer den Umgang mit den erhobenen Daten.

Digitale Aufnahme- und Bearbeitungsprozesse können schneller und einfacher ablaufen, als es bei der analogen Fotografie der Fall ist, was zeigt, wie die technische Entwicklung Einfluss auf den Gebrauch der Methode nimmt. So konnte ich im Rahmen der Fotoethnografie in den Athlet*innenhaushalten direkt Feedbacks erhalten, ob ich die Bilder für die Forschung verwenden darf, was ausnahmslos der Fall war. Auch die Überblicksdarstellungen auf der Kamera verschafften mir – insbesondere bei den Bildern, die ich an den Wettkämpfen aufnahm – eine Übersicht darüber, ob ich verschiedene Bereiche schon fotografiert hatte und welche Sujets gehäuft auftauchten. Retrospektiv stellte ich ausserdem fest, dass ich beim Ironman 2017 viel Augenmerk auf die Strecke und die Interaktionsräume von Athlet*innen, Zuschauenden und Strecken(absperungen) gerichtet hatte. Die Absperrungen unterteilen die Bereiche für Athlet*innen, Zuschauende und Crew und beeinflussen durch architektonische Disziplinierung die Handlungsfähigkeit aller Akteur*innen (vgl. Abb. 4.3). Vermutlich wurde die Fokussierung in den Bildern auch deshalb sichtbar, weil ich mich zu diesem Zeitpunkt verstärkt mit Fragen von verortbaren Räumen auseinandersetzte. Hierdurch wird die Einschreibung der Forscherin in den Erhebungsprozess deutlich.⁹⁰ Der Kulturanthropologe Daniel Miller spricht von einer «humility of things»⁹¹ und meint damit, dass viele Objekte alltägliche Funktionen erfüllen, jedoch von den Akteur*innen nicht wahrgenommen werden. Die Fotoethnografie hilft, der «humility of things» entgegenzuwirken. Miller schreibt:

«[...] objects are important not because they are evident and physically constrain or enable, but often precisely because we do not <see> them. The less we are aware of them, the more powerfully they can determine our expectations by setting the scene and ensuring normative behaviour, without being open to challenge.»⁹²

89 Vgl. zu einem gelungenen Bild 4.2.

90 Vgl. Faust und Heissenberger, 2016a.

91 D. Miller, 1987, S. 85.

92 D. Miller, 2005.



Abb. 4.3: Aufnahme der Wettkampfstrecke des *Ironman Zürich*.

Diese Auseinandersetzung mit den Sujets der Bilder zeigt, dass die fotografische Begegnung mit dem Feld immer auch ein Eintritt in einen Dialog mit dem Feld ist.⁹³ So verändert die anwesende Kamera die Situation ebenso, wie ein Aufnahmegerät die Interviewsituation beeinflusst. Ähnliches sagt der Filmemacher Fredi Murer in einem Interview über seine ethnografischen Filme: «Für mich ist ein Dokumentarfilm gleichzeitig Frontscheibe und Rückspiegel, d. h., in Wahrheit sagt er mindestens soviel aus über das Subjekt hinter der Kamera, wie über das Objekt vor der Kamera.»⁹⁴ Diese Aussage zur Videokamera lässt sich auf den Fotoapparat übertragen. Die Grenzen dieser beiden Praktiken verschwimmen, weil die Technologien des Fotografierens und Filmens mittlerweile mit ein und demselben Gerät möglich sind. Somit wird die Kamera auch zum Auge des fotografisch Forschenden und subjektiviert auf dieser Seite den Zugang zum Einzelbild. Das Bild, welches festgehalten wird, reduziert die Daten gleichsam auf das Viereck, in dem sie später angesehen werden können.

Bilder interpretieren

Fotografien vermitteln als vielschichtige, polyphone, transparente Abbilder Wissen. Das vermittelte Wissen der Bilder ist ein niederschwelliges, das immer in der Wahrnehmung des Rezipienten decodiert wird. Die Bilder geben Deutun-

93 Diese Erkenntnis ist generell auf den Einsatz ethnografischer Methoden zu übertragen.

94 Dall'Agnolo und Etterich, 1991, S. 268.

gen wieder, stellen Repräsentationen dar und erschaffen dadurch Wissen. Sie vermitteln einen *Überschuss* an Information, der beim Rezipienten verschiedenste Bedeutungen, Auslegeordnungen und Interpretationen auslösen kann. Dies wiederum zeigt Grenzen der fotoethnografischen Methode auf. Vielfach werden Erkenntnisse erst durch die genaue Betrachtung eines Fotos generiert, indem der Fokus auf etwas gerichtet wird, das mittels einer anderen Methode vielleicht gar nicht in den – im wahrsten Sinne des Wortes – Blick geraten wäre. Ich analysierte einen Grossteil der Bilder, indem ich eine Tabelle darüber führte, welche visuellen Merkmale immer wieder auftauchten. Einen anderen Teil der Bilder erschloss ich in kollektiven Analysesitzungen.⁹⁵ Die Kamera kann sowohl als Forschungswerkzeug als auch als Technologie der Erfahrung betrachtet werden und helfen, «a sense life on the move»⁹⁶ einzufangen, wie Palmer über den Einsatz der GoPro™ sagt. Katrina Myrvang Brown, Rachel Dilley und Keith Marshall heben im soziologischen Aufsatz «Using a Head-Mounted Video Camera to Understand Social Worlds and Experiences» hervor: «[...] headcam footage can help convey and evoke the ways in which embodied, emotional, sensory and kinaesthetic knowledges and experiences are produced through social practice.»⁹⁷ Diese Aussagen treffen vor allem auf die Fotoethnografie der Wettkämpfe und die der Laufstrecken zu.

Drei Aspekte, die das Fotografieren im Forschungsprozess prägen, sollen an dieser Stelle hervorgehoben werden:

1. Der Einsatz der Fotokamera

Genauso wie in allen Feldforschungssituationen wird auch bei der Fotoethnografie immer wieder verhandelt: Wie findet die ethnografische Begegnung statt? Wie sieht die Beziehung von mir als Forschender zu meinem Feld und insbesondere zu seinen Akteur*innen aus? Wie beeinflusse ich das Feld als Person und wie durch meine (technischen) Hilfsmittel? Welche Einstellungen und Perspektiven nehme ich ein? Wann zücke ich die Kamera?

95 An der Workshoptagung *Öffentlichkeit als Interaktion*, die vom 18. bis 20. Januar 2018 an der Universität Zürich stattfand, die ich gemeinsam mit Kenan Hochuli, Nathalie Meyer und Antonia Steger vom universitären Forschungsschwerpunkt *Sprache und Raum* organisiert habe, konnte ich mit der Expertise der Teilnehmenden die Bilder analysieren. Ebenso hatte ich im Dialog mit Kollegen zum Beispiel an Doktorierendentreffen und -kolloquien die Möglichkeit dazu. An dieser Stelle möchte ich mich sehr bei allen für ihre Inputs bedanken. Eine weitere Möglichkeit der Interpretation der Fotografien wäre beispielsweise die Dreischritt-methode von Collier und Collier: Betrachtung, Strukturbildung und Mikroanalyse (J. Collier und M. Collier, 1986). Vgl. zur Interpretation von Bildern ebenso Panofsky, 2006; Leimgruber, Andris und Bischoff, 2013; Falk, 2014.

96 Palmer, 2016b.

97 Brown, Dilley und Marshall, 2017, S. 10.

Die letzte Frage stellte sich mir insbesondere bei der Fotoethnografie von Laufstrecken und Wettkämpfen. Die weiteren Fragen waren eher bei der Dokumentation von visuell sichtbaren Elementen in Bezug auf Triathlon in den Haushalten von Athlet*innen präsent. So auch die Frage: Wie reagieren die Athlet*innen darauf, wenn ich mich erkundige, ob ich Fotos in ihren Wohnungen machen darf? Was erzählen mir die Athlet*innen, während ich die Bilder mache? Mache ich sie alleine oder begleiten sie mich auf dem Rundgang durch die Wohnung? Zeigen die Beforschten etwas, heben sie etwas hervor? Welche Gegenstände führen dazu, dass sie mir eine Geschichte erzählen? Der Soziologe Eugene Halton schreibt zu diesem Thema in der Einleitung des Sammelbandes «Material Culture and Technology in Everyday Life»:

«[...] meanings of things are various, and finding out what they are requires a variety of approaches, from simply asking people what their things mean or observing how they use or do not use them, to backtracking their history, or contextualizing them in broader cultural context.»⁹⁸

Der Triathlet Jens Petersen erklärte mir auf Nachfrage zu der sehr offensichtlich präsentierten Sonnenbrillensammlung, die ich auf einer Anrichte im Wohnzimmer fotografierte, dass er und seine Freundin Brillen eben sehr gern hätten, und hob damit auch im Gespräch etwas hervor, was visuell in der Wohnung auffiel (vgl. Abb. 4.4).⁹⁹ Die Triathletin Gabriela Islin erzählte mir zu einer gerahmten Fotografie auf einer Kommode, das ihr Enkelkind in einem Strampelanzug mit der Aufschrift «Ironbaby» zeigt, sie sei nicht umhingekommen, dieses Kleidungsstück zu kaufen.¹⁰⁰

Durch Fotoethnografie und das begleitete Sprechen über die Sujets konnte ich Informationen über Leidenschaften und Geschmäcker erhalten, die in den Interviewsituationen nicht zutage traten. So sind die Sujets, eventuelles Anordnen, Wegnehmen oder Hervorheben von Objekten durch die Athlet*innen etwas, das meinen Blick auf ihre Lebenswelten beeinflusst und mir Aufschluss darüber gibt. Die Einrichtung der Haushalte verdeutlicht, wie eng Athlet*innen ihre Lebenswelten mit ihren Praktiken verweben und umgekehrt. Betont werden ebenso Aushandlungsprozesse wie die Relevanzen des Feldes.

2. Perspektive der Feldforschenden

Zu einem grossen Teil bestimme ich als Forscherin, was ich dokumentiere, das heisst, ich belege etwas mit der Bedeutung, *dokumentationswürdig* zu sein. Was bleibt im Off, welche Motivation steckt hinter den Bildern, und was wird nicht

98 Halton, 2009, S. x.

99 Petersen, Fotoethnografie vom 10. 12. 2014.

100 Islin, Fotoethnografie vom 13. 10. 2014.



Abb. 4.4: Die Sonnenbrillensammlung von Jens Petersen und seiner Freundin.

gezeigt? Meine ethnografische Begegnung mit den Triathlontreibenden wird auch durch die Bilder gespiegelt. Retrospektiv ist es nur in Einzelfällen noch möglich zu rekonstruieren, ob die Athlet*innen *Auslöser* dafür waren, dass ich eine bestimmte Anordnung aufnahm, oder ob ich dies selbst wählte. Doch selbst wenn sie mir etwas zeigten, wie beispielsweise die Sonnenbrillensammlung, war immer noch ich diejenige, die Perspektive, Belichtungszeit, Cadrage und Bildformat wählte. Dies hängt auch mit meinem Interesse an der fotoethnografischen Dokumentation zusammen, welches nicht darauf abzielte, einen Schnappschuss, ein Wunschbild oder ein Klischee zu zeigen, sondern eher Atmosphären und konkrete Objekte festzuhalten. Auf diese Weise lassen sich unter anderem Relevanzen von Materialien des Triathlons in den privaten Wohnräumen der Athlet*innen erkennen. Die fotoethnografischen Aufnahmen geben Aufschluss über Teile der Lebenswelt und zeigen die Verschränkung von Training und sportlicher Präsenz im (Nichttrainings-)Alltag. Darüber hinaus entstand ein Korpus von Fotografien, welche als zusätzliches Material Potenzial haben, in weiteren Analysen weitere Fragestellungen zu erschliessen.

3. *Visuelles in Sprache übersetzen*

Fotoethnografie unterscheidet sich von anderen Methoden darin, dass die erhobenen Daten nicht als Text oder Sprache vorliegen. Ihre Inhalte werden erst in zweiter Instanz versprachlicht oder verschriftlicht. Nach Clifford Geertz ist es bei der «Untersuchung von Kultur ebenso wenig wie in der Malerei möglich [...] eine Grenze zwischen Darstellungsweise und zugrundeliegendem Inhalt zu ziehen».¹⁰¹ Anders als in der Verschriftlichung führt die fotoethnografische Dokumentation dazu, dass ich ethnografisch präsent bin. Wenn ich diesen Text über den Bildinhalt schreibe, lasse ich die ethnografische Präsenz hinter mir. Ich bin somit bereits einen Schritt vom Erlebnis im Feld entfernt und analysiere das Erlebte.

4.2.2 Erkennen von triathlonspezifisch relevanten Themen und digitalen Kommunikationspraktiken: Posts auf Facebook und anderen sozialen Medien

Im Rahmen meiner Forschung trat ich auf Facebook mehreren triathlonspezifischen Gruppen bei, wodurch ich mir Zugang zu verschiedenen szenenspezifischen Informationen über Vereinsgeschehen oder zu einer Tausch- und Verkaufsbörse für Triathlet*innen sowie zu Bildern und Berichten über Trainings, Trainingslager, Wettkämpfe und Equipment verschaffte. Ich dokumentierte die mir relevant erscheinenden Facebook-Posts per Screenshot, um empirische Bezüge zu Erkenntnissen aus anderem erhobenen Material herzustellen. Facebook stellt eine Art Nachrichtenkanal dar und ermöglichte es mir, verschiedene Selbstdarstellungen und Verständnisse des Sports von Athlet*innen zu erhalten.

Es ging mir dabei darum, Triathlon auch als multimediales Feld zu begreifen und Einblick in die Onlineräume, in denen sich die Triathlet*innen bewegen, zu erhalten.¹⁰² So beobachtete ich Facebook-Aktivitäten von Athlet*innen und untersuchte diese im Verlauf meiner Forschung mit anderen Methoden vertieft. Die Idee, verschiedene Posts zu dokumentieren, entstand anfänglich mehr aus einer persönlichen Verwunderung über diese Form der Kommunikation. So stiess ich beispielsweise auf einen Post mit einem Cartoon, der bügelnde Männer mit Startnummer auf dem Shirt zeigt, über denen ein Banner mit der Aufschrift «Iron Man Competition» gespannt ist (siehe Abb. 4.5). Ein mir bekannter Tri-

101 Geertz, 1991, S. 24.

102 Vgl. zu weiteren Onlineräumen auch den Nutzen von Sportuhren (5.3.2).

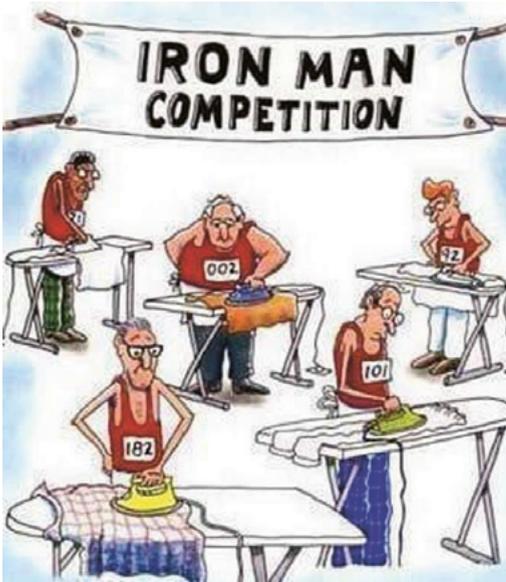


Abb. 4.5: Cartoon: *The Irony of the Ironing Man.*

athlet aus Zürich stellte eine ähnliche Szene nach und postete diese auf Facebook (siehe Abb. 4.6).

Diese triathlonspezifischen Einträge brachten mich zum Lachen, verwunderten mich, liessen mich neugierig werden oder ich konnte mich mit ihnen identifizieren. Bei einigen Posts dachte ich: «Warum macht der denn so etwas?» Bei einem Post einer Laufstrecke auf der Plattform Strava war ich verwundert, wie *langsam* ein Triathlet war, den ich für *schnell* gehalten hatte.¹⁰³ Ich bemerkte, dass ich darauf achten musste, derartige Eindrücke auch methodisch zu erfassen, um nicht den Blick der Forscherin auf dieses Material zu verlieren. Daher legte ich eine Sammlung dieser sporadisch gewonnenen Screenshots an.

Auffällig ist, dass die Bildinhalte eine gewisse Serialität vermitteln und sich in ihren Motiven wiederholen. Vor allem tauchten folgende Sujets immer wieder auf:

- Trinkflasche vor Landschaftspanorama (siehe Abb. 2.1),
- Verletzungen (siehe Abb. 5.17 und 5.18),
- ausgelegtes Wettkampfequipment (siehe Abb. 5.9 bis 5.13),
- Nahrung (siehe Abb. 5.16),
- absolvierte Trainingseinheiten (siehe Abb. 2.2),
- Indoortrainings (siehe Abb. 5.16),

103 Triathlonsaison, Feldnotizen 2016.

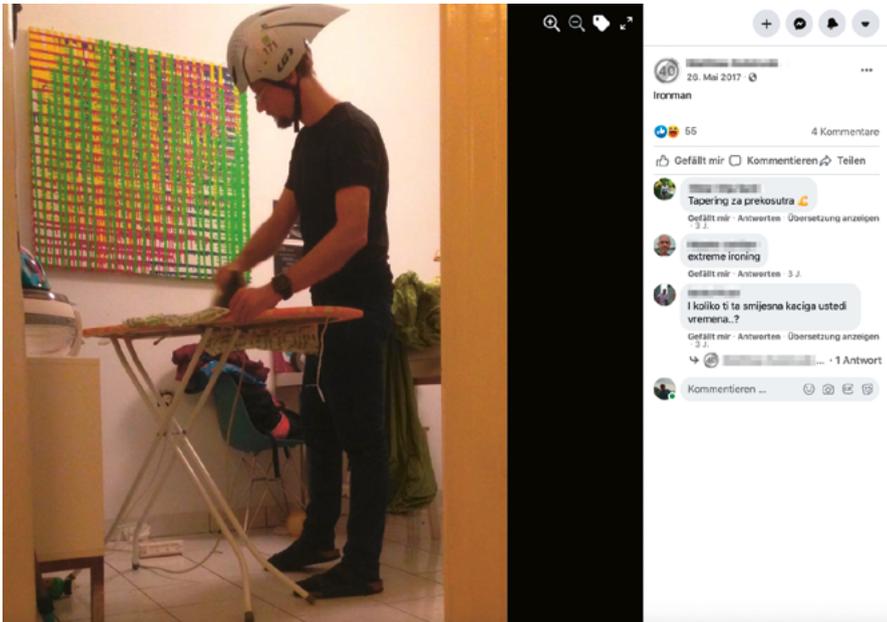


Abb. 4.6: Das Bild von einem Athleten zeigt ebenfalls einen «Iron Man».

- Bilder von Wettkämpfen und Wettkampfberichten (siehe Abb. 5.8, 5.23 bis 5.30),
- der eigene Körper, teilabgebildet, beim Sporttreiben (siehe Abb. 4.1, 5.8 und 5.16).¹⁰⁴

Offen bleibt die Frage, was geteilt wird und was nicht. Die Schriftstellerin und Publizistin Susan Sontag schreibt, es dominiere «in der Fotografie die Vorstellung, dass Schönheit den Stempel einer menschlichen Entscheidung tragen müsse: der Entscheidung, dass dieses Motiv ein gutes Foto ergeben, und dass das gute Bild etwas aussagen würde».¹⁰⁵ Es scheint somit wichtig, *was fotografiert wird*. Es wird auch sichtbar, dass verschiedene (mediale) Kanäle unterschiedliche Inhalte fördern: Auf Blogs werden eher Wettkampfplanungen und -berichte beschrieben, auf Facebook wird dies zwar auch präsentiert, häufig als Link zum Blog oder zur Webseite, stellt jedoch eher Bildmaterial mit kurzen Texten dar.¹⁰⁶ Da ich in diversen Quellen des Internets, wie etwa Strava, eher

104 Meine Aufnahmen auf den Laufstrecken erinnern daran.

105 Sontag, 1978, S. 93 f.

106 Triathlonspezifische Blogs scheinen im Verlauf des Forschungsprozesses im untersuchten Feld weniger genutzt zu werden, dafür kommt die Präsenz von Instagram und Strava hinzu, die sich

willkürlich Screenshots sammelte und auf Facebook nur die auf meiner Pinnwand erschienenen Informationen per Screenshot festhielt, wurde ich durch einen mir unbekanntem Algorithmus beeinflusst.¹⁰⁷ Es handelt sich primär um eine Sammlung von feldnotizhaften Fundstücken, die keiner stringenten Analyse unterzogen wurden, dafür aber Trends und Relevanzen des Feldes sichtbar werden lassen. Wie in der von mir getätigten Fotoethnografie in den Haushalten von Athlet*innen konnte ich nur das festhalten, was ich als offensichtlich triathlonspezifisch entschlüsseln konnte und in mein Blickfeld trat. Anhand der gesammelten Screenshots wird jedoch deutlich, was relevante Themen für die Athlet*innen sind, die sie mit ihrer (digitalen) Umwelt teilen. Es sind immer wieder auftretende Sujets, die eine Reproduzierbarkeit von Bildwelten und Tätigkeiten offenbaren. So sind Bilder von Wettkämpfen eine Möglichkeit, andere schnell an diesem Ereignis teilhaben zu lassen. Für eine detaillierte Beschreibung des Wettkampftages hingegen bedarf es mehr Zeit. Trotzdem tauchen solche Beschreibungen in verschiedenen Leistungsklassen immer wieder auf. Auch Ron McCarville beschreibt dies in seiner Autoethnografie über Triathlon. Er spricht mit einer Freundin, die ihm sagt, dass sie ihren Rennbericht verfasst habe und ihn in den kommenden Tagen an Freunde und Bekannte verschicken werde:¹⁰⁸

«Her tone suggested that this needed no explanation and that I should be familiar with the practice of sending out one's Ironman story for all to read. I have since conducted an online search to see if this «telling of the story» was a common phenomenon. I have found dozens of similar stories prepared by both professionals and amateurs. Typically they provide the story of the event in a sequential fashion starting with the swim and ending with crossing or not crossing the finish line. They also tend to offer almost excruciating detail of every aspect of the race. Some focus on the consequences of errors or mishaps, while others focus on the emotional components of the event. All attempt to contextualize the leisure experience.»¹⁰⁹

Was im Profisport gängige Praxis ist und teilweise auch mit Verpflichtungen gegenüber Sponsoren zu tun hat, wird von Breitensportathlet*innen imitiert und übernommen. Die Praktik, sich selbst darzustellen, das eigene Tun nach aussen zu zeigen, wird in den Posts sichtbar. Sie spiegeln das Bedürfnis der Kommunikation über die Events und zeigen Praktiken des Nachahmens (vgl. 5.3.2). Die Posts lassen Relevanzen des Feldes hervortreten und können mit anderen Er-

teilweise mit den Posts auf Facebook doppelt. Wegen der Doppelung, aber auch weil Instagram und Strava erst im späteren Forschungsverlauf in der Triathlonszene präsent wurden, berücksichtige ich diese nicht.

107 Frischling, 2014.

108 McCarville, 2007, S. 161.

109 Ebd., S. 161.

kenntnissen aus der Feldforschung in Verbindung gesetzt werden.¹¹⁰ Die Logik von Bildern betrachte ich assoziativ. Sichtbar wird, wie viele Bilder auf Vorbildern anderer Motive beruhen, deren Stile in die Bildproduktion und ins Bildverständnis mit einfließen.¹¹¹ Die Bilder sind weder sequenziell gesammelt noch von den Athlet*innen aufgeschaltet. Die Posts eröffnen intertextuelle Räume.

4.2.3 Orts- und Raumpraktiken: Kartierungen

Um spezifischer der Frage nachzugehen, wie Triathlontreibende ihren Sport in ihren Alltag integriert sehen, aber auch um zu verstehen, welche relevanten Aspekte *auf der erlebten Strecke* (vgl. 6.1.1) in den Erfahrungshorizont treten, wandte ich drei verschiedene Methoden des kartografischen Erforschens von Raumvorstellungen an: zum einen das Erstellen von Mental Maps über das Sporttreiben allgemein, zum andern das Erstellen von Mental Maps von gemeinsam gefahrenen Trainingsstrecken. Ergänzend dazu bat ich Triathlet*innen, Trainingsstrecken auf Kartenmaterial von Swisstopo zu dokumentieren.

Im Folgenden stelle ich die Methode der Mental Maps dar, wie sie im Fach zum Einsatz gekommen ist. Anschliessend erläutere ich meine Anwendungsweisen, nämlich den Einsatz von Mental Maps über das Sporttreiben allgemein und Mental Maps von gemeinsam gefahrenen Trainingsstrecken. Danach verweise ich auf Herausforderungen und Vorteile bei der Anwendung. Abschliessend diskutiere ich das Einzeichnen von Trainingsstrecken auf Kartenmaterial als methodische Herangehensweise, die sich an den Mental Maps orientiert, aber auch verortbare Raumaneignungen greifbar macht.

Mental Maps als Methode

Mental Maps erstellen zu lassen, bedeutet, den Beforschten einen Arbeitsauftrag zu geben, etwas auf Papier darzustellen. So unpräzise diese Beschreibung klingt, so konkret ist sie bei näherer Betrachtung, worauf ich noch zu sprechen kommen werde. Für die Durchführung bat ich einige Athlet*innen, das eigene Sporttreiben aufzuzeichnen oder eine soeben absolvierte Trainingseinheit visuell darzustellen. Ich wollte mithilfe der Mental Maps in meinem Forschungsfeld verbreitete Deutungsweisen und Verständnisse von sportlichen Räumen sammeln und herausfinden, welche relevanten Aspekte dargestellt werden. So traten beispielsweise Störche, Trinkpausen oder Abgase auf – alles Aspekte, denen ich

110 Siehe zum Gebrauch von und zur Ausdrucksform des Selbst durch Facebook Bareither, 2013; zum Nutzen des Internets in der Sportforschung weiterführend Bundon, 2016.

111 Vgl. M. G. Müller, 2003.

bei der Anwendung anderer Methoden nicht begegnete. Das Produkt – häufig Zeichnungen, die teilweise mit Beschriftungen versehen wurden – sind Daten, die ausgewertet werden können. Als «zufällige, sinnhafte Anordnung von Symbolen»¹¹² vermitteln Mental Maps – genauso wie andere Methoden – spezifische Inhalte. So zeigen die im Rahmen meiner Forschung entstandenen Mental Maps nicht nur relationale Ortsbeziehungen an, sie geben auch ein Bild von Raumvorstellungen und eröffnen die Perspektive auf Aspekte, deren Relevanz für das Feld massgeblich sind und die mittels Sprache teilweise nicht kommuniziert wurden.¹¹³ Dabei ist zu beachten, «dass Mental Maps immer subjektiv, situativ, kontextabhängig, verzerrt und nicht erschöpfend sind»,¹¹⁴ wie die Soziologin Eva-Christina Edinger schreibt. Durch Dritte kann somit der Blick auf die Karten erweitert werden, wodurch neue Zugänge auf die Daten entstehen. Bei der Analyse des Materials bleibt die Frage zentral, welche Vorprägungen meinerseits existieren und welche Bedeutungsaufladungen sich in meiner Lesart finden. Diese Reflexion ist massgeblich, um eine bestmögliche Analyse der Mental Maps zu erreichen. Die Kulturanthropologin Beatrice Ploch spricht davon, dass Mental Maps «wie kein anderes qualitatives Instrument [...] subjektiv erfahrene Lebenswelten als Ganze erkennen, die nicht erst aus wissenschaftlichen Deutungen verdichtet werden müssen».¹¹⁵ Gerade wenn es um die Interpretation von Lebensstilen, Wegen und Streckenerleben geht und darum, ein kulturräumliches Verständnis von Triathlon zu erfassen, ist diese Methode gewinnbringend. Mental Maps sind, «ebenso wie die Wahrnehmung in allen anderen Bereichen, selektiv»,¹¹⁶ schreibt Edinger. Sie verweist darauf, dass mit dieser Methode insbesondere personen- oder gruppenspezifische Muster, materielle wie kulturräumliche und relationale Aspekte hervorgebracht werden.¹¹⁷ Mental Maps können als Emotionen und Nichtsprachliches evozierende Methode gesehen werden, durch die weitere Bedeutungen des Triathlons methodisch hervorgebracht werden.

Entwicklung und Gebrauch von Mental Maps

Als prominenter Vorreiter der methodologischen Überlegung, sozialwissenschaftliche Erhebungen mittels Kartenmaterial zu erstellen, gilt Kevin Lynch. Der Architekt und Stadtplaner veröffentlichte 1960 mit «Das Bild der

112 Helfferich, 2014, S. 241.

113 Vgl. zur Methode insbesondere ebd.

114 Edinger, 2015, S. 110.

115 Ploch, 1994, S. 115.

116 Edinger, 2015, S. 110; darauf verweisen auch Damir-Geilsdorf und Hendrich, 2005, S. 9; Kitchin, 1994, S. 3.

117 Edinger, 2015, S. 111.

Stadt»¹¹⁸ eine Arbeit, die sich mit der Orientierung in Grossstädten durch die Anwohner*innen befasste. Er liess Stadtpläne zeichnen, mithilfe deren er darstellte, welche Vorstellungen und Muster von wahrgenommenen städtischen Räumen bei den Beforschten existierten.¹¹⁹

«Beim Prozeß des Sichzurechtfindens besteht das strategische Hilfsmittel in der Vorstellung von Umgebung, in dem allgemeinen geistigen Bild, das eine Person sich von der äußeren Welt der Erscheinungen macht. Dieses Bild ist ein Produkt aus unmittelbarer Erfahrung und der Erinnerung an vergangene Erfahrungen; es wird benutzt, um Wahrgenommenes zu deuten und der Handlung eine Richtung zu geben. Das Bedürfnis, unsere Umwelt zu erkennen und zu «etikettieren», ist so wesentlich und wurzelt so tief in der Vergangenheit, daß dieses erwähnte Bild für das Individuum einen ungeheuren praktischen und gefühlsmäßigen Wert hat.»¹²⁰

Nach Lynch sind die Vorstellungen von Raum immer auch durch die eigene Wahrnehmung und Erfahrung und das Erinnern an diese etikettiert. Je deutlicher dieses Bild sei, desto leichter und schneller könne man sich an einem Ort orientieren und bewegen. Er verweist auf bauliche Strukturen, wie sie das symmetrische Manhattan hervorbringt, die zu leichter Orientierung an konkreten Orten führe: «Ein klares Bild der Umwelt ist somit eine nützliche Basis für die individuelle Entwicklung.»¹²¹ Dies verleihe den Individuen ein Gefühl von Sicherheit und «vertieft und intensiviert darüber hinaus das menschliche Erleben».¹²² Aufgrund dieser Erkenntnis ist die Arbeit mit Mental Maps auch für die Erforschung von Raumvorstellungen im Triathlon eine geeignete Methode, die insbesondere Wahrnehmungshorizonte, Ideen von Strecken und Erleben sichtbar werden lässt, die bei der Anwendung anderer Methoden weniger klar hervortreten. Sie ermöglicht den Triathlet*innen ausserdem andere Ausdrucksmodi, die bei Methoden, in denen Sprache zentraler Teil ist, nicht (zwangsläufig) verfügbar sind.

In den Jahren nach Lynchs Publikation entwickelte sich der Gebrauch von mentalen Raumrepräsentationen in Form von Karten über das architektonische¹²³ hinausgehend in verschiedenen Anwendungsfeldern weiter.¹²⁴ So entwickelte

118 Lynch, 1965.

119 Ebd.

120 Lynch, 1965, S. 13.

121 Ebd., S. 14.

122 Ebd., S. 14.

123 J. Seifert, 2004.

124 Zum Beispiel in den Kognitions- (Latour, 1990; Downs, 1982) und Erziehungswissenschaften (M. Lutz, Behnken und Zinnecker, 1997), der Psychologie (Tolman, 1948; Kitchin, 1994) und der Humangeografie (Ziervogel, 2011). Einen historischen Überblick über Mental Maps und kulturwissenschaftliche Zugänge zum Verhältnis von Raum und Erinnerung gibt Langenohl, 2005.

sich im Anschluss an die Arbeiten Lynchs auch in der Kulturanthropologie der Einsatz von Mental Maps. Im Zentrum steht hierbei das kulturwissenschaftliche Verständnis von Räumen, die sich durch Handlungen von Akteur*innen formen und nicht blosse Volumen bilden.¹²⁵ Die in so verstandenen Räumen lokalisierbaren Praktiken werden als Ergebnisse kultureller Kompetenz von relationalen Raumeignungen¹²⁶ begriffen, die in Abgrenzung von der Vorstellung von Containerräumen¹²⁷ stehen, wie sie vor dem Spatial Turn¹²⁸ vorherrschte, und nun methodisch erfass- und interpretierbar wurden. Somit werden individuelle Positionen erkennbar,¹²⁹ mittels deren sich das Raumverständnis der Personen nachvollziehen lässt. Beatrice Ploch schreibt, dass Mental Maps in den Kulturwissenschaften als «Ergebnisse kultureller Kompetenzen, aktiver menschlicher Raumeignung und eines Prozesses des Sicheinrichtens in den räumlichen Gegebenheiten»¹³⁰ verstanden werden können. Aus der Perspektive der Forschenden können solche Veranschaulichungen auf einem Blatt Papier eine Möglichkeit sein, an dieser Erfahrung teilzuhaben, denn die bildhafte Darstellung erlaubt den Beforschten, sich durch eine andere kognitive Ebene auszudrücken. In den Darstellungsweisen der Beforschten können Raum und Zeit verschwimmen, gleichzeitig wird das Erleben auf eine zweidimensionale grafische Ebene heruntergebrochen. Damit limitiert diese Technik jedoch gleichzeitig, denn nicht alles ist für alle grafisch darstellbar, worauf ich im Abschnitt *Mental Maps von gemeinsam absolvierten Trainingsstrecken* genauer eingehen werde. Neben der Bezeichnung «Mental Maps»¹³¹ wird auch von «kognitiven Karten» beziehungsweise «cognitive maps»,¹³² «narrativen Landkarten», «(Stegreif-)Skizzen», «Images», «mentalen Repräsentationen», «psychologischen Karten des Raumes», oder «inneren Stadtplänen» gesprochen.¹³³ «Narrative Landkarten» sind Mental Maps, die von einem Gespräch begleitet werden.¹³⁴ Die Soziologin Cornelia Helfferich schlägt aufgrund der Präsenz von Raumbezügen den Ober-

125 M. Seifert, 2009, S. 474.

126 Foucault, 2006, S. 318.

127 Siehe zur Begrifflichkeit des von anderen Räumen abgegrenzten Containerraumes im Sinne eines Behälters, dessen Inhalten soziale, kulturelle und ökonomische Eigenschaften zugeschrieben werden, auch Freytag, 2014. Vgl. zur Geschichte des Raums E. W. Soja, 2009.

128 Zu aktuellen Forschungen in der kulturwissenschaftlichen Raumforschung siehe Nieuwenhuis und Crouch, 2017; Schlitte et al., 2014; Löw, 2010; Reckwitz, 2012a; Rolshoven, 2012; Lehnert, 2011; Döring und Thielmann, 2009; Glasze, 2009; Warf und Arias, 2009.

129 Ploch, 1994, S. 120.

130 Ebd., S. 120.

131 Ich erachte die Bezeichnung *Mental Maps* als in meinem Forschungszusammenhang geeignetste und definiere und nutze sie entsprechend den dargestellten Anwendungsweisen.

132 Ingold, 2000, S. 230.

133 Helfferich, 2014, S. 242.

134 Ebd., S. 242.

begriff «Raumkarten»¹³⁵ vor. Diese Namensvielfalt verdeutlicht, dass es auch hier – ähnlich wie bei der Autoethnografie – verschiedenste Arten des methodologischen Herangehens an die Arbeit mit Mental Maps gibt.

Im Folgenden beschreibe ich die zwei Anwendungsweisen der Mental Maps in meinem Forschungskontext.

Mental Maps von Sporttreibenden

Anfangs bat ich Athlet*innen: «Könntest du bitte dein Sporttreiben auf diesem Blatt darstellen?» Ich wollte keine zeitliche Begrenzung angeben, sondern einfach sehen, welche für sie relevanten Aspekte auftauchen, lassen Mental Maps doch Vorstellungen, Wahrnehmungen und Muster kenntlich werden. Denn anders als unter *Trainingsstrecken auf Kartenmaterial dokumentieren* ging es mir bei den Mental Maps von Sporttreibenden nicht darum, festzuhalten, welche topologischen Flächen die Athlet*innen bei ihren Trainings absolvieren. Vielmehr wollte ich verstehen, welche relevanten Aspekte zu den Lebenswelten der Athlet*innen gehören, wenn sie ihr Sporttreiben darstellen.

Diese Aufforderung war oft nicht klar verständlich, denn es gab immer wieder Rückfragen. Nachdem einige Athlet*innen so viele Rückfragen gestellt hatten, dass es schwierig wurde, sie durch meine Formulierungen nicht vorzuprägen, veränderte ich die Aufgabenstellung.¹³⁶ Insgesamt bat ich fünf Athlet*innen, mir ihr Sporttreiben visuell darzustellen, erhielt aber nur zwei Karten zurück. Eine davon erinnert eher an eine Mind Map (siehe Abb. 4.10), die andere mehr an eine kartenartige Darstellung (siehe Abb. 4.8).

Mental Maps von gemeinsam absolvierten Trainingsstrecken

Ich wandelte den Arbeitsauftrag also grundsätzlich um und absolvierte mit den Athlet*innen gemeinsame Trainings. Dann bat ich sie: «Könntest du mir bitte unser gemeinsames Training auf diesem Blatt darstellen?» Der Auftrag, ein absolviertes Training grafisch darzustellen, war für die meisten Athlet*innen gut umzusetzen und resultierte in drei landkartenartigen Darstellungen und zwei anderen, die an ein Höhenprofil (siehe Abb. 4.11 und 6.4) erinnern. Auffällig ist bei diesen beiden dargestellten Radausfahrten, dass die eine mit dem Mountainbike über zwei Berge ging, die andere mit dem Rennrad über den Klausenpass. Ausserdem erstellte ich selbst eine Mental Map einer Radausfahrt, die um einen See führte und die ich mit einigen Athlet*innen gefahren war.¹³⁷ Ebenso liess ich

135 Ebd.

136 Ich hatte zum Zeitpunkt der Interviewdurchführung, in deren Rahmen ich die ersten Mental Maps über das Sporttreiben der Athlet*innen erstellen liess, noch keine genaue Vorstellung, wie ich diese verwenden würde.

137 Berg, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016 (per Foto erhalten); Merz, Mental Map Seerunde

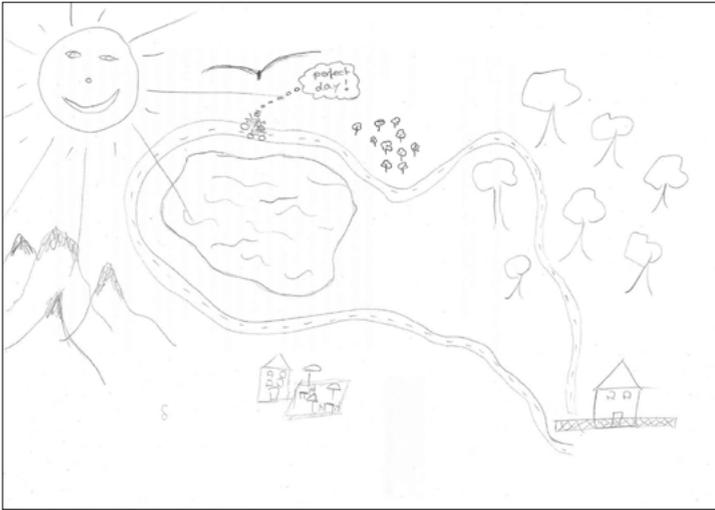


Abb. 4.7: Die Mental Map einer Radausfahrt um einen nahe gelegenen See gemeinsam mit Katja Merz.

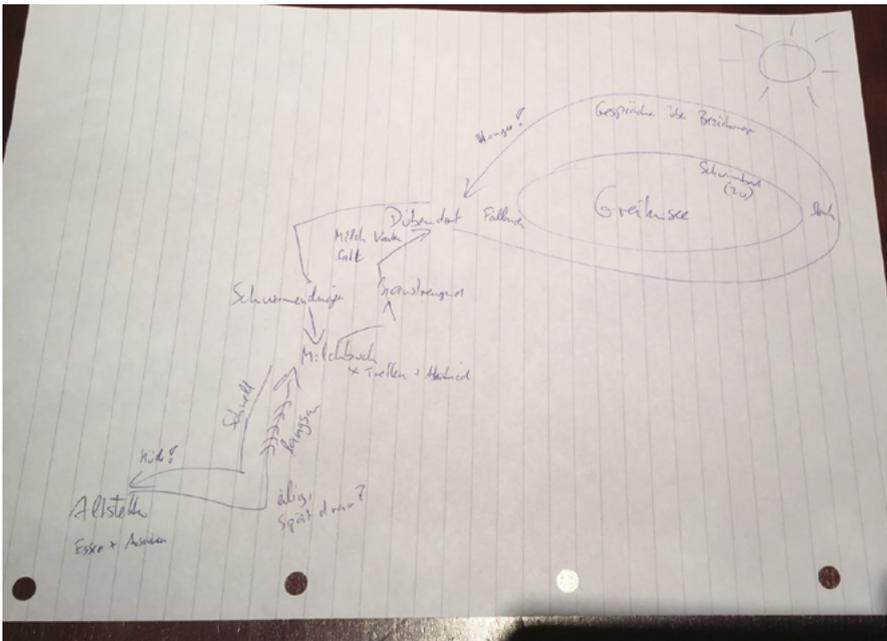


Abb. 4.8: Dieselbe Seerunde gemeinsam mit David Berg.

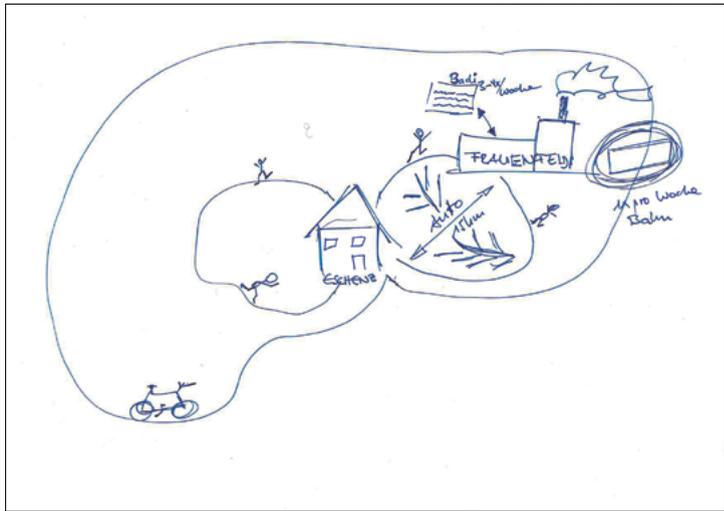


Abb. 4.9: Mental Map von Stefan Dreyer, die ihn und sein Sporttreiben darstellt.

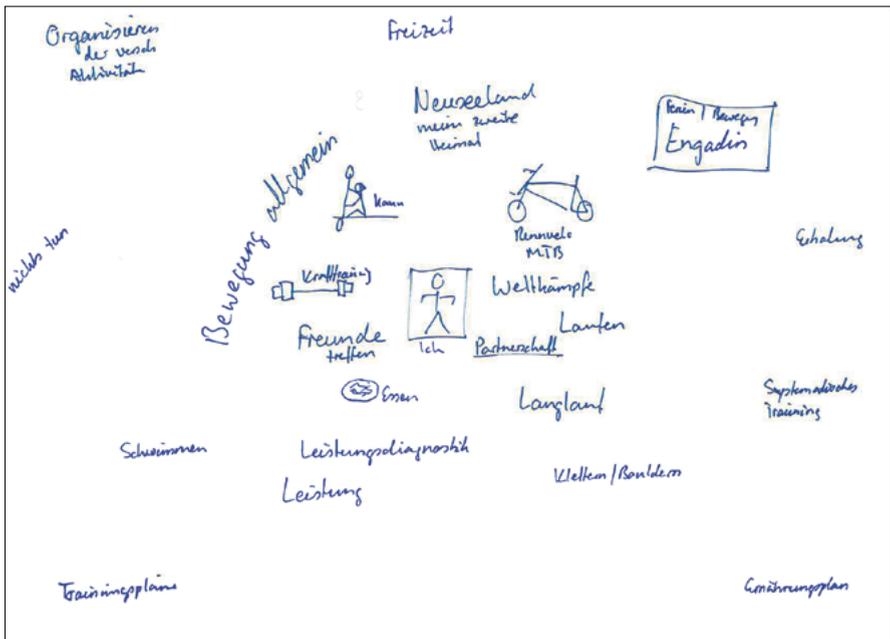


Abb. 4.10: Mental Map von Gabor Tessl, die ihn und sein Sporttreiben darstellt.

Mental Maps nach Lauftrainings erstellen und fertigte eigene an.¹³⁸ In der Regel kombinierte ich solche Trainings mit einem bewegten Interview oder sammelte Feldnotizen.

Erleichternd für den Arbeitsauftrag war vermutlich, dass wir die Trainings, grösstenteils Radausfahrten, gemeinsam absolviert hatten und es sich um ein konkretes Erlebnis handelte. Da sich Triathlet*innen viel mit Streckendaten (vgl. 5.3.2) beschäftigen, scheint die Darstellung in Form einer kartenartigen Abbildung naheliegend. Nun erhielt ich kaum Nachfragen zum Arbeitsauftrag, ausser derjenigen, wofür *so etwas* gut sein solle. Trotzdem ging der Arbeitsauftrag vielfach mit einer Befangenheit einher: *nicht gut zeichnen zu können*, oder *nicht zu wissen, worauf es genau ankomme*.¹³⁹ Wie bei den Mental Maps von Sporttreibenden betonte ich auch hier, dass es keine *richtige* oder *falsche* Darstellungsweise gebe.¹⁴⁰

Unterschiede der Anwendungsweisen

Die Änderung des Arbeitsauftrags von der allgemeinen Darstellung des eigenen Sporttreibens hin zur Darstellung einer gemeinsam absolvierten Trainingsstrecke ist eine Veränderung auf zwei Ebenen und führt zu methodologischen Überlegungen. Während der Abstraktionsgrad bei den Mental Maps von Sporttreibenden eher hoch ist, da sie etwas Allgemeines darstellen, geht es beim Darstellen des konkreten Trainings um das konkrete Erlebnis. Auch beim Lesen der Mental Maps durch mich als Forscherin variiert der Abstraktionsgrad. Bei den Mental Maps von Sporttreibenden erhalte ich Darstellungen, die sich vor allem aus den Zusammenhängen der vorab geführten Interviews interpretieren lassen. Bei den Mental Maps von gemeinsam absolvierten Trainingsstrecken teilen Forscherin und Beforschte somit auch eine Form der Erfahrung. Macht der erste Arbeitsauftrag Relevanzen in Bezug auf das sportliche Handeln sichtbar, ist der zweite ein Abfragen der Relevanzen in Bezug auf konkrete Strecken und Erlebnisse. Damit sind die Mental Maps der gemeinsam absolvierten Trainings insbesondere für das Erfragen von Raum- und Ortserleben beziehungsweise -bezügen hilfreich (vgl. 6), da sie erinnerte Elemente und Ereignisse zeigen. Gleichzeitig verdeutlichen sie sinnliches Erleben, so lässt sich beispielsweise die Darstellung einer liegenden Person mit einem Smiley und den hinzugefügten

vom 20. 4. 2016 (direkt erhalten); Nimmer, Mental Map Seerunde vom 10. 5. 2016 (abgeholt); Krahn, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016.

138 M. Klein, Mental Map von Lauftraining, erstellt am 6. 7. 2016 (direkt erhalten); H. Stein, Mental Map von Lauftraining, erstellt am 6. 7. 2016 (direkt erhalten).

139 Vgl. zu bedenkenwerten Aspekten beim Erteilen des Arbeitsauftrags Helfferich, 2014, S. 245–248.

140 Ebd., S. 244 f.



Abb. 4.11: Die Mental Map von Bruno Riff ist eine von zwei Mental Maps, die an ein typisches Höhenprofil erinnern, wie es auf Sportuhren oder auch von Wettkampfveranstaltern dargestellt wird.



Abb. 4.12: Ansicht eines von der Autorin absolvierten Trainings, aufgezeichnet mit der Trainingsplattform Movescount.

Buchstaben «zzzz» als Zufriedenheit und Müdigkeit interpretieren; Abgaswolken mit nicht lachenden Emojis zeigen hingegen eher Unmut über die daneben gezeichneten Autos (siehe Abb. 4.13); eine Sonne mit lachendem Gesicht wiederum kann als positives Empfinden von Wetterbedingungen ausgelegt werden (siehe Abb. 4.7).

Herausforderungen und Vorteile der Mental Maps

Die Worte *mental* und *map* sind den meisten einzeln in ihrer Bedeutung verständlich. Dennoch ist Mental Map ein Begriff, der Verwirrung stiften kann. Würden Forschende den Begriff verwenden, würden sich die Beforschten vorstellen, sie sollten eine *Karte* erstellen. Was daran das *Mentale* sein soll, bliebe eher mit einem Fragezeichen versehen. Würde die Aufgabe mit den entsprechenden deutschen Vokabeln eingeführt, wäre wohl in den meisten Fällen eine Erklärung notwendig, um was es sich bei *vorgestellten Karten* handelt. Daher verzichtete ich darauf, den Befragten gegenüber die Bezeichnung zu verwenden, wollte ich doch mit der Terminologie weder vorprägen noch verwirren.

Ausserdem vermied ich Begriffe wie *zeichnen* oder *malen*. Sie hätten vorprägen und in je andere Arbeitsaufforderungen münden können. Hätte ich beispielsweise von *malen* gesprochen, hätte mein Gegenüber das Gefühl haben können, dass nichts auf das Blatt geschrieben werden darf. Da ich den Triathlet*innen möglichst freie Wahl in der Erstellungsweise lassen wollte, stellte ich lediglich ein weisses DIN-A4-Blatt, bunte Stifte sowie Kugel- und Tintenschreiber bereit. Die ausgegebenen Materialien beeinflussten ebenso bei der Erstellung der Mental Maps. Gab ich den Athlet*innen beispielsweise ein weisses DIN-A4-Blatt, war das Ergebnis ein anderes als bei einem DIN-A3- oder DIN-A5-Format oder bei einem karierten, linierten oder farbigen Papier. Gleiches gilt für die Wahl der Stifte.

Ich hatte auf den Radausfahrten Material zum Darstellen der Mental Maps dabei,¹⁴¹ aber fast alle angefragten Athlet*innen entschieden sich, diese Aufgabe zu Hause zu erledigen. Dort konnten sie ihre eigenen Materialien verwenden. Vielleicht lässt sich das Erledigen des Arbeitsauftrags in meiner Abwesenheit mit Kompetenzängsten erklären, wie sie Helfferich beschreibt.¹⁴² Aber es liegt auch die Vermutung nahe, dass die Athlet*innen nach einem gemeinsamen Training schnell nach Hause wollten oder dass sich irgendeine Strassenecke nicht so gut eignete, den Auftrag auszuführen.¹⁴³ Dies bedeutete jedoch, dass ich nicht mitverfolgen konnte, welche Schwerpunkte die Personen setzten, was sie als Erstes zeichneten oder ob sie vielleicht mehrere Versuche unternahmen, die Mental Maps zu erstellen. Dadurch konnte ich bei der Auswertung nur das Resultat der Darstellung, jedoch nicht den Prozess des Darstellens berücksichtigen. In den wenigen Fällen, in denen die Athlet*innen den Arbeitsauftrag in meiner Anwesenheit ausführten, hielt ich mich etwas abseits, um sie nicht abzulenken oder

141 Ich bewahrte ein zusammengefaltetes leeres weisses Papier und mehrere Stifte (Kugelschreiber, Bleistift, farbiger Tintenschreiber) in meiner Fahrradtasche und bei den Lauftrainings in der Umkleidekabine auf.

142 Helfferich, 2014, S. 253.

143 Vgl. ebd., S. 245.

durch Beantworten von eventuellen Nachfragen ihre Darstellungen lenkend zu beeinflussen. Die Mental Maps bekam ich, wenn nicht direkt gezeichnet, per Post, Mail oder Smartphone zugeschickt oder holte sie ab. Die Darstellungen wurden mit Ausnahme von grundsätzlichen Verständnisfragen nicht noch einmal mit den Athlet*innen besprochen.¹⁴⁴

Übersetzungen der Mental Maps: Lesarten und Interpretationen

Thomas Hengartner liefert fünf Dimensionen, die eine strukturorientierte Lesart von Mental Maps ermöglichen, die er in Bezug auf Stadträume zeichnen liess:

- «– Merkmale der objektiven Stadtstruktur mit hoher Einprägsamkeit,
- affektive Bewertungen und individuelle Werthaltungen und Einschätzungen,
- Aktivitäten,
- Wege [...]
- sozialstrukturelle Merkmale.»¹⁴⁵

In Anlehnung an diese fünf Dimensionen lassen sich auch meine Mental Maps interpretieren. Da nicht die Struktur von Städten in meinem Forschungszusammenhang relevant ist, sondern diejenige von Trainingsräumen, ist der Begriff der *Stadtstruktur* erweitert zu fassen und generell in Bezug auf konkrete Orte oder auf Raumvorstellungen zu lesen; die weiteren Dimensionen lassen sich direkt übertragen. Hengartner nutzt die Mental Maps, um das Mensch-Raum-Verhalten, Raumbewertung, Raumkenntnis und räumliche Vorstellungen kommunizierbar zu machen.¹⁴⁶ Nach diesem Verständnis sind Mental Maps als Hilfen zu betrachten, um Handlungs- und Wahrnehmungsdispositive, Enträumlichung und symbolische Verdichtung zu erkennen, wobei sie nicht nur raumbezogene Vorstellungen zeigen, sondern auch auf «die alltägliche Relevanz raumbezogenen Denken[s] und Handeln[s]»¹⁴⁷ verweisen. In der Einleitung des Sammelbandes «Wayfinding Behavior: Cognitive Mapping and Other Spatial Processes» schreibt der Geograf Reginald G. Golledge: «Cognitive maps are considered as knowledge of places and cognitive mapping includes rules for establishing spatial relations among such places.»¹⁴⁸ Demnach geben die Athlet*innen, vermittelt durch ihre Fähigkeiten der grafischen Darstellungsweise, wieder, was in ihrer Vorstellung existiert, und *übersetzen* ihre Lebenswelten auf Papier. Die Darstellung ist auch beeinflusst von der Arbeitsaufforderung. Daher ist es bei der Interpretation wichtig, herauszuarbeiten, was

144 Helfferich, 2014, S. 248.

145 Hengartner, 1999, S. 296.

146 Ebd., S. 297.

147 Ebd.

148 Golledge, 1999, S. 3.

der Arbeitsauftrag bereits implizit vorgibt und welche Kartenbilder die Sportler im Kopf haben könnten.

Das Dargestellte ist ein Ausschnitt, der wiedergeben kann, was die Athlet*innen imaginieren. Es bleibt damit eine Übersetzung ihrer Vorstellungen und ist gleichzeitig von ihren Fähigkeiten beeinflusst, das Wahrgenommene zu visualisieren. Da ich die Trainings mit den Athlet*innen gemeinsam absolvierte, sind eigene Vorstellungen von diesen Trainings immer auch Teil meiner Dekodierung der Mental Maps. Das eigene Streckenerleben führt zu einer Beeinflussung meiner Lesart.¹⁴⁹ Diese Entscheidung für eine stark an meine Perspektive geknüpfte Interpretation traf ich bewusst, um nicht zu stark geprägt zu sein von dem, was die Athlet*innen mir verbal über die Karte erzählten, sondern im Abgleich mit meiner eigenen körperlichen Erfahrung mithilfe der Mental Maps auch die nicht-sprachliche Ebene der gemeinsam absolvierten Triathlonpraxis abzudecken.¹⁵⁰ Dies gelang, indem die Mental Maps Aspekte zeigten, die in den anderen, sprachdominierten Methoden nicht thematisiert wurden, was sich insbesondere auf sinnliches Erleben bezieht. Anders als Melanie Keding, die in ihrer Arbeit über den Ulmer Münsterplatz schreibt, dass Mental Maps keine Aussagen über «die Qualitäten des Erlebens» zuließen,¹⁵¹ zeigen die Mental Maps, die ich erhielt, solche Elemente durchaus auf: Die Mental Map der über Langdistanzen startenden Katja Merz zeigt beispielsweise den Zusatz «perfect day» und eine sehr prominent platzierte Sonne, die als positive Gegebenheit interpretiert werden kann (vgl. Abb. 4.7). Die Mental Map der Cross-Triathletin Martina Nimmer zeigt die bereits erwähnten Emojis neben den Autos, die ihre Mundwinkel nach unten ziehen (vgl. Abb. 4.13). Im Zusammenhang mit dem Verkehr, den auch ich auf der Abfahrt hinunter zum See als negativ empfand, kann die Karte entsprechend gelesen werden. Ausserdem enthält die Mental Map ebenso eine Sprechblase mit «juhuu», einen positiv konnotierten Ausruf (vgl. Abb. 4.13). All diese Aspekte deuten auf unterschiedliche qualitative Dimensionen des Erlebens hin.

Die genannten Beispiele verdeutlichen ebenso meine Lesarten der Karten, die immer auch eine Form der *Übersetzungsarbeit* und Interpretation des Dargestellten sind, denn ich muss das Abgebildete erst lesen und es dann wieder in Sprache übersetzen. So ist die Interpretation der Wolken auf Martina Nimmers Mental Maps für mich klar: Im Zusammenhang mit den Autos interpretiere ich sie eben nicht als Wolken am Himmel, sondern als Abgase (vgl. Abb. 4.13). Ein Fall der doppelten Kontingenz¹⁵² tritt hierbei ein, denn das, was ich interpretiere,

149 Helfferich, 2014, S. 245 f.

150 Auch die «Kompetenzängste» (ebd., S. 253), wie sie Helfferich beschreibt, wollte ich nicht noch verstärken, indem ich nochmals über die Mental Maps sprach.

151 Keding, 2013, S. 107.

152 Luhmann, 1984, insbesondere S. 154–157.

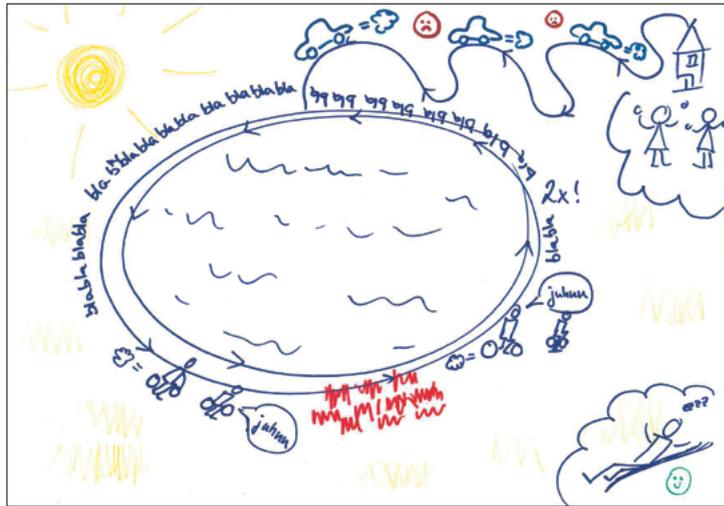


Abb. 4.13: Die Personendarstellung am unteren rechten Bildrand lässt sich beispielsweise als Zufriedenheit und Müdigkeit interpretieren.

muss ich in Sprache übersetzen, die ich wiederum verschriftlichen muss. Die Rolle der Forschenden beinhaltet nicht nur das Sammeln des Materials, sondern auch das Verschriftlichen der visuellen Abbildung. Passend dazu schreibt Lynch über Raumvorstellungen:

«Der Beobachter selbst muß bei der Betrachtung der Welt aktiv werden und schöpferisch an der Entwicklung des Bildes mitwirken. Er muß in der Lage sein, dieses Bild auszuwechseln, um wechselnden Bedürfnissen Rechnung zu tragen.»¹⁵³ Die Durchführung der Methode bei verschiedenen Personen verdeutlicht, dass sowohl die Aufforderungen, die Darstellungsweisen und die inhaltlich auftretenden Aspekte, die auf den Mental Maps trotz gleicher Strecken auftauchen, sehr vielschichtige Resultate liefern.

Trainingsstrecken auf Kartenmaterial dokumentieren

Die Bedeutung von (Weg-)Strecken zu erforschen, ist ein relevanter Aspekt in Bezug auf kulturräumliche Fragestellungen – aufseiten der Feldforschenden ebenso wie aufseiten der Beforschten. Daher bat ich die Athlet*innen, Trainingsstrecken auf Karten einzuzeichnen,¹⁵⁴ ähnlich wie Lynch Studienteilnehmende

153 Lynch, 1965, S. 15 f.

154 Dieser Arbeitsauftrag stellt in der methodologischen Entwicklung dieses Forschungsprojekts

bat, Fotografien Stellen auf einem Stadtplan zuzuordnen.¹⁵⁵ Die Arbeitsaufforderung sollte die Auseinandersetzung mit konkret absolvierten Strecken aufseiten der Beforschten erhöhen. Wenn ich im späteren Teil dieser Arbeit noch darauf zu sprechen komme, wie Strecken erlebt werden und was *auf der Strecke* (vgl. 6) relevant wird, greifen diese Ausführungen auch auf kartografische Raumverständnisse zurück und auf die Fähigkeit der von mir beforchten Triathlet*innen, sich ihre Umgebung zu erschliessen. Auch wenn diese methodische Anwendung von Mental Maps in der empirischen Kulturwissenschaft wenig verbreitet ist, verdeutlicht sie in diesem Zusammenhang, welche enormen Radian sich die Sporttreibenden durch ihre Bewegungspraktiken aneignen. Ebenso kann über das Material ein Verständnis entwickelt werden, welche Strecken für die unterschiedlichen Disziplinen ausgewählt werden. Wenn sie die Strecke zeichnen, zeigt sich jedoch nicht, was den Athlet*innen unmittelbar nach einem Training in Erinnerung geblieben ist, sondern was ihnen hinsichtlich des Trainingsgeländes retrospektiv einfällt. Die Methode gab keinen Aufschluss über Terrain, Bodenbeschaffenheit etc., und es wurden von den Athlet*innen auch keine weiteren Anmerkungen auf den Karten gemacht.¹⁵⁶ Die Darstellungen auf den Landkarten können nach Lefebvres Verständnis von Raum als Raumrepräsentationen bezeichnet werden¹⁵⁷ und sind als Teile der Lebenswelten von Triathlet*innen grundlegend anders zu begreifen als diejenigen von Nichtsportler*innen. Es handelt sich um versportlichte Räume. Durch die absolvierten Kilometer und Höhenmeter erleben die Sporttreibenden ganz andere Szenerien als eine Person, die nicht aus eigener Kraft solche Strecken absolviert.

Durchführung der Methode

Die Durchführung der Methode lief folgendermassen ab: Ich druckte *Swisstopo-Karten* der Schweiz im Massstab 1:25 000 aus und brachte sie zu den Interviews mit.¹⁵⁸ Darauf konnten die Athlet*innen ihre Trainingsstrecken einzeichnen, was drei Athlet*innen machten.¹⁵⁹ Diese physischen Karten machen unterschiedliche

einen Zwischenschritt dar. Denn bevor die Idee entstand, gemeinsam absolvierte Trainingsstrecken durch Mental Maps darzustellen, war bereits das Bewusstsein da, dass das Erleben konkreter Strecken eine Rolle im Feld spielt. Trainingsstrecken auf physischem Kartenmaterial darstellen zu lassen, war der erste Schritt in diese Richtung.

155 Vgl. Lynch, 1965, S. 163.

156 Wie Kartenzeichnungen noch verwendet werden können, zeigt zum Beispiel die Arbeit der Kulturanthropologin Nicole Palliwoda, die ihre Interviewpartner*innen Dialekte auf Karten einzeichnen liess (Palliwoda, 2014, S. 79), oder auch Carmen Weith, die Nutzungsräume auf der Schwäbischen Alb auf einer Karte einzeichnen liess (Weith, 2014, S. 44–46).

157 Lefebvre, 2006, S. 336.

158 Wanderland Schweiz, zuletzt eingesehen am 26. 12. 2016.

159 Tessler, Karten der Trainingsstrecken vom 27. 10. 2014; Ander, Karten der Trainingsstrecken vom 25. 11. 2014; Lichtli, Trainingsstrecken auf Kartenmaterial vom 26. 11. 2014.

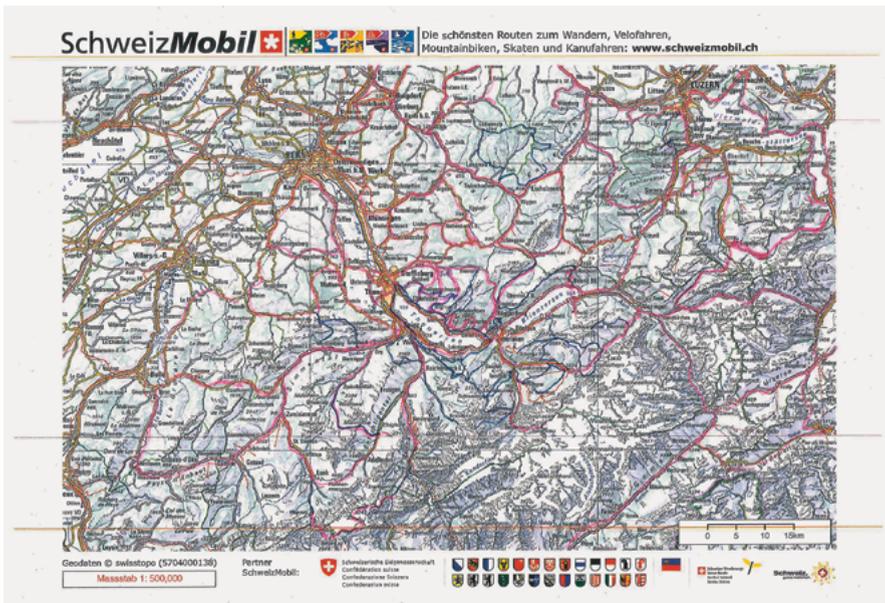


Abb. 4.14: Die Karte zeigt eine Auswahl von Rad- (pink) und Laufstrecken (blau) der Triathletin und Ultraläuferin Hanna Ander.

Trainingsstrecken in einem grossen räumlichen Radius sichtbar und verdeutlichen, was für Routen gewählt wurden. Die Interpretation der eingezeichneten Wegnutzung aufgrund der Kartierung von verschiedenen konkreten Strecken und grossen Trainingsradien bleibt jedoch schwierig. Diese methodische Durchführungswiese stellte eine ergänzende Erhebung dar, die auch aus der Unsicherheit im Zusammenhang mit dem Dargestellten der ersten Mental Maps des Sporttreibens entstand.¹⁶⁰

4.3 T2: Fazit Trainingslager

Mit T2 ist *Transition 2* gemeint, das ist der zweite Wechsel in einem Triathlon, derjenige vom Radfahren zum Rennen. Ein Spezifikum dieses Wechsels ist, dass er als der schwierigere der beiden bekannt ist. Dies liegt nicht nur an der zu die-

¹⁶⁰ Die methodische Auseinandersetzung mit dem Gebrauch von Sportuhren und Websites wie Strava zur Trainingsdokumentation hätte auch einen Überblick über Trainingsweisen, Radien, Orts- und Routenwahl sowie Distanzen gegeben unter der Voraussetzung, dass die Athlet*innen ihre Trainings mit diesen Messgeräten dokumentiert hätten (vgl. 5.3.2).

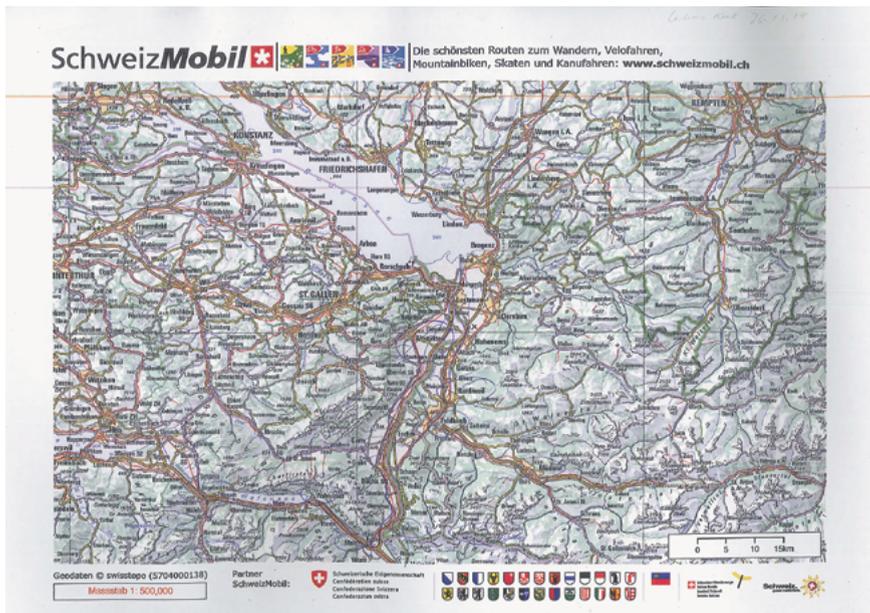
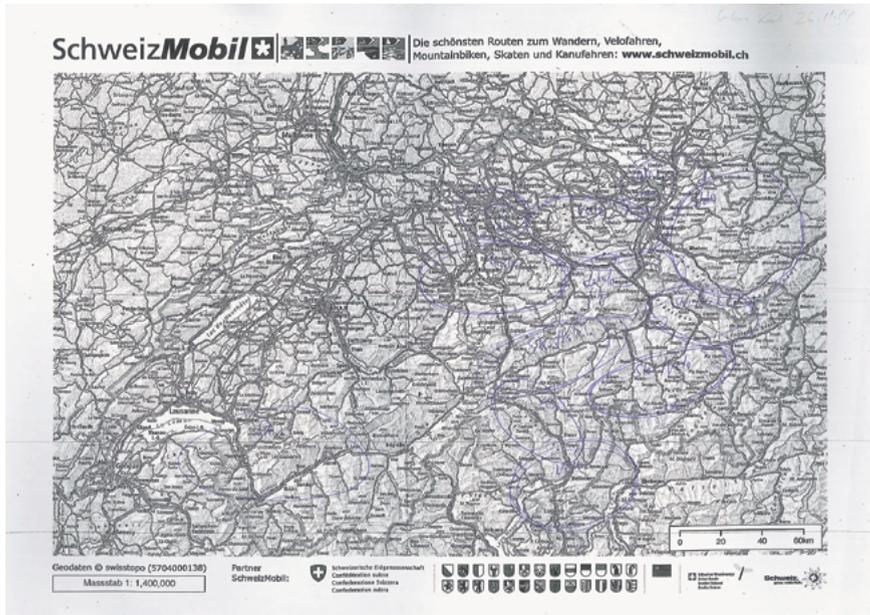


Abb. 4.15: Die Karten von Karsten Lichtli zeigen seine Trainingsregionen an.

sem Zeitpunkt bereits länger andauernden Wettkampfzeit. Vor allem verursacht das Radfahren eine Ermüdung in der Beinmuskulatur, die sich beim Rennen in einem seltsamen Gefühl in den Beinen äussert. Als «eierig» wird das Rennen beschrieben, die Beine fühlen sich schwer an und der Gesässmuskel ist deutlich spürbar. Was hilft, ist *einfach* weiterlaufen. Nach 15 bis 20 Minuten ist das Gefühl überwunden und der letzte Abschnitt des Triathlons in vollem Gange.¹⁶¹

In Anlehnung an diese zweite Transitionsphase soll an dieser Stelle zusammenfassend benannt werden, welche Erkenntnisse die zweite Phase der Feldforschung geliefert hat, die aus einer Adaption der Methoden bestand. Zwar gilt der Konsens, dass die Wahl der Methode massgeblichen Einfluss auf die Daten und die Forschungsergebnisse hat, doch bleibt das erhobene Material ebenso vielschichtig wie die Forschenden, die sie anwenden. Ein Methodenmix erweitert die Ergebnisse ebenso. Norman K. Denzins Aussage aus dem Jahr 2012 verweist auf diese Problematik: «[...] we are 30 to 40 years deep into a multiple, mixed-methods discourse, and we still can't define the method or be clear on its benefits.»¹⁶² Daher ist es wichtig, immer aus dem Forschungszusammenhang heraus argumentativ darzulegen, warum welche Methoden angewendet wurden. Der zweite Teil der methodologischen Überlegungen hat den Feldforschungsprozess erläutert, bei dem Methoden zum Einsatz kamen, mit denen ich insbesondere mobile Praktiken und sensuelles Erleben erfassen und Raumverständnisse stärker ins Zentrum rücken konnte, was mir beispielsweise in den Interviews weniger möglich war.¹⁶³ So konnte ich insbesondere auf Aspekte fokussieren, die vielfach nonverbal kommuniziert werden. Gleichzeitig ging es mir

161 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018; Hawaii, Feldnotizen vom 27. 5.–23. 6. 2016; Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014; Triathlonsaison, Feldnotizen 2016.

162 Denzin, 2012, S. 82.

163 Pink schreibt über ethnografische Arbeitsweisen, wobei sie den innovativen und interdisziplinären Charakter von auf Sinne fokussierter Forschung hervorhebt. Sie verweist auch auf das Gehen als eine mobile Forschungspraxis, wobei mein Umgang mit den bewegten Interviews und den Mental Maps eine Erweiterung dieses Erhebungsprozesses darstellt. «One field where anthropology still has a claim to being a founding discipline is in ethnographic practice. Approaches to ethnography that engage with the senses, however, are often developed in the context of «innovative» and interdisciplinary research methods. Thus, long-term ethnographic fieldwork, which for some remains anthropology's defining practice, is being surpassed by «sensory» methods developed across the «ethnographic» disciplines. Such methods that appreciate and engage with the senses and the theoretical principles outlined above include walking methods and collaborations with artists. They might be located in research projects that explore how people make place or experience inequalities in their everyday lives – rather than the meaning of kinship, ritual and symbol. They ask questions, make theoretical commitments and use methods that depart from social anthropology as it developed in the 20th century – intellectually, practically and through social intervention agendas. An example is the increasing interest in walking as a research method. Informed by theories of knowing, movement and empathy, walking can be a multisensory everyday life practice that may be shared with others to enable researchers to understand their practices, perspectives, experiences and places.» Pink und Howes, 2010, S. 332.

darum, mobile Praktiken mithilfe mobiler Methoden zu erfassen. Gerade wenn Selbstverständnisse des Feldes hinterfragt werden, kann die Anwendung pluraler Methoden hilfreich sein.¹⁶⁴ Mit einem Methodenmix zu arbeiten und mit denselben Athlet*innen gleiche Methoden anzuwenden, kann helfen, der Ausdrucksweise der Athlet*innen entgegenzukommen. So beinhaltet David Bergs Mental Map vor allem geografische Bezüge, dafür verweisen sein Sprechen und seine Gestik zum Beispiel auf Aspekte der Umgebung, die für ihn relevant sind, und ergänzen somit die Mental Map.¹⁶⁵ Im regulären Interview ist sein Reden über Strecken ebenso präsent und er bezeichnet konkrete Erfahrungen auf Strecken vor allem als «psychologische Brücken».¹⁶⁶

Die vielfältigen Methoden führen – wenig verwunderlich – zu Überschneidungen von Daten und Beobachtungen und zeigen damit die Qualität dieses Methodenpluralismus auf.¹⁶⁷ So auch bei der Athletin Islin: Im Interview spricht sie über ihre Leidenschaft für Triathlonwettkämpfe, die Fotoethnografie lässt genau dies in ihrer Wohnung sichtbar werden, genauso wie die Dokumentation eines Facebook-Posts, ein Treffen mit ihr an einem Wettkampf und weitere, zufällige Zusammenkünfte.¹⁶⁸

Besonders im Fokus standen die sich an verschiedenen Orten bewegendenden Körper und die damit einhergehende sinnliche Wahrnehmung der Athlet*innen. Durch die bewegten Interviews konnte ich auf Aspekte eingehen, die bei der Beantwortung raumtheoretischer und triathlonspezifischer Einordnungen helfen und das Reden über Umgebung, Landschaft und Naturkategorien vertiefen. Die Athlet*innen fungieren in diesem Zusammenhang als Expert*innen ihrer Lebenswelt, ihre Sprache und Handlungen werden am Ort des Geschehens in einen gemeinsamen Deutungshorizont gesetzt. So «geraten vielfältige Dimensionen in den Blick: ästhetische, narrative, emotionale, leibliche oder sinnliche Aspekte überlagern sich an einem Ort».¹⁶⁹ Diese Aussage von Keding und Weith zu bewegten Interviews lässt sich auf die von mir angewandten Methoden dieser zweiten Erhebungsphase übertragen. Dass der eigene Körper Teil der Feld-

164 Vgl. hierzu auch Fish: «Given the disposition of ethnography for documenting the unforeseen, it therefore goes without saying, that this methodology often takes a researcher in unexpected directions. In doing so, this leads the ethnographer to new places, encounters, investments, and – perhaps most importantly – novel discoveries that could not have been predicted at the outset of a project.» Fish, 2016, S. 136.

165 Berg, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016 (per Foto erhalten), bewegtes Interview (Rennrad) vom 1. 4. 2016.

166 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

167 Vgl. Gibson, 2016; T. L. Williams und Shaw, 2016.

168 Islin, Fotoethnografie vom 13. 10. 2014, Interview vom 13. 10. 2014; Spiezathlon, Feldnotizen vom 28. 6. 2014; Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Gabriela Islin, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 20. 1. 2019.

169 Keding und Weith, 2014, S. 131.

forschung ist, ist keine Neuheit der empirischen Forschung. In meinem Fall geht der Einsatz aber über den gewöhnlichen Grad hinaus: Die physische Fitness ist massgeblich, um das Feld zu erforschen, und war insbesondere bei den bewegten Interviews wichtig.

Die Fotoethnografie und die Mental Maps unterscheiden sich von den anderen von mir angewandten Methoden dadurch, dass die erhobenen Daten in erster Instanz nicht unbedingt als Text oder in sprachlicher Form vorliegen und ich das gewonnene Material als Forscherin versprachlichen beziehungsweise zu Text verarbeiten muss. Gleiches trifft für die gesammelten Posts auf Blogs und Facebook zu, wobei diese häufig bereits um Texte der Athlet*innen ergänzt sind. Trotzdem – oder gerade deswegen – transportieren alle Bildmaterialien weitere Sinnebenen und Bedeutungszuschreibungen und -zusammenhänge, die analysiert werden müssen. Darin liegt der Gewinn wie die Schwierigkeit der solchermaßen erhobenen Daten: Sie müssen durch die Forschenden mithilfe aller weiteren Erkenntnisse *zum Sprechen motiviert werden*. Erst nach dieser Erstübersetzung können sie – wie bei anderen Methoden – mit der Interpretation beginnen.

Feldforschung impliziert immer ein Dabeisein und eine Begegnung mit dem Feld und verweist auf relationale Verflechtungen. Denn Wissensproduktion ist immer als soziale Praxis zu lesen, die zirkuläre Beziehungen zwischen den Akteur*innen hervorhebt.¹⁷⁰ Es handelt sich bei der Weiterverarbeitung und Weitergabe von Wissen immer um asynchrone Aneignungs- und Auslegungsprozesse. Nach Pierre Bourdieu können diese Verstehens- und Auslegeordnungen auch als Kampf- oder Kräftefelder¹⁷¹ bezeichnet werden, denen Eigenlogiken immanent sind. Durch meine Anwesenheit als Forscherin, die selbst auch Triathlon betreibt, ist meine Rolle eine, die ständig zwischen Nähe und Distanz zum Feld oszilliert. Mein praxeografischer Zugang erfordert, dass ich sowohl als Sporttreibende als auch als Forschende aktiv bin und somit neben der interessierten Forscherin auch Trainingspartnerin, Wettkampfkongurrentin, Trainerin, Trainierte, Lernende und Lehrende war. Gleichzeitig trägt das Dabeisein und Involviertsein dazu bei, dass Situationen so ablaufen, wie sie ablaufen. Ohne die Anwesenheit der Forschenden könnten sie anders gestaltet sein, meine Präsenz bleibt eine Einflussgrösse, die die Situation mitgestaltet.

Die Kombination mehrerer methodischer Ansätze kann verschiedenste Aspekte des Feldes offenbaren, die nicht nur in Worten, sondern auch in physischen Praktiken, Gesten oder Zeichnungen zutage treten. Mithilfe der in der zweiten Erhebungsphase angewandten Methoden gelang es mir, auch Nonverbales zu er-

170 Tschofen, 2011.

171 Siehe insbesondere Bourdieu, 1998, S. 20–22, 1997b, S. 97–121.

fassen und Praktiken, die nicht über Sprache thematisiert werden konnten, festzuhalten. Zudem konnte Material in Bezug auf das Beantworten raumkultureller Verständnisse von Triathlet*innen, insbesondere zum Ausdruck gebracht durch Körper-Landschafts-Interaktionen, gewonnen werden.

5 Aufbauphase: Szenenpraktiken und Körpertechniken

Die Aufbauphase im Triathlon ist die Zeit vor den (Haupt-)Wettkämpfen. Sie ist durch ein wettkampfspezifisches Training gekennzeichnet, das heisst, Umfang (Distanz und Zeit), Intensität, Terrain, Höhenmeter etc. werden an die geplanten Wettkämpfe angepasst. Die Athlet*innen probieren Ernährung aus, wie sie auch im Wettkampf verwendet werden soll. Zum Trainieren werden möglichst Gegenden aufgesucht, die den klimatischen Bedingungen der Wettkampfdestinationen entsprechen. Es geht immer noch um einen Formaufbau, das heisst ein Verbessern der Leistung.

Aufbau des Kapitels

Im folgenden Kapitel widme ich mich verschiedenen Formen der Verhandlung von Körpern im Triathlon. Ich stelle dar, wie der Sport über verschiedenste Praktiken und Materialien performiert wird. Zuerst zeige ich anhand verschiedener Narrative, wie Triathlonbetreibende zu diesem Sport kommen und sich nach und nach an längere Wettkämpfe herantasten, bis sie einen Langdistanztriathlon absolvieren (5.1). Daran anschliessend stelle ich dar, was für Erzählungen im Triathlon existieren, die Wissen und Zugehörigkeiten transportieren (5.2). Es geht vor allem darum, den Einsatz von und Wissen über Materialien darzustellen. Im darauf folgenden Abschnitt widme ich mich den Körpern der Sportler*innen und zeige exemplarisch, wie diese als triathlonspezifische über visuelle Merkmale kommuniziert, kontrolliert und verwaltet werden (5.3). Ich spreche über das sportliche Erscheinungsbild (5.3.1) und über Verletzungen und Narben, Körperbräune und Bräunungsstreifen sowie Formen von Tätowierungen. 5.3.2 *Magie der Zahlen* widmet sich Mess- und Dokumentationstechniken des Selbst, die über Sportuhren und -apps getätigt werden. Ich zeige verschiedene Nutzungspraktiken dieser Techniken und daraus entstehende Formen von Wettbewerbslichkeit. In 5.4 *Triathlonkörper empfinden*, spreche ich über diskursive

Verhandlungen von Kopf- und Körperempfindungen (5.4.1), über relationale Verhandlungen von Schmerzen (5.4.2), Grenzen und Grenzerfahrungen (5.4.3), welche ich auch mit dem Konzept der Liminalität analysiere (5.4.4).

5.1 «Eins führt zum nächsten und plötzlich machst du einen Ironman»: Triathlet*in werden

Ich erinnere mich, wie ich in einem Trainingslager im Jahr 2009 einer Gruppe Athlet*innen zuhörte, als sie über den Ironman Hawaii redeten. Das kam mir sehr fremd vor, ich konnte mir nicht einmal vorstellen, einen Marathon zu laufen – und dann vorab noch Schwimmen und Radfahren? Die Vorstellung, dass dies irgendjemandem, geschweige denn für mir überhaupt möglich wäre, war undenkbar. Doch ich lernte immer mehr Menschen kennen, die dachten, dass es eine ganz normale Freizeitbeschäftigung¹ sei, zwei bis drei Stunden joggen zu gehen, nachdem man sich bereits um 6 Uhr morgens zum Schwimmen getroffen hat, oder den ganzen Sonntag über Bergpässe zu fahren, um den Montag mit einem Krafttraining zu beginnen und einen Freund zum abendlichen Lauf zu treffen, obwohl es regnet. Je mehr ich die anderen Triathlet*innen über bevorstehende Wettkämpfe, Nahrungsaufnahme und die Verwendung spezieller Cremes, um den Neoprenanzug leichter vom Körper zu bekommen, reden hörte, je mehr ich selbst begann, Besuche bei Freund*innen als Trainingseinheiten zu planen, indem ich die 60 Kilometer zu ihnen mit dem Rennrad fuhr, und je mehr ich darüber nachdachte, ob es ratsam sei, in den Tagen vor einem Wettkampf an eine Party zu gehen, weil es die Leistung am Renntag beeinflussen könnte, desto realistischer wurde die Vorstellung, mich zu einem Langdistanztriathlon anzumelden.² Robert A. Stebbins beschreibt solche Prozesse als «acquisition and expression of a combination of special skills, knowledge and experience».³ So führte eins zum nächsten und sechs Jahre, nachdem ich die Athlet*innen über den Ironman Hawaii reden gehört hatte, stand ich an der Startlinie eines Langdistanztriathlons, des Lofoten Triathlons.⁴

Im Folgenden beschreibe ich, wie sich Praktiken und Vorstellungen in Bezug auf Triathlon entwickeln, bis die Athlet*innen die entsprechenden Distanzen meistern, und wie sich Sportler*innenbiografien vielfach entsprechend gestalten. Der Weg zur/m Triathlonbetreibenden ist ein gradueller und die Kenntnisse

1 Vgl. Nahstedt, 1973.

2 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018; Turnes, 2008, S. 211.

3 Stebbins, 1993, S. 23.

4 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018. Dort rannte ich dann zum ersten Mal die Marathondistanz.

triathlonspezifischer Praktiken werden nach und nach erlangt. Mit dem Wissen, etwas geschafft zu haben, wächst die Zuversicht, auch anspruchsvollere Rennen zu meistern. Dabei werden mentale Herausforderungen, die in Trainings und Wettkämpfen erlebt werden, zu Modellierern der Selbstermächtigung, welche die Athlet*innen nicht nur im Sport, sondern auch in anderen Alltagspraktiken formen. Ausserdem thematisiere ich, welche Rollen die Familie, das Umfeld und der Faktor Zeit für Triathlet*innen spielen können.

Bis zur Langdistanz ist es ein langer Weg

In der Wochenzeitung *Die Zeit* äusserst sich der Ironman-Hawaii-Teilnehmer und Leiter einer Unternehmenskommunikationsfirma Oliver Zilcher in einem Interview folgendermassen:

«Ich mache seit 2008 Triathlon. Speziell für den Ironman trainiere ich seit sechs Monaten. Ich habe mit acht bis zwölf Stunden Training in der Woche angefangen. In den letzten drei Monaten vor dem Wettkampf sind es in der Spitze bis zu 16 Stunden gewesen. [...] Wenn ich Früheinheiten mache, stehe ich um 5.45 Uhr auf, dann bin ich eine Stunde später im Schwimmbad, schwimme eine Stunde bis acht und bin gegen halb neun im Büro. Das verlasse ich am Abend nach Möglichkeit so, dass ich noch eine Stunde laufen gehen kann. Ich gehe früh ins Bett. Andere schauen zwei Stunden fern am Abend. Das mache ich nicht. Und am Wochenende habe ich Zeit, auch mal vier Stunden am Block zu trainieren. Man muss die Woche schon durch takten [...].»⁵

Diese Lebensweise ist im Triathlon kein Einzelfall. Auch Athlet*innen, mit denen ich sprach, trainieren während der Saison um die 15 Stunden pro Woche⁶ und richten ihren Tagesablauf nach dem Sport aus: «Also ich lebe halt, ich lebe schon für den Sport. Also meine ganze Freizeit dreht sich um das»,⁷ berichtet die Triathletin und Ultraläuferin Hanna Ander in einem Interview. Gabor Tessler notiert die Stunden seines Sporttreibens über das ganze Jahr und weiss, dass er im Jahr

«zwischen 470 und 620 Stunden [trainiert, Y. K.]. [...] Das gibt etwa, das gibt schon so zwischen [1 Sekunde Pause] zehn bis 14 Stunden, 13. Also in einer guten Woche, in einem Trainingslager gibt's halt 30 Stunden, aber dann gibt's Wochen, da habe ich null.»⁸

Der Norweger Hendrik Alms, der als Profi über die Ironman-Distanz startet und mehrfach den Norseman und Lofoten Triathlon gewonnen hat, sagt: «I train a lot. I am close to 1.000 hours a year. But then again, it is just 20 hours a week.

5 Reith, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

6 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

7 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

8 Tessler, Interview vom 27. 9. 2014.

And that is build of just below three hours a day.»⁹ Seine Wortwahl von *nur* drei Stunden täglich verdeutlicht, welch integralen Bestandteil der Sport für ihn einnimmt. Er ist keine Bürde oder Pflicht: «I really enjoy the training!»¹⁰ Wenn Alms beschreibt, wie er zum Triathlon gekommen ist, sagt er:

«But it has been a journey as well, where – or, it has gone from a very time consuming hobby to a time consuming lifestyle, where training, eating and recovery is what life is all about.»¹¹

Ähnliches schildert der Soziologe und Triathlet Michael Atkinson in seiner Studie «Triathlon, suffering and exciting significance»: Triathlet*innen genießen, was sie tun. Im Schnitt trainieren die Athlet*innen seiner Studie 14,5 Stunden¹² – einzelne ebenso viel wie Alms, also um die 20 Stunden pro Woche.¹³ Auch die Biografie von Jan Frodeno, dem mehrfachen Ironman-Hawaii-Sieger, wird mit folgenden Worten angepriesen: «25 km Schwimmen, 650 km Radfahren und 100 km Laufen. So sieht die Arbeitswoche von Jan Frodeno aus, dem erfolgreichsten Triathleten weltweit.»¹⁴ Ebenso beschreibt der Autor Ilija Trojanow in seinem Buch «Meine Olympiade» seinen ersten Triathlonwettkampf als unglaublich anstrengend, obwohl er dort auf einer bedeutend kürzeren Distanz unterwegs war.¹⁵ Das umfangreiche, tagesbestimmende Training, welches in Zeitungsinterviews und Büchern betont wird, spiegelt nicht nur die gängige Aussenwahrnehmung von Triathlet*innen wider, sondern entspricht vielfach der Selbstwahrnehmung und den tatsächlichen Tagesroutinen der Sportler*innen. Genauso wie in vielen weiteren populären Darstellungen des Sports entstehen hier Assoziationen von *übermenschlicher Leistung*, *Unmöglichem* und die Frage: *Wie kann man so etwas nur machen?*¹⁶ Auch der Titel einer Monografie des Soziologen Stephen C. Poulson, «Why would anyone do that?»,¹⁷ spielt auf derartige Stereotype an. Der ehemalige Profutriathlet Rubens urteilt über das Praktizieren von Triathlon:

«Und um es zu machen, musst du trotzdem wieder ein wenig mehr Antrieb haben als ein anderer, weil du musst mehr leisten, also du musst ein wenig anders sein als ein anderer, das ist schon so.»¹⁸

9 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Atkinson, 2008b, S. 168.

13 Atkinson, 2008a, S. 295.

14 Frodeno, 2018.

15 Trojanow, 2016, S. 11–18.

16 Vgl. zu einem psychologischen Erklärungsansatz Schmid, 1990.

17 Poulson, 2016.

18 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

Wie diese Frage nach der Motivation, Triathlon zu betreiben, im Feld beantwortet wird, möchte ich im Folgenden illustrieren.

In den Sport hineinwachsen

Da Trainings und die Wettkampfeinheiten von Langdistanztriathlet*innen viele Trainingskilometer umfassen, ist das Absolvieren eines Langdistanztriathlons auch eine Frage des *Trainingsalters*.¹⁹ Darunter wird nicht nur das Alter verstanden, in welchem die Sporttreibenden Triathlon absolvieren, sondern auch die Dauer ihrer Erfahrungen als Ausdauersportler*innen. In der Regel gilt: Nur wer seinen Körper einige Jahre auf derartige sportliche Leistungen vorbereitet hat, wird einen Langdistanztriathlon erfolgreich und verletzungsfrei absolvieren können. Die Ausdauersportlerin Hanna Ander sagt dazu:

«Das ist immer das Gefährliche bei Leuten, die so anfangen Sport zu machen! Da fühlen sie sich plötzlich so super und: «Ja, jetzt bin ich in Form!» Und dann melden sie sich irgendwie [zu Wettkämpfen, Y. K.] an. Und haben das Gefühl, jetzt könne ich Marathon so und so machen, statt mal zuerst Erfahrungen sammeln [Lachen] bei einem Kürzeren [Lachen]!»²⁰

Ebenso berichtet der Triathlet und Trainer Sentens:

«Sentens: Und wir sind natürlich auch daran gehalten, wenn da jemand kommt, der sagt: «Ja, ich habe das noch nie gemacht, und ich komme auch von nichts, ich möchte einen Ironman machen», dann sagen wir immer schon auch:

«Ok, ... [klingt skeptisch].

Y. K.: «Kannst dir erst mal zwei Jahre Zeit nehmen.»

Sentens: ... Richtig! «Mach mal erst mal eine Sprintdistanz, olympisch. Das ist schon lang genug, da bist du vielleicht auch schon drei Stunden unterwegs. Lern das mal kennen», da gehen wir schon drauf ein, damit das gesund bleibt.»²¹

Auch Alms beschreibt, wie er merkte, dass er anfänglich zu wenig über Trainingslehre wusste und sich einen Triathlontrainer nahm, um verletzungsfrei zu bleiben. Nach und nach habe der Sport mehr Platz in seinem Leben eingenommen:

«[...] when I started triathlon, I immediately understood that I know nothing about triathlon, so I hired a coach to help me out and, then, I gradually increased my training. So I did not get any severe injury or any form of set-backs. So I have just been getting better each year. And in five years that was [Lachen in der Stimme hörbar] enough!»²²

19 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019, vgl. ebenso alle Interviews und die von meinen Interviewpartner*innen genannten Trainingsstunden.

20 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

21 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

22 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

Ein gradueller Weg

In Gesprächen mit den interviewten Triathlet*innen wurde immer wieder klar, dass ihre Triathlet*innenlaufbahn nicht mit einem Langdistanztriathlon begann, sondern dass ihre sportliche Entwicklung bis zu dieser Wettkampfdistanz graduell war. Eine sinnvolle, physisch verkraftbare Trainingssteigerung ist dabei essenziell. Von dieser sich über mehrere Jahre erstreckenden Entwicklung berichtet auch die Triathletin Hanna Ander. Ihre sportliche Entwicklung war ein Prozess, an dessen Ende sie Zugang zum Langdistanztriathlon fand. Sie wuchs in die Sportart und die damit verbundenen Trainingsintensitäten und -umfänge nach und nach hinein. Nach einer Herausforderung folgte die nächste, nach dem Erreichen eines Ziels setzte sie ein neues. So entwickelte sie sich von einer Raucherin zuerst zur Mountainbike-Europameisterin und anschliessend zur Triathletin und absolvierte Rennen wie den Inferno, den Swissman oder den Gigathlon. Sie nahm an Adventurerennen²³ teil und hatte zum Zeitpunkt des Interviews gerade begonnen, Ultraläufe²⁴ zu rennen. Im Interview berichtet sie, dass sie Silvester 1994 ihre letzte Zigarette geraucht habe. Das war dann «[w]ie so einen neuen Lebensabschnitt anfangen».²⁵ Als sie dann mit Rauchen aufgehört hatte,

«konnte ich nicht mehr still sitzen irgendwie. Am Abend vor dem Fernseher ohne eine Zigarette anzuzünden, das ist irgendwie nicht gegangen. [Lachen] Da bin ich an die Aare runter zum [Lachen in der Stimme hörbar] Joggen und eben Velofahren im Sommer. Und mein Traum ist immer Biken gewesen. Ich bin früher als Kind schon gern in der Wiese rumgefahren. Und dort habe ich dann irgendwann ein Bike gekauft und dann bin ich viel biken gewesen – das hat mir schon Spass gemacht –, bis ich das erste Rennen gefahren bin, ja.»²⁶

Ander erklärt, dass sie nach ihrem ersten Bikerennen Ausschreibungen zu Wettkämpfen zugeschickt bekam und dadurch Kenntnis der Szene und der Wettkämpfe erlangte. Nach ihrer Erfahrung an ihrem ersten Bikewettkampf wusste sie, dass sie ihre Ausdauer trainieren musste, um besser abzuschneiden und sich besser zu fühlen. Daraufhin begann sie immer mehr zu trainieren und reduzierte auf ein achtzigprozentiges Arbeitspensum. Aufgrund ihrer guten technisch-konditionellen Fähigkeiten wurde sie bald Teil eines Bike-Teams, suchte sich, wie auch Alms, einen Trainer und wurde ins Nationalteam aufgenommen.

23 Eines der Adventurerennen, das Ander absolvierte, ist das Abu-Dhabi-Adventurerennen, das jedoch nicht mehr ausgetragen wird (Abu Dhabi-Adventure-Rennen, Webarchiv, zuletzt eingesehen am 23. 1. 2019).

24 Ultraläufe sind Rennen, die länger als die Marathondistanz sind. Einige gelten als Qualifikationsrennen für den Ultra Trail Mont Blanc (Ultra Trail Mont Blanc, zuletzt eingesehen am 23. 1. 2019), der die Teilnehmenden über ein Qualifikationssystem zum Start zulässt und in der Szene als Weltmeisterschaft gehandelt wird, vergleichbar mit dem Ironman Hawaii.

25 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

26 Ebd.

Die Entwicklung hin zu solchen Leistungen zeichnet sich bei ihr als eine gradueller Entwicklungsprozess ab: von der nicht vorhandenen Kenntnis des Ausdauersports, der Fahrt mit einem halb geeigneten Rennrad bis zur Teilnahme an den langen und extremen Wettkämpfen, an denen sie immer wieder neue Herausforderungen sucht. Auch der Zweifel, ob beziehungsweise wie sie ins Ziel komme, gehört dazu und beflügelt jeweils für die nächsten Wettkämpfe (vgl. 5.4.3).²⁷

Atkinson, der sich mit der Triathlonszene in Kanada beschäftigt, bewertet dieses Hineinwachsen mit Elias' Theorie der Zivilisation²⁸ folgendermassen: «Their personal and collective quests through triathlon are unintended outcomes of long-term civilising processes, and their collective perception of contemporary de-civilising processes.»²⁹ Der Beginn des involvierten Lernprozesses wird im Nachhinein von den Athlet*innen gerne mit Naivität, Unwissenheit oder Unsportlichkeit beschrieben, auf die ein Leistungszuwachs folgt: Eine Transformationserzählung entsteht.³⁰ Unkenntnis wird abgelöst durch einen besseren Ist-Zustand und die Entwicklung wird retrospektiv durch die individuellen Errungenschaften heroisiert. Derartige Narrative dienen auch dazu, die derzeitige Leistung und damit die eigene Kenntnis des Triathlons und der spezifischen Praktiken hervorzuheben. Dieses Verhalten muss auch sozial mitgetragen werden, wird durch Umstellungen der Lebensweise begründet und schliesslich durch Siege oder persönliche Erfolge legitimiert. Sogar Verletzungen können als Zeugnisse interpretiert werden, zeigen sie doch, dass mit vollem Einsatz trainiert wurde.³¹

Es sind nicht nur die eigenen Entwicklungen, sondern auch der Einfluss durch das sportliche Umfeld, die das Hineinwachsen in den Langdistanztriathlon fördern. Hierzu können positive Emotionen die Lust auf mehr wecken.

Neue Erlebnisse und Emotionen als Katalysator zur Wettkampfteilnahme

Von den Emotionen, die im Zusammenhang mit Wettkämpfen auftreten, und von der Motivation, wieder daran teilzunehmen, berichtet Islin in Bezug auf den Zürich Triathlon:

27 Ander, Interview vom 25. 11. 2014; vgl. auch Gertsch, zuletzt eingesehen am 3. 11. 2018, oder die autobiografischen Aufzeichnungen von Haruki Murakami, der seinen Weg vom Barbesitzer zum Läufer und Ultraläufer bis zum Triathleten beschreibt (Murakami, 2008).

28 Elias, 1978.

29 Atkinson, 2008b, S. 174.

30 Auch Islin berichtet von diesem Wandel: «[...] eigentlich seit dem 2005 kann man sagen, habe ich so ein wenig angefangen mit grossen Distanzen, oder. Und vorher bin ich halt einfach Läuferin gewesen, oder. Es ist einfach nicht ganz gleich [Lachen].» Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

31 Reiss, Interview vom 1. 10. 2014.

«Und dann habe ich dann gefunden, wow, das ist so ein irrsinniges Gefühl gewesen, bist du da zuoberst auf dem Podest und alle drei Kinder da unten [Lachen] und «Mami, du bist da oben!» Das ist so herzlich gewesen. Ist einfach alles noch so klein und familiär gewesen, da das ganze Zeug, oder. Und dann, ja, dann ist halt mal der Zürich Triathlon dann schon einmal ein fester Bestandteil gewesen.»³²

Nicht nur sie erzählt von den positiven Erlebnissen, die mit Training und Wettkämpfen verbunden sind, und dem Wunsch, immer wieder ähnliche Erlebnisse zu haben. Auch Ander beschreibt: «Das ist schon ein wenig der Grund. Das [Emotionen, Y. K.] so wieder zu spüren.» Denn Emotionen begleiten Training und Wettkampf:

«[...] die [Emotionen, die] man einfach auch [Lachen in der Stimme hörbar] durchmacht! Und schon irgendwie fokussiert auf das hin, die ganze Vorbereitung, es ist irgendwie immer präsent. [1 Sekunde Pause] Ja, plötzlich hat man es geschafft. Und man hat viel erlebt. [Lachen] [...] [Lachen] Die Emotionen!»³³

Ein weiterer treibender Faktor sei für sie, etwas Neues zu erleben: «Und was für mich auch der Reiz ist, [ist] immer wieder etwas anderes, was ich noch nicht kenne.»³⁴ Dies motiviere dazu, immer wieder Wettkämpfe zu bestreiten, und war auch Teil ihrer Motivation, sich für den Gigathlon anzumelden:

Das Neue, das Unbekannte! Gigathlon, was ist das? Keine Ahnung gehabt. Und dann schaust du dir das mal an und denkst: «Wow!», oder. [...] Also es ist eigentlich von dem her, ja, das Unbekannte. Effektiv! Die Aufregung [Lachen in der Stimme hörbar] das ist mega gewesen [Lachen]! Es ist! [...] [unterbricht] Jaja! Und völlig unbekannt für mich! Und das sind so, ja, irgendwie habe ich das Glück gehabt, dass ich immer so Leute kennengelernt habe, die mich so zu Sachen motiviert haben. Oder, was ich gar nicht gekannt habe. Nicht gewusst habe [pustet hörbar Luft aus] und dann, was ist das? Weisst du, das kannst du dir gar nicht vorstellen, wie streng und wie schwierig das, das ist. Und du machst das einfach. Und dann bist du mega stolz! Ich weiss noch, ich bin nachher fast wie ein Pfau rumgelaufen [Lachen]. Haaaa, wir haben es geschafft [Lachen]! Ich sage dir, [Lachen in der Stimme hörbar] du ehrlich, ich war etwa drei Kilo leichter nachher, weil so [hörbar, wie sie gestikuliert, sich Luft zufächelt]. Einfach äh, wahnsinnig [Lachen in der Stimme hörbar], wahnsinnig! Wahnsinnig stolz gewesen!»³⁵

Die Emotionen treten in ihrer Aussage wie auch in der Syntax deutlich hervor. Ihr anfängliches Unwissen und das erfolgreiche Absolvieren des Wettkampfes geben einen ersten Hinweis auf liminale Erfahrungen (vgl. dazu 5.4.4), die etwa in den Formulierungen deutlich werden, dass sie nach dem Wettkampf wie ein

32 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

33 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

34 Ebd.

35 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

Pfau herumgelaufen sei, aber auch einen Gewichtsverlust verzeichnen musste. Islin erklärt auch, dass der Input anderer Sportler*innen Einfluss darauf hatte, dass sie an verschiedenen Wettkämpfen teilnahm. Denn die Kommunikation von Wettkampfausschreibungen, wie schon Ander verdeutlichte, oder Trainingsleistungen anderer Sportler*innen fördern die Kenntnis von sportlichen Ereignissen und vielfach auch die Motivation, daran teilzunehmen, und führen zu dieser Dynamik.

Als ich den Norweger Alfred Svenson am Tag nach dem Lofoten Triathlon nach seinem nächsten Wettkampfziel fragte, sagte er, sein Wunsch sei es, einen Startplatz für den Norseman³⁶ zu erhalten, obwohl er während des Rennens noch dachte, dass sei alles «ein Scheiss».³⁷ Sich während des Wettkampfs zu fragen, warum derartige Strapazen auf sich genommen werden, und sich kurz nach einem Wettkampf schon wieder für einen neuen Wettkampf anzumelden, ist ein Phänomen, das häufig vorkommt und sich durch die in Erinnerung bleibenden positiven Erlebnisse und Emotionen erklären lässt.³⁸ Das Wissen über Wettkämpfe und die damit verbundenen Werte und Emotionen führen zu einem erleichterten Zugang zur Triathlonszene. Es handelt sich um ein Wissen, das auf Erfahrung basiert oder zumindest Wissen über Erfahrungen von Insider*innen vermittelt. Im sukzessiven Zugang zur Erfahrungswelt Triathlon steht dieses Wissen nicht am Anfang, sondern markiert bereits das Stadium der Zugehörigkeit.

Über triathlonspezifische Praktiken zum/r Triathlet*in werden

Das erste Bikerennen, das Ander absolvierte, war 75 Kilometer lang und es mussten 3500 Höhenmeter absolviert werden. Es war ihr retrospektiv ein bleibendes Erlebnis. Anfänglich wusste sie weder die Distanz noch die Höhenmeter in ihren physischen und psychischen Auswirkungen einzuordnen: «Und ich habe keine Ahnung gehabt, was da auf mich zukommt, dreieinhalbtausend Höhenmeter [Lachen]!»³⁹

Auch Islin kam «ganz lustig» zum Ironman: «Da habe ich auch keine Ahnung gehabt, zuerst, was das ist.»⁴⁰ Eine Freundin hatte sie gefragt, ob sie nicht gemeinsam an den Ironman nach Neuseeland fahren wollten, und Islin stimmte zu:

36 Die 200 bis 300 Startplätze werden per Los vergeben.

37 Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

38 Reiss, Interview vom 1. 10. 2014; Rubens, Interview vom 13. 12. 2014; Hawaii, Feldnotizen vom 27. 5.–23. 6. 2016; Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015; Triathlonsaison, Feldnotizen 2016.

39 Ander, Interview vom 25. 11. 2014; vgl. ebenso Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

40 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

«[...] also zuerst habe ich es nur der ältesten Tochter gesagt. Und die, ich habe mich noch gar nicht getraut, dem Basil [ihrem Mann] zu sagen. Und sie sagt: [verstellt Stimme etwas] «Ja, Mami, mach das, ist doch cool, mach doch das.» Und ich hab gesagt: «Aber weisst du, ich weiss noch gar nicht genau, was das ist, es wird irgendwas [Lachen in der Stimme hörbar] Verrücktes sein», oder.»⁴¹

Auch ihr Mann wusste anfänglich nicht, was ein Ironman ist. Islin beschreibt die Reaktion ihres Mannes, als sie es ihm erklärte: «Da macht er solche Augen, oder.»⁴²

Neben dem physischen und psychischen Hineinwachsen müssen sich die Athlet*innen auch das Wissen über die Bedeutung von Distanzen und Höhenmetern erst aneignen (vgl. 6). Auch zu wissen, welche Rolle Materialien spielen und wie sie verwendet werden, ist ein Lernprozess (vgl. 5.2).⁴³ Islin dachte anfänglich gar nicht darüber nach, dass sie sich auf dem Rad vor Kälte schützen müsse: «Und ich habe ja dort noch keine Ahnung gehabt, dass es Ärmlinge, dass es irgendwie Schutz gibt, zum Anziehen. Ich mit kurzen Hosen und äh, ein Jäckchen habe ich zum Glück angehabt, ich bin fast erfroren dort oben»,⁴⁴ so beschreibt sie die Radstrecke über einen Alpenpass bei ihrer Teilnahme am Gigathlon. Erst im Laufe der Zeit erlangte sie derartiges Wissen, geprägt durch sensorische und kinästhetische Erfahrungen wie beispielsweise das Frieren. Auch durch das Abschauen bei anderen konnte sie sich entsprechende Praktiken aneignen. Wie Reckwitz schreibt, verläuft die «basale Strukturierung der Handlungswelt [...] aus kulturtheoretischer Perspektive durch kollektiv geteilte Wissensordnungen, Symbolsysteme, kulturelle Codes, Sinnhorizonte».⁴⁵ Die richtige Kleidung zu verwenden und ihrer Funktionalität entsprechend einzusetzen, ist ebenso ein Lernprozess wie das Erlangen von Wissen über die Bedeutung von Strecken, Distanzen und Bedingungen (vgl. 6). Dasselbe gilt für das Sammeln szenenspezifischen Wissens über *schwere* und *leichte* Triathlons und für das Erlernen der Fähigkeit, sich entsprechend den eigenen Kenntnissen und Fähigkeiten für Wettkämpfe anzumelden, Trainings anzupassen oder den Alltag zu strukturieren.

Eine der ersten Techniken, die ich selbst lernte, war, Zeitung in die Trikottasche zu stecken, um sie oben auf dem Pass auf Brusthöhe als Windschutz unter das Oberteil zu stecken. Doch das lernte ich von einem Rennradfahrer. Ich kam später zum Schluss, dass Triathlet*innen so etwas wohl *nie* machen würden, da sie derart materialfixiert und für alles das geeignete Equipment zu besitzen schie-

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Siehe insbesondere Mauss, 1978, S. 197–220.

44 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

45 Reckwitz, 2003, S. 288.

nen.⁴⁶ Dies macht deutlich, wie kulturelle Codes dieser Sportler*innen das Tragen situativ angemessener Kleidung als etwas Essenzielles vermitteln (vgl. 5.2).

«Wenn ich das schaffe, dann schaffe ich auch einen Ironman!»

Nachdem Islin später einen Gigathlon im Zweierteam unter widrigen Wetterbedingungen geschafft hatte, sagte sie sich: «[...] wenn ich das schaffe, dann schaffe ich auch einen Ironman.»⁴⁷ Der Vergleich, den ihr andere Athlet*innen und ihre physische Erfahrungen liefern, ermöglichen ihr diese zuversichtliche Denkweise. Atkinsons Analyse zeigt: «Participants share preferences for personal goal-setting, attribute a degree of moral worth to health and vibrancy, preach self-responsibility and reliance and approach embodied performance with measured rationality.»⁴⁸ Er beschreibt hier sehr verschiedene Bereiche, die sich unter Triathlet*innen angleichen. So werden von Athlet*innen persönliche Ziele selbst gesetzt, was beispielsweise das Zitat von Svenson zeigt, der trotz der Anstrengung des Lofoten Triathlons das Ziel beibehält, einen Startplatz für den Norseman zu erhalten. Dieses Ziel ist ein von vielen anderen Triathlet*innen geteiltes, obwohl sie auch um die negativen Aspekte einer Teilnahme wissen. So müssen die Startplätze am Norseman über das Losverfahren vergeben werden, da die 200 bis 300 Plätze sehr begehrt sind und sich nach Aussagen der Wettkampfveranstalter*innen knapp 4000 Athlet*innen für die Startplätze bewerben.⁴⁹

Der Soziologe und Sportwissenschaftler Karl-Heinrich Bette spricht von Selbstermächtigung und Subjektaufwertung von Extremsportler*innen, wenn er schreibt: «Um sich das Gefühl zu verschaffen, Subjekt und nicht Objekt zu sein, suchen sie Situationen auf, in denen sie ihre Handlungsfähigkeiten entsprechend unter Beweis stellen können.»⁵⁰ Die Handlungsfähigkeiten der Triathlet*innen entwickeln sich graduell und werden durch Trainingseinheiten, Wettkämpfe und den Vergleich ihrer eigenen Leistungen mit denen anderer unter Beweis gestellt.⁵¹ Oft orientieren sich Athlet*innen an anderen Sportler*innen, lassen sich von deren Trainingseinheiten, -strecken und -plänen inspirieren oder probieren gemeinsam aus, wie lang, intensiv oder viel trainiert werden kann, um damit eine

46 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.

47 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

48 Atkinson, 2008b, S. 174.

49 Wettkampfveranstalter Norseman, 15. 8. 2017.

50 Bette, 2004, S. 23. Für Bette sind es Ultratriathlet*innen, das heisst Triathlet*innen, die längere Wettkämpfe als Langdistanztriathlons absolvieren, die er als Extremsportler bezeichnet, er weist nicht explizit auf normale Triathlet*innen. Doch die Grenzen sind fließend und viele Langdistanztriathlet*innen gestalten ihr Training äquivalent zu denen von Ultratriathlet*innen. Sie bewegen sich aufgrund ihres Verhaltens in dem Bereich des Extremsports und setzen sich zum Beispiel durch ihre Trainingsformen Risiken aus, zum Beispiel bei Bergabfahrten mit dem Rad.

51 Krahn, 2019b.

Unterstützung oder Motivation durch Praktiken anderer zu erhalten. Gleichzeitig wachsen mit der Teilnahme an Wettkämpfen die Souveränität und das Selbstvertrauen. So beschreibt der Triathlet Berg seine Entwicklung und berichtet, dass er zu Beginn seiner Laufbahn in einem Buch über Marathontraining von Bergmarathons wie dem Swissalpine las:

«Wo ich dann dachte: ‹Um Himmelswillen [betont], das ist ja nun wirklich für Bescheuerte, ja!› Und auch dieses ganze Ironmanzeugs, völlig wahnsinnig. Und ja, man kommt so von einem zum nächsten und irgendwie wird es dann immer leichter. Und die Grenzen, die man vorher so gesehen hat, die verschwinden dann so langsam. Und dann muss man sich immer mehr überlegen, was möchte man denn eigentlich gern.»⁵²

Auch mir selbst erging es so. Anfänglich waren 60 Kilometer auf dem Rennrad eine lange Ausfahrt für mich, nach einer Woche im Trainingslager dachte ich aber schon sehr anders darüber und empfand eine flache 100-Kilometer-Ausfahrt, die ich danach mit einem Freund fuhr, als leichtes Training. Ebenso erging es mir mit den Wettkämpfen: Nach der erstmaligen Teilnahme am Halbironman in Rapperswil, an dem ich sehr aufgeregt war, schienen mir weitere Wettkämpfe dieser Länge *einfach*. Natürlich wusste ich, dass sie lang und anstrengend werden würden, aber ich hatte keine Zweifel daran, dass ich sie erfolgreich bestreiten würde. Dieses Selbstverständnis entstand über eine Verschränkung von Körpergefühl (*ich fühle mich fit, ich erhole mich relativ schnell wieder, es hat mir total Spass gemacht*), dem Dialog mit anderen (*du warst ja super unterwegs, du sahst gar nicht so kaputt aus, das schaffst du schon*) und einer Souveränität, die ich aus Trainingssessions und Vergleichen mit anderen erlangt hatte (vgl. 5.3.2). Auch mein damaliges Trainingspensum gab mir Zuversicht.⁵³ Was aus Nichttriathlet*innenperspektive vielfach als *unmöglich, wahnsinnig, unglaublich, aussergewöhnlich* beschrieben wird, wird durch die Praktiken der Athlet*innen und die Gewöhnung an Trainingspensum und Wettkampfleistungen zu anderen Grössen *machbar, einfach, banal, nichts Besonderes*.

Über die erfolgreiche Teilnahme an einem Wettkampf wird gleichzeitig die Möglichkeit eröffnet, sich in entsprechenden Teilen der Triathlonszene dazugehörig zu fühlen. Berg erklärt beim bewegten Interview, dass ein Selbstverständnis entstehe, das die eigenen Kompetenzen sichtbar werden lässt: Man sei ein Triathlet, der auch Bergläufer ist, oder einer, der an den Xtreme Triathlons, dem Inferno oder Gigathlon mitmache, und nicht nur Ironman-Athlet.⁵⁴ Bestimmte Trainingspraktiken oder Wettkämpfe fungieren somit als Gatekeeper, um das eigene

52 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

53 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.

54 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

Wissen und Selbstbewusstsein zu entwickeln und sich in der Lage zu fühlen, an anderen Wettkämpfen teilzunehmen. Welche dies sind, ist von Athlet*in zu Athlet*in verschieden: Berg beschreibt ein solches Erlebnis im Interview. Er habe an einem Ultralauf teilgenommen, bei dem es «13 Stunden nur geschifft»⁵⁵ habe. Retrospektiv sei dieser Wettkampf für ihn prägend gewesen, da er nun gewusst habe, dass er solche Bedingungen aushalten kann. Bei seinem letzten Berglauf, an dem es auch geregnet hat, sei ihm das aufgrund dieser Vorerfahrung total egal gewesen: «So what!»⁵⁵ Vorerfahrungen geben Zuversicht, etwas meistern zu können. Die Summe solch positiver Erfahrungen führt zu Selbstvertrauen: «Wenn ich das geschafft habe, schaffe ich das hier auch!»⁵⁶ Es handelt sich dabei um ein Selbstvertrauen, das eine Steigerungslogik beinhaltet, die Wissen mit Erfahrung und Erfahrung mit dem Vertrauen in die eigene körperliche Leistungsfähigkeit verbindet. Wissenshorizonte werden dadurch zusammen mit Erfahrungswerten verschoben, und ein neuartiges Selbst- und Körperbild wird erlangt.

Selbstermächtigung durch mentale Herausforderungen

Die Zuversicht, etwas schaffen zu können, komme nicht von ungefähr, argumentieren die Sporttreibenden.⁵⁷ Während des Ultralaufs, an dem es pausenlos regnete, musste Berg sich eine solche positive Haltung im Dialog mit sich selbst erst aufbauen:

«Ich habe auch zwei Kilometer Umweg gehabt, das war dann auch noch mal eine kleine psychologische Herausforderung. Wo ich dann auch dachte: «So ein Scheiss! Und jetzt, muss ich hier noch irgendwie, auch noch mal mich neu orientieren, nochmal den Berg wieder hoch und vielleicht war es doch richtig.» [...] hab ich mich jetzt abgekämpft. Und dann habe ich gedacht: «Aber warte doch mal! Das Ding ist 111 Kilometer lang. Ich hab jetzt hier einen Kilometer vielleicht falsch gemacht und muss den einen Kilometer wieder zurück. Aber im Vergleich zur Gesamtlänge ist das nichts [betont]! Gar nichts! Jetzt läufst du einfach, wie du laufen kannst, machst es dir bequem, entspannst dich, du bist noch den ganzen Tag unterwegs und läufst weiter!» Und dann war es auch gut. Aber irgendwie, diese Hürde zu nehmen und da eine psychologische Brücke zu bauen – und das hat dann einfach Konsequenzen gehabt für andere Teile meines Lebens. Wo ich auch immer

55 Ebd.

56 In diversen Gesprächen und auch konkret in den Interviews mit David Berg, Gabriela Islin und Joe Friel tauchten Aussagen auf, die diesen Sinngehalt transportierten. Vgl. ausserdem Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Halbironman Rapperswil, Autoethnografie vom 31. 5.–1. 6. 2014.

57 Berg, Interview vom 2. 11. 2014; Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

wieder, jetzt, ich merke, ich werd' fehlertoleranter. [...] und [so] nahm [ich im Rennen, Y. K.] den Schwung wieder auf.»⁵⁸

Der Athlet reproduziert im Interview die Selbstadressierung mit Ich-Botschaften, Selbstmotivationen und neuen Deutungsrahmen. Dies wird auf aussersportliche Bereiche übertragen und somit vom einmaligen Erleben zur identifikationsstiftenden Erfahrung erhoben. Ebenso spricht auch Marc Berts über den Lofoten Triathlon, an dem er eine falsche Abzweigung mit dem Rennrad nahm und somit eine längere Radstrecke absolvierte. Auch er empfand dies als eine grosse mentale Herausforderung:

«[...] on the bike route, which is where I had my biggest mental challenge because of all the mistakes I made, the fact was, it was the most beautiful day, and the most beautiful scenery, and around the course, the mountains and the sea, everything was unbelievable!»⁵⁹

Er habe dann versucht, «einfach den Moment» wahrzunehmen:

«So I had to live in the moment and that moment was I was going around this beautiful coast road with amazing views looking at mountains for the first time, you know. So, if my thoughts had gone mad, I am not thinking about the run, or thinking about how far behind I was compared to where I should be. If I just focus on the moment that enabled me to deal with it. Mhmm.»⁶⁰

Auf den Moment zu fokussieren, wird zu einer Form der Selbstermächtigung, über die Berts die temporär verlorene Kontrolle wiedergewinnen kann. Er greift Konzepte der Achtsamkeit und der Präsenz im Augenblick⁶¹ auf und sieht den gemachten Fehler nicht negativ, sondern als Herausforderung, an der er wachsen kann. Diese Herausforderungen und den gesamten Wettkampf zu meistern, wird somit zu einer selbstermächtigenden Praktik. Berg und Berts bewerten vor allem das Zusammenspiel von durch die Landschaft oder durch das Wettkampfgeschehen hervorgerufenen emotionalen Eindrücken als Komponente, welche dazu führt, weitere Wettkämpfe bestreiten zu wollen und das Selbstbewusstsein zu entwickeln, herausfordernde Situationen meistern zu können.

Das Triathlet*innenumfeld: Familie, Freund*innen und eine Frage der Zeit

Viele der Triathlet*innen, die ihr Sporttreiben nach und nach intensivieren und sich immer wieder für Wettkämpfe anmelden, berichten davon, dass auch Familie und Freund*innen eine Rolle bei dieser Entwicklung spielen. Der Triathlet Fridolin Cubis erklärt, dass sein Freundeskreis sehr stark durch den Sport geprägt sei. Es ergebe sich von selbst, dass die meisten Freund*innen «auch aus

58 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

59 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

60 Ebd.

61 Kabat-Zinn, 1982.

dem Bereich oder aus dem Lebensteil»⁶² kämen. Trotzdem findet er es wichtig, dass man auch noch ein paar Leute habe, mit denen man das nicht teile und über andere Sachen reden könne.⁶³ Seine Eltern unterstützen sein Sporttreiben. Auch seine Freundin begleitet ihn zu Wettkämpfen und schaute sich zum Zeitpunkt des Interviews gerade ein Rennrad an, dass sie sich kaufen wollte, um gemeinsam mit ihm radfahren zu können.⁶⁴ Cubis berichtet, dass sein Bestreben, seine Freizeit auch mit Nichtsportler*innen zu verbringen, in Anbetracht der Verpflichtungen, welche Sport, Familie und Arbeit mit sich bringen, zu einer Herausforderung wird. Es wird deutlich, dass Sport für Cubis die Gestaltung des Alltags und das Zusammensein mit Familie und Freunden entscheidend prägt. Alfred Svenson etwa erzählt, dass die Integration des Trainings in seinen Alltag als Arzt und Familienvater nicht nur eine Frage der Zeit sei, sondern ihm und somit auch seiner Familie gut tue:

«Und dann habe ich jetzt beschlossen, statt 150 Prozent zu arbeiten, werde ich jetzt das so einplanen, [dass ich] ein bisschen weniger arbeiten und dafür weitermachen kann mit relativ viel Training. Weil es mir so gut tut. Und wenn es mir gut tut, tut es, glaube ich, auch meiner Umwelt gut. Mhmm [klingt zufrieden].»⁶⁵

Bei Berg war es etwas anders: Um sein Training in den Alltag zu integrieren, fuhr er zur Arbeit 25 Kilometer mit dem Rad. Dafür stand er um 5.20 Uhr auf und war um 6.30 Uhr im Büro. Abends um 20 Uhr fuhr er vom Büro wieder nach Hause und ging manchmal vorher noch schwimmen. Am Samstag hatte er Lauftraining und fuhr sonntags oft drei bis vier Stunden rad. Er betrieb zusätzlich zu seinen 60 Stunden Arbeit 15 bis 16 Stunden Sport in der Woche:

«Da bleibt dann nicht mehr so viel übrig. Ich bin morgens irgendwie weg, bevor alle aufgestanden waren, und abends wiedergekommen, und wenn sie Glück hatten, haben sie noch den Moment erlebt, bevor ich dann auf dem Sofa die Augen zugemacht habe. Ähm ja [zögernd]. Aber das war die erste Saison, danach ging es etwas besser.»⁶⁶

Dies lag auch daran, dass seine Frau ihm ein Ultimatum stellte:

«Und nach der ersten Saison sagt meine Frau zu mir: <Du hast jetzt drei Möglichkeiten: Du kannst entweder deinen Trainingsstil ändern, die Sportart wechseln oder dir eine neue Familie suchen.> Und da habe ich mir dann überlegt [Lachen in der Stimme hörbar]: <Also Triathlon mag ich, meine Familie liebe ich, ich versuche es mal mit einem anderen Trainingsstil.> [Lachen] Und glücklicherweise habe ich es dann irgendwie beibehalten können, dass es im Laufe der Zeit immer weniger

62 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

63 Ebd.

64 Ebd.

65 Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

66 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

Training wurde, oder zumindest so weniger belastendes Training für die Familie und ähm, es trotzdem okay war – mit dem Spass, den ich hatte, und mit den Ergebnissen, die ich erzielen konnte.»⁶⁷

Atkinson argumentiert, dass die massiven zeitlichen Verpflichtungen für den Sport dazu führen, dass Triathleten keine Zeit mehr in andere Freizeitaktivitäten investieren können und der Sport zum Hauptfokus des Alltages wird.⁶⁸

Auch Rubens beschreibt, wie schwierig es ist, Familie, Arbeit, eigene Bedürfnisse und Training miteinander zu vereinbaren:

«Zeitmanagement, du musst dich so organisieren, dass es dann halt eben geht und ohne, dass du irgendwie sagen musst: Ich, ich leide, oder irgendjemand anders leidet unter dem Umstand, dass du das machst. Klar, das hast du automatisch, du musst es einfach so reduzieren können, dass es halbwegs verträglich ist. Ich meine, jemand, der 15 bis 20 Stunden trainiert, der macht das einfach zusätzlich zu den 42 Stunden arbeiten. Da ist der andere dann vielleicht in dieser Zeit da und das sind dann schon viele Stunden. Dafür bist du ausgeglichen [...] Gut, ich habe schon viel, bei mir viel Rück-, viel zurückgestellt, für mich jetzt. Also einfach das, die Zeit, die ich gehabt habe, habe ich dann eigentlich probiert, meinem Umfeld ein wenig zu schenken. Auch so aus dem, zu sagen, ja, du hast ja deine Zeit, wenn du trainierst, und dann gibst du sie zurück, obwohl du natürlich, das Training nie den gleichen Wert für dich persönlich hat, wie wenn du jetzt auch einfach mal zwei Stunden dich hinsetzen kannst und irgendwas lesen oder einfach für dich sein. Aber das hat dann einfach zurückstehen müssen. Und, ja, durch das hast du dann natürlich, ja, [1 Sekunde Pause] schläfst weniger als sonst jemand, vielleicht, ehm, ja, musst dann, musst dann wirklich bereit sein, zu sagen, du selbst musst auch ein wenig hintenanstehen.»⁶⁹

Der Faktor Zeit und das Bestreben, die Familie nicht zu vernachlässigen, spielt nicht nur bei Svenson und Berg eine Rolle. Auch Islin schreibt:

«Also die Familie ist absolut an erster Stelle! Ich bin da ein wenig eine Glücke. Das gebe ich voll zu, das ist einfach so. Die Kinder sind zwar gross, aber es ist trotzdem, es ist immer wieder etwas und so. Und dann mein Mann natürlich. Und dann habe ich noch den Hund, den ich halt auch gern hab und viel mit ihm laufen gehe.»⁷⁰

Sie erklärt ausserdem, dass der Triathlon zu ihrem Alltag gehöre und dass ihr familiäres Geflecht relevant dafür ist, dass sie peu à peu zum Sport kam:

67 Ebd.

68 Atkinson, 2008b, S. 174 f.; vgl. ebenso Masters, Ogles und Jolton, 1993, S. 135.

69 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014. Interessant ist hier das Reden über sich in der zweiten Person, was – ohne zu psychologisieren – eine gewisse Distanz schafft und als ein gewisses Ab-rücken von den eigenen Tätigkeiten betrachtet werden könnte.

70 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

«Er [der Triathlon] macht einen grossen Teil aus, aber eigentlich erst seit etwa zehn Jahren. Aber vorher habe ich gar nicht die Zeit gehabt mit drei Kindern. Ich bin Fulltime-Hausfrau. [...] und eigentlich erst seitdem die Kinder grösser sind, bin ich so ein wenig reingerutscht. Ein wenig Sport habe ich immer gemacht, viel laufen, viel wandern. Natürlich mit den Kindern. Aber Wettkämpfe, muss ich sagen, ist jetzt über zehn Jahre, da kommst du mal so ein bisschen rein. Machst mal einen und da ist eigentlich mein Mann schuld, wegen dem Triathlon.»⁷¹

McCarville schreibt zum Zusammenhang von Triathlon und Alltag: «[The] extent to which Ironman intrudes into daily living can be dramatic. It can involve diet restrictions and sleep patterns as well as training time and expense.»⁷² Auch Rubens berichtet, wie er angefangen habe, weniger zu schlafen, um trainieren zu können und Arbeit und Familie nicht zu vernachlässigen: «Irgendwo muss die Zeit dann einfach abgezogen werden, und die musste dann [Lachen in der Stimme hörbar] irgendwann am Schlaf abgezogen werden.»⁷³ Die Aussagen von Islin, Alms und Berg suggerieren zwar, dass die Familie an erster Stelle kommt, gleichzeitig spiegeln sie den grossen Stellenwert des Sports in ihrem Leben. Die Facebook-Einträge der Athlet*innen zeigen deutlicher, dass Triathlon weniger ein Nebenprodukt oder ein Hobby ist, sondern dass Triathlon einen Grossteil ihrer Lebensgestaltung ausmacht und prioritär behandelt wird. Islin postet Bilder und Berichte von gemeinsamen Trainings und Wettkämpfen mit ihrer Tochter. Bei Alms, der auch als Profitriathlet der Ironman-Serie startet und unter anderem einen Blog über sein Athletendasein betreibt, wird ebenso deutlich, wie sehr die Familie Teil seines Sports ist und diesen auch unterstützt. Berg teilt viele absolvierte Trainingsstrecken, aber auch Bilder von Erlebnissen mit seiner Partnerin.

Solche Darstellungsweisen von Triathlon als massgeblichem Teil des Lebens vermitteln den Eindruck, dass Triathlon ubiquitär praktiziert wird, und kommunizieren das Bild, dass sich Triathlet*innen ganzheitlich dem Sport widmen und Job, Familie, Freund*innen, Essen, Schlafen und Sexualverhalten dem Training unterordnen, um möglichst viele Trainingsstunden Sport in einen Tagesablauf zu integrieren. Dafür die Schlaf- und Arbeitszeiten zu reduzieren, ist nicht nur bei Rubens, Berg und Svenson eine Lösung. Auch Ander sagt:

«Ja und ich arbeite 80 Prozent und nebenbei, wenn ich frei habe, dann mache ich mindestens einmal am Tag, bin ich unterwegs, sportlich unterwegs. Ausser jetzt im November habe ich jetzt ein paar andere Sachen noch genossen. Da gehe ich

71 Ebd.

72 McCarville, 2007, S. 171.

73 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

mal einen Tag shoppen und mache mal nichts, mache mal so ein bisschen Pause zwischendrin.»⁷⁴

Sport strukturiert Anders Alltag. In der Jahreszeit, in der die Athlet*innen üblicherweise eine Saisonpause einlegen, reduziert jedoch auch sie ihr Training. Auf die Frage, was sie ausser Sport und Arbeiten sonst noch mache, antwortet sie nach kurzer Überlegung: «Was könnte man noch so über mich –? [bricht ab] Was ich sonst halt noch mache, nehme ich an, ja, das ist schon noch interessant.»⁷⁵ Nach kurzem Zögern fährt sie fort: «Also ich lebe halt, ich lebe schon für den Sport. Also meine ganze Freizeit dreht sich um das. Und sonst relaxe ich und wellnessen und shoppen und Freunde treffen zum Kaffeetrinken.»⁷⁶ Es wird deutlich, dass sie ihren Alltag, soweit es ihre Schichtarbeit zulässt, auf das Sporttreiben ausrichtet. Dies berichtet auch Alms, der auf einer Ölplattform arbeitet, mehrere Wochen am Stück dort ist und dann jeweils längere Zeit frei hat. Auf der Plattform organisiert er sich so, dass er seine Freizeit möglichst mit Training verbindet. Wenn er zurück bei seiner Familie ist, trainiert er zwar auch viel, hat aber auch viel Freizeit. Er versucht die Zeit effizient zu nutzen und nimmt beispielsweise seinen kleinen Sohn im Fahrradanhänger zu vielen Radtrainings mit und trainiert auf der Rolle oder dem Laufband, während dieser schläft.⁷⁷

Wenn Oliver Zilcher im Interview mit der *Zeit* sagt, er müsse die Woche durchtackten, fügt er an, dass ihn seine Partnerin unterstütze: «Ohne ihre Hilfe und die meiner Freunde würde ich es auch nicht schaffen.»⁷⁸ Darauf, wie schwierig es manchmal ist, trotz Familie und (Schicht-)Arbeit Trainings unterzubringen, verweisen auch die Langdistanztriathletinnen und Xterra-Teilnehmerinnen Jane Buttler und Sarah Johnson bei einem bewegten Interview während einer Mountainbike-Ausfahrt. Da habe auch der Partner mal Rücksicht zu nehmen, kommentiert Johnson mit einem verschmitzten Lachen und lässt bewusst offen, auf welche Lebensbereiche sich dies konkret bezieht.⁷⁹ In einem Gespräch mit dem Triathleten Beat Ullrich⁸⁰ sowie in der Diskussion mit einer Gruppe von Triathletinnen im Trainingslager ging es darum, welche Rolle Sex vor oder nach Trainings und Wettkämpfen spielen könne. In beiden Gesprächen kamen die Athlet*innen zu dem Schluss, dass Sex als leichte körperliche Aktivität und damit als eine Form des Fettverbrennungstrainings angesehen werden könne. Einstimmig und lachend wurde betont, dass nach anstrengenden Trainings die

74 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

75 Ebd.

76 Ebd.

77 Alms, Interview vom 30. 8. 2015; Lofoten Triathlon 2015, Feldnotizen vom 28. 8.–1. 9. 2015.

78 Reith, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

79 Buttler, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016; Johnson, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016.

80 Gespräch mit Beat Ullrich, Feldnotizen vom 18. 6. 2016.

Energie für Sex nicht immer reiche. Auch durch den Fahrradsattel verursachte Druckstellen würden dies verhindern.⁸¹ In den Gesprächen wurde diskutiert, dass Sex die Funktion einnehmen könne, die Nervosität vor einem Wettkampf zu nehmen, gleichzeitig hiess es aber auch, dass dabei Energie verspielt werde. Die Diskutant*innen waren sich uneins, ob Sex die Wettkampfleistung erhöhe oder mindere.⁸²

Auch in Bezug auf den Schlaf sind sich die Athlet*innen nicht einig. Populär sind bei vielen Triathlet*innen Schwimmtrainings zu frühen Tageszeiten, das heisst ab 6 Uhr. Dies führe jedoch bei vielen zu verringerten Schlafzeiten, da man eben doch nicht so früh ins Bett finde. In der Frage, wie sinnvoll ein Schwimmtraining sei, wenn dem Körper nicht genügend Ruhe zwischen den Trainings gegönnt werde, fanden die Athlet*innen keinen Konsens. Einige sagten, dass sich zu wenig Schlaf immer negativ auf Folgetrainings auswirke, andere beharrten darauf, dass es nichts ausmache, wenn am Abend vorher eine andere Disziplin trainiert wurde.⁸³

Die hier aufgeführten Aussagen der Triathlet*innen vermitteln den Eindruck, dass sie sich in einem *Triathlon-Biotop* befinden. Der Umgang mit Familie und Freund*innen und andere Tätigkeiten werden so geplant, dass die Trainingseinheiten absolviert werden können. Ihre Haushalte wirken sehr sportbeeinflusst, wie die Fotoethnografie in den Athlet*innenhaushalten verdeutlicht (vgl. 4.2.1): Ein Rad im Schlafzimmer, Bilder von Wettkämpfen in den Wohnungen, Schwimmutensilien im Badezimmer und Trainingsgeräte im Wohnbereich verteilt, Trinkflaschen, die neben dem Waschbecken trocknen (siehe Abb. 5.1).⁸⁴ Das omniprésente Sportmaterial verdeutlicht die generell lebensumspannende Rolle von Triathlon für Langdistanztriathlet*innen.⁸⁵ Gleichzeitig scheint sich das Bild abzuzeichnen, dass die Länge der Wettkämpfe und die Alltagsgestaltung und -praxis der Athlet*innen kausal zusammenhängen: Je intensiver der Sport betrieben wird, desto stärker ist das Leben durch den Sport strukturiert und

81 Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015.

82 Gespräch mit Beat Ullrich, Feldnotizen vom 18. 6. 2016; Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015.

83 Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015; Triathlonwochenende Tessin I., Feldnotizen vom 7.–9. 6. 2014; Triathlonwochenende Tessin II., Feldnotizen vom 25.–27. 5. 2018.

84 Ander, Fotoethnografie vom 5. 11. 2014; Berg, Fotoethnografie vom 2. 11. 2014; Dreyer, Fotoethnografie vom 1. 7. 2014; Islin, Fotoethnografie vom 13. 10. 2014; Petersen, Fotoethnografie vom 10. 12. 2014; Rubens, Fotoethnografie vom 13. 12. 2014; Sentens, Fotoethnografie vom 3. 11. 2014.

85 Die einzige Ausnahme stellt Gabor Tessl dar. In seinem Haushalt liessen sich ausser einem Bidon beim Waschbecken keine triathlonspezifischen Materialien finden. Seinem Bericht zufolge hat er zu dem Zeitpunkt weniger trainiert und im Anschluss daran kaum mehr Wettkämpfe absolviert (Tessl, Interview vom 27. 9. 2014).

desto mehr wird er durch Artefakte repräsentiert. Was Ursache und Wirkung ist, scheint nicht zu klären. Jedoch transportieren die hier beschriebenen Alltags- und Lebensweisen ein spezifisches Image von Triathlet*innen.

Das Leben und der Sport: Das Leben ist der Sport

Der Soziologe Robert A. Stebbins bezeichnet die in der Triathlonszene von Athlet*innen vielfach thematisierte Phase vom Beginn des Triathlonpraktizierens bis zur Teilnahme an der ersten Langdistanz mit dem Begriff des «serious leisure». Es gehe in dieser Zeit um eine «acquisition and expression of a combination of special skills, knowledge and experience». ⁸⁶ Auch Robert Gugutzer beschreibt Triathlonpraktiken neben weiteren Sportarten nicht als Bewegungspraktiken, «die mal so zwischendurch ausgeübt werden, sondern [als] körperbezogene kulturelle Ausdrucksformen, die wenn möglich rund um die Uhr gelebt werden – ein Lebensstil». ⁸⁷

Triathlon wird also als allumfassende Praktik verstanden und damit auch mit Rand- und Extremsportarten gleichgesetzt. Dem Kulturanthropologen Ron E. McCarville zufolge bedarf es «several months of intense training focus during which family and non-training friends may become secondary». ⁸⁸

Joe Friel beschreibt die Entwicklung von Athlet*innen im Triathlon als ständig in Veränderung begriffen: «It changes as life goes on.» Die motivierte Phase am Anfang der Triathlonlaufbahn nennt er «honeymoon stage» und illustriert sie folgendermassen:

«So when you are in that stage of your career, you can't get enough of it. You want to swim, bike and run every chance you get. You spend your days thinking about it, you go to bed thinking about it, you wake up, thinking about it, you eat your meals, thinking about it. Because it is just such passion [betont] for it at that point.»

Triathlon wird für die Athlet*innen zu einem identitätsstiftenden Faktor: «It is who I am, it defines me.» ⁸⁹ Auch der praxeologisch arbeitende Soziologe Loïc Wacquant verweist am Beispiel von Boxer*innen auf die allumfassende Identifikation, die mit dem Praktizieren eines Sports einhergeht:

«For boxers are bound to their trade by profound, multifaceted, sensuous relationship of affection and obsessive devotion, an organic connection (*sympatheia*) akin to a religious allegiance inscribed in their whole being – or, better yet, a form of *possession* born of the thorough refashioning of their «lived body»⁹⁰ to accord

86 Stebbins, 1993, S. 23.

87 Gugutzer, 2004b, S. 236.

88 McCarville, 2007, S. 170; vgl. hier zu einem gegenteiligen Verhalten Löfgren und Ehn, 2012.

89 Friel, Interview vom 19. 8. 2016.

90 Hier verweist Wacquant auf Merleau-Ponty, 1962, S. 173–179. Siehe für die deutsche Übersetzung Merleau-Ponty, 1974.



Abb. 5.1: Objekte des Triathlons sind in den Wohnungen der Athlet*innen verteilt und sogar Plätzchen werden in Form des Ironman-Logos gebacken.

with the specific temporal, physiological, and cognitive-emotional stipulations of the game. Fighting is not simply something that they *do*, an instrumental activity, a pastime and a side job separable from their persona. Because it demands and effects a far-reaching restructuring of the self as well as an integral colonization of one's life-world, boxing is what they *are*: it defines at once their innermost identity, their practical attachments, and everyday doings, and their access to and place in the public realm.»⁹¹

Dieses komplette Boxerdasein, das sich im oben beschriebenen *doing, feeling* und *sensing*⁹² äussert, kann für Langdistanztriathlet*innen ebenso beobachtet werden: Auch sie identifizieren sich absolut mit dem Sport. Triathlet*innen leben den Sport als eine Profession aus, die alles von zwanghaftem Verhalten bis zu emotionaler Hingabe fordert. Die Athlet*innen und der Sport, den sie ausüben, verschmelzen zu einer Einheit, sie verkörpern den Sport, den sie ausüben, was sich in solchen Doings, Feelings, Sensings, das heisst in Praktiken und dem Erleben dieser Praktiken sowie im Einsatz verschiedener Materialien und dem Umgang mit diesen äussert (vgl. unter 5.2 die Abschnitte *Von Finishergeschenken und Wettkampffaccessoirs* und *Von Handschuhen und Baby puder*). Die Fotoethnografie verbildlicht dies: Triathlon manifestiert sich auch in triathlonzugehörigen Objekten, mit denen die Sportler*innen ihre persönliche Lebenswelt gestalten. Der Sport wird zu ihrem Lebensmittelpunkt, wodurch der Fokus auf die Bewegungspraktiken und die damit verbundenen optimalen Voraussetzungen gelegt und andere Interessen und Hobbys (zwangsläufig) als weniger relevant eingestuft werden. Die Körper der Athlet*innen werden durch die Trainings auf triathlonspezifische Weise geformt und es entstehen Sportler*innenbiografien, die einander gleichen. Atkinson beschreibt, wie «triathletes are fundamentally a group of mutually oriented actors sharing particular lifestyle orientations, physical predilections, emotional characteristics, and socio-demographic backgrounds».⁹³ Auch die Lebensstile der hier beforschten Triathlet*innen ähneln sich auf diesen Ebenen: Sie können durch das Performieren ihrer Praktiken ein triathlonspezifisches «Raumstück»⁹⁴ schaffen. Ihr Habitus ist triathlonspezifisch.⁹⁵ Atkinson beschreibt drei männliche Athleten und ihre Biografien und hält fest, dass Triathlon bei allen ein Fixpunkt im Leben darstellt.⁹⁶

91 Wacquant, 1995, S. 507 (Hervorhebungen im Original).

92 Vgl. Scheer, 2016; Schatzki, 1996, 2002.

93 Atkinson, 2008a, S. 300.

94 Wöhler, 2011, S. 249.

95 Vgl. hierzu Wöhler, der touristische Reisende oder Pilger wie folgt versteht: «Akteur*innen bzw. Schauspieler [die] in einem dramaturgischen Raumstück sind, wobei es empirisch belegt ist, dass ihre Performances nach Lebensstilen, Lebensphasen und Selbstkonzepten variieren und sie somit einen je spezifischen touristischen Habitus performen.» Ebd., S. 249.

96 Atkinson, 2008a, S. 296.

Dasselbe trifft auf die von mir beforschten Athlet*innen zu. Die Einstellung zu haben, den *Swissman*, einen Langdistanztriathlon mit über 5500 Höhenmetern und Wettkampfzeiten von über elf Stunden (im Vergleich zu unter acht Stunden bei normalen Langdistanzrennen), *einfach* mal mitzumachen, setzt ein hohes Mass an Fitness voraus und zeugt von einem sehr triathlonspezifischen Habitus. Einen solchen beschreibt Tessel:

«[...] ich mach nicht in dem Sinne Triathlon, ich mache einfach Sport. Und wenn es einer ist, der halt ein Triathlon ist, der spannend klingt, wie der *Swissman*. Wo ich das das erste Mal gehört habe: «Ah, das klingt so cool! Da musst du schauen, dass du da mitmachen kannst!»⁹⁷

Das Beispiel von David Berg, der bei einem Wettkampf 111 Kilometer bei Regenwetter um den Zürichsee rannte, zeugt ebenso von dieser Selbstverortung. Um zu solchen Einstellungen zu kommen, muss der Sport zwangsläufig zu einem grossen Teil des Alltags werden. Atkinson beschreibt die Körper von Triathlet*innen als kommunikative Elemente innerhalb eines mit Elias als zivilisatorisch verstandenen Prozesses:

«Their «enduring bodies» become communicative symbols of individual civility⁹⁸ and established moral worth for the group. Triathletes learn, over the course of time, to physically manage, socially perform, and individually reflect upon endurance tasks as a microcosm of the «civilising process» Elias describes.»⁹⁹

Der Soziologe David Le Breton betont in seinem Artikel «Playing Symbolically with Death in Extreme Sports»,¹⁰⁰ dass Triathlet*innen eine hohe Konkurrenzfähigkeit und Schmerztoleranz entwickeln müssen:

«[...] the triathlon [...] are the sorts of ordeal in which people without particular ability are not pitting themselves against others but are committed to improve their own resistance and ability to continue, despite the strength-sapping effect of pain.»¹⁰¹

Sie seien andauernd dem Druck ausgesetzt, sich nach aussen beweisen zu müssen:

«Constantly being called upon to prove themselves in a society where reference points are both countless and contradictory and where values are on crisis, people are seeking, through a radical one-to-one contest, to test their strength of character, their courage and their personal resources.»¹⁰²

97 Tessel, Interview vom 27. 9. 2014.

98 Hier verweist Atkinson auf Norbert Elias, 2001.

99 Atkinson, 2008a, S. 296.

100 Dazu zählt Le Breton auch Triathlon.

101 Le Breton, 2000, S. 1.

102 Ebd., S. 1.

Die Beispiele zeigen, wie das Hineinwachsen in den Sport durch verschiedene verschränkte Prozesse geprägt wird und wie das Beobachten und Sprechen mit anderen Triathlet*innen das individuelle Verhalten gegenüber dem Sport beeinflusst. Dabei entstehen innerhalb der Szene kollektiv geteilte Wissensordnungen und vergleichbare Sinnhorizonte,¹⁰³ welche zu Veränderungen individueller Gewohnheiten und Ansichten im Sinne einer Homogenisierung führen. Bestimmte Emotionen, physisch-körper- oder materialbezogene triatlonspezifische Praktiken, die Gestaltung von Alltag und Umfeld, insbesondere in Bezug auf die Integration von Familie, Freunde und Arbeit – all dies sind Facetten des Werdensprozesses von Triathlet*innen.

5.2 «Overprepare and undertrain»: Weisheiten und Zugehörigkeit im Triathlon

Der Ausspruch «Overprepare and undertrain» kann verschieden interpretiert werden: als Ratschlag, als Warnung, als ironische Bemerkung oder als Understatement. Er kann die Auffassung widerspiegeln, dass es sinnvoll ist, das Training vor einem Wettkampf zu drosseln. Damit greift er auf die Idee des sogenannten Taperings zurück, welches darin besteht, dass die Häufigkeit und Dauer von Trainings vor einem Wettkampf verringert und die Intensität gleichzeitig hoch gehalten wird. Dies soll zu physischer Erholung führen, um am Wettkampftag bestmöglich ausgeruht, aber optimal trainiert starten zu können. Ebenso zeugt die Aussage von dem mit Ehrgeiz verbundenen Wissen, dass eine Vorbereitung auf einen Wettkampf in Bezug auf Wiederholungen, Umfang und Intensität nicht zu gering ausfallen sollte. Aber auch Komponenten wie Kenntnis der Wettkampfstrecke und Gegner sowie die Vorbereitung des Materials können darunter gefasst werden.¹⁰⁴ Des Weiteren verweist der Ausspruch auf die Gefahr eines Übertrainings. Hierbei stagniert oder verringert sich die Leistung trotz Training und eine Leistungssteigerung bleibt aus, da der Körper von zu hohem Trainingsvolumen und der Trainingsintensität erschöpft ist. Ironisch eingesetzt zeigt der Ausspruch, dass die Person die oben genannten Überlegungen kennt und sich dessen bewusst ist, was es neben dem blossen Training für weitere Aspekte gibt, die zu berücksichtigen sind. Den Ausspruch als Understatement zu kommunizieren, kann auf eine Vernachlässigung des eigenen Trainings hindeuten und darauf, sich dessen bewusst zu sein. Natürlich reicht auch die *Über-*

103 Vgl. dazu Reckwitz, 2003, S. 288.

104 Vgl. Petibois et al., 2003.

vorbereitung aller anderen Komponenten nicht aus, um bei einem Wettkampf gut abzuschneiden.

«Overprepare and undertrain»¹⁰⁵ ist nicht erst durch Mark Allan, der sechsmal den Ironman auf Hawaii gewann (1989–1995) und als Trainer und Wettkampforganisator tätig ist, bekannt geworden. Es ist auch ein Ausspruch, den ich im Feld immer wieder hörte.¹⁰⁶ Bestmöglich vorbereitet an einen Wettkampf zu gehen, impliziert aber nicht nur die physische Vorbereitung, sondern auch, das Material organisiert zu haben, die Wettkampfverpflegung zu planen, über die Strecke Bescheid zu wissen und die Wechselzone einzurichten.¹⁰⁷ Die Aussage, übervorbereitet und untertrainiert zu sein, zählt zum szenenspezifischen Wissen. Derartige *Weisheiten* der Szene sind eine Mischung aus wissenschaftlichen Erkenntnissen und individuellen und kollektiven, vielfach anekdotischen Erfahrungen, die auch kollektiv geteilte Wissensordnungen und Sinnhorizonte eröffnen.¹⁰⁸ Über solche Wissensbestände wird Zugehörigkeit hergestellt.¹⁰⁹ Das geteilte Wissen führt dazu, Teil einer Gruppe zu sein und spezifische kulturelle Codes¹¹⁰ zu kennen. So schreibt auch Reckwitz, dass beim Ausführen von Praktiken

«implizite soziale Kriterien zum Einsatz [kommen], mit denen sich die Akteur*innen in der jeweiligen Praktik eine entsprechende «Sinnwelt» erschaffen, in denen Gegenstände und Personen eine implizit gewusste Bedeutung besitzen, und mit denen sie umgehen, um routinemäßig angemessen zu handeln».¹¹¹

Besonders über den Umgang mit triathlonspezifischen Materialien wird Zugehörigkeit hergestellt. Daher ist nicht nur die Frage nach den Selbstausslegungen der Athlet*innen und ihren Bezügen zum Sport grundlegend, sondern ebenso die Frage nach den vielfältigen materialbezogenen Praktiken, die der Triathlon in den Lebenswelten von Individuen hervorbringt.

Im Folgenden stelle ich dar, wie über den triathlonspezifischen Einsatz von Materialien und das Erscheinungsbild von Körpern Triathlon verhandelt wird. Zudem zeige ich an ambivalenten Diskussionen der Szene exemplarisch auf, wie Triathlonzugehörigkeit konkret performiert wird.

105 Allen, 2014, S. 19.

106 Triathlonsaison, Feldnotizen 2016.

107 Vergleichbar ist die Aussage, dass der Wechsel die vierte Disziplin im Triathlon sei. So heisst es unter Triathlet*innen, dass mit einem schnellen Wechsel zwar nicht gewonnen werden könne, jedoch verloren. Das impliziert ebenso ein gutes Training, aber auch gute Vorbereitung anderer Komponenten, wie das strategisch geplante Wechseln – denn wer nicht weiss, was wann wie zu tun ist, kann nicht rasch zwischen den Disziplinen wechseln (vgl. hierzu auch Krahn, zuletzt eingesehen am 22. 1. 2019).

108 Vgl. Reckwitz, 2003, S. 288.

109 Vgl. dazu Marchand, 2010, der Kopf, Körper und Umgebung als zusammengehörigen Verbund sieht, über den Wissen hergestellt wird.

110 Vgl. Reckwitz, 2003, S. 288.

111 Ebd., S. 291.

Von Handschuhen und Babypuder: Triathlonspezifische Verwendung von Materialien

Reckwitz' Praxistheorie zufolge ist Materielles – er spricht von spezifischen Artefakten wie Computern, Autos oder Kleidungsstücken – als «ein Teilelement von sozialen Praktiken zu begreifen».¹¹² Wichtige Artefakte im Triathlon sind beispielsweise Handschuhe, Transportkoffer und Vaseline. Hinzu kommt das Wissen um ihren Einsatz. Diese Objekte und das an sie geknüpfte Wissen lassen spezifische Praktiken der Triathlet*innen entstehen. Beispielsweise erfordert Triathlon nicht nur den Besitz eines Neoprenanzugs, sondern auch die Kenntnis, diesen so anzuziehen, dass das sehr empfindliche Material des wärmenden Schwimmanzugs nicht durch die Fingernägel geschädigt wird und einreißt. Davor können etwa Handschuhe schützen – ähnlich wie bei Nylonstrümpfen.¹¹³ Mittlerweile werden Handschuhe beim Kauf einiger Neoprenmodelle sogar mitgeliefert – die Industrie reagiert damit auf die Bedürfnisse der Szene. Viele Athlet*innen transportieren ihre Neoprenanzüge in einem dafür vorgesehenen Koffer, damit keine Materialschäden entstehen.¹¹⁴ Auch der Blick auf meine eigene Sportpraxis veranschaulicht das: Ich drehe die Beine des Neoprenanzugs immer auf links, da beim Anfassen des Innenmaterials weniger leicht Risse entstehen. Dann klappe ich die Beine des Anzugs bis über die Knie hoch mit möglichst einer Bewegung, sodass ich vermeide, sie hochziehen zu müssen. Der obere Teil der Beine muss dann noch zurechtgerutscht werden, wobei ich das Material hierfür von innen greife. Den Rest ziehe ich auf rechts an, kann aber auch hier von innen greifen und somit das Aussenmaterial möglichst nicht berühren. Im Wettkampf streiche ich ausserdem meine Hand- und Fussgelenke mit Vaseline ein, damit ich einfacher aus dem Neoprenanzug herauskomme. Im Training schmiere ich die Fettcreme meistens nur auf meinen Nacken, damit dort keine Scheuerstellen entstehen.¹¹⁵

Solche Handlungspraktiken sind immer auch durch Materialität bedingt. Der Volkskundler Hermann Heidrich spricht daher von einer «Reziprozität (Menschen formen Dinge, Dinge formen Menschen)».¹¹⁶ Auch Reckwitz verweist auf das Behandeln und Handling von Material:

«Wenn eine Praktik einen Nexus von wissensabhängigen Verhaltensroutinen darstellt, dann setzen diese nicht nur als ‹Träger› entsprechende ‹menschliche› Akteur*innen mit einem spezifischen, in ihren Körpern mobilisierbaren praktischen Wissen voraus, sondern regelmäßig auch ganz bestimmte Artefakte, die vor-

112 Ebd.

113 Spiezathlon, Feldnotizen vom 28. 6. 2014.

114 Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

115 Trainingslager Spanien 2014, Autoethnografie vom 19. 4.–3. 5. 2014. Derartige Scheuerstellen werden auch als *Knutschflecke* bezeichnet.

116 Heidrich, 2007, S. 37.

handen sein müssen, damit eine Praktik entstehen konnte und damit sie vollzogen und reproduziert werden kann.»¹¹⁷

Die Entwicklung, dass Handschuhe bei Neoprenanzügen mitgeliefert werden, ist ein Beispiel für diesen reziproken Zusammenhang. Im Triathlonsport ist das gesamte Handling des Materials in Training und Wettkampf auf diese Weise zu fassen. Denn es entstehen durch das Vorhandensein bestimmter Artefakte, um mit Reckwitz zu sprechen, bestimmte handlungsbedingende Praktiken. Ein gutes weiteres Beispiel dafür ist der Gebrauch von Sportuhren. Durch ihre Möglichkeiten der digitalen Selbstvermessung und des Teilens dieser Daten konnten sich neue qualitative und quantitative Dimensionen des Messens im Breitensport entwickeln (vgl. 5.3.2).¹¹⁸ Ein entscheidendes Artefakt kann aber ebenso gut ein spezieller Schnürsenkel sein, der durch seine Elastizität erlaubt, schnell und ohne eine Schleife binden zu müssen in den Schuh zu schlüpfen.¹¹⁹ Es kann die Blackroll¹²⁰ sein, mit welcher der Körper bearbeitet wird, um eine bessere Erholung zu fördern.¹²¹ Es kann die Fettcreme sein, mit der Hand- und Fussgelenke eingerieben werden, damit das Ausziehen des Neoprenanzugs einfacher geht, oder das Babypuder, das in die Ärmel und Beine des Anzugs gestreut wird, um leichter in diesen hineinrutschen zu können.¹²² In

«diesem sinnhaften Gebrauch behandeln die Akteur*innen die Gegenstände mit einem entsprechenden Verstehen und einem know how, das nicht selbst durch die Artefakte determiniert ist. Andererseits und gleichzeitig erlaubt die Faktizität eines Artefakts nicht beliebigen Gebrauch und beliebiges Verstehen.»¹²³

Wie gerade erwähnt, kann Babypuder in der Triathlonszene als Hilfsmittel zum Neoprenanziehen genutzt werden. Die spezifische Aneignung von Gegenständen und Materialien ist durch die Faktizität der Artefakte vorgegeben, jedoch von einer gewissen Nutzungsoffenheit und Flexibilität geprägt. Indem Babypuder zu einem Hilfsmittel wird, das in der Triathlonszene für das Anziehen des Neoprenanzugs verwendet wird,¹²⁴ wird eine szeneninterne Bedeutung kreiert und praktiziert.¹²⁵ Bestimmten Produkten werden triathlonspezifische Eigenschaften und Funktionen zugeschrieben. Die triathlonspezifische Nutzung von

117 Reckwitz, 2003, S. 291 Wie Reckwitz erwähnt, zeigen auch Konsumanalysen von Appadurai (Appadurai, 1986) oder Medientheorien nach Benjamin (Benjamin, 1977) und McLuhan (McLuhan, 1962) diesen bedingenden Zusammenhang auf.

118 Siehe insbesondere Krahn, 2019b, S. 1; Chamberlain und Lyons, 2016a, S. 171; Lazar et al., 2015; Tholander und Nylander, 2015.

119 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

120 Eine physiotherapeutische Kunststoffrolle, die auch in anderen Sportarten Anwendung findet.

121 Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015.

122 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

123 Reckwitz, 2003, S. 291.

124 Temposport, Tipps und Tricks zum Neopren, zuletzt eingesehen am 13. 4. 2019.

125 Zur Blackroll ist zu erwähnen, dass das artefakt-determinierende Wissen nicht automatisch die

Babypuder entspricht zwar nicht dem üblichen Gebrauch und scheint somit kontrainduktiv, ist als Szenenpraktik jedoch gängig. Eine triathlonspezifische Dingbedeutung konnte entstehen, indem Triathlet*innen wie Bricoleur*innen agieren: Sie benötigen ein Produkt, das es ihnen erleichtert, in den Neoprenanzug hineinzukommen, und funktionieren dafür Babypuder von einem wundstillenden zu einem lubrifizierenden Produkt um. In diesem Beispiel erfährt das Babypuder im Kontext der Triathlonpraxis einen neuen Zweck beziehungsweise eine bewusste Zweckentfremdung. Dem Puder wird eine neue Bedeutung und Funktion zugeordnet und die Determiniertheit des Babypuders wird somit überwunden.

Materialwissen und Handlungspraktiken

Auf dem Markt existiert eine breite Palette sportartspezifischer Kleidungsstücke, welche verschiedene Funktionen einnehmen und durch die individuellen Nutzungsweisen Bedeutungen erhalten. Es gibt ausgeprägte Diskurse über Sportkleidung, über gute und schlechte Materialien: So diskutierte ich nach einem Lauftraining mit einer Gruppe Triathlet*innen und Läufer*innen darüber, dass ein T-Shirt der Marke, die ich trage, nichts taue. Daraufhin argumentiert ein Athlet, dass er Funktionskleidung als nicht sinnvoll erachte: Wenn diese den Schweiß sofort abtransportiere, werde der Körper nicht gut gekühlt. Das Kühlen habe jedoch den Sinn, dass man bessere Leistung erbringen könne. Wenn also das Material sofort den Schweiß abtransportiere, sei dieser natürliche Effekt verunmöglicht. Damit sei derartige Material kontraproduktiv – obwohl es von der Sportbekleidungsindustrie so gehyped werde.¹²⁶ Allen-Collinson und Owton beschreiben für den Langstreckenlauf, welche zentrale Rolle die Erfahrung von Hitze beim Sport spielen kann.¹²⁷ Die Thermoregulation kann durch die getragene Kleidung beeinflusst werden.¹²⁸

Die norwegische Langdistanztriathletin Nina Veyen erklärte mir in einem bewegten Interview, dass sie, mit Ausnahme des Hochsommers, am liebsten in Wolle Sport mache. Mit Wollsocken habe sie auch auf dem Rennrad bei kälteren Temperaturen nie kalte Füße. Seien die Sachen nass, da Wolle die Feuchtigkeit nicht so gut abtransportiere, würden sie trotzdem wärmen.¹²⁹ Daraus entstand bei Veyen und mir die Idee, am Lofoten Triathlon Wollkleidung unter dem Neo-

Verwendung dieser Hartschaumrollen vermittelt, sondern die Verwendungsweisen kultur- und szenenspezifischer Vermittlung bedürfen.

126 Triathlonsaison, Feldnotizen 2014; vgl. ebenso Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015; Triathlonsaison, Feldnotizen 2016.

127 Allen-Collinson und Owton, 2015.

128 Vgl. zur unmittelbaren Erfahrung von Wetter in Bezug auf den eigenen Körper Ingold, 2010b.

129 Triathlonsaison, Feldnotizen 2014.

pren zu tragen, damit wir bei einer Wassertemperatur unter 15 Grad nicht so frieren.¹³⁰ Ihr individuelles Wissen wurde zu einem geteilten Wissensbestand, der neue Sinnhorizonte eröffnen kann,¹³¹ worüber eine Reziprozität nicht nur zwischen Athlet*innen, sondern auch zwischen triathlonspezifischen Materialien und Praktiken entsteht.¹³²

Auch das Tragen eines Neoprenanzugs wird bei vielen Athlet*innen so ausgelegt, dass sie damit schneller schwimmen und das Erlebnis des Schwimmens ein anderes würde: Es sei einem wärmer, und man erhalte eine andere Wasserlage. Aus diesem Grund ändere sich auch das Gefühl des Schwimmens gegenüber dem in Badeanzug oder Badehose. Ein Triathlet sagte mir, dass er mit der zusätzlichen Schicht des Neoprenanzugs viel schneller schwimme.¹³³ Diese *zweite Haut*¹³⁴ verbessere die Leistung des eigenen Körpers dadurch, dass er die Wasserlage korrigiere, und kann somit als eine Form der Erweiterung des Körpers angesehen werden.¹³⁵ Damit findet auch eine Transformation der Körperwahrnehmung statt. Sowohl Technologie als auch Kleidung verändern die Art und Weise, wie die sinnliche Wahrnehmung ausfällt und wie der Sport erlebt wird.

Islin wurde beispielsweise an den Schultern operiert. Daher brauche sie einen guten Neoprenanzug, der ihr im Oberkörper Bewegungsfreiheit gibt, da sie sonst «schnell Mühe» habe:

«Was natürlich für mich auch wichtig ist, weil ich nicht so eine gute Schwimmerin bin: Ein guter Neopren. Da spare ich nicht. [...] Der ist ganz weich da oben! [...] Ganz weich an den Schultern. Und ich bin da jetzt nur mal zehn Minuten, viertel Stunde damit geschwommen und gefunden: Wow, ich kann ja die Arme mal so da vor nehmen.»¹³⁶

Hier werden Aushandlungsprozesse von Mensch-Ding-Beziehungen sichtbar: Ein bestimmtes Neoprenmodell ermöglicht es ihr, besser zu schwimmen. Somit hat das Material Einfluss auf ihre Handlungen und ihr Wohlempfinden. Dies zeigt, dass immer eine reziproke Kombination stattfindet zwischen Objekten,

130 Lofoten Triathlon 2015, Feldnotizen vom 28. 8.–1. 9. 2015.

131 Vgl. insbesondere Reckwitz, 2003, S. 288.

132 Heidrich, 2007, S. 35.

133 Triathlonsaison, Feldnotizen 2014.

134 Vgl. Glavac, 2013.

135 Vgl. zur Idee, dass Objekte – in Anlehnung an Freud, 1974, S. 74 – als Erweiterung des Körpers angesehen werden können: «Walking boots are, ideally, meant to be invisible, or, rather, intangible. They conduct one to and from and through the environment without being noticed. They should be «broken in» to fit one's feet comfortably so that contact with the ground is phenomenologically unproblematic. In such instances, boots are simple tools that quietly expand the capacities of the body, and thus the affordances of nature.» Michael, 2000, S. 115.

136 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

welche die Praktiken beeinflussen, und Praktiken, welche die Objekte oder zumindest die Auswahl der Objekte beeinflussen.

«Ich bin, was ich trage»: Wenn Materialien Lebensstile kommunizieren

Mit Bezug auf Tilmann Habermas¹³⁷ postuliert Heidrich, dass Objekte *informieren*. Sie dienen als «Indikatoren über kulturelle Muster, andererseits *gestalten* Dinge unsere kulturellen Muster, unsere Kultur, unser Verhalten, unser Selbstbild, unsere Identität».¹³⁸ In «Geliebte Objekte» zeigt Habermas, dass ein Objekt öffentlich Zugehörigkeiten und das Selbstverständnis der Besitzer*innen nach aussen kommuniziert und gleichzeitig als persönliches Erinnerungsstück fungiert sowie individuelle Auseinandersetzungen darstellen kann. Objekte sind in der Lage, Lebensstile auszudrücken: Das Triathlonzeitfahrrad etwa zeigt, dass jemand sehr spezifisch in den Sport investiert und nicht *einfach nur* ein normales Rennrad fährt. Ein Aufkleber mit der Startnummer am Rahmen erinnert an einen Wettkampf. Meinen Triathlonlenker habe ich mit der Krümmung nach unten montiert, entgegen der Empfehlung des Herstellers. Dies entspricht meinem Bedürfnis, diesen zu greifen und die Handgelenke dabei locker nach unten halten zu können. Es sorgt aber immer wieder für Nachfragen, was das solle, und scheint als untypische Handhabung des Materials gewertet zu werden.¹³⁹ Das Rad informiert in seiner Ausstattung, dass jemand Triathlet*in ist, und spiegelt bestimmte individuelle Praktiken, wie das Fassen des Triathlonlenkers, wider. Damit erschaffen die Dinge, mit denen sich die Akteur*innen umgeben, eine Selbstordnung, welche individuellen Wert- und Sinnsetzungen entspricht, wie Clifford schreibt.¹⁴⁰ Nach Heidrich «entfalten [Gegenstände] prägende Wirkung, sie verändern und modellieren den Habitus, und Innovationen führen zu neuen habituellen Ausdrucksformen».¹⁴¹

Eine weitere Eigenschaft, «derer man sich bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Dingen vergewissern sollte, ist deren Kontextabhängigkeit und -eingebundenheit. Ohne Kontext ist die Aussagekraft von Dingen gering.»¹⁴² Das Babypuder im Rucksack mit den Schwimmsachen erhält erst dann Sinn, wenn die/der Rezipient*in in der Lage ist, die triathlonspezifische Nutzung des Baby-

137 Habermas, 1996.

138 Heidrich, 2007, S. 34 (Hervorhebung im Original).

139 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

140 Clifford, 1988.

141 Heidrich, 2007, S. 34. An dieser Stelle nennt Heidrich Norbert Elias (Elias, 1978), der die Mensch-Ding-Beziehung für habitusprägend hält, jedoch eher auf handlungstheoretischer Ebene bleibt und weniger auf die Objekte fokussiert, sondern mehr das Verhalten, zum Beispiel bei Tisch, beim Sitzen, Essen oder Sichbewegen.

142 Heidrich, 2007, S. 35.

puders zu erkennen, und somit nachvollziehen kann, warum der/die Triathlet*in ein derartiges Produkt mit sich trägt.¹⁴³

«Nicht ohne mein Laufkäppi»: Materialien als Körperfassade und -unterstützung

In der Szene bezeichnen sich Triathlet*innen häufig als *Tester*innen* für Kleidungsstücke, die dann später auch nicht zuletzt aufgrund ihrer knalligen Farben und bunten Muster¹⁴⁴ von Breitensportler*innen getragen werden.¹⁴⁵ Während eines Triathlonwochenendes, an dem Laufanalysen durchgeführt wurden, bat der Langdistanztriathlet, Läufer und Trainer Beat Poulsen die Teilnehmenden, verschiedenfarbige Hose und T-Shirt anzuziehen, damit bei der Videoanalyse Ober- und Unterkörper besser erkennbar seien. Er fügte jedoch schnell an, dass er das bei «euch Triathleten» gar nicht sagen müsse, da diese im Gegensatz zu den Läufer*innen, die er sonst vor allem coache, doch bereits bunte Farben trügen.¹⁴⁶

Auffällig ist, dass Athlet*innen kaum mit alten oder unmodisch aussehenden Kleidungsstücken trainieren und teilweise auch im Alltag Triathlonbekleidung tragen.¹⁴⁷ Erkennbar werden Triathlontreibende (oder ihnen nahestehende Personen) auch durch Rucksäcke der Ironman-Marke, die der Veranstalter an vielen Wettkämpfen als Geschenk an die Teilnehmenden abgibt.¹⁴⁸ Der ehemalige Profiriathlet und mehrfache Gewinner des Gigathlons, Rubens, sagt beispielsweise:

«Und noch ein wenig gut aussehen und teure Sachen kaufen. Jaa, ja nein, ich bin da vielleicht ein gebranntes Kind! Das ist ok. Aber der Triathlet ist sicher im Vergleich zu manch anderem Sportler halt schon, schon ein wenig eine spezielle Spezies. Weil er sich halt ein wenig als, als König sieht, indem er drei Disziplinen macht – das auch [zögernd] irgendwo zur Schau tragen will, mit, mit Material oder der Technik oder einfach dem Erzählen.»¹⁴⁹

Die Aussage lässt anklingen, dass Triathlet*innen verschiedenste Materialien besitzen und eine Besonderheit in ihrem Tun sehen, dass sie sowohl bei sich selbst, aber auch bei anderen aus der Szene Zugehörigkeiten identifizieren. So können in der Wahl des Laufschuhs Unterscheidungen gemacht werden: ein ande-

143 Zum Decodieren von Sprache und zum damit einhergehenden Verstehen von Sinnzusammenhängen siehe Eco und Trabant, 2002. Ausdrucks- und Inhaltsebene müssen den gleichen Codes zugrunde liegen.

144 Rubens, Postscript zum Interview vom 13. 12. 2014.

145 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

146 Triathlonwochenende Tessin III., Feldnotizen vom 8.–10. 6. 2018.

147 Zu Beginn des Forschungsprojekts im Jahr 2014 war es unmöglich, Triathlonbekleidung in Sportläden in Zürich oder Berlin zu kaufen; mittlerweile ist dies möglich, bleibt jedoch, ähnlich wie im Fall von Trailrunningsschuhen, ein Nischenangebot (Heer, 2019, S. 78–86).

148 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Veyen, bewegtes Interview (Rennen/Wandern) vom 13. 7. 2015; Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.

149 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

rer Schuh auf Asphalt als auf Kies, als im Wald, als auf der 400-Meter-Bahn, als in den Bergen, als am Strand, bis hin zur Überzeugung, mit sogenannten Barfusschuhen besser¹⁵⁰ oder eben auf gar keinen Fall laufen zu können.¹⁵¹ Auch die Bekleidung für das Mountainbiken, eine vielfach ausgeübte Ergänzungssportart, unterscheidet sich vom Helm bis zum Schuh von Rennradbekleidung. Athlet*innen gehen nicht einfach mit Rennradbekleidung mountainbiken oder anders herum. Rubens erklärt zum Kauf von Materialien unter Schweizer Triathlet*innen: «Es hat aber jeder das Gefühl, wenn ich nicht schon das [20]15er Modell im Oktober vom [20]14 habe, dann habe ich schlechtes Material.»¹⁵² Diese Fokussierung auf Material liesse sich weiter ausführen und ist nur teilweise mit nachweisbarer Zweckdienlichkeit zu erklären, wirdmehr zu einer Körperfassade, die den Körper ummantelt und – wie eine Uniform – Fähigkeiten, Bedeutungen und Zugehörigkeiten transportiert.¹⁵³ Wie Heidrich erklärt, werden «mittels Dingen ständig Bedeutungen [hergestellt] und die Dinge übermitteln diese Bedeutungen».¹⁵⁴ Die Mountainbikeshorts definieren die Biker*innen, die Triathlonhose die Triathlet*innen. Auch der Post «Trying to work out whether to use time trial bike or road bike for this years celtman – appreciate any views / thoughts from anyone who’s done it before»,¹⁵⁵ den ein Athlet auf die Facebook-Seite des Celtman-Xtreme Triathlon stellt, zeigt nicht nur, dass er sich Gedanken darüber macht, welches Material für den Wettkampf besonders geeignet sein könnte. Es zeigt auch, dass er materialtechnisch Optionen hat, verschiedene Räder zu verwenden, was auch eine Kostenfrage¹⁵⁶ darstellt,

150 Berg, bewegtes Interview (Rennrad) vom 1. 4. 2016, Interview vom 2. 11. 2014.

151 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

152 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

153 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019. Enge Hosen auf dem Rennrad sind aerodynamischer als locker sitzende Bikeshorts. Letztere haben in der Regel Taschen, worin Gepäck, wie Verpflegung oder Werkzeug, verstaut werden kann. Warum nun aber Aerodynamik auf dem Mountainbike weniger eine Rolle spielen soll als auf dem Rennrad, ist bei den teilweise halbsbrecherischen Mountainbikeabfahrten nicht ganz plausibel. Negativ wirkt sich auch aus, dass die Hosen eher an Ästen und im Gestrüpp hängen bleiben. Ob es sich um einen vorherrschenden Modetrend handelt, szenenspezifischen Praktiken folgt oder ob es um andere Funktionalitäten geht, bleibt an dieser Stelle offen.

154 Heidrich, 2007, S. 35.

155 Triathlonrad oder Rennrad, Facebook-Post, 27. 5. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

156 Agegroup-Triathlet*innen geben pro Jahr nach Schätzungen 2750 Euro aus (vgl. Wicker, Prinz und Weimar, 2012). Das Interviewmaterial deutet auf die doppelte bis vierfache Summe für in der Schweiz wohnhafte Athlet*innen hin. Rubens beispielsweise gibt 20000 bis 25000 Franken im Jahr für den Sport aus (vgl. Rubens, Interview vom 13. 12. 2014 und alle weiteren Interviews). Vgl. Atkinson: «He spends over 20 hours training every week, races 10–12 times per year, and invests thousands of dollars yearly in the sport.» Atkinson, 2008a, S. 296. In einem Artikel aus der *Zeit* heisst es, dass Triathlon ein Sport für Gutverdiener sei: «Selbst Hobbyathleten geben im Jahr schon mal 5000 Euro für ihren Sport aus, manche doppelt so viel. Das Equipment fürs Schwimmen und Laufen ist teuer, manches Rennrad hat den Wert eines Klein-

Abb. 5.2: Das Handtuch vom norwegischen Triathlon Norseman am Strand – in Anbetracht des guten Wetters offensichtlich zum Entspannen drapiert – wirkt kontrastierend zum Wettkampf und veranschaulicht gleichzeitig, was der Besitzer erlebt hat.



und dass das Präsentieren dieser Optionen eine Form ist, sich mit derartigen Fassaden zu schmücken.

Sportkleidung kann als eine Hülle gesehen werden, die während des Sports zu einer zweiten Haut wird.¹⁵⁷ Sie ergänzt den Körper, muss funktional sein, schützt ihn vor Nässe und Kälte, darf weder scheuern noch drücken und muss weitere Bedürfnisse der Athlet*innen erfüllen, wie von Schweiß befreit zu werden, aber auch *gut auszusehen*. Dies gehöre einfach dazu, wie das Laufkänni des Langdistanztriathleten Andreas Stein zeigt, das ihn vor den Regentropfen in den Augen schützen soll.¹⁵⁸

wagens. Hinzu kommen Trainingslager, Kosten für Einzeltraining, eine gezielte Ernährung, überhaupt das ewige Training. Man muss sein Leben sehr lange auf den Sport ausrichten, wenn man was gewinnen will.» Fritsch, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019.

157 Siehe zum Second Skin auch Glavac, 2013.

158 A. Stein, bewegtes Interview (Wandern) vom 24. 5. 2015. Auf die Wichtigkeit von Materialien geht Hilliard, 1988, ein. Siehe zu methodologischen Überlegungen zu Forschungen mit Materialien auch Chamberlain und Lyons, 2016a, b.

Von Finishergeschenken und Wettkampfaccessoires: Materialien als Statussymbole und symbolische Zeichen von Zugehörigkeiten

Neben dem Verteilen von Sponsorenmaterialien ist es üblich, bei einem Wettkampf ein sogenanntes *Finishergeschenk* zu machen. Ich selbst erhielt bereits Taschen, Beutel und Rucksäcke, Mützen, Stirnbänder, Handtücher, Tassen, Taschenmesser oder eine Powerbank. Aber wohl am häufigsten werden T-Shirts abgegeben, die das Logo des Wettkampfveranstalters zieren und häufig auch mit der Renndistanz bedruckt sind.

In seinem Text «Die zeitlichen Dimensionen von Fett – Körperkonzepte zwischen Prägung und Lebensstil»,¹⁵⁹ schreibt der Ethnologe Jörg Niewöhner, dass das Tragen von mit Aufschriften versehenen T-Shirts ein Konzept des Körpers manifestiert, wonach Kleidung als Vermittlungsträger genutzt wird. «Körper wird als formbar verstanden, als abhängig von eigenem Verhalten und Verhältnissen.»¹⁶⁰ Das T-Shirt zeigt, welche Handlungen vollbracht, was in Eigenleistung und -verantwortung geschafft wurde.

Die Distanzangaben branden nicht nur das T-Shirt, sondern auch die Persönlichkeit des Menschen darunter (vgl. dazu auch 5.3.1). Aber nicht nur das T-Shirt, sondern auch jedes andere Accessoire, das mit ins Training genommen wird oder in irgendeiner Form Wettkampfteilnahme repräsentiert, bezeugt eine bestimmte Identität. Solche Objekte sind laut Niewöhner

«wesentlich durch zwei Leitsätze geprägt: (1) In meinem Körper manifestiert sich, was ich bisher in meinem Leben getan habe und was sich bisher in meinem Leben getan hat. (2) Ich bin für meine Handlungen und damit auch für meinen Körper verantwortlich.»¹⁶¹

All diese Objekte liefern Rückschlüsse auf die Lebensstile der Athlet*innen und werden zu «important status symbols».¹⁶² Hierzu zählt Hilliard ebenso Kleidung, Fotografien und Auszeichnungen.¹⁶³

Auch Granskog nennt Finishershirts Statussymbole (neben Zeichen an Autos und Medaillen).¹⁶⁴ Gern werden sie direkt nach dem Wettkampf angezogen, um zu zeigen, woran teilgenommen und was erreicht wurde. Das Finishershirt zeige den «changed status»¹⁶⁵ der Athlet*innen, konkret die erfolgreiche Teilnahme an einem Wettkampf. Auch in Trainings wird es getragen, um entsprechende Werte zu transportieren und als zweite Haut das physisch Erlebte visuell zu verkör-

159 Niewöhner, 2008.

160 Ebd., S. 114.

161 Niewöhner beschreibt ein T-Shirt mit der Aufschrift «Bier formte diesen wunderbaren Körper» (Niewöhner, 2008, S. 113 f.).

162 Hilliard, 1988, S. 307.

163 Ebd., S. 307.

164 Granskog, 1993, S. 17; vgl. ebenso C. E. Case, 1992; Pope, 2010.

165 Granskog, 1993, S. 17.

pern.¹⁶⁶ Darüber hinaus markieren Athlet*innen durch das Tragen des T-Shirts ihre Zugehörigkeit zur exklusiven Gruppe der Finisher. Es hilft somit, die eigene Sportler*innenidentität zu repräsentieren. So berichtet die norwegische Triathletin Bea Albert, dass es ihr wichtig war, am Norseman Triathlon das schwarze Finishershirt zu bekommen. Dieses erhalten nur die ersten 160 von etwa 200 bis 300 teilnehmenden Athlet*innen, die den Gaustatoppen erreichen, eines von zwei offiziellen Zielen des Norseman. Wer nicht rechtzeitig einen bestimmten Checkpoint passiert, muss zu einem anderen Ziel rennen, für das weniger Höhenmeter absolviert werden müssen, und erhält bei erfolgreichem Beenden des Wettkampfs das weiße Finishershirt. Albert berichtete mir:

«Albert: At my office, people telling me like, like: <You have to have the black T-shirt!> And my boss who has done it [den Norseman, Y. K.] seven times, he has two white T-shirts, and he told me like: <Sometimes I put on the white T-shirt just to [zögernd] to be cruel to myself! To tell myself that once I [Lachen in der Stimme hörbar] did really bad.> You know!

Y. K.: Hoho! [Lachen] What a punishment!

Albert: Yeah! <I punish myself> [...] And he also said: <Actually, [Lachen in der Stimme hörbar] if you have the white T-shirt, I will give you an extra day off.>

Y. K.: [Lachen] For the white T-shirt? Or the black?

Albert: No, the white. <Because then you need one [Lachen in der Stimme hörbar] extra day to feel sorry first [Lachen].> Yeah.

Y. K.: Should be the other way around, like give you an extra day off to relax a little more.

Albert: But I guess he knew I was going to have a black [bricht ab].»¹⁶⁷

Alberts Sportlerinnenidentität überträgt sich durch das Wissen ihres Chefs um die Bedeutung der T-Shirt-Farben auch auf ihre Arbeit. Volkskundler Helge Gerndt beschreibt, wie Dinge und insbesondere Kleidung, in ihren Verwendungszusammenhängen betrachtet, es ermöglichen, auf das kulturelle Leben ihrer Besitzer*innen zu schliessen, und inwiefern sie somit als Indikatoren kul-

166 Da diese zweite Haut den Körper direkt berührt, als Schicht zwischen Körper und Umgebung (vgl. Leder, 1990, S. 46), kann Kleidung als Mittler angesehen werden, der den Körper mit seiner Umwelt verbindet. Kleidung löst sinnliche Empfindungen aus, durch das Tragen und die Reibung auf der Haut, transportiert sensorische Aspekte nach aussen, bewahrt aber gleichzeitig vor anderen sensorischen Empfindungen: Kleidung kann beispielsweise wärmen oder vor Sonneneinstrahlung schützen. Gleichzeitig kann Kleidung eine Rolle im eigenen Verständnis von Geschlecht und sportlichen Fähigkeiten spielen. Vgl. beispielsweise die Ethnografie über den sogenannten Skort, einen Rock zum Joggen. M. Katie Flanagan analysiert hier Nutzen, Funktion und Botschaft des Kleidungsstücks in ihren historischen Dimensionen. Sie entwickelt das Konzept der «skorting materiality» und folgert, dass anhand dieser Rock-Hosen nicht nur das Tragen eines Kleidungsstücks, sondern Kultur und Biopolitiken verhandelt werden (Flanagan, 2014). Vgl. ebenso Glavac, 2013.

167 Albert, Interview vom 31. 8. 2015.



Abb. 5.3: Badekappen von Wett-
kämpfen und Triathlonreisen der
Athletin Gabriela Islin.



Abb. 5.4: Medaillen und Urkunden
in Gabriela Islins Esszimmer ...

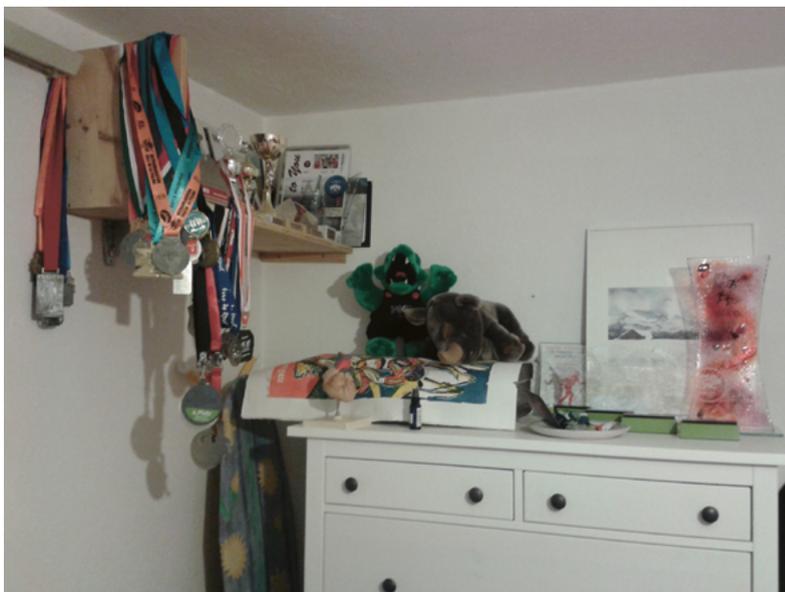


Abb. 5.5: ... und in ihrem Arbeitszimmer.

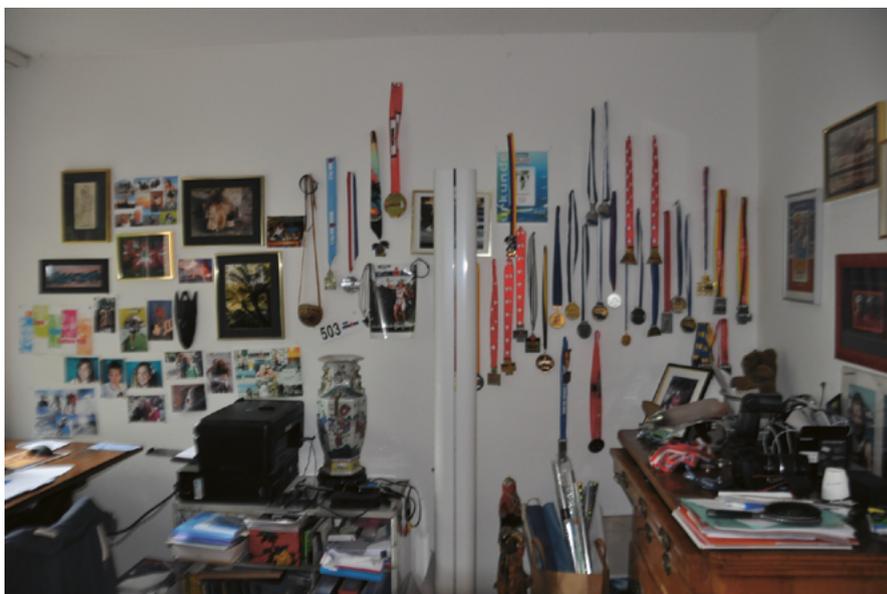


Abb. 5.6: Medaillen und Urkunden von Hanna Ander.



Abb. 5.7: Fotos von Stefan Dreyer, die ihn an Wettkämpfen zeigen, sind in seinem Hausflur aufgehängt.

tureller Prozesse zu verstehen sind.¹⁶⁸ T-Shirts und andere Accessoires, die in Verbindung mit dem Sport stehen oder Wettkampfferrungenschaften repräsentieren, können als eine Form inkorporierter Kultur gelesen werden,¹⁶⁹ aber auch als «materialisierte Interdependenz von Körper und Kultur und damit auch als Verweis auf bio-soziale Kollektivierungsformen»,¹⁷⁰ über die symbolische Zugehörigkeiten verhandelt werden.¹⁷¹ Die bereits erwähnte Distinktion zwischen Mountainbike- und Rennradbekleidung ist ein weiteres Beispiel dafür. Beat Poulsen erwähnt, dass er für jede Gelegenheit spezifische Kleidung hat, aber es sei nicht so, dass er unbedingt Mountainbike-Kleidung trage, nur weil er Mountainbiken gehe. Er trage vielmehr Dinge, die ihm bei einem bestimmten Anlass in Bezug auf das Wetter oder die Gruppe, mit der er unterwegs ist, angemessen scheinen. Manchmal renne er mit einem Fahrradoberteil wegen der Taschen am Rücken, die es ihm ermöglichen, Dinge zu tragen, die er unterwegs

168 Gerndt, 1947.

169 Bourdieu, 1982.

170 Niewöhner, 2008, S. 114.

171 Vgl. hierzu Palmer, die über Rennradfahrerinnen und Rennradfahrer schreibt: «In the mountains however, spectators are increasingly devoted to cycling itself. Their allegiance is demonstrated by their wearing of full cycling regalia: the shoes, the shorts and the jersey that identify the committed cyclist. Some spectators even go to the length of donning the distinctive polka dot jersey of the King of the Mountains.» Palmer, 1998, S. 270.

benötige.¹⁷² Für ihn stehe im Vordergrund, welche Bedeutung und Zweckmäßigkeit die Kleidung einnehmen kann. Poulsen verdeutlicht, dass er sich auf die Qualität der Materialien verlässt. Als zweite Haut erfüllen sie Bedürfnisse, wie zum Beispiel etwas transportieren zu können, und beeinflussen das sinnliche Erlebnis des Sports.¹⁷³ Dieses individuelle Verhalten steht im Widerspruch zu dem, was Sportartikelhersteller als marktwirtschaftlich orientierte Unternehmen vielfach zu versuchen scheinen: so viel sportartspezifische Kleidung wie möglich zu verkaufen.

Auch die Fotoethnografie in den Athlet*innenhaushalten zeigt solche Selbstpräsentationen, die Statussymbole und symbolische Zugehörigkeit kommunizieren: Fotos von Wettkämpfen, aufgestellte und -gehängte Wettkampfurkunden, Medaillen und Pokale sowie mitgenommene Beschilderungen der Wettkampfstrecken (Abb. 5.3–5.7).¹⁷⁴

Materialien als Repräsentanten und Ordnungsfaktoren

Auch Teambekleidung erfüllt Zugehörigkeitsfunktionen und ermöglicht es damit, in den Augen der anderen, aber auch für sich selbst Prestige und Distinktion zu erreichen.¹⁷⁵ Für den Sozialanthropologen Jerome H. Barkow ist das Teilsein einer Gruppe eine von drei Möglichkeiten, Prestige zu erlangen.¹⁷⁶ Athlet*innen mit mehr Erfahrung werden häufig als einflussgebend betrachtet und um Rat gefragt. Abwesende können solche Funktionen ebenfalls übernehmen.¹⁷⁷ Facebook-Posts von Breitensportathlet*innen, die häufig an die von Spitzenathlet*innen erinnern, die ihre Körper nach dem Rennen fotografieren und damit die emblematischen Überbleibsel des Wettkampfs sichtbar werden lassen, können ebenso als Praktiken verstanden werden, Prestige zu generieren (Abb. 5.8). Die Duathletin auf Abb. 5.10, die ebenso an Triathlons, am Gigathlon und an diversen anderen langen Radrennen teilnimmt, breitet ihr Material für die Langdistanz im Duathlon aus und stellt diese Abbildung auf Facebook. Alles Material, was sie für den Wettkampf verwendet, sei darauf abgebildet, ergänzt sie. Mit diesem Post kommuniziert sie eine Ordnung der Dinge, die sinnbildlich

172 Poulsen, bewegtes Interview (Rennen) vom 27. 5. 2015.

173 Groth und Krahn, 2017; Groth, 2017.

174 Petersen, Fotoethnografie vom 10. 12. 2014; Islin, Fotoethnografie vom 13. 10. 2014; Ander, Fotoethnografie vom 5. 11. 2014; Berg, Fotoethnografie vom 2. 11. 2014; Rubens, Fotoethnografie vom 13. 12. 2014; Dreyer, Fotoethnografie vom 1. 7. 2014.

175 Der Sportwissenschaftler Clive Pope schreibt über T-Shirts bei Ruderteams, dass sie weitreichende Bedeutungen hätten: als Uniform (Teamtrikot), als Kommunikationsmerkmal und als Objekt des Tauschs. Ein T-Shirt vermittelt somit eine Rudereridentität (Pope, 2010). Siehe zum identitätsbildenden Charakter von Objekten auch Habermas, 1996.

176 Barkow, 1975, S. 556.

177 Vgl. ebd., S. 561. Das Reden über andere leistungsstarke Athlet*innen und das Zum-Erkennen-Geben, dass man sie kennt, stellt ebenso einen Versuch dar, Prestige zu erlangen.



Abb. 5.8: Der norwegische Triathlet Hendrik Alms präsentiert neben einem kurzen Wettkampfbericht auch Fotos von sich nach dem Rennen.



Abb. 5.9: Der Athlet bereitet sich zwar auf den Ironman Hawaii vor, das Material ist aber für einen Sprinttriathlon.

auch für die Ordnung der Dinge im Wettkampf steht. Als Wettkampfbestreitende ist ihr nicht nur klar, welche Materialien¹⁷⁸ sie während des Rennens benötigt, auch die Reihenfolge der zu verwendenden Materialien und Nahrungsmittel ist ihr bekannt. Das Bild zeigt somit eine organisierte Vorbereitung und kann der Athletin helfen, an alles zu denken. Die fotografierten Objekte repräsentieren

178 Material und Equipment werden als synonyme Begriffe gefasst.

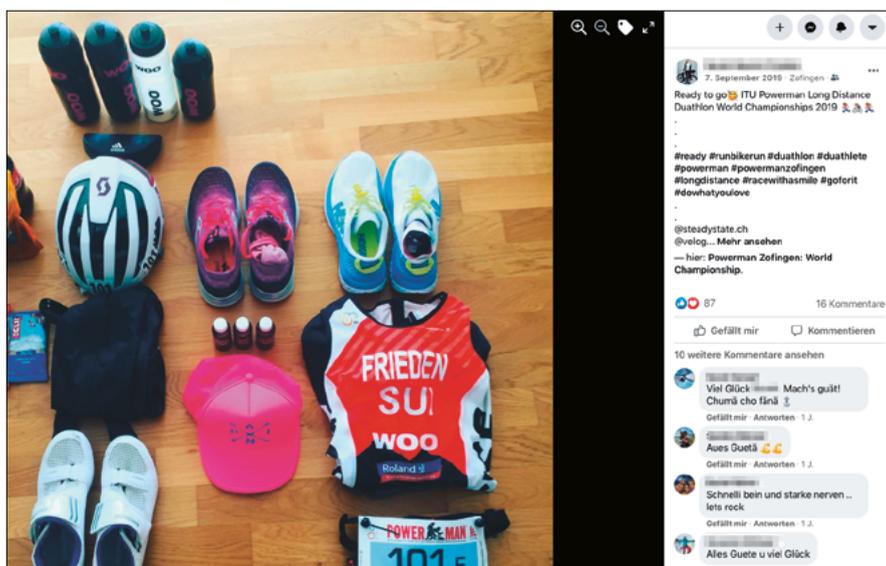


Abb. 5.10: Die Sportlerin reiht ihre Wettkampfmaterien für die Teilnahme an ihrem ersten Duathlon auf, schreibt von ihrer Vorfreude und versieht den Post mit diversen Hashtags, die ihre Triathloninvolviertheit verdeutlichen.

beherrschbare Praktiken, aber auch Denkstile: *Ich weiss, was ich benötige, wie ich es verwende, und hier seht ihr meine Wettkampfstrategie*. Sichtbar wird das zum Beispiel durch die fein säuberlich aufgereihten Trinkflaschen und die bereitgelegte Wettkampfnahrung. Die Hashtags «triple3ernährung», «winforce», «barebells», «barellswiss» und «barebellmilkshake» lassen den Eindruck einer Sponsorenverpflichtung entstehen – wobei unklar bleibt, ob sie diese hat, oder diesen Eindruck nur vermitteln möchte. Eine ähnliche Bedeutung transportiert das Foto, welches der Athlet Dreyer auf Facebook teilt: Er zeigt das von seinem Sponsor erhaltene Material. Damit teilt er aber nicht nur das Material, sondern auch die Botschaft, welchen Stellenwert er selbst im Triathlon hat und dass er wie professionelle Sportler*innen Equipment erhält, obwohl er kein Profi ist. Gleichzeitig macht er Werbung unter Peers.

Ähnliches wird auf der Facebook-Seite mit dem Titel «Kona diary» deutlich, die von einem weiteren Athleten angelegt wurde (siehe Abb. 2.2 und 5.9). Darauf wird kenntlich, dass er sich auf den Ironman Hawaii vorbereitet. Das Foto zeigt professionelle Materialien für den Wettkampf, sein Kommentar dazu lässt jedoch deutlich werden, dass er einen Sprinttriathlon absolviert. Die Wettkampfzeit eines solchen Rennens ist nicht annäherungsweise mit einer Langdistanz zu

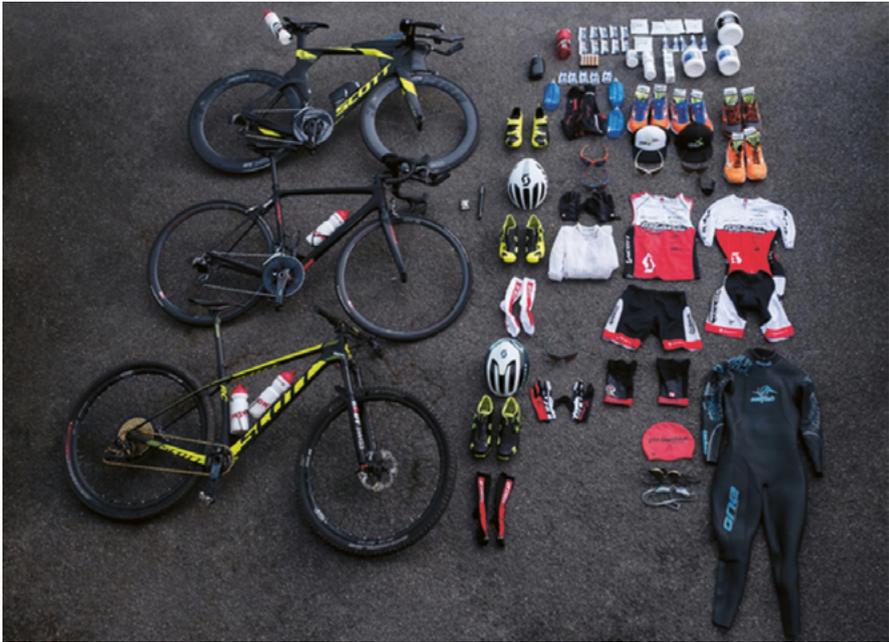


Abb. 5.11: Das Equipment, das Ramon Krebs für den Gigathlon benötigt, ist auch eine Auslegeordnung des Triathlondaseins: Die Abbildung stammt aus einem Artikel des *Tages-Anzeigers* mit dem Lead: «Um den Gigathlon zu dominieren, reicht Training alleine nicht aus. Es braucht auch viel Material und Planung.»

vergleichen, doch die Materialien, die er auslegt, vermitteln die Professionalität eines routinierten Triathleten und könnten ebenso am Ironman Hawaii eingesetzt werden. Ein anderer Athlet teilt auf Facebook Bilder von Startnummern, Badekappe, Wechselzone und Wettkampfstrecke (siehe Abb. 5.12). Dabei verschränken sich zeitliche Dimensionen: Zuerst fotografiert er seine Startnummern, bevor er sie ans Rad klebt und erneut fotografiert. Die Ikonografie solcher Bilder erinnert an Auslegeordnungen von Equipment, wie sie in militärischen Kontexten üblich sind (siehe unter anderem Abb. 5.11). Damit stellen die Bilder Analogien zu anderen kulturellen Bereichen her, verweisen gleichzeitig jedoch auf den Wettkampf und die auf die Athleten zukommende Belastung (siehe Abb. 5.10). Durch die fotografische Dokumentation und das Teilen dieser Bilder auf sozialen Medien können triathlonspezifische Ordnungen nachvollzogen und es kann verstanden werden, welche Materialien im Wettkampf Relevanz haben. Gleichzeitig wird zur Schau gestellt, was man besitzt, was man erhält und wes-



Abb. 5.12: Der Athlet teilt Bilder seiner Startnummern, der eingerichteten Wechselzone und der Wettkampfstrecke.



Abb. 5.13: Das ausgebreitete Material eines norwegischen Athleten vor einem Triathlon, ergänzt durch den Beschrieb des Wettkampfes.

sen es für den Wettkampf bedarf.¹⁷⁹ Eine ähnliche Praktik stellt das Teilen von Wettkampfberichten dar. Solche in den sozialen Medien geteilten Schilderungen des Wettkampfverlaufs finden sich auf allen Leistungsebenen.¹⁸⁰

179 Im Beitrag «Frische Socken machen Seriensieger» von Emil Bischofberger im *Tages-Anzeiger* heisst es, dass Ramon Krebs für den Gigathlon folgendes Material benötige: «Für den ganzen Tag: Triathlonhose und Triathlonoberteil, GPS-Uhr, 8 Paar Socken (frische für jede Disziplin). Für das Schwimmen: Neoprenanzug, Babypuder und Plastiksäcke (um in den Anzug zu schlüpfen), 2 Schwimmbrillen, Vaseline (gegen das Scheuern am Hals). Für das Laufen: 3 Paar Schuhe, Mütze, 4 Sonnenbrillen. Für das Radfahren: Rennvelo, Triathlonvelo, 4 Ersatzlauf­räder, Radschuhe, Velocomputer, Velohelm, 2 Brillen. Für das Biken: Bike, 2 Ersatzlauf­räder, 2 Brillen, Handschuhe, Satteltasche mit Reparaturkit. Für die Ernährung: Gels und Riegel, eventuell kleine Sandwiches, Banane, Guetzi, Cola; Colostrum (verbessert die Verdauung). Für Schlechtwetter: Warme Handschuhe, Überschuhe, Regenjacke. Gesamtwert Material: 35 000 bis 40 000 Fr.» Bischofberger, zuletzt eingesehen am 17. 5. 2017.

180 Vgl. zum Versenden von «one's Ironman story for all to read» McCarville, 2007, S. 171.

Enge Hosen und bunte Aufkleber: Diskursiv verhandeltes Wissen über Materialien am Beispiel von Kinesiotape und Kompressionskleidung

Die zwei folgenden Beispiele von Kinesiotape und Kompressionskleidung stellen exemplarisch dar, wie Wertigkeiten von Artefakten, in diesem Fall ihr Status als vermeintlich körperunterstützende Materialien, diskursiv verhandelt werden. Ähnliche Diskurse, die in der Szene ebenso widersprüchlich diskutiert werden, bestehen bezüglich Blackrolls, aber auch bezüglich Trainingsformen, Stretching, Ernährungsverhalten, Nahrungsergänzungsmittel, Carboloadung¹⁸¹ oder Regenerationsstrategien.¹⁸² «The list is endless. There are all sorts of things they [Triathlet*innen, Y. K.] are interested in, because they have heard, these socks make you faster or if you drink this drink that will make you faster»,¹⁸³ sagt Joe Friel im Interview.

Muskuläre Verhärtungen oder Zerrungen werden oft mit Kinesiotape behandelt. Kompressionskleidung soll leistungssteigernd wirken und die Regeneration fördern. Dies sind die bekanntesten Effekte und Verwendungsweisen der beiden hier besprochenen Materialien. Über die Funktionalität von Kompressionskleidung liegen keine eindeutigen Ergebnisse vor¹⁸⁴ und auch hinsichtlich des positiven Effekts bei der generellen Anwendung bleiben naturwissenschaftliche Studien ambivalent.¹⁸⁵ Dennoch ist die Anwendung von Kinesiotape im Triathlon eine weitverbreitete Praxis. Das Tape wurde vor einigen Jahren insbesondere an Wettkämpfen verkauft, inzwischen wird es aber von vielen Sportgeschäften angeboten. Die Bänder können als Exklusivität signalisierende Objekte gelesen werden, denn durch das Tragen zeigen die Sportler*innen, dass sie wissen, wofür die Tapes da sind, und symbolisieren so das Steigern der eigenen Leistung – oder den Willen, die eigene Leistung zu steigern. Athlet*innen zeigen auf diese Weise, dass sie wissen, wie die Tapes aufzukleben sind, oder dass sich ein Coach, Trainer oder Arzt um sie kümmert. Zudem verdeutlichen sie, dass sie ihre Körper ernst nehmen, dass es ihnen wichtig ist, ihren Körper zu pflegen und zu umsorgen, und dass sie Wert auf die eigene Leistung legen. Solche Praktiken bedeuten eine Form der Selbstermächtigung der Athlet*innen.

Joe Friel erläutert, dass es solche Tapes seit langem gibt, sie früher jedoch diskret hautfarben waren und kaum eine symbolische Bedeutung für die Athlet*innen

181 Darunter wird die erhöhte Kohlenhydrataufnahme vor einem Wettkampf verstanden, die manchmal mit einem expliziten Verzicht auf Kohlenhydrate in den Tagen vor dem Carboloadung einhergeht.

182 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Nay, bewegtes Interview (Rennrad) vom 24. 11. 2014.

183 Friel, Interview vom 19. 8. 2016.

184 Tu, Woledge und Morrissey, 2016; Schiffer et al., 2015; Briem et al., 2011; de la Motte, Arnold und Ross, 2010.

185 Hopper, 2014; S. Williams et al., 2012.

hatten. Sie dienten nur dazu zu unterstützen, Blasen oder Scheuerstellen abzukleben. Dieses Bild hat sich geändert, die Bänder wurden zu einem Symbol der Exklusivität und transportieren heute kulturelles Kapital.¹⁸⁶ Die Farben verstärken die Repräsentationskraft der Tapes, die mit Stolz getragen werden, um zu kommunizieren. Gleichzeitig verbinden sich die farbigen Kleber, direkt auf die Haut aufgetragen, direkt mit den Muskeln und werden so, ähnlich wie Sportuhren, zu einer Erweiterung des Körpers (vgl. 5.3.2). Damit verweisen die Bänder unübersehbar auf zwei Pole. Die Athlet*innen markieren durch die aufgeklebten Tapes zum einen, dass sie Verletzungen oder kleine Beschwerden haben, jedoch stark genug sind, um zu trainieren. Zum anderen benutzen die Athlet*innen die Bänder in der Hoffnung, dass sie durch das Tragen tatsächlich Verbesserungen erzielen. Persönliche positive Erfahrungen machen diese Praxis möglich. Das Vertrauen in die Bänder wird oft durch ein weiteres Verständnis gestützt: «Wenn sie nicht helfen, sind sie zumindest nicht schädlich.»¹⁸⁷ Der Glaube an die Funktion solcher Materialien hängt in erster Linie von eigenen Erfahrungen und individuellen Einstellungen ab und weniger von belegtem Wissen.¹⁸⁸

Der Diskurs über die weitverbreitete Kompressionskleidung ist ähnlich ambivalent, da diese einerseits sehr geschätzt wird, es aber für positive Effekte¹⁸⁹ von Kompressionskleidungsstücken wie Strumpfhosen, Socken, Leggings oder Ähnliches keine Nachweise gibt.¹⁹⁰ Eine Diskussion auf Facebook belegt die umstrittenen Meinungen zu Kompressionskleidung exemplarisch und veranschaulicht dabei mehrere triathlontypische Diskurse und Verhaltensweisen.¹⁹¹

Athlet 1 teilt in einer Triathlongruppe auf Facebook einen Link aus einem Verkaufsangebot für CEP, ein Kompressionskleidungsunternehmen.

«Athlet 2: Reine Geldmacherei

Athlet 1: Dafür macht es nachweislich schnell

Athlet 2: Nur ist kein wissenschaftlicher Nachweis bekannt. Gibts da mittlerweile einen?

Athlet 1: ... für die Durchblutungsförderung gibt es diesen bereits seit 1982 und für die Performancesteigerung seit 2004»

186 Bourdieu, 1985, S. 10.

187 Veyen, bewegtes Interview (Rennen/Wandern) vom 13. 7. 2015.

188 Vgl. auch das Beispiel zu den Neoprenanzügen, wobei Triathlet*innen vielfach beschreiben, wie viel besser ihre Wasserlage durch das Tragen eines Neoprenanzugs werde und dadurch das Wassergefühl besser werde. Das Vorwärtskommen wird als einfacher empfunden und man fühle sich besser (Buttler, bewegtes Interview [Schwimmen] vom 14. 6. 2016; Johnson, bewegtes Interview [Schwimmen] vom 14. 6. 2016).

189 Vercruyssen et al., 2012; Terry, Parcell und Creer, 2010; Engel, Holmberg und Sperlich, 2016.

190 Bakken et al., 2011.

191 Ich übernehme den Text, wie er auf Facebook erschienen ist, ohne zu korrigieren.

Athlet 2 postet als Reaktion einen Artikel aus dem *Tages-Anzeiger* zu Mythen und Fakten bei im Laufsport verwendeten Kompressionsstrümpfen.¹⁹²

«Athlet 1: Zu beachten ist das Studiendesign ... In welcher Situation wurde Langzug- und wann Kurzzuggewebe verwendet. Es ist nicht verwunderlich, dass Bullshit herauskommt, wenn das Studiendesign physikalisch nicht funktionell ist. Beschämend ist, dass sogenannte Wissenschaftler dann auch noch über ihr Unwissen publizieren

Athlet 3: es gibt neuerdings sogar konkrete Hinweise (ich bin nicht sicher ob schon Studien veröffentlicht wurden), dass Kompression während des Trainings den Trainingseffekt reduziert, da die Inflammation vermindert wird (gleicher Effekt auf bei zum Beispiel der Einnahme von Ibuprofen vor/direkt nach dem Training oder Eisbäder direkt danach). Zur schnelleren Regeneration zwischen Training sind mir keine Studien bekannt. Es ist ja auch schwer ne anständige Studie durchzuführen, da das ja sehr subjektiv und individuell ist.

Also eher Finger davon lassen außer vielleicht bei langen Lauf-Wettkämpfen (wo Microverletzungen im Muskel durch die Erschütterungen zum Ende hin Leistungsmindernd sein können) wenn man der Meinung ist es hilft einem (und man den Look verkraften kann). Immerhin ist Meb mit solchen Dingen ne PR beim Boston Sieg im Alter von 39 gelaufen. Aber das ist ja auch nur ein einzelnes Beispiel. Wobei das doch meiner Meinung nach schon eher Gewichtung hat als irgendwelche AG [Age Group, Y. K.] Triathleten die über 4h im Ironman-Zürich laufen/gehen

Athlet 1: Klar zu differenzieren ist bei den Studien die Kompression auf den Oberkörper und die im Bereich der unteren Extremität. Athlet 3 hat insofern recht, dass bei der Kompression des Thorax eine Leistungsreduktion im Ausdauerbereich von 16% nachgewiesen wurde! Bei der Kompression auf die Unterschenkelmuskulatur, bei geschlossener Kompressionskette, wurde definitiv nachgewiesen, dass sich das Verletzungsrisiko bei schnellen Richtungswechseln und auf dem Trail sich reduziert. In der Regenerationsphase wird die Durchblutung des Gewebes gesteigert. Dies ist in unzähligen Studien erforscht worden. In der Aktivität wirkt Kompression, wir sprechen hier von einer professionellen Kompression und nicht von «Eng gestrickten Socken», primär als Schwingungsdämpfer für die Muskulatur. Der Körper benötigt dadurch weniger Energie für das Stabilisieren des Gewebes und kann somit die ersparte Energie für effizienteren Vortrieb nutzen.

Athlet 3: @[Athlet 1] ein paar Anmerkungen: wo habe ich den was vom Thorax geschrieben? hast du einen Link zu der Studie die eine Reduktion des Verletzungsrisikos verspricht? Klingt für mich sehr suspekt. Was sind die positiven Effekte von einer gesteigerten Durchblutung in der «Regenerationsphase» (bin überhaupt kein

192 N. Knecht, zuletzt eingesehen am 3. 4. 2019.

Fan von dem Wort schliesslich ist ja Regeneration nichts was man an- und abstellen kann)? Weniger Energie für das Stabilisieren des Gewebes? Ist das wirklich dein Ernst? Also dazu würde ich auch gerne ein Paper sehen sonst glaub ich kein Stück davon! Wie gesagt eine Reduzierung von Microverletzungen im Muskel glaube ich (und wurde ja auch nachgewiesen oder?) jedoch wird ja wohl bei niemandem die Wade so hin und her schwingen, dass es nur Effizienz Verlusten (durch Umwucht oder was?) kommt. Eher wäre ich skeptisch ob es nicht vielleicht zu Effizienz Verlusten im Muskel durch die Kompression kommen könnte. Ach ja und ich spreche hier von reinen aerobischen Ausdauerleistungen wo der Sauerstofftransportkapazität und die Kühlung die Massgeblichen Leistungsparameter sind.»

Dann fragt Athlet 3, ob jemand einen wissenschaftlichen Artikel für ihn runterladen könne, da er keinen Zugriff darauf habe, und teilt danach noch eine wissenschaftliche Publikation. Dann schliesst Athlet 3 mit:

«also somit würde ich Athlet 2 Statement ‹reine Geldmacherei› zu 100% zustimmen. Im besten Fall sind die Dinger kein Nachteil möglicherweise haben sie jedoch einen Negativen Einfluss! Aber das hat ja noch nie jemanden davon Abgehalten irgendwas anzupreisen ...»¹⁹³

Dieser sehr emotional geführte Dialog verdeutlicht, dass in der Triathloncommunity viel Wissen vorhanden ist und es notwendig scheint, dieses Wissen nachweisen zu können, durch Quellen wie wissenschaftliche Studien oder Zeitungsartikel. In diesem Fall verlangen die Athlet*innen diesen wissenschaftlichen Nachweis, zitieren aber ebenso einen Artikel aus dem *Tages-Anzeiger* als vertrauenswürdige Quelle, die die wissenschaftlichen Studien widerlegt.¹⁹⁴ Viele Fachtermini wie *Mikroverletzungen*, *Regenerationsphase*, *Thorax*, aber auch Szenensprech wie *AG* für *Age Group*, die *Wettkampfkategorie* *Altersklasse*, tauchen auf. Verknüpft mit einem angeblich wissenschaftlichen Beweis scheint das Wissen der Athlet*innen auch durch persönliche Erfahrungen, Marketing von Triathlonfirmen, Aussagen von Bekannten und Mund-zu-Mund-Propaganda ihren Wahrheitsgehalt zu erlangen.

Materialfetischismus

Der Triathlet Allan Hovda stellt in seinem Vortrag auf der Lofoten-Triathlon-Konferenz 2016 fest: Wenn es nur eine geringe Chance gäbe, dass man etwas kaufen könnte, das die Leistung steigere, würden Triathlet*innen es auch

193 Diskussion über Kompressionssocken, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 26. 5. 2014.

194 Auch Rubens beschreibt den typischen Triathleten als einen, der «sich mit Wissenschaft befasst [...], sei es Bücher lesen, solche Geschichten, und trotzdem keinen Schritt weiter [Lachen in der Stimme hörbar] kommen [Lachen in der Stimme hörbar]. Das ist für mich der [Lachen in der Stimme hörbar] klassische, klassische Triathlet.» Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

kaufen.¹⁹⁵ Dabei bestehen unterschiedliche persönliche Haltungen zu solchen Gegenständen. Kollektiv geteilte Wissensordnungen,¹⁹⁶ individuelle Kenntnisse und Positionen zu Kompressionskleidung und Kinesiotape stellen dar, dass diese Produkte unterschiedliche Bedeutungen transportieren. Das farbenfrohe Klebeband oder die enge Kleidung kann den Athlet*innen Vertrauen und Hoffnung geben und Schmerzen minimieren, wie die Physiotherapeutin und Langdistanztriathletin Sarah Matter erklärt.¹⁹⁷ Kleidung oder Tape können die individuell empfundene Leistung erhöhen, auch wenn dies nicht quantifizierbar ist, sondern mehr mit dem Glauben der Athlet*innen an die Wirkung der eingesetzten Materialien zu tun hat.¹⁹⁸ Das Kinesiotape kommuniziert aber auch nach aussen, dass jemand möglicherweise Schmerzen verspürt, jedoch bereit ist, trotzdem zu trainieren und diese zu erdulden (vgl. 5.3.1).

Die Kompressionskleidung und das Kinesiotape können die Leistungsbereitschaft der Athlet*innen erhöhen und beeinflussen die Wahrnehmung der eigenen Fähigkeiten entscheidend. Die eigens ausgelegte Seriosität der Informationsquellen entspricht keinen wissenschaftlichen Standards. Vielmehr ist es ein Prozess der Selbstermächtigung und Bestätigung der eigenen Exklusivität. Kinesiotape, Kompressionskleidung und vergleichbare Objekte fördern damit Zugehörigkeiten, aber auch symbolische Abgrenzungsprozesse.

Exklusivitäten und Anerkennungslogiken im Triathlon: Statussymbole und immaterielle Distinktionsweisen

Über Finishergeschenke und Sportaccessoires kann Distinktion verhandelt werden. Distinktion bedeutet häufig, sich «im Wettbewerb um kulturelle Anerkennung mittels einzelner Produkte, Präsentationsformen oder Aneignungsweisen in Szene [zu] setzen»,¹⁹⁹ schreibt die Kulturanthropologin Christine Hämmerling. Sie verweist an dieser Stelle auf Thorstein Veblens Arbeit «Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen» (1899),²⁰⁰ in der

195 Lofoten Triathlon 2015, Feldnotizen vom 28. 8.–1. 9. 2015. Auch Joe Friel sagt: «A lot of people are highly opposed to that, to stuff that is not necessary.» Friel, Interview vom 19. 8. 2016. Es handle sich um Materialfetischismus, erklärt Rubens, dem viele Triathlet*innen unterlägen. Berts sagt über den Materialkauf: «It is crazy! But actually, and this is a big trap: I mean we all fall into it a little bit. You know, buy a new bike, buy faster this and that. But actually, it is almost embarrassing, because the strongest part of you is you [Lachen].» Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

196 Vgl. Reckwitz, 2003, S. 288.

197 S. Matter, bewegtes Interview (Rennrad) vom 14. 10. 2017.

198 Veyen, bewegtes Interview (Rennen/Wandern) vom 13. 7. 2015.

199 Hämmerling, 2016a, S. 13.

200 Veblen, 1997.

er zeigt, wie die Oberschicht ihre finanzielle Liquidität durch Verschwendung und Musse demonstriert. Ebenso bezieht sie sich auf Henry James' «Portrait of a Lady» von 1881,²⁰¹ in dem die Protagonistin ihren Besitz als repräsentativ für ihren sozialen Status erachtet. Bei Triathlet*innen lässt sich weniger das Zelebrieren von Musse erkennen, sondern der eigene Status wird über das Konsumverhalten kommuniziert: Das teuerste Triathlonrad oder den neusten Laufschuh zu besitzen oder zusätzliche Materialien wie Neoprencremes oder Kinesiotape zu verwenden, spiegelt kulturelle Anerkennungslogiken im Triathlon wider. Ebenso ist die Auswahl der persönlich als richtig empfundenen Kleidung oder des Equipments etwas, wodurch Kompetenzen kommuniziert werden. Das Material hat also nicht nur einen praktisch-funktionalen Sach- und Nutzwert, sondern zeigt an, wer einer Szene zugehörig ist und wer nicht. Triathlonspezifische Gegenstände haben verschiedene Bedeutungen und geben Auskunft über ihre Träger*innen, da sie als wesentliche Bestandteile der Sporttreibenden zu verstehen sind.²⁰² Die Materialien sind Träger symbolischer Zugehörigkeit, Statussymbole, die Prestige und Exklusivität transportieren und Körperfassaden darstellen. Somit werden die Materialien auch zu einer Bühne des eigenen Tuns.²⁰³ Doch Distinktion im Triathlon wird nicht nur über Materialien ausgehandelt, sondern auch über Praktiken und Wissensbestände (vgl. 5.4.4). Im Training schnell in einer Radgruppe mitfahren zu können, die Führungsarbeit übernehmen zu können, zu wissen, was belgische Kreisel²⁰⁴ sind – all dies sind immaterielle Kompetenzen, die zum Gruppenfahren dazugehören. Nur die Materialcodes der Szene zu kennen und übernehmen zu können (beispielsweise durch finanzielle Liquidität), reicht nicht. Die Präsenz des Materiellen bleibt unabdingbar, ist aber nur ein Teil des Ganzen. Bestmöglich vorbereitet an einen Wettkampf zu gehen, trainiert zu haben, das Material und die Wettkampfverpflegung organisiert zu haben, die Wechselzone einzurichten und über die Strecke informiert zu sein – eben «Overprepare and undertrain» –, sind wichtige Handlungspraktiken der Triathlet*innen. Die Präsenz des Materiellen geht Hand in Hand mit der Handhabung und Gestaltung des eigenen Körpers.

201 James, 2016.

202 Appadurai, 1986; Habermas, 1996; Moser und Gerndt, 2009; Samida, 2014; Gugutzer, 2015.

203 Vgl. Goffman, 2003.

204 Ein belgischer Kreisel ist eine Formation der Rennradgruppe, um gegenseitig vom Windschatten zu profitieren. Dabei wechseln sich die vorne Fahrenden kontinuierlich ab, sodass jeder nur kurzzeitig dem vollen Wind ausgesetzt ist.

5.3 «If you have a high-performance goal, you should have the technology to help realize it»: Triathlonkörper verwalten und kontrollieren

Der Beitrag der Ironman-World-Championship-Facebook-Seite zeigt eine Impression von der Wettkampfstrecke auf Hawaii. Das Schild mit der Aufschrift, dass Ironman-Triathlet*innen sexy seien, wird von einer Frau gehalten, die aus dem Singular «man» den Plural «men» gemacht hat. Das Bild verweist so – egal, wie vielfältig es sich noch interpretieren liesse, denn auch eine Genderdiskussion könnte über diese Szene geführt werden – auf die äussere Erscheinung der Triathlet*innen, also nur auf einen Teilaspekt, was das Performieren von Triathlon ausmacht. Im Folgenden beschreibe ich verschiedene Arten der Performance von Triathlon und wie diese über den Körper getätigt und über den Körper sichtbar oder gar in unterschiedlichen Formen in den Körper eingeschrieben werden. Den Körper zu handhaben, ihn zu verwalten, zu trainieren und dadurch in Aussehen und Funktion zu einer gewissen Gestalt zu formen, dient unter anderem dem Zweck, ihn kontrollieren zu können.²⁰⁵ Es wird sichtbar, wie durch die Präsenz der Körper kommuniziert und eine bestimmte Identität performiert wird und wie sich diese Performanzen in den Körper einschreiben. Niewöhner schreibt, dass sich die gesellschaftliche Ansicht eingebürgert hat, dass die Verantwortung über den Körper in vielen Fällen bei einem selbst liegt:

«Veränderungen des Körpers, egal ob ästhetischer Natur oder mit gesundheitlicher Relevanz, werden hauptsächlich als Effekte einer Reihe von Umwelteinflüssen mit scheinbar offensichtlicher Wirkung verstanden [...] Eine breite öffentliche Mehrheit scheint davon auszugehen, dass man dem Körper ansehen kann, was ihm bisher zugemutet wurde. Dementsprechend hat man seinen Körper in vielen Fällen auch selbst zu verantworten und man geht davon aus, dass es vernünftig ist, sich um seinen eigenen Körper zu kümmern.»²⁰⁶

Das *sich um den Körper kümmern* bedeutet im Triathlon, zu trainieren, um einen triathlonspezifischen Körper in Funktion und Aussehen zu erlangen. Dies geht häufig einher mit dem Verwalten des Trainings, was mittlerweile – und entgegen einigen Gegenbeispielen händischer Dokumentationssysteme, die meine Interviewpartner*innen nutzen (siehe Abb. 5.25 und 5.26) – meistens durch Sportuhren und die dazugehörigen Trainingsplanungstools (Websites und Apps) geschieht. Joe Friel plädiert für die Anwendung von Messgeräten: «If you have a

205 Vgl. dazu Goffman, 2003, der das Verhalten der Athlet*innen mit dem Theater vergleicht, wobei «Vorder-» und «Hinterbühne» für unterschiedliche Bereiche in der Gesellschaft und damit einhergehende Performanzen stehen.

206 Niewöhner, 2008, S. 114.

Abb. 5.14: Ein geteilter Inhalt des Wettkampfveranstalters Ironman.



high-performance goal, you should have the technology to help realize it.»²⁰⁷ Er relativiert jedoch: «There can also be a loss of the ‹feel› for the athlete who becomes overly dedicated to numbers.»²⁰⁸ Diese beiden Aussagen eröffnen das diskursive Spektrum, in dem sich der Einsatz solcher Technologie bewegt.

Die folgenden Unterkapitel behandeln die Frage, wie Triathlonkörper verwaltet und kontrolliert werden. In Kapitel 5.3.1 thematisiere ich das Aussehen, also das visuelle *Erscheinungsbild* der Athlet*innen, das Merkmale wie Verletzungen und Narben, Körperbräune und Bräunungsränder, Tätowierungen aufweisen kann. In Kapitel 5.3.2 schreibe ich über die Möglichkeiten, das Training durch Sportuhren zu messen und somit das eigene Tun aufzuzeichnen, zu kontrollieren und zu steuern.²⁰⁹ Verschiedene Formen von körperlichen Gestaltungen und Einschreibungen, aber auch Mess- und Dokumentationstechniken, die durch Sportuhren und dazugehörige Apps und Onlineplattformen entstehen konnten, verweisen auf verschiedene Möglichkeiten, das Selbst darzustellen und zu vermitteln.

207 Friel, 1998, S. 21 f.

208 Ebd., S. 22.

209 Der subjektiven Körper- und Streckenerfahrung widme ich mich im Kapitel 6.

5.3.1 Das Auge trainiert mit: Erscheinungsbild

Da «[d]er Körper als ethnografisches Objekt»²¹⁰ für meine Forschung fungiert (vgl. 3.5 und 4.1), untersuche ich, welche Rolle der Körper für Triathlet*innen auch in seiner Erscheinung spielt. Im Triathlon werden sportliche Leistungen oft mit ästhetischen Aspekten in Zusammenhang gebracht: Sieht jemand trainiert aus, wird er als besser eingeschätzt als jemand, der eine unsportlichere Erscheinung hat. Dabei sind Kategorien wie *sportlich* und *unsportlich* individuelle Auslegungen.²¹¹ Wie bereits am Beispiel der vielfältigen Funktionsweisen von Kleidungsstücken und anderen triathlonspezifischen Materialien dargestellt, scheinen im Triathlon nicht nur technologisch fortschrittliche, visuell ansprechende Materialien präsent zu sein. Auch das Darunterliegende, der Körper selbst, spielt eine wichtige Rolle. Mit Fitness, der Fähigkeit, Trainings und Wettkämpfe zu meistern, geht eine Veränderung der physischen Gestalt einher. Denn die Physiologie der Athlet*innen reagiert auf die Trainingsreize, auf die Ernährungsweisen und den Lebensrhythmus. Entsprechend geht es im Triathlon nicht nur um physische Funktionalität, sondern auch um (visuelle) Erscheinung.²¹²

Der Kulturanthropologe Daniel Smilovski schreibt, dass Menschen ihr Erscheinungsbild bewusst durch Tätowierungen, Piercings oder Schönheitsoperationen verändern, «um <schöner> oder <individueller> auszusehen».²¹³ Die Veränderungen würden vorgenommen, «um sich in seiner kulturellen Situation zu stärken, um in ihr erfolgreicher agieren zu können».²¹⁴ Weiter beschreibt Smilovski den Körper in seiner äusseren Erscheinung als

«<Front>, an der das Aufeinanderwirken des Selbst und der kulturellen Situation stattfindet; ein Ort, an dem dies sichtbar und empirisch feststellbar wird. Als <Front> ist der Körper durchlässig und flexibel. Er ist gleichzeitig Objekt der Performanz und der Verhandlung als auch ein Mittel für ihre Verwirklichung.»²¹⁵

210 M. Knecht und Beck, 2005.

211 Beim Ironman 2017 schaute ich mit einem Bekannten und seinen Kolleg*innen aus einem Zürcher Triathlonclub zu. Dabei lästerten die Männer über die Figur der führenden Frau. Sie sagten, sie habe ganz schön dicke Beine bekommen. In meinen Augen sah die Frau sehr sportlich aus, hatte zwar keine Figur, die ich einer *typischen Läuferin* zugeordnet hätte, lief aber sehr flüssig und kraftvoll. Daran wird deutlich, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen sein können. Ich hätte auch nicht gewusst, ob sich die Figur der Sportlerin verändert hatte – Wissen, das die Männer vielleicht besaßen. Ihre Kategorisierung der Athletin war eindeutig eine andere als meine (Triathlonsaison, Feldnotizen 2017).

212 An dieser Stelle wäre es im Zusammenhang mit dem Atmosphärenbegriff spannend zu fragen, wie andere Körper sinnlich wahrgenommen werden und wie Körper an der Entstehung von Stimmungen beteiligt sind.

213 Smilovski, 2006, S. 868.

214 Ebd., S. 870.

215 Der Performanzbegriff, den Smilovski verwendet, orientiert sich an Judith Butler (Butler, 2002). Smilovski, 2006, S. 873.

Diese «Front» des Körpers kann auf vielfältige Weise modifiziert werden. So sind nicht nur die von Smilovski erwähnten oberflächlichen Körperveränderungen zu bedenken, auch das Triathlontraining kann als eine Form der Körpergestaltungspraxis angesehen werden. Die damit einhergehenden Veränderungen, wie Formung der Muskulatur, braun gebrannte Haut und Abdrücke der Kleidung, Verletzungen und Narben oder auch spezifische Tätowierungen, lassen den Sporttreibenden selbst, aber auch das Gegenüber erkennen, dass ein/e Ausdauersportler*in in Erscheinung tritt, und illustrieren somit einen Teil der eigenen Identität. Anders als Kleidung haben diese Aspekte einen mehr oder weniger permanenten Charakter und lassen sich nicht einfach ablegen.

Über den Sport und die daraus resultierenden Körper können Anerkennungslogiken des Selbst hergestellt werden. So schreibt Atkinson über einen Triathleten:

«A 29-year-old investment consultant named Steve who lives in southern Ontario, Canada, has competed in triathlon for nearly four years. Steve, who competed as a middle-distance runner during high school, came to the sport after several years of physical inactivity. According to him, training for and competing in local triathlons provides him with an outlet for «re-connecting» with his previous athletic self, and helps fashion the ascetic body he desires.»²¹⁶

Die Arbeit am Selbst steht für den Sportler im Fokus.²¹⁷ Das frühere athletische Selbst wird erinnert und kann in Form von physischer Fitness und sportlichem Aussehen zurückerlangt werden.

Somit können das Training und die damit verbundenen körperlichen Veränderungen als bewusste und selbst gewählte Formen der Veränderung und der Selbstverwirklichung verstanden werden. Die Triathlet*innen nutzen ihre Körper, um kulturelle Situationen zu beeinflussen. Smilovski strukturiert solche Körpergestaltungspraxen entlang der zwei Aspekte des Innen und des Aussen:

«Das Innen wird nach Aussen gekehrt, wobei «Innen» eine Fantasie ist und «Aussen» ein kultureller Verhandlungsraum, eine Möglichkeit und ein Risiko. Dabei kann das Individuum mittels seiner Performanzen eine Definitions- und Gestaltungsmacht ausüben.»²¹⁸

Das gezielte Training führt zu einer Veränderung des Körpers, wodurch innere ästhetische Vorstellungen der Athlet*innen in ihrem Aussehen Form annehmen. Smilovski führt weiter aus, dass die eigene kulturelle Situation durch den eigenen Körper adäquat artikuliert werden müsse, um ein Gelingen der Performanz der Identität abzusichern.²¹⁹ Die Veränderung des Körpers kann so weit gehen, dass auch eine Veränderung der Identität eintritt. Von einer unsportlichen Per-

216 Atkinson, 2008a, S. 295 f.

217 Vgl. zu derartigen Diskursen auch Maase, 2005.

218 Smilovski, 2006, S. 873.

219 Ebd., S. 873.

son zu einer/m Langdistanztriathlet*in zu werden, bedeutet jedoch nicht bloss, Kleinigkeiten im Alltag zu ändern, sondern es bedarf einer ganzen Reihe grundlegender Veränderungen (vgl. 5.1). Triathlet*innen erscheinen auch erst dann als seriös Praktizierende, wenn ihre physische Erscheinung eine entsprechende Sprache spricht. Indem Triathlonidentitäten durch Praktiken und daraus resultierende Erscheinungen performiert werden, entsteht ein triathlonspezifischer kultureller Verhandlungsraum.

Das Erscheinungsbild wird anderen zum einen über physisch-körperliche Präsenz kommuniziert, zum anderen durch das Teilen von Bildern. Meine Sammlung von Facebook-Posts zeigt Motive, die wiederholt auftreten und den Körper ins Zentrum rücken: Aufnahmen und Selfies von Teilen des eigenen Körpers, vor, während oder nach dem Training. Ausserdem werden Fotos geteilt, die Parameter anzeigen wie das Gewicht oder Essensportionen, auch hier mit Ausschnitten des eigenen Körpers abgebildet (siehe Abb. 5.16). Solche Aufnahmen sind ebenfalls als Performanzen von Triathlet*innenidentitäten zu begreifen. Dabei fällt auf, dass sich die Bildinhalte wiederholen und eine gewisse Serialität aufweisen. Unabhängig von den genauen Bildausschnitten zentrieren die Aufnahmen oft auf den Körper und stellen immer eine Egoperspektive dar. Neben dem eigenen Körper nehmen auch triathlonspezifische Materialien eine grosse Präsenz ein, was auf deren Relevanz schliessen lässt. Die Bilder verweisen damit erneut auf die zusammenhängend zu betrachtende Einheit von Triathlet*innen und ihrem Equipment, aus welcher die Praktiken resultieren, welche überhaupt erst Triathlet*innenkörper hervorbringen. Ist zusätzlich zum Körper auch der Untergrund zu sehen, wird der Bezug zu diesem visualisiert und damit die Verbindung zwischen dem Körper und der natürlichen Umwelt thematisiert.²²⁰ Solche Bilder (siehe Abb. 5.15²²¹ und 5.16) zeigen aber auch auf, wie Sport eingesetzt wird, um den Körper darzustellen und diesen zu legitimieren. Im Anschluss an Helmuth Plessners «Zur Anthropologie des Schauspielers»²²² und «Der Mensch im Spiel»²²³ schreibt Daniel Smilovski in diesem Zusammenhang: «Mittels der Macht der Selbstgestaltung gehe der Mensch in der kulturellen Situation über sich selbst hinaus und mache sich <zu einem Stück Welt>.»²²⁴ Dabei betont Smilovski den kommunikativen Charakter der Körpergestaltungspraxis. Diese könne ihre

«Legitimität nur in dem Akt des <Mitteilens> gewinnen. Erst wenn sie als eine kohärente, dauerhafte Performanz vor den Anderen aufgeführt wird, wird sie, falls

220 Vgl. Lund, 2005, 2012.

221 Vieweg, 1966.

222 Plessner, 1983c.

223 Plessner, 1983b.

224 Smilovski, 2006, S. 867 f.

Abb. 5.15: Der Athlet kommentiert die Fotos, die ihn und zwei andere Athleten auf der Waage stehend zeigen, mit der Aussage, dass es bis zum Wettkampf nicht mehr lang gehe und die Vorbereitung gut gelungen sei.



sie gelingt, zu einer Wirklichkeit. In diesem Sinn ist die «positive Veränderung» [der Körper, Y. K.] nicht nur ein persönlicher Wunsch, sie wird eine Aufgabe, eine kulturelle Verpflichtung.»²²⁵

Die Fotografien, welche die eigenen Körper beim Training präsentieren, sind eine Form, dieser «kulturelle[n] Verpflichtung» nachzukommen, denn die Bilder zeigen Performanzen und Körperkontrolle. Die Bildproduzierenden legitimieren ihre Praktiken, indem sie diese und die daraus resultierenden körperlichen Veränderungen wie die Entstehung eines athletischen Körpers kommunizieren. Mögliche weitere Lesarten könnten lauten: *Seht her, ich beherrsche meinen Körper. Ich kann ihn sogar sporttreibend fotografieren. Er sieht so gut aus. Ich teile mein Aussehen und was ich tue. Mir ist nichts peinlich etc.*

Die geteilten Bilder können als sportspezifische «rezeptive Schönheitsästhetik»²²⁶ verstanden werden, wie sie Axel Binhack in «Über das Kämpfen: Zum Phänomen des Kampfes in Sport und Gesellschaft» evaluiert. Der Triathlet Rubens urteilt über Triathlet*innen, dass sie eine «spezielle Spezies» seien und durch das Sportequipment und ihre Geschichten kommunizieren würden, dass sie sich als etwas Besonderes sehen. Die körperbetonten Kleidungsstücke wie hautenge Radhosen, Neoprenanzüge und das Fastnacktssein in Badekleidung machen es den Triathlet*innen quasi unmöglich, den eigenen Körper nicht zu zeigen. Zwar schreibt die Soziologin Susie Scott in der Studie «How to Look Good (Nearly) Naked: The Performative Regulation of the Swimmer's Body»,²²⁷ dass der als normal empfundene Bekleidungsstil im Schwimmbad dazu führe,

225 Ebd., S. 870.

226 Binhack, 1998, S. 165–167.

227 S. Scott, 2010.



Abb. 5.16: Die Süßigkeiten zu Nikolaus werden gemeinsam mit einem Bild von der Athletin beim Trainieren mit einem Schlingentrainer geteilt. Durch ihren Text zu den Bildern stellt sie einen kausalen Zusammenhang zwischen den Süßigkeiten und der Konsequenz, Sport zu treiben, her.

dass das Aussehen desexualisiert werde: «[...] the normalization of nudity effectively desexualizes it.»²²⁸ Vielleicht ist es unter Trainingskollegen normal, derart viel nackte Haut und eng anliegende, teils sehr knappe Kleidung zu sehen. Für externe Betrachter bleibt jedoch wohl nicht nur die Kleidung der Schwimmer*innen, sondern diejenige aller Triathlonsportarten durch ein hohes Mass an betonten Körpern auffällig.

Aus der Perspektive der Athlet*innen wird in Form der geteilten Bilder also ein Dialog mit einem *Aussenraum* hergestellt, und zwar mit dem Bereich, der ausserhalb des Körpers der Athlet*innen liegt und durch die Bilder zugänglich wird. Aber auch als das, was durch die Gesellschaft, das heisst die Bildbetrachtenden, die auf Facebook ein ausgewählter Kreis sein können, angesehen werden kann. Die Arbeit am Körper der Sportler*innen wird für die Bildbetrachtenden zugänglich und nachvollziehbar. Die Aufnahme aus der Egoperspektive simuliert für die Bildbetrachtenden den *eigenen* Blick, jedoch auf einen

fremden Körper. Die Perspektive, die die Bildbetrachtenden erhalten, könnte ihre eigene sein. Gerade über Bilder, die im Zusammenhang mit Trainings stehen, wird vermittelt: *Seht her, wie ich an mir arbeite, einen Teil meines Körpers zeige ich euch schon.*

Kultur ist auch als Akkumulation performativer Praktiken zu verstehen und wird durch Verhandlungen und das Ausführen, Verstehen und Deuten von Praktiken hervorgebracht. Auf diese Weise entstehen kulturelle Bedeutungen und Sinnzusammenhänge. In dem hier beschriebenen Fall werden so Triathlonidentitäten und triathlonspezifische Räume performiert und Eigen- und Fremdperspektiven verhandelt.

Wenn der Körper Geschichten erzählt: Verletzungen und Narben

Verletzungen und Narben können durch verschiedenste selbst-, aber auch fremdverursachte Faktoren im Triathlon entstehen. Es kann sich um falsches Verhalten, wie zu kurzes Aufwärmen, handeln, was beispielsweise Zerrungen nach sich ziehen kann. Es kann sich um zu viel Training handeln, wodurch Überlastungsreaktionen auftreten können. Es kann sich aber auch um Unfälle, möglicherweise durch andere Verkehrsteilnehmer*innen bedingt, handeln oder um Unkenntnis, die dazu führt, dass bestimmte Materialien falsch verwendet werden. Islin beschreibt ihren Sturz mit dem Fahrrad, der ihr beim erstmaligen Verwenden von Klickschuhen²²⁹ passierte:

«Also mit dem Velo wäre man eigentlich [bei einer vom Wettkampfveranstalter organisierten Veranstaltung, Y. K.] die [Wettkampf-, Y. K.] Strecke abfahren gegangen. Was ist passiert? Ich bin natürlich in die Stadt runter gefahren und schon umgefallen, weil ich aus den Klicks nicht herausgekommen bin [Lachen in der Stimme hörbar]. Nachher im Training haben wir wieder angehalten und da bin ich auch wieder umgefallen, weil ich in meinem Leben noch nie mit Klicks gefahren bin.»²³⁰

Meine eigene Erfahrung mit Klickschuhen sah ähnlich aus. Nachdem ich mehrmals die Strasse auf- und abgefahren war, war ich sehr zufrieden, dass ich immer daran gedacht hatte, eine Seitwärtsbewegung mit dem Fuss auszuführen, um aus den Pedalen herauszukommen. Ich fuhr nach Hause, bremste, vergass nun allerdings auszuklicken. Im Stehen kippte ich mit dem Rad auf die Seite und schürfte mir das Knie auf.²³¹ Eine Narbe erinnert mich an diese Erfahrung.

229 Mithilfe von Klickschuhen wird der Fuss beim Radfahren mit dem Pedal verbunden, wodurch nicht nur eine Tritt-, sondern auch eine Zugbewegung ausgeführt werden kann.

230 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

231 Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.

Solche Relikte, die im Zusammenhang mit dem Sport stehen, sind visuelle und kinästhetische Einschreibungen in den Körper.²³² Sie sind körpergebundene Erinnerungsstücke, die auf die Ausübung gewisser Praktiken verweisen (vgl. 5.3.1). Der Verbund von Körper und Kleidung kann sich in den Körper einschreiben, indem Druck- oder Scheuerstellen entstehen. Häufig verursacht der Neoprenanzug Scheuerstellen am Hals oder Nähte der Kleidung hinterlassen Druckstellen. Auch Blasen am Fuss, durch das Tragen der Laufschuhe ohne Socken hervorgerufen, sind – potenziell schmerzhaft – triathlontypische Merkmale, die in Kauf genommen werden, wenn damit der Wechsel zwischen den Disziplinen etwas schneller erfolgen kann. Gewisse körperliche Leiden werden bewusst einkalkuliert, um andere Ziele (wie den schnelleren Wechsel) zu erreichen. Da der Körper beim Triathlon häufig mit wenig Kleidung bedeckt ist, wird in Sportkleidung auch der Blick auf Narben freigegeben, die in Alltagskleidung nicht sichtbar sind. Darüber entstehen auch Gespräche, und es wird erklärt, woher welche Narben stammen.

Andere, von aussen nicht sichtbare Verletzungen wie Überlastungen, Knochenbrüche oder Bänderrisse werden teils sichtbar gemacht, beispielsweise durch das Verwenden von Kinesiotape (vgl. den Abschnitt 5.2 *Enge Hosen und bunte Aufkleber: Diskursiv verhandeltes Wissen über Materialien am Beispiel von Kinesiotape und Kompressionskleidung*) oder das Tragen von Bandagen. Aber auch durch den Einsatz von medizinischen Hilfsmitteln, etwa durch das Laufen mit Krücken oder das Schwimmen mit Schienen und Stützapparaten und durch die angepassten Trainingsformen können unsichtbare Verletzungen als persönliche Bewegungseinschränkungen nach aussen erkennbar gemacht werden. Auch die plötzlich fehlende Strava-Aktivität kann als Zeichen für einen verletzungsbedingten Unterbruch gelesen werden.²³³ Das Reden über Verletzungen dient dazu, das eigene Tun zu erklären und sich verständnisvolle oder mitleidende Zuhörer*innen zu verschaffen. Tipps zum Umgang mit den durch Geh- oder andere Bewegungshilfen bedingten Einschränkungen können ausgetauscht und Wissen geteilt werden, wie trotz dieser Limitierungen trainiert werden kann. Unter Triathlet*innen ist es weit verbreitet, auch unabhängig von Verletzungen das eigene körperliche Befinden zu kommunizieren. Im April und Juni 2019 erhielt ich beispielsweise von zwei mir bekannten männlichen Triathleten ungefragt Bilder von ihren Verletzungen, auf denen aufgeschürfte Haut und grössere blutige Wunden auf Po und Beinen zu sehen waren.²³⁴ Auch postete eine Athletin auf Facebook: «Schulterbruch nach Velosturz, nachdem mich eine an-

232 Vgl. Schildkrout, 2004.

233 ASVZ Ausfahrt, Feldnotizen vom 2. 5. 2019. Vgl. das Gespräch mit einem Triathleten über einen uns beiden bekannten Triathleten, der gerade verletzt war.

234 Triathlonsaison, Feldnotizen 2019.

Abb. 5.17: Der Athlet teilt seine Schürfwunden auf Facebook.



Abb. 5.18: Die Triathletin hat sich durch ein Alternativtraining Verletzungen zugezogen.



dere Velofahrerin umfährt, welche abbiegt ohne zurückzuschauen ... Akzeptieren, ruhen und vorwärtsschauen ... that's life. leider kein Couple-Gigathlon, 70.3 Rapperswil ...»²³⁵

Facebook wird so zu einer Bühne,²³⁶ auf der solche Verletzungen hervorgehoben werden können. Die Posts teilen häufig eine Geschichte der Verletzungen in Verbindung mit dem vorangegangenen Training oder der darauffolgenden Heilungserzählung. Bild und Text vermitteln das Erlebnis. Ein Post des Langdistanztriathleten Bruno Riff lautet: «Bereits der zweite Helm kaputt in diesem Jahr, mit dem Rennrad gestürzt, Glück gehabt, nur Schürfungen an allen Ecken.» Die dazu geposteten Bilder zeigen blutige Stellen an Kopf, Knie und Bein.²³⁷ Gleichzeitig stellen Verletzungen nicht nur physische Einschränkung dar. Sie können auch als Begründung sowie Inszenierung der eigenen Leistung gelten und werden durch den Einsatz von Kinesiotape und anderen orthopädischen Produkten oder durch das Posten von Bildern der Verletzungen als solche performiert. Der Athlet Petersen teilt beispielsweise auf Facebook mit:

«thankful to finish another @ironman_lanzarote with really tough conditions. after a long time with several injur[ie]s i had a short time to prepare serious for this race. even i decided to race 5 weeks ago. the race went surprisingly good until km 15 on the run. after that the tank was empty. so for the last 27km i had very hard fight with myself. but i did it. so i'm pretty happy i finished with no physical pain and with a 12. pro-rank.»²³⁸

Petersen nennt hier seine Verletzungen als entlastende Erklärung dafür, warum seine Vorbereitung auf den Wettkampf nicht optimal gelaufen sei. Die Verletzungen äussern sich also nicht in visueller Sichtbarkeit am Körper in Form von Narben, sondern werden durch die suboptimale Leistung erkennbar.²³⁹ Gleichzeitig wertet der Athlet durch Selbstkritik, Sarkasmus, Understatement und Ähnliches seine Leistung in Relation zu derart schlechten Voraussetzungen auf, indem er betont, dass er trotz erschwelter Vorbereitung einen zufriedenstellenden zwölften Platz unter den männlichen Profiathleten erreicht habe (vgl. auch Abb. 5.17).

Verletzungen können durch Selbst- oder Fremdeinflüsse verursacht werden. Ob durch Materialien oder andere Faktoren ausgelöst, werden sie zu körpergebundenen Erinnerungsstücken, die auf die Ausübung gewisser Praktiken verweisen (vgl. 5.3.1). Teilweise werden Verletzungen über Materialien wie Kinesiotape oder Krücken, aber auch über das Teilen von Bildern, welche Verletzungen zei-

235 Facebook-Post Sibylle Seifert, zuletzt eingesehen am 20. 7. 2019.

236 Goffman, 2003.

237 Bruno Riff, Facebook-Post, 19. 6. 2018, zuletzt eingesehen am 10. 6. 2019.

238 Jens Petersen, Facebook-Post, 27. 5. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

239 Allerdings bleibt hier unklar, was für eine andere Leistung eigentlich erwünscht war. Das Urteil, wie der Wettkampf gelaufen ist, obliegt in erster Linie dem/der Athlet*in selbst.

gen, überhaupt erst sichtbar gemacht. Sie können auch als Inszenierung der eigenen Leistung betrachtet werden und fungieren als Begründung bis hin zur Entschuldigung für mangelnde Leistung.

Das Trikot auf der Haut: Körperbräune und Bräunungsstreifen

Rändli, wie die Übergänge zur gebräunten Haut auf Schweizerdeutsch genannt werden, sind ein häufiges Merkmal von Triathlet*innen, vor allem in den Sommermonaten. Die Bräunungsabdrücke sind körpergebundene Erinnerungsstücke an die Trainings- und Wettkampfstunden, die an der freien Luft verbracht wurden. Dabei wird etwas auf den Körper (*ab*)gezeichnet wie bei einem Tattoo (vgl. 5.3.1). Solche Abdrücke sind, anders als Narben und Tätowierungen, die ein Leben lang bleiben, temporär und halten ein paar Wochen oder einen Sommer. Durch den Kleidungsstil der Szene werden sie häufig sichtbar.

Vor einer Radausfahrt hörte ich einige Athlet*innen darüber reden, dass sie noch die Hosen etwas hochziehen müssten, damit der Bräunungsstreifen an der exakt gleichen Stelle bleibe. Die Stellen scheinen bei einigen Athlet*innen bewusst zur Schau getragen. «Für meine Verhältnisse ist das total braun, siehst du den Abdruck?»²⁴⁰ Andere vermeiden genau das und erklären, sie würden extra unterschiedlich lange Hosen anziehen, um diese Abdrücke keinesfalls zu erhalten. Man müsse «a de Rändli schaffe»²⁴¹ ist eine andere Formulierung, um mitzuteilen, dass man trainieren gehe.

Bräunungsstreifen implizieren sonniges Wetter und transportieren die positive Konnotation von Körperbräune.²⁴² Es gibt die braunen Hände vom Schwimmen im Freibad und die weissen Hände von den Radhandschuhen. Es gibt die Abdrücke der Sportuhren und die der Radtrikots, Hosen und Socken. Es gibt die Abdrücke der Schwimmbekleidung und diejenigen der Triathloneinteiler – alles kann Bedeutungen, Signale und Spuren der Lebensstile von Triathlet*innen transportieren und von anderen Personen ausgelegt, interpretiert und bewertet werden. Da die Bräune und die Abdrücke einer gewissen Zeit und des Trainings bei sonnigem Wetter bedürfen, bis sie entstehen, kann angenommen werden, dass der Sport zeitintensiv ausgeübt wird. Somit ist auch die Frage, ob jemand im Trainingslager gewesen ist, eine häufig auftretende Frage, wenn jemand sehr braun ist – dies vor allem in den Wintermonaten. Die braune Haut wird kausal mit der Vorstellung verknüpft, dass jemand viel trainiert hat.²⁴³ Dadurch mar-

240 Triathlonwochenende Tessin II., Feldnotizen vom 25.–27. 5. 2018.

241 Ebd.

242 Triathlonsaison, Feldnotizen 2014; Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

243 Nay, bewegtes Interview (Rennrad) vom 24. 11. 2014; Triathlonsaison, Feldnotizen 2014. Die Bräunungsstreifen sind auch als ein weiterer Hinweis darauf zu lesen, dass Triathlon prakti-



Abb. 5.19: Ein Athlet im Triathlontrainingslager zeigt seine Bräunungsstreifen.

kieren Körperbräune und Bräunungsstreifen eine Form symbolischer Zugehörigkeit, denn sie lassen eine Abgrenzung gegen *Gelegenheitssportler*innen* zu.²⁴⁴ Körperbräune und Bräunungsstreifen können als Statussymbole gesehen werden, über die Formen von Prestige erlangt werden. Sie können als Zeichen dafür gelesen werden, dass der Sport *authentisch* gelebt wird, ist es doch nur möglich, solche Abdrücke durch entsprechend lang andauernde Trainingseinheiten zu erhalten.²⁴⁵ Die Sonnenabdrücke stehen zudem für einen körperlichen Verbund mit Materialien und der Umwelt, wie ich es auch am Beispiel der Blasen an den Füßen beschrieben habe. Ähnlich wie sich Verletzungen, Narben und Tätowierungen in den Körper einschreiben, repräsentieren Bräunungsstreifen einen von der Sonne gezeichneten Körper.

«Tätowierungen»: Tinte, Aufkleber, Schmutz und Dreck

Tätowierungen sind als Körpermodifikationspraxis in verschiedensten Kulturen präsent. Auch als triathlonspezifisches Merkmal tauchen Tätowierungen auf.²⁴⁶ Sie werden an Stellen gestochen, die – anders als Narben – selbst ausgewählt werden können. Sich Tätowierungen stechen zu lassen, ist ein Eingriff in den eigenen Körper, der als kulturelle Aufführung verstanden werden kann. Anders als T-Shirts, Wettkampfferrungenschaften, Urkunden, Pokale (vgl. 5.2) oder Muskeln, Verletzungen, Körperbräune und Bräunungsstreifen werden die gestochenen Motive zu einem permanenten Teil des Körpers, welcher Haut, Adern und

ziert wird. Vgl. hierzu Palmers Arbeit zu Rennradfahrenden: «Active engagement in cycling by those standing roadside is further evidenced by their possession of a high priced bicycle and an equally enviable set of sinuous, sun-tanned legs.» Palmer, 1998, S. 270.

244 Es gibt auch Personen, die nicht so schnell braun werden und trotz vieler Trainingsstunden in der Sonne keine Abdrücke aufweisen.

245 Zum Effekt einer «theatralen» Inszenierung und zu ihrer Glaubwürdigkeit siehe Bublitz, 2006, S. 353.

246 Vgl. unter anderem Orend und Gagne, 2009; Slotnick, 2012.

Abb. 5.20: Dieser Athlet hat sowohl drei Logos von Extremtriathlons als auch das Ironman-Logo auf seine Wade tätowiert.



Muskeln durch eine andere Schicht bedeckt. Während sich der Körper verändern kann, Gewicht zu- oder abgenommen, Muskeln aus- oder zurückgebildet werden können, bleiben die Tätowierungen unabhängig vom Lebensstil(wandel) als lebenslange Einschreibung in den Körper. Ob sie trotz Alltagsbekleidung sichtbar sind oder nur in bestimmten Situationen, etwa beim Tragen von Sportkleidung, ist den Träger*innen selbst überlassen. Es können vier Arten triathlonspezifischer Tätowierungen aufgezählt werden: Erstens richtige Tätowierungen aus Tinte. Zweitens Aufkleber als temporäre Abbildungen auf der Haut. Drittens durch die Sportausrüstung (etwa durch Fahrradschmiere) verursachte Schmutzabdrücke auf der Haut, deren Sujets – in Form von Kettenblättern oder Kettenabdrücken –, welche manchmal als Motive für echte Tätowierungen dienen. Viertens Dreck, der vom Boden (über das Sportmaterial) auf den Körper gerät. Bei all diesen Formen der «Tätowierungen» wird die Haut zur Präsentationsfläche, auf welcher unabhängig vom sonstigen Aussehen der Athlet*innen der Triathlonsport repräsentiert und manifestiert wird.

Das Image einer Tätowierung kann, wie auch eine Narbe, eine persönliche Geschichte erzählen oder anderes kommunizieren. So liess sich ein Triathlet, der mehrmals den Gigathlon gewann, die Daten seiner Siege auf die Brust tätowieren. Das Ereignis wird durch die Tätowierung zu einem permanenten Emblem auf dem Körper, der Sieg kann ihm nicht mehr genommen werden und die Erinnerung an diese wichtigen Momente bleibt, auch bedingt durch die prominente Platzierung des Tattoos, präsent und sichtbar. Die Tätowierung führt zu einer Einschreibung und Einverleibung der Wettkampferfolge in den Körper des Athleten. Der Ort auf der Brust ist jedoch so gewählt, dass nicht jeder das Tattoo

sieht. Erst beim Ausziehen des T-Shirts wird sein Körperschmuck für andere Leute sichtbar und seine Leistung damit lesbar. So können auch Tätowierungen über ihre Motive Zugehörigkeiten demonstrieren und als Distinktionsmerkmal verstanden werden.

Der Wettkampfveranstalter des Celtman teilte eine E-Mail eines Athleten mit einem Foto (siehe Abb. 5.20). Darin bedankt sich der Athlet und schreibt, welche grossartige Erfahrung die Wettkämpfe für ihn waren. Ausserdem sendete er ein Foto mit: «Here's a picture of my new tattoo, that will always serve as a reminder for these great experiences.»²⁴⁷

Der Athlet vermittelt in seiner Nachricht an die Wettkampfveranstalter*innen, dass er sich über das Eintätowieren der Logos mit den Wettkämpfen identifiziert. Wie Smilovski schreibt, wird durch Körpergestaltungspraxen

«die Fantasie zunächst durch den Eingriff performativ <materialisiert> und nachher durch einen Komplex von Performanzen in der sozialen Umgebung durchgesetzt».²⁴⁸

In diesem Beispiel wird Triathlon durch die Tätowierung der Wettkämpfe materialisiert und durch die E-Mail mit dem Text und den Fotos zusätzlich performiert. Der Athlet mit den vier Wettkampfflogos ist nicht der Einzige, der sich solche Logotätowierungen machen lässt. Auch andere Athlet*innen lassen sich solche Motive stechen (siehe Abb. 5.20, 5.21 und 5.22). Die Wade scheint hierfür ein beliebter Ort zu sein, bietet er doch zumindest während eines Triathlonrennens ein prominentes Blickfeld. Die Wahl des Motivs könnte so interpretiert werden, dass die Athlet*innen sich mit dem labeln, was sie bereits erreicht haben – zumindest liegt die Vermutung nahe, dass sich erst diejenigen ein solches Tattoo stechen lassen, die den entsprechenden Wettkampf auch absolviert haben. Es kann abschreckend auf andere (Konkurrent*innen) wirken, Respekt einflössen, als eine Form von Markierung gesehen werden und als Beleg für das, was geleistet wurde. Zudem wird kommuniziert, dass Schmerzen erlitten wurden, als das Tattoo gestochen wurde – ähnlich wie der Schmerz, der während des Wettkampfes ausgehalten wird (vgl. 5.4). Tätowierungen kommunizieren durch ihre Symbolik also Sinn und Absichten und eine (gewünschte) Selbstdarstellung.

Ebenso gibt es Aufkleber beziehungsweise Abziehtattoos, die insbesondere an Wettkämpfen zu sehen sind. Es handelt sich in den allermeisten Fällen um Werbelogos durch Sponsoren. Ähnlich wie Bilder auf Facebook, die das Sportmaterial zeigen (siehe Abb. 5.9–5.14), symbolisieren sie (gewünschte) Zugehörigkeiten. Auch durch die Ausrüstung verursachter Schmutz kann als (weniger permanente) Markierung am Körper Symbolik haben. Das sogenannte Anfängertattoo

247 Triathlon-Tattoos, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

248 Smilovski, 2006, S. 869.

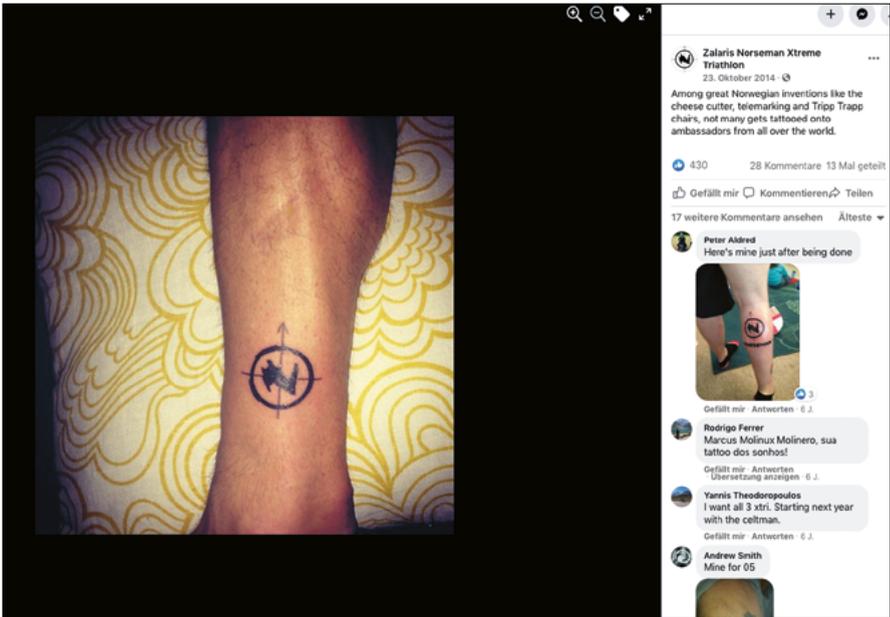


Abb. 5.21: Norseman postet ein Foto einer Person mit dem Norseman-Tattoo auf der Wade.



Abb. 5.22: Der Athlet am Start des Swissman 2019 trägt ein Norseman-Tattoo.

ist der Ketten- oder Zahnkranzabdruck, der an den Beinen entsteht, wenn das Fahrrad unachtsam gehalten wird und das Bein berührt. Dieses Unvermögen, die Beine frei von Kettenschmiere zu halten, wird vor allem Anfänger*innen zugeschrieben. Doch mittlerweile lässt sich dieses Motiv als echtes Tattoo finden. Fahrradschmiere kann, ebenso wie eine Tätowierung, einen körperlichen Verbund mit den Materialien und der Umwelt darstellen.

Von der Umwelt verursachte *Musterungen* auf dem Körper der Athlet*innen, wie etwa Dreck vom Rennen oder Rennrad- oder Mountainbikefahren, zeugen ebenfalls davon, dass beispielsweise bei widrigen Wetterbedingungen trainiert wurde. Es sind jedoch nur temporäre Zeugnisse. Auch darüber wird gezeigt, wie viel die Sporttreibenden für den Sport auf sich zu nehmen bereit sind.

Triathlon verkörpern

Über das Präsentieren und Performieren eines bestimmten Erscheinungsbildes und über weitere aktiv gewählte Praktiken (wie das Teilen von Bildern) wird ein spezifisches Selbstbild der Athlet*innen nach aussen kommuniziert. Die Soziologen Holly Thorpe und Robert Rinehart schreiben zu Alternativsportarten, zu denen auch Triathlon gezählt werden kann:

«Many (not all) alternative sport²⁴⁹ athletes and participants demonstrate a countercultural ethos that plays out in their clothing styles, choice of music (and relating music to their sport), self-branding (through use of tattoos, piercings and so forth), and particular argot.»²⁵⁰

Gerade durch den Körper werden im Triathlon verschiedene Attribute nach aussen kommuniziert: Ausgebildete Muskeln oder hagere Körperteile zeigen Kontrolle, Disziplin und Askese an, Tätowierungen, Kinesiotapes und andere orthopädische Materialien das Aushalten von Schmerzen. Körperbräune oder Dreck verweisen auf intensive Trainings in der Sonne, Narben und mediale Vermittlung von Bildern von Verletzungen auf Unfälle und daraus resultierende Folgeerscheinungen. Das Sichtbarmachen solcher mehr oder weniger permanenter Einschreibungen in die Körper ist wichtiger Teil von Selbst- und Fremdverortungen als Triathlet*innen und verweist auf eine bekannte Praktik

249 Zu dieser Liste zählen sie Kayaken, Bergsteigen, Klettern, Skateboarden, Skydive, Snowboarden, Surfen, Wake-Boarden und Windsurfen. Für diese sei typisch: «The images, narratives, representations and meanings associated with alternative sports [...] are often so richly colourful, dynamic and omnipresent that sometimes we forget that they are secondary characteristics. Alternative sports participants frequently reiterate that it is the embodied, sensual and immediate experiences of their activities that are central to their specific, grounded cultural practices – and words can only begin to articulate their experiences.» Thorpe und Rinehart, 2011, S. 212.

250 Ebd., S. 218.

Abb. 5.23: Fahrrad-schmiere kann einen körperlichen Verbund mit den Materialien und der Umwelt darstellen. Das sogenannte Anfängertattoo lässt sich mittlerweile auch als echtes Tattoo finden.



des Alpinismus: Nur wer über Bergbesteigungen schrieb, hatte in der Aussenwahrnehmung diese Ziele überhaupt erreicht.²⁵¹ Symbolische Zugehörigkeit und Status werden im Triathlon in Analogie zu dieser historischen Praxis somit kommuniziert, um Bestand zu haben.

Die hier gezeigten Formen der Verwaltung des Erscheinungsbildes sind massgeblich verknüpft mit dem Sichtbarmachen dieser als distinktiv zu verstehenden Praktiken. Sportliche Leistungen werden immer auch über ästhetische Bezugspunkte vermittelt: Sieht jemand trainiert aus, hat jemand *Rändli* oder Narben, die vom Sport kommen können, schmückt sich jemand mit einem triathlonspezifischen Tattoo oder trägt jemand materielle Wettkampferfahrungenschaften (vgl. 5.2), legt dies die Lesart nahe, dass jemand aufgrund des spezifischen Eindrucks, den er oder sie hinterlässt, als ein/e Triathlet*in eingeschätzt wird. Denn die Formen der Verwaltung des Erscheinungsbildes geben Aufschluss über die Lebensstile der Triathlet*innen.

Doch nicht nur über das Erscheinungsbild werden Triathlonkörper kommuniziert, kontrolliert und verwaltet. Auch Dokumentations- und Messtechniken spielen eine Rolle in den Praktiken der Athlet*innen.

251 Vgl. dazu unter anderem Mathieu und Boscani Leoni, 2005; ausserdem Tschofen, 1999.

5.3.2 Magie der Zahlen: Dokumentations- und Messtechniken im Triathlon

In einem Bericht von *Sports Illustrated* über den zweiten Ironman, welcher im Jahr 1979 stattfand, heisst es:

«Most of the Iron Man contestants keep precise training diaries. To them they are canceled checks to peruse fondly. Haller logs not only every shred of physical activity, but also each morsel of food and the time it was consumed. Junk food is underlined. He records his pulse rate, his sleeping time, injuries and the quality of the day. Tom Warren not only chronicles his daily exercise but makes copies that he sends each month to friends around the country. Most of them get thrown away; some do not. Fifteen years ago Warren swam for the University of Southern California. He has a standing bet with each year's swim team that he can do more exercise mileage per month than the entire team can do in practice. Coach Peter Daland reads Warren's monthly exercise tallies to the squad. Once Warren rode his bike from San Diego to Los Angeles, rolling onto the Southern Cal campus and into the natatorium to hand-deliver the workout sheet. The swimmers applauded.»²⁵²

Beim Triathlon geht es auch um ein Planen und Dokumentieren der Trainings sowie darum, sich anhand von Daten zu messen und die eigene Leistung mit derjenigen von anderen zu vergleichen. Die oben dargestellten Formen des Dokumentierens und Vergleichbarmachens von Trainingsdaten waren in vordigitaler Zeit ebenso präsent wie heute.²⁵³ Durch die aktuelle Digitalisierung des Alltags rücken Selbstmesspraktiken – ob im Sport oder in anderen Bereichen des Lebens – ins Zentrum alltagsnaher Praktiken, wie die Erziehungswissenschaftler Ralf Mayer und Christiane Thompson in ihrem Einführungstext des Sammelbandes «Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien»²⁵⁴ schreiben. Selbstmesstechniken stellen einen Kern triathletischer Praktiken dar, so der Triathlet Felix Rubens: Ein Sportler, welcher nur mit Messgeräten trainieren könne, «das ist für mich halt der klassische Triathlet! Oder. Der jedes Training aufschreibt und jeden Scheiss auswertet und nur [betont] mit dem Puls rennen gehen kann. Und nur mit dem Wattmessgerät Velo fahren kann.»²⁵⁵ Rubens selbst kann sich mit derartigen Praktiken zwar «zu wenig identifizieren»,²⁵⁶ im Grossen und Ganzen stellen Triathlet*innen jedoch eine Gruppe dar, die sehr affin für das Benutzen derartiger Tools ist. Ihre gros-

252 McDermott, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

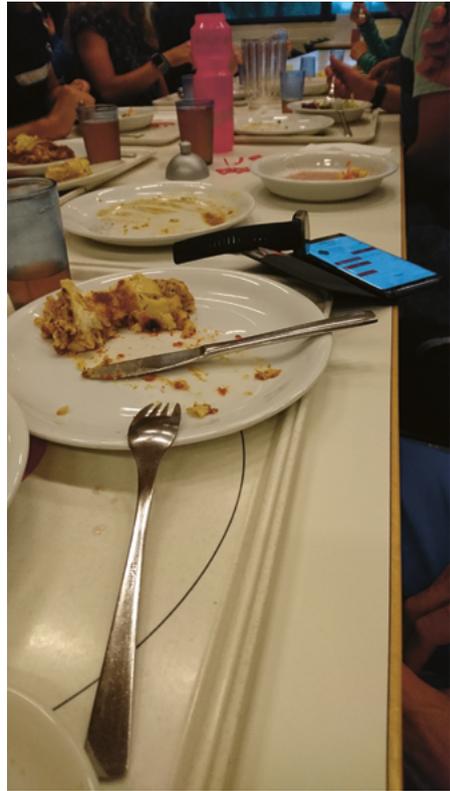
253 In Fors et al., 2019, wird das breite Spektrum von Selbstvermessungsstrategien und -techniken im Alltag aus der Perspektive der Geisteswissenschaften referiert. Zu Messen und Vergleichen im (vor)modernen Sport siehe Carter und Krüger, 1990; Guttman, 1978.

254 Mayer und Thompson, 2013.

255 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

256 Ebd.

Abb. 5.24: An einem Triathlontrainingswochenende synchronisiert ein Athlet seine Daten direkt nach der Trainingseinheit während des Mittagessens. Im Programm auf seinem Smartphone werden sie nun übersichtlich wiedergegeben.



sen Trainingsradian (siehe Abb. 4.14 und 4.15), die ich auch mittels Trainingsstrecken auf Kartenmaterial erfassen konnte (vgl. 4.2.3), zeigen, dass in Bezug auf Strecken-, Trainingsplanung und das Erfassen von Parametern wie Puls, Leistung oder Tempo vielfach Sportuhren verwendet werden.²⁵⁷ Auf Apps und Websites wie Strava können die so generierten Daten angesehen, bearbeitet und analysiert werden.²⁵⁸ Das einfache Aufzeichnen und Teilen der Daten und die

257 Wenn ich im Folgenden von Sportuhren spreche, fasse ich den Begriff etwas weiter und schliesse auch Wattmessgeräte, Fahrradcomputer und Tachos mit ein. Diese haben je nach technischer Ausstattung fehlende (wie Pulsmessung) oder erweiternde Funktionen (wie Wattmessung oder Karten auf dem Bildschirm). Es gibt Athlet*innen, die diese Geräte synchron benutzen, wobei sie teilweise aneinander gekoppelt werden können und sich so in ihren Funktionen ergänzen. Je nach individuellen Bedürfnissen oder Sportart nutzen Athlet*innen die Geräte anders.

258 Auf dem Fahrrad werden häufig (zusätzlich) ein Fahrradcomputer, ein Tacho, ein Wattmessgerät oder Ähnliches verwendet. Sie können einfacher am Rahmen des Fahrrades befestigt werden und sind im Vergleich zu den meisten gängigen Sportuhren häufig mit Wattmessung, Trittfrequenzsensor und Landkarten ausgestattet.

über sie entstehenden Diskurse führen zu einer starken, alltäglichen Präsenz von Daten innerhalb der Triathlonszene.²⁵⁹ Gerade im Breitensport werden so qualitativ und quantitativ neue Dimensionen von Mess- und Dokumentationstechniken eröffnet.²⁶⁰

Die Nutzung verschiedener mobiler elektronischer Geräte mit ihrer Fähigkeit zur Datenaufzeichnung ist im Triathlon entsprechend vielfältig und weit verbreitet. Die Praktik des Aufzeichnens von Trainings ist zwar keine Neuerung – die historische Präsenz von Aufschreibesystemen lässt sich zurückverfolgen²⁶¹ –, doch ist die einfache Benutzungsweise und Integrierbarkeit in den Alltag massgeblich dafür verantwortlich, dass Körperdaten heute vermehrt erfasst werden. Mit dieser allgegenwärtigen Präsenz von Sportuhrendaten gehen vielfältige Lesarten einher. Im Folgenden gebe ich einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Datenerfassens mit Fokus auf die Entwicklungen im Triathlon und komme auf gouvernementalistische Aspekte des Selbstvermessens zu sprechen. Ich nenne dann die Funktionsweisen der Sportuhren und der Datenaufzeichnung, erläutere, wie Onlineplattformen für Trainingsdaten genutzt werden und welche Praktiken im Umgang mit den Daten im Triathlon entstehen. Zudem beschreibe ich verschiedene Nutzungslogiken der Triathlet*innen, etwa die Zahlen als Kontrollgrößen zu lesen oder mit den Daten Trainings und Strecken zu planen. Dann untersuche ich die Praxis, sich mit sich selbst zu vergleichen, sowie die Wettkämpfe, die mit anderen geführt werden können. Abschliessend zeige ich, wie vielfältig die Zahlen zu Motivationszwecken genutzt werden und wie sie das Körperempfinden beeinflussen können.

Von der Stoppuhr zur Smartwatch: Entwicklung des Datenerfassens

Das Messen von Daten ist historisch alt.²⁶² Doch die Methoden des Messens haben sich verändert: Hermann Bausinger weist 1961 in «Volkskultur in der technischen Welt»²⁶³ und 1981 im Artikel «Technik im Alltag. Etappen der Aneignung» auf die Fähigkeit der Datenaufzeichnung,²⁶⁴ den Alltag zu verändern,

259 Vgl. hierzu den Sammelband von Duttweiler, Gugutzer et al., 2016 oder Bublitz, 2006.

260 Lazar et al., 2015; Tholander und Nylander, 2015; Chamberlain und Lyons, 2016a, S. 171.

261 Siehe zu diversen Dokumentations- und Aufschreibetechniken in historischen Zusammenhängen Hämmerling und Zetti, 2018. Ebenso schreibt Eichberg: «So gibt es eine entwickelte Geschichte der Mathematik, eine Geschichte der Uhren, Beiträge zur Geschichte der Rechenmaschinen, des Proportionalzirkels, des Barometers und anderer Meß- und Recheninstrumente. Die Frage nach dem im Quantifizierungsprozeß sich ausdrückenden gesellschaftlich-kulturellen Wandel blieb dabei jedoch im allgemeinen zurück hinter der Frage nach dem Funktionieren der Methoden und Geräte und nach der kunstgeschichtlichen Bedeutung des Instruments.» Eichberg, 1974, S. 142 f.

262 Eichberg, 1974; F. Becker, 2000; Siemens, 2007.

263 Bausinger, 1961.

264 Koch, 2013; Beck et al., 2000.

hin.²⁶⁵ Technik sei integraler Bestandteil des Alltags, schreibt er, und verweist auf die engen Wechselwirkungen zwischen Volkskultur und Technik.²⁶⁶ Der Sport in der Weimarer Republik könne «als der Inbegriff eines messenden und zählenden, rational planenden Zugriffs auf den eigenen Körper gelten»,²⁶⁷ erklärt auch der Historiker Frank Becker. In dieser Zeit wurde der Sportler – primär der männliche Sportler – zu einer Beispielfigur, die Selbstkontrolle und Disziplin verkörperte. In «Auf Zoll und Quintlein» zeigt der Historiker Henning Eichberg die Praktik der Leistungsquantifizierung im Sport.²⁶⁸ Mit dieser geht auch das Dokumentieren von Geschwindigkeit, Distanzen, Zeiten, Tabellen etc. einher. «Die sportliche Leistungsquantifizierung erhielt erst dann ihren spezifisch modernen Charakter, als man daran ging, Leistungen zu vergleichen, auch über konkrete Wettkampfsituationen hinweg»,²⁶⁹ so Eichberg. Dies wurde, so Eichberg weiter, in Form von Tabellen erfasst. Daran erinnern auch heutige Darstellungsformen von Leistungswiedergaben und Trainingstagebüchern (siehe Abb. 2.2, 2.3, 5.25, 5.26, 8.1).

Bei den Interviews zeigen mir die Triathlet*innen Islin (siehe Abb. 5.25), Dreyer (siehe Abb. 5.26), Kehl und Tessel ihre Trainingserfassungssysteme. Während die ersten beiden mir händische Trainingsplanung und -dokumentation zeigen, zeigt Kehl mir seinen Strava-Account und Tessel seine Excel-Tabelle. Aber auch einige der anderen Athlet*innen verwenden ihre Sportuhren als Instrument für die Trainingssteuerung. Solche Anknüpfungen an die genannten historischen Erhebungsvorbilder im 21. Jahrhundert werden in Form von Programmen von Sportuhren und -apps veralltäglicht. Es entwickelte sich «parallel zur Quantifizierung im Wettkampf die Quantifizierung der körperlichen Leistung ohne Gegner, ohne Konkurrenten».²⁷⁰ Die Technisierung der persönlichen und alltäglichen Lebenswelt erlebt mit solchen Aufzeichnungsstrategien ein Wiederaufflammen. Die Entwicklung der Sportuhren ist seit den 2010er-Jahren rasant vorangeschritten.²⁷¹

265 Bausinger, 1981, S. 239.

266 Bausinger, 1961, S. 3. Zur Veralltäglichtung von Technik siehe Hengartner und Rolshoven, 1998. Siehe ebenso Schönberger, 2000, 2015, und Blask, Kallinich und Schondelmayer, 2013. Zu ersten Ansätzen des Messens in den Natur- und Sozialwissenschaften siehe Harry, 1961.

267 F. Becker, 2000, S. 225.

268 Eichberg, 1974. Henning Eichberg lässt sich in seiner politischen Einstellung der neuen Rechten zuordnen. Der Begriff *Ethnopluralismus* geht auf ihn zurück. Die Autorin distanziert sich von derartigen Arbeiten Eichbergs. Sein Schaffen ist geprägt von vielfältigen Beiträgen zur Geschichte und Soziologie des Sports, die für den Zusammenhang dieses Aufsatzes von Nutzen sind.

269 Ebd., S. 166.

270 Eichberg, 1974, S. 166. Zu den Wirkungen und Bedeutungen des Festhaltens von Körperdaten vgl. unter anderem Wolff, 2019; Carlén und Maivorsdotter, 2016; Schürmann, 2016; Lupton, 2013, 2014.

271 Vgl. Millington, 2014; Noakes, Lambert und Gleeson, 1998.

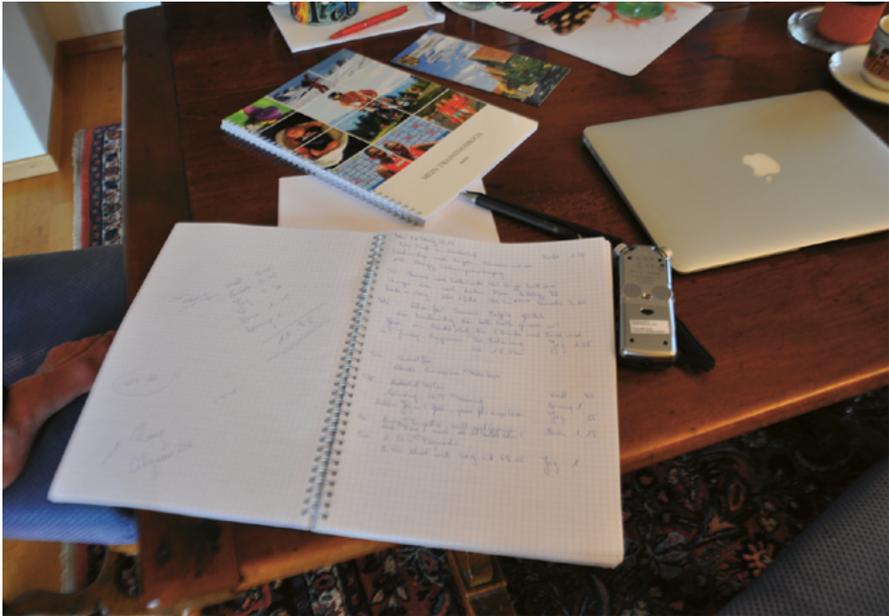


Abb. 5.25: Das Trainingstagebuch zur Planung der Einheiten von Islin.

Die Uhren haben sich von unmodischen, klobigen und schweren Produkten hin zu Lifestyle-Accessoires entwickelt, die auch im Alltag getragen werden können. Eine Innovation der letzten Jahre ist beispielsweise die Möglichkeit, den Puls am Handgelenk zu messen. Der um die Brust getragene Pulsgurt wird überflüssig. Ebenso sind die Uhren leichter geworden. Gesteigerte Akkukapazitäten und einfache Ladefunktionen ermöglichen ein praktisches Handling. Die Möglichkeit, Daten zu übertragen, lässt sie zu einfach bedienbaren Objekten werden (siehe Abb. 5.24). Ihre *Smartness*, ihre geringen Ausmasse, ihre intuitive Bedienung, ihre Vernetztheit sowie ihre Fähigkeit, sich in alltägliche Handlungsabläufe zu integrieren, sind kennzeichnend.²⁷² Sportuhren zählen zu Geräten, die ein passives Tracking²⁷³ erlauben, das heisst ein automatisches Erfassen von Daten, wobei die Nutzenden keinen beziehungsweise kaum weiteren Input liefern müssen.

Die einfache Handhabung und die technische Optionenvielfalt der Uhren ermöglichen es, Trainings vereinfacht zu dokumentieren, aber auch die Informationen auszuwählen, welche eine selektive Form von Leistungserfassung und

²⁷² Duttweiler und Passoth, 2016.

²⁷³ Ebd., S. 12.

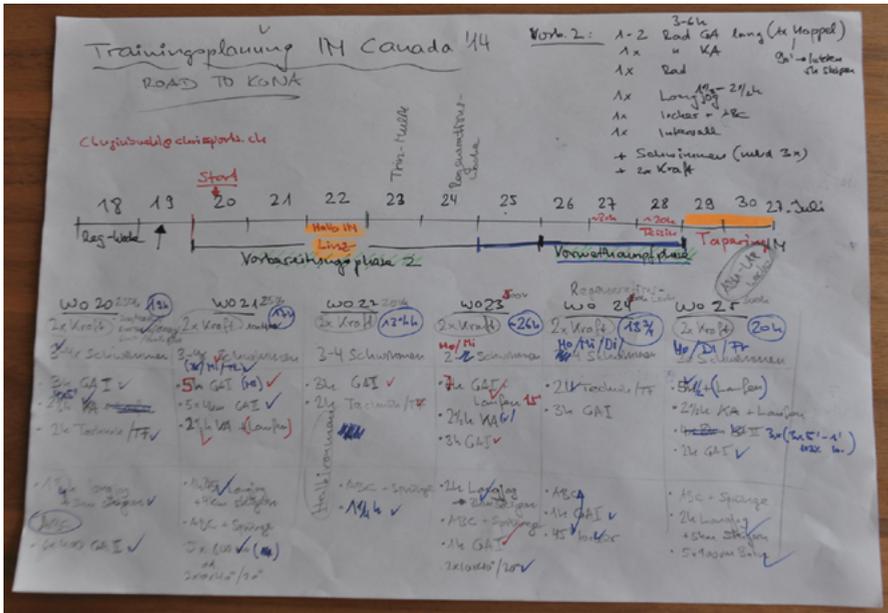


Abb. 5.26: Das Trainingstagebuch zum retrospektiven Abhaken der Einheiten von Dreyer.

-überprüfung zulassen, die durchaus einseitig geführt werden können. Die Triathlet*innen können sich die Daten herausnehmen, unterschiedliche Dimensionen von Leistungen auslesen und somit eine Vielfalt von Wettbewerbsfeldern bespielen. Strava-Segmente beispielsweise ermöglichen eine ausgeprägte Kleinteiligkeit und Ausdifferenzierung von Daten, die für spontane Wettbewerbe genutzt werden können.²⁷⁴

Der Umgang mit digitalen Technologien im Ausdauersport ist in der Kulturwissenschaft erst in Ansätzen erforscht²⁷⁵ und wurde dabei auf verschiedene As-

274 Auf der Website von Strava heisst es zur Definition: «Was ist ein Segment? Deine GPS-basierten Aktivitäten können in kleinere Abschnitte unterteilt werden, die wir Segmente nennen. Segmente beschreiben spezielle Features oder Abschnitte einer Strecke, etwa zum Beispiel ein Anstieg, einen anspruchsvollen Teilabschnitt eines Trails, oder auch eine bestimmte Schwimmstrecke. Jedes mal, wenn du ein Segment erfolgreich bewältigst, wird deine Zeit aufgezeichnet, damit du alle deine erzielten Leistungen auf einem bestimmten Segment miteinander vergleichen kannst, oder dich mit Freunden, oder anderen Sportlern, vergleichen kannst, die das gleiche Segment ebenfalls bewältigt haben.» Strava-Segmente, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019.

275 Vgl. Duttweiler, Gugutzer et al., 2016; Rich und Miah, 2014; Millington, 2014; Carlén und Maivorsdotter, 2016.

pekte hin untersucht: Stefanie Duttweiler zeigt in ihrem Aufsatz «Körperbilder und Zahlenkörper. Zur Verschränkung von Medien- und Selbsttechnologien in Fitness-Apps»,²⁷⁶ dass Apps nicht nur vermessende Funktion haben. Stattdessen liefern die Geräte durch ihre Technologien Informationen, die zu einer Selbstreflexion und -veränderung führen können, so Duttweiler.²⁷⁷ Urban Carlén und Ninitha Maivorsdotter schreiben in «Exploring the Role of Digital Tools in Running: The Meaning-Making of User-Generated Data in a Social Networking Site»,²⁷⁸ dass Läufer*innen, die alleine rennen, soziale Netzwerke vor allem nutzen, um Details über ihre Läufe zu teilen, ihre Präsenz als einzelne/r Läufer*in in den sozialen Netzwerken zu markieren und ihre Läufe zu planen. Die digitalen Werte würden vor allem genutzt «to reinforce the runners' identity formation [...]. The meaning-making of digital tools thus becomes a way of highlighting an individual's social affinity to a runners' collective.» Die Studie zeigt auch, dass die Läufer*innen gesundheits- und trainingsbezogene Feedbacks wie etwa Erholungsempfehlungen nicht nutzen.²⁷⁹

Stefan Groth zeigt ferner, dass die Leistungsmessung und das Bestimmen der anaeroben Schwelle in der Radrennsportszene sozial wirksam sind und die Wahrnehmung von Leistung strukturieren: «[...] die hypothetisch über einen bestimmten Zeitraum X aufbringbare Leistung Y erlangt über ihre Referenz auf objektivierbare – und durch Studien auch verifizierbare – Leistung eine gesteigerte Potentialität.»²⁸⁰ Diese Parameter dienen auch als interpretative Referenzen, «die vor, während und nach Trainingseinheiten oder Rennen eine Deutung der Wahrnehmung von Schmerz und Anstrengung ermöglichen».²⁸¹ So sagt auch der Triathlet und Skitourengeher Karsten Lichtli:

«[...] heute läuft es gar nicht. Und wenn du dann nachher daheim auf die Uhr schaust, dann merkst du, das sind ja 30 Sekunden länger als letztes Mal, oder vielleicht bist du sogar auch gleich schnell.»²⁸²

Die Daten der Uhr nehmen also einen Teil in der Feedbackschleife ein, auch – oder gerade – wenn sie dem eigenen Empfinden widersprechen.²⁸³

276 Duttweiler, 2016.

277 Ebd., S. 246; vgl. ebenso Passoth, 2016.

278 Carlén und Maivorsdotter, 2016.

279 Ebd.

280 Groth, 2017, S. 487.

281 Ebd., S. 488.

282 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

283 Weite Analysen könnten an dieser Stelle der Frage nachgehen, ob diese Argumentationen einer Auslegeordnung folgen.

Gouvernementalistisches Selbstvermessen?

Formen der Selbstvermessung können auch als eine Variante der Überwachung betrachtet werden. Das foucaultsche Gouvernementalitätskonzept²⁸⁴ betont ein Fremdregieren, Kontrollieren und Überprüfen des Subjekts durch andere und lenkt den Blick auf Formen von Machtausübung durch (selbst) auferlegte Praktiken, die zu einem vermeintlich *besseren Leben* führen sollen. Während diese Funktionen in der Vormoderne vom Staat übernommen wurden, sind es nun nicht mehr nur Regierungen oder Organisationen, die diese Überwachung tätigen, sondern die Individuen untereinander oder in Bezug auf sich selbst.²⁸⁵

Thesen, die von einer unfreiwilligen Kontrolle von Individuen ausgehen, besagen, dass Daten zwar durch einzelne Personen gesammelt werden, dann aber durch (meist anonyme) andere genutzt werden (könnten), etwa um zu kontrollieren, zu überwachen und zu lenken.²⁸⁶ Beispiel dafür sind etwa das Erheben von Daten durch Grosskonzerne oder das Abgreifen von Körperdaten durch Krankenkassen.²⁸⁷ Die soziotechnischen Verschiebungen, die mit der Präsenz von Sportuhren und deren Möglichkeiten der Selbstvermessung einhergehen, laufen häufig darauf hinaus, dass die Vermessung und Optimierung des Selbst im foucaultschen Sinne hinterfragt wird.²⁸⁸ Diese blende individuelle Motivationen für die Datenerfassung aus, argumentiert auch der Kulturwissenschaftler und Medizinhistoriker Eberhard Wolff in «Diätik als Selbsttechnologie». Am Beispiel der Ordnungstherapie Max Bircher-Benners zeigt er, wie gouvernementalistisch argumentierende Ansätze den Eigenanteil der Adressaten auslassen, und führt im Kontrast dazu aus, wie die Nutzenden aus eigenem Antrieb Daten sammeln, welche wiederum auf sie zurückwirken.²⁸⁹

Keine der von mir beforschten Personen äusserte Sorge in Bezug auf das Abgreifen von Daten durch Dritte. Im Gegenteil, gerade auf Strava werden die Strecken- und Körperdaten in grossem Umfang freiwillig anderen zur Verfügung gestellt. Der Gebrauch der Uhren unter den von mir beforschten Triathlet*innen ist ausschliesslich als eine freiwillige Form der Selbstkontrolle zu bewerten.²⁹⁰

284 Vgl. Foucault, 1984, 2004a, b.

285 Vgl. dazu Mayer und Thompson, 2013; Lazar et al., 2015; Lazar et al., 2015. Dawn Nafus und Jamie Sherman beschreiben die Datenmesspraktiken der Anhänger von Quantified-Self-Praktiken folgendermassen: «The QS movement attracts the most hungrily panoptical of the data aggregation businesses in addition to people who have developed their own notions of analytics that are separate from, and in relation to, dominant practices of firms and institutionalized scientific production.» Nafus und Sherman, 2014, S. 1785.

286 Siehe hierzu zum Beispiel G. Wagner, 2017, oder Klopotek und Scheffele, 2016. Siehe auch Duttweiler und Passoth, 2016, S. 9.

287 Vgl. Hiltz, Parsons und Knockel, 2016; Jethani, 2015, S. 34.

288 Diverse Auslegeordnungen sind in Duttweiler, Gugutzer et al., 2016, zu finden.

289 Wolff, 2010, S. 171.

290 Vgl. Bröckling, 2015; ebenso Reichert, 2016.

Funktionsweisen der Sportuhren und der Datenaufzeichnung

Eine Sportuhr zeigt in der Regel Trainings- und Uhrzeit, absolvierte Kilometer, Durchschnittsgeschwindigkeit,²⁹¹ Herzfrequenz, Höhenmeter und erweitert auch GPS-Daten. Neben dieser mittlerweile standardmässigen Ausstattung gibt es diverse weitere Funktionen, welche die Uhren anzeigen können. Dazu zählen Sonnenauf- und -untergangszeit, Schritt- oder Trittfrequenz, Puls, Erholungszeitberechnung, Kalorienverbrauch oder die Option, die geschwommenen Bahnen im Schwimmbad zu zählen. All dies sind Faktoren, die für triathlonspezifisches Training interessante Messgrössen sein können. Die Geräte liefern verschiedene Parameter, die sich aus vorab eingegebenen Informationen der Sporttreibenden, etwa Alter, Geschlecht, subjektiv bewerteter Trainingszustand und aufgenommene Messwerte, ergeben. Algorithmen errechnen empfohlene Erholungs- oder Schlafzeiten ebenso wie verbrannte Kalorien. Wochen-, Monats-, Jahresübersichten und verschiedenartige Zusammenfassungen erlauben Überblicksdarstellungen. Die Uhren können diverse Grössen aufzeigen, die für Breitensportler*innen teilweise über das hinausgehen, was für sie überhaupt interpretierbar, analysierbar, auswertbar und in Beziehung zur eigenen (maximalen oder vorherigen) Leistung zu setzen ist. So sagte der Triathlet Lichtli, der alle seine Trainings digital aufzeichnet, im Interview: «Aber du kannst ja gar nicht alles aufnehmen, was du [von den Uhren] an Informationen erhalten würdest.»²⁹²

Die Triathletin Janina Altman, die bei einem Schwimmtraining vergessen hatte, ihre Uhr umzubinden, führte mir lachend vor, wie sie vor dem Starten zur nächsten Länge ihre Uhr reflexhaft anstellen will, und amüsierte sich über sich selbst. Sie zeigte mir die Geste wieder und wieder, und ich fragte nach, wofür sie die Uhr denn immer wieder anstellen müsse. Daraufhin erklärte sie, dass sich die Uhr nicht automatisch an- und ausstellt.²⁹³ Für sie scheint das Aufzeichnen, das mit dem aktiven Starten der Uhr verbunden ist, zu einem Teil ihrer Schwimmpraktik zu werden. Auch auf dem Fahrrad heisst es von einer gemischten Gruppe Radfahrer*innen und Triathlet*innen, dass ohne Uhr das Training nicht stattgefunden hätte: «What's not on Strava didn't happen.»²⁹⁴

Anknüpfend an solche Aussagen kann Sport als Ausdifferenzierung eines gesellschaftlichen Funktionssystems betrachtet werden, welches Leistungsvergleiche beziehungsweise Siege versus Niederlagen hervorbringt.²⁹⁵

291 Häufig wird auch von *Pace* gesprochen. Im Laufsport wird die *Pace* in der Regel in Minuten pro Kilometer angegeben, im Schwimmen mit Minuten pro 100 Meter.

292 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

293 Janina Altman, Feldnotizen vom 29. 5. 2019.

294 ASVZ Ausfahrt, Feldnotizen vom 2. 5. 2019.

295 Bette, 2010, S. 90, siehe hierzu auch Überlegungen aus der Systemtheorie.

Nutzung von Onlineplattformen für Trainingsdaten

Die aufgenommenen Daten können mit den Uhren abgerufen, aber auch über Onlineplattformen und Apps nach den Trainings ins Internet gestellt werden. Dafür werden sie grafisch auf- und weiterverarbeitet, was der kleine Bildschirm der Uhren nur bedingt zulässt. Diverse Einstellungen erlauben ein Ein- und Ausblenden unterschiedlicher Messgrößen, Darstellungsweisen in verschiedenen Diagrammen und relationale Vergleiche, zum Beispiel zu eigenen vorherigen Trainings. Ausserdem können Trainingsfilme erstellt werden, die GPS- und Körperdaten, wenn gewünscht, mit eigenen Fotos oder Videos verknüpfen. Somit werden die Trainings visuell in einer neuen Form wieder erfahrbar. Diese Darstellungsweise hilft, die Trainings einfach interpretierbar zu machen. Gleichzeitig führt das Aufzeichnen der Daten zu einem Festhalten. Auf einen Blick ist das Training grafisch fassbar: Karten, Tabellen und Grafiken zeigen die Leistungsparameter der Trainingseinheit an und können mit Lefebvre als «konzipierte Räume», sogenannte Repräsentationsräume, bezeichnet werden.²⁹⁶ In einem weiteren Schritt können nun diese Daten durch vorgenommene Nutzer*inneneinstellungen über die Plattformen oder über andere soziale Netzwerke für andere sichtbar gemacht werden. Dem Training wird somit die Flüchtigkeit entzogen, und eine neue Form der Teilhabe am eigenen Sporttreiben wird auf eine virtuelle Art und Weise ermöglicht.²⁹⁷ Durch die vielfältigen technischen Möglichkeiten der Datenverwendung ergeben sich vielfältige Handlungspraktiken. Lichtli beispielsweise vergleicht seine Trainings mit vorherigen. Er teilt sie nur mit ausgewählten Sportler*innen, die er persönlich kennt, und schaut sich die Daten ansonsten nur selbst an: «Dann [an Tagen mit schlechtem Wetter] hänge ich die Uhr am PC an, und dann lege ich die einzelnen Touren bei mir auch ab.»²⁹⁸

Nutzungslogiken der Triathlet*innen

«Wir joggen los und gleichsam mit den ersten gerannten Schritten setzen einige Gespräche aus, dafür ertönt ein Piepskonzert: Die Athlet*innen haben ihre Uhren gestartet. Andere fallen zurück und laufen erst los, wenn ihre Uhren die GPS-Satelliten gefunden haben. Es scheint mir, als könne hier keiner ohne Uhr laufen.»²⁹⁹

296 Lefebvre, 2006, S. 333, 336–340. Solche kartografische Abbilder legen sich über den physischen Raum und beeinflussen die Wahrnehmung der Athlet*innen. Vgl. hierzu die Mental Map von Berg, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016 (per Foto erhalten), die einer Darstellung einer Landkarte ähnelt.

297 Vgl. hierzu Madianou und D. Miller, 2012, S. 170: «The proliferation of new communication technologies and the increased convergence that we have witnessed in the last few years are radically transforming interpersonal communication at a distance.» Vgl. ebenso Schürmann, 2016.

298 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

299 Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

Die Funktion der Uhren, die Strecken zu tracken, scheint für die Athlet*innen des Trainingslagers höchst relevant zu sein. Auch bei denen, die keine Messgeräte nutzen, ist das Sprechen über die technischen Optionen und Informationen, die diese Geräte offenbaren, und das Thematisieren von Tempo, Distanz und Höhenmeter immer wieder auftretender Bestandteil des Sporttreibens. Auf die Frage, warum die Sportuhren genutzt werden, reichen die Antworten von «Es gehört dazu», über «Ich benötige das als Motivation», «Ich will wissen, was ich geleistet habe», «Es koordiniert mein Training», «Es lenkt von der Intensität ab», «Es macht mir Spass, die Daten zu sehen» bis hin zu «Ich möchte, dass die anderen wissen, was ich mache».³⁰⁰

Beispiele aus den Interviews sollen im Folgenden die vielfältigen Nutzungslogiken illustrieren.

Mit Zahlen kontrollieren und überprüfen

Immer wieder geht es den Triathlet*innen um Zahlen. Über diese wird Leistung vergleichbar. Cubis erklärt, dass er den Überblick darüber behalten möchte, «was ich gemacht habe. [Nach] Stunden, nach Kilometern und ob es am Schluss, sagen wir, was das Volumen betrifft, sich so entwickelt hat, wie ich mir das etwa vorgestellt habe und [sich] auch mit den Intensitäten [so entwickelt hat.]»³⁰¹ Auch für Sentens sind Sportuhren ein mögliches Mittel der Trainingskontrolle:

«Also, ich laufe jetzt zu Beginn der Saison noch mal mit Pulsuhr, oder jetzt nach meiner Krankheit, damit ich einfach auch wirklich ruhig beginne. Als Kontrolle. Aber nachher, wenn ich im Training bin, laufe ich fast gar nicht mehr mit irgendwelchen Parametern, die ich nehme, weil ich einfach ein gutes Gefühl dafür hab. Also wenn ich laufe, dann weiss ich genau, das ist jetzt der und der Schnitt.»³⁰²

Ebenso berichtet der an den Ironman-Rennen als Profi startende Petersen, dass er seine Uhr dafür verwende, seine Leistung nach dem Training zu überprüfen: «Also, ich habe eigentlich die Uhr beim Laufen immer an, aber eben mehr als Kontrolle, nachher dann, am Schluss.»³⁰³ Während des Trainings selbst spielt sie für ihn keine grosse Rolle. Tessl hingegen schaut sich die Werte gerne während der Trainings an:

«Und, aber ich mache es nicht so systematisch, dass ich es jetzt, ein Training danach ausrichten würde. Und sagen würde: «Heute gehst du Laufen, heute eine Stunde, 160 Puls.» Mhhh? Ich renn einfach und schaue interessiert drauf, weil es

300 Vgl. diverse bewegte Interviews zwischen 2015–2017. Ähnlich diverse Gründe und daraus resultierende Nutzungslogiken konnte Stefanie Duttweiler im bereits erwähnten Beitrag «Körperbilder und Zahlenkörper» (2016) identifizieren.

301 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

302 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

303 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014.

interessiert mich, wenn ich schnell laufe: Ok, kann ich schnell laufen und der Puls bleibt vielleicht unten, oder geht er irgendwo hoch? Das mache ich schon.»³⁰⁴ Sein Lesen der Daten könnte als eine freiwillige Form der Selbstkontrolle bewertet werden, die er nutzt, um sein subjektives Gespür mit objektiven Grössen abzugleichen.³⁰⁵ Seine Aussage verweist vor allem auf die temporäre Präsenz der Daten. Er dokumentiert retrospektiv in einer Excel-Tabelle, was er geleistet hat. Obwohl er im Moment nur auf die Variabilität der Daten schaut und ihn diese in ihrem Verlauf interessieren, hält er nur das totale Trainingspensum fest, passt sein Verhalten während des Trainings aber nicht an.

Anders Rubens, der die Kontrolle durch die Uhr während des Trainings betont: «Einerseits für mich selbst eine Art Kontrolle, um mich zu kontrollieren, aber schon auch, ja [zögernd] ganz ohne geht es auch nicht. Erfahrung ist eins und Körpergefühl ist das andere, aber zum Leistungssteigern musst du dich mal nach oben in Werte bewegen, die dir weh tun, aber auch nach unten. [...] Und für die Sachen braucht es das [Messwerte, Y. K.] dann eben trotzdem.»³⁰⁶

Für Rubens erfüllt die Uhr eine Referenzfunktion, indem er durch sie objektive Daten mit seinem Körpergefühl abgleichen kann, wobei er Erstere als zuverlässiger bewertet. Die Uhr kann Werte wiedergeben und ihm so Anweisungen vermitteln, die er sich selbst nicht auferlegen kann. Die Uhr mit ihrer Fähigkeit, Grössen des Körpers abzubilden, wird dadurch personifiziert: Sie wird zum einen zu einem *Trainer*, zum anderen kann sie als Verlängerung des Körpers angesehen werden.³⁰⁷ Trotzdem sagt Rubens:

«Und je weniger du mit dem Gerät arbeitest, desto mehr arbeitest du mit dem Körper. Es gibt sehr viele Leute, die nur mit dem Gerät arbeiten, oder. Und die kannst du nie ohne schicken. Und die sind völlig überfordert, wenn es mal ausfällt. Und für mich ist wirklich das Gerät eigentlich eine sehr marginale Unterstützung. Vielleicht mal im Training. Aber ich habe jetzt zum Beispiel noch nie ein Rennen mit einem Gerät gemacht. Weder Puls noch Watt angeschaut. Da arbeite ich dann wirklich einfach nach Gefühl.»³⁰⁸

Im Gegensatz dazu nutzt Islin manchmal Sportuhren in Wettkampfsituationen. Sie berichtet jedoch, wie sie sich einmal während eines Wettkampfes durch das, was ihr die Uhr anzeigte, gestört gefühlt habe: Bei Kilometer zehn habe sie auf die Uhr geschaut: ««Wie lange habe ich? Ah nein, ok, dann habe ich jetzt keinen

304 Tessler, Interview vom 27. 9. 2014.

305 Vgl. Reichert, 2016.

306 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

307 Vgl. Freud, 1974, S. 74.

308 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

30er im Schnitt», oder «Dann habe ich jetzt wieder ein 30er im Schnitt.» Da habe ich dann gedacht: «Weg damit! Schaut jetzt nicht mehr!»³⁰⁹

An ihrer Aussage wird deutlich, dass die Werte der Uhren das Erleben der Athlet*innen beeinflussen und sich je nachdem auch auf die Leistung und das sensorische Erleben auswirken können.³¹⁰ Die Zahlen werden sozial bedeutsam: Über sie wird Leistung wahrgenommen und mit subjektiven Bedeutungen belegt: gut/schlecht, anstrengend/locker, mehr leisten müssen/wollen/können. Dieses Feedback löst wiederum Emotionen aus.

Mit Zahlen planen

Die Daten können für einige Sportler*innen zu Hilfsmitteln werden, die Trainings zu planen und anzupassen. Indem die Programme über Algorithmen Trainingsempfehlungen abgeben oder Daten von anderen Nutzenden zu Rate gezogen werden, um zum Beispiel Strecken zu planen, gehen die Nutzungsweisen über ein reines Messen hinaus.³¹¹

Während professionellen Leistungssportler*innen Infrastruktur und kompetente Trainer*innen zur Verfügung stehen, von denen sie individuell gecoacht werden und Trainingsplanung, -steuerung und -auswertung erhalten, fehlen solche Möglichkeiten im Breitensport grösstenteils. Diese Möglichkeiten können durch den Kauf und das Verwenden einer Sportuhr erworben werden. Durch Algorithmen werden die Trainings ausgewertet und die Uhren zeigen aufgrund dieses Zahlenwissens Trainingsempfehlungen an. Die individuelle Adaption der Werte und Informationen, die die Uhren vermitteln, können jedoch Leerstellen aufweisen und weiche Faktoren wie das subjektive Tagesempfinden nicht berücksichtigt werden, wodurch die immer noch bestehende Diskrepanz zwischen Technik und menschlichen Handlungsweisen deutlich wird (vgl. 6). Rubens und Islin schauen während der Trainings auf die Uhr und werden durch die Zahlen ähnlich wie durch das Feedback von Trainer*innen zu Handlungen veranlasst. Doch mit den Sportuhren wird das eigene Training, die Sorge um sich selbst und

309 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

310 Vgl. hierzu Stefan Groth, der über Rennradfahrende schreibt: «Die Modellierung von Leistung schlägt sich sowohl in sprachlichen als auch in medialisierten Kategorien nieder, die Wahrnehmung in Relation zu Modellannahmen einordnen und über diese Einordnung intersubjektiv überprüfbar machen. Sprachliche Register werden dafür für die sensorische Einordnung leitend; und auch die Medialisierung von Leistung über Modelle [...] wirkt für die Wahrnehmung strukturierend. Messwerte und die Modellierung von Leistung sind [...] sozial bedeutsam: sie geben nicht nur Auskunft über individuelle Leistungsfähigkeit, sondern haben Auswirkungen auf die Art und Weise, wie Leistung und Anstrengung wahrgenommen und kategorisiert wird. Sie dienen zudem der sozialen Einordnung und ermöglichen eine relationale Vergleichbarkeit.» Groth, 2017, S. 487 f. Vgl. ausserdem Groth und Krahn, 2017.

311 Carlén und Maivorsdotter, 2016, schreiben, dass auch Läufer*innen Trainingsplattformen nutzen, um ihre Läufe zu planen.

um den Sport treibenden Körper nur digital verwaltet. Diese Reduzierung auf Zahlen bringt gleichsam ein hochkodifiziertes und dadurch wirkmächtiges Wissen über die eigene Leistung mit sich. Sportuhren ermöglichen die Analyse von Trainingsstrecken oder das Verstehen von Höhenmetern und Terrain, generieren jedoch Wissen, welches angefochten werden kann, da es viele Komponenten offenlässt.

Vergleichen mit sich selbst

Keel sagt über seine Trainings: «Du hast eigentlich meistens einen Wettkampf gegen dich selbst.»³¹² Ob Distanz oder Höhenmeter, er vergleicht, was er jedes Jahr absolviert hat.³¹³ Die Uhren lassen dies zu, und weil ihm diese Möglichkeit offensteht, nutzt er sie: «Und dann vergleichst du halt auch, oder!»³¹⁴ Keel weiss auf den Tag genau, wie viel mehr Volumen er im Vorjahr absolviert hat. «Das macht schon Stress!»³¹⁵ Genau darin liegt auch die Gefahr der Uhren. So sieht auch Keel, dass es zwar das Wetter gewesen sei, das ihn daran hinderte, in die Berge zu gehen, doch präsent bleibt der Gedanke, dass er manchmal seiner eigenen Leistung hinterherhinkt. Vergleiche mit anderen Athlet*innen können weniger reflektiert sein. Denn trotz des Zugriffs auf digitale Trainings- und Leistungsdaten von anderen Sportler*innen liegt noch kein umfassendes Wissen über ihren Lebensstil, ihre Sportlerbiografie oder Tagesform vor, wodurch essenzielle Parameter von möglichen Leistungen ausgeblendet werden. Im Zusammenhang mit der Sportuhrennutzung führt die Praktik des Selbstvermessens vielfach zu einem Teilen der erhobenen Daten. Erst die genaue, detailreiche, einfach aufbereitete und leicht zugängliche Zahlenkenntnis ermöglicht es den Athlet*innen, diese Daten ad hoc oder auch geplant zu vergleichen. Anders als mit (Trainings-) Aufschreibesystemen, die vor digitalen Erfassungstechniken existierten, bilden die Sportuhrenfunktionen detailreiches Wissen ab, das automatisch, das heisst durch die Uhren, generiert wird. Diese Sichtbarkeit der eigenen Leistung führt zu einer (optionalen) Wiederlesbarkeit und möglichen Überprüfung der eigenen Daten: «Bin ich so schnell gelaufen wie gestern?», «War ich gleichmäßig unterwegs?», «Wie viele Armzüge benötige ich pro Länge [das heisst über 25 oder 50 Meter im Schwimmbassin, Y. K.]?»³¹⁶ Diese Fragen, die eine Erfassung dieses Wissens implizieren und durch die Uhren beantwortet und somit analysiert

312 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

313 Dieser und der folgende Abschnitt basieren auf Überlegungen, die im Rahmen des DFG-Netzwerks «Wettbewerb und Konkurrenz: Zur kulturellen Logik kompetitiver Figurationen» entstanden sind. Siehe dazu Krahn, 2019b.

314 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

315 Ebd.

316 Vgl. diverse bewegte Interviews und Feldnotizen.

werden können, knüpfen an Michael Foucaults Überlegungen der «Technologien des Selbst»³¹⁷ an. Diese ermöglichen es dem Einzelnen,

«aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, dass er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.»³¹⁸

Ob Anzahl Armzüge oder Tempo, die Sportuhren liefern Informationen, die durch die Akteur*innen gedeutet und ausgelegt werden, um den gewünschten Zustand zu erreichen. Die Erkenntnisse, welche die Athlet*innen durch die Sportuhrendaten gewinnen, werden auch auf vorhergehende Trainings und Wettkämpfe zurückbezogen. Dieser Rückbezug auf das eigene Tun beeinflusst wiederum das gegenwärtige und zukünftige Handeln, wie beim bereits zitierten Triathleten Fridolin Cubis deutlich wird, wenn er sagt, er sehe anhand der Uhren, wie sich das Volumen und die Intensität seiner Trainings entwickelten.³¹⁹ Für das Sichtbarmachen der Technologien, die das Selbst im Sinne Foucaults³²⁰ in einen immer positiveren Zustand führen können, nutzt Gabor Tessl ein Trainingstagebuch in Form einer ausgeklügelten Excel-Tabelle. Er erklärt, dass er die erbrachte Leistung vor allem aufschreibe, weil es ihn interessiere, was er im Vergleich zu den Vorjahren absolviert habe, und so auch wisse, warum er Verschleissteile am Rad ersetzen müsse: «Weil es mich wundert. Und weil ich gern vergleiche.»³²¹ Dieser Vergleichscharakter kann zu einem Wettkampf mit sich selbst werden, denn die Wettkämpfe mit sich selbst lassen als nicht zeitlich eingegrenzte Handlungen die Athlet*innen ihren eigenen Regeln folgen und sich dann als besser oder schlechter bewerten. Damit knüpfen sie an die Konstruktion des Siegers, entsprechend der Definition von Wettkämpfen in der Moderne, an.

«Und dort [beim Mountainbiken, Y. K.] halt schon immer Wettkampf in dem Sinne, du hast halt doch immer die Uhr, auf der du schaust, was habe ich letztes Mal gehabt und wie schnell bin ich jetzt, oder so. Oder, oder im Skitouren halt auch, ja äh, letzten Sonntag habe ich 3000 Höhenmeter gemacht, was mache ich den Sonntag? Also du hast eigentlich meistens einen Wettkampf gegen dich selbst.»³²²

317 Foucault, 2007, S. 287–317.

318 Ebd., S. 289.

319 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

320 Foucault, 2007, S. 289.

321 Tessl, Interview vom 27. 9. 2014.

322 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

Es ist eine gesteigerte Form des Vergleichens der eigenen Leistung, die Lichtli hier mit dem Wettkampf gegen sich selbst beschreibt. Findet ein Wettkampf mit sich selbst statt, zeichnet er sich dadurch aus, dass die Trainingsdaten einen Massstab für das eigene Tun darstellen und von den Sporttreibenden als Gradmesser der eigenen Leistung interpretiert werden. Entsprechend teilt Lichtli seine Daten nicht immer, sondern nur manchmal auf Strava. Er benötigt die Daten in erster Linie für sich selbst, zur Leistungsüberprüfung. Einmal im Jahr macht er einen Leistungstest:

«[...] ich mache es meistens auf dem Velo, und dann siehst du auch, wie viel Watt magst du drücken und so. Und dann ist es halt schon noch cool, wenn du dann halt auch unter der Saison auch mal ein wenig schauen kannst, wie stehst du da, wie entwickelt es sich, bist etwa gleich?»³²³

Er verwendet seine Sportuhr für die detaillierte Aufzeichnung des Trainings und stellt die Daten auf Movescount, eine andere Plattform: «Dort habe ich dann auch die Daten, die ich, die ich – eigentlich ob jetzt beim Velo oder zu Fuss – die ich vergleichen kann mit den Leistungstests.»³²⁴

Er vergleicht seine aktuelle Leistung mit einer vorhergehenden. Das Erfassen seiner Leistung durch die technischen Geräte übersetzt seine körperliche Tätigkeit in Daten. Der Körper wird somit erweitert, denn die Sportuhren sagen ihm, was er erreicht. Er greift nicht auf sein Empfinden zurück. Mit Freud gesprochen zeigt das Beispiel, wie «[d]er Mensch sozusagen eine Art Prothesengott geworden [ist], recht großartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt, aber sie sind nicht mit ihm verwachsen und machen ihm gelegentlich noch viel zu schaffen».³²⁵ Letzteres zeigt die Misere, in die Lichtli sein Wissen um die bessere Vorjahresleistung bringt. Die Prothesen in Form der Messgeräte und durch sie generierten Daten erweitern Lichtlis Handeln. Techniksoziologische Verkörperungsthesen, die sich auf das Verhältnis von Menschen und Techniken beziehen, verweisen auf Sach-, Medien- und Praxisbezug der Techniken.³²⁶ Die Sportuh-

323 Ebd.

324 Ebd.

325 Freud, 1974, S. 74.

326 Die Sozialwissenschaftler Werner Rammert und Cornelius Schubert schreiben hierzu: «Erstens im *Sachbezug*, da gegenständliche Techniken und menschliche Körper in notwendiger Weise material verschränkt sind und die materielle Verkörperung zugleich eine soziale Verfestigung impliziert [Hinweis auf Latour, 1991; Joerges, 1996]. Zweitens im *Medienbezug*, da menschliche Körper und gegenständliche Techniken in doppelter Weise zum einen als Realisierungsformen eines allgemeineren Technisierungsprozesses und zum anderen als Verkörperungen sozialer Verhältnisse (Eigentum, Macht, Status, etc.) verstanden werden können. Drittens im *Praxisbezug*, da die Verschränkungen von Menschen und Techniken «in Aktion» betrachtet werden müssen, um das «Mit-Handeln» von Körpern und Techniken an den sozialen Geweben moderner Gesellschaften sichtbar zu machen.» Rammert und Schubert, 2015, S. 6 (Hervorhebungen im Original).

rennnutzung verweist vor allem auf einen Praxisbezug, das heisst auf die Akteur*innen, die die Techniken nutzen und ihre Handlungen mit den technischen Geräten abstimmen. Lichtli benötigt die Uhr als eine Erweiterung, um sein körperliches Erleben zu bewerten. Dass diese Prothesen Lichtli auch ab und an zu schaffen machen, verdeutlicht er auch durch den Bericht, dass es ihn störe, wenn das GPS-Signal im Tunnel nicht empfangen werde oder wenn der Radumfang eine falsche Distanz an den Tacho sende.³²⁷ An dieser Stelle wird eine erwartete Perfektionierung deutlich: Zum einen erwartet der Athlet, dass die Technologie perfektioniert wird, er selbst arbeitet an der eigenen Leistungsfähigkeit und Perfektionierung. Dies möchte er gespiegelt haben, das heisst, um die eigene Leistung zu perfektionieren, soll das Messgerät eine möglichst hundertprozentige Genauigkeit aufweisen.

Der Philosoph Drew Leder spricht in «The Absent Body»³²⁸ von einer Erweiterung physischer Kräfte:

«We build machines because the resistance of the world demands a supplementing of our physical powers. For example, sheer distances we encounter, incommensurate with the structure of our legs, call forth our technologies of transportation and communication. This dialectical body-world relation is concretized even in the simplest instruments. Ordinarily, any tool will have one end specifically adapted to our human anatomy [...]. However, the other end is adapted to the world upon which we act. [...] To incorporate a tool is to redesign one's extended body until its extremities expressly mesh with the world.»³²⁹

Diese «Verzahnung mit der Welt», die Leder beschreibt, zeigt sich in der Verknüpfung von Messdaten und sensuellen Erfahrungen: Zeigt die Uhr etwas anderes als das Gefühlte an, findet ein Abgleich mit der eigenen Wirklichkeit statt. Dies wird etwa in Jens Petersens Aussage deutlich, wenn er davon spricht, dass sein Körper ihn «verarsche»: Der Abgleich von persönlichem Empfinden mit den Zahlen der Sportuhren liefert somit eine Rekonfiguration des sinnlichen Erlebens.³³⁰ Die Sportuhren, welche physische Bewegungen in Zahlen transformieren, nehmen Einfluss auf die Wahrnehmung eigener Leistung, da sie mit Bewertungen belegt werden. Somit können sie zu einer Anpassung des Trainings führen.³³¹ Wenn das eigene Tun also überprüft und angepasst wird, kommt es zum einen zu Vergleichen mit der eigenen Leistung, zum anderen zu kompetitiven Praktiken, aus denen ein Wettkampf mit sich selbst resultiert.³³²

327 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

328 Leder, 1990.

329 Ebd., S. 34.

330 Vgl. Groth und Krahn, 2017, S. 11, 15.

331 Groth und Krahn, 2017.

332 Groth, 2019.

Wettkampf mit anderen

Die Kompetitivität im Sinne eines Wettkampfes gegen Abwesende ist eine von verschiedenen möglichen Reaktionen der Sportuhrennutzenden. Im Folgenden beschreibe ich eine Form des Wettkampfes, die bedingt ist durch die Vergleichbarkeit der online abrufbaren, persönlichen Daten, die von anderen Athlet*innen generiert wurden und über verschiedene Webanbieter einsehbar und somit vergleichbar sind. Es können damit nicht nur eine Zehn-Kilometer-Zeit oder der Trainingsumfang, sondern auch das Tempo an exakt dem gleichen Ort verglichen werden. Möglich wird dies beispielsweise mit den definierbaren Streckensegmenten auf Strava. Konkrete Streckenleistungen mit denen anderer zu vergleichen, führt sehr häufig zur simplen Lesart, dass jemand anders als schneller oder langsamer angesehen wird (vgl. 6). Damit gibt es einen Sieger. Der klassische Sportwettkampf, der ein Gegeneinander von gleichzeitig am selben Ort präsenten Akteur*innen bedingt,³³³ entwickelt sich durch diese digitale Vergleichspraktik zu einem Wettkampf, der von einer Ungleichzeitigkeit der Ausübung der sportlichen Tätigkeit durch abwesende Akteur*innen gekennzeichnet ist.³³⁴ Die Onlinefreigabe und das Teilen der Daten wiederum werden zu einer öffentlichen Introspektion, die zeitlich nicht gebunden ist und bei der die Akteur*innen physisch abwesend sind. Diese Introspektion ist eine mögliche Sichtweise der Athlet*innen. In dem Moment, in dem sie sich die Daten anderer Sporttreibender ansehen, ändert sich ihre Perspektive. Das Betrachten der Daten anderer könnte auch als Form des Voyeurismus gedeutet werden, dessen nähere Betrachtung eine lohnenswerte Untersuchung darstellen würde.

Da die zu vergleichenden Daten online existieren, lernen sich die selbst ernannten Gegner*innen in der Regel nie kennen, führen aber dennoch einen Wettkampf gegeneinander beziehungsweise gegen die von anderen Athlet*innen dokumentierten Daten aus. Ohne als Person bekannt zu sein, spielen die Unbekannten eine Rolle im Leben der anderen Athlet*innen. Beispielsweise postet ein in der Schweiz wohnhafter Athlet auf Facebook eine von der Onlineplattform Strava generierte Meldung, dass jemand auf einer bestimmten Strecke schneller war als er: «[Geschwärtzter Name der Person] just beat your time on Lanikai Hill Exit by 2s. Got what it takes to reclaim your crown? Good luck and be safe.»³³⁵ Der Athlet stellt nun zu diesem Post die (rhetorische) Frage, ob Hawaii nach ihm rufen würde: «A calling from far away for me to put things in order

333 Vgl. zur historischen Entwicklung des Wettkampfes Decker, 2012, und R. Müllner, 2011, S. 55–63.

334 Die Praxis des Wettkampfes gegen Abwesende gibt es bereits früher; sie setzt das Messen und Aufzeichnen von standardisierten Wettkampfleistungen voraus (vgl. Eichberg, 1974; Werron, 2007).

335 Stravapost, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 26. 9. 2018.

again. Do I now have to go to Hawaii after all ...? ;-))»³³⁶ Das Zitat zeigt, dass die Möglichkeit, zu sehen, was andere für Leistungen erbracht haben, Überlegungen hervorrufen kann, auf die Athlet*innen ohne die digitale Vergleichbarkeit nicht kämen. So kann die Idee aufkommen, eine Strecke nochmals zu absolvieren mit dem Versuch, schneller als eine andere Person zu sein. Vielleicht ist es dem Athleten in diesem Fall wirklich ernst, sodass er tatsächlich nochmals nach Hawaii reisen würde, um seine Platzierung zu verteidigen; oder wenn er wieder einmal auf Hawaii ist, wird er unbedingt diese Strecke fahren wollen; vielleicht geht es ihm aber auch darum, zu teilen, dass er für eine gewisse Zeit Platz eins auf dieser Strecke innehatte. Verschiedene Studien zeigen, dass die digitale Datenerfassung zur Motivation führt, mehr Sport zu betreiben.³³⁷ Der zitierte Facebook-Post kann somit Ausdruck davon sein, dass der Athlet durch die generierte Meldung von Strava nun motiviert ist, seine Trainingstätigkeit so anzupassen, dass er den Athleten um die genannten zwei Sekunden schlagen könnte.

Auch bei gemeinsamen Trainings mit Triathlet*innen und Läufer*innen wurde mir von einem Segment an einem Fluss Zürichs berichtet, dass diese Strecke wieder und wieder gerannt wurde, um hier die eigene Leistung zu *verbessern*. Immer wieder hiess es, dass man sich verbessert habe oder dass eine andere Person doch wieder schneller ist. Gerade Letzteres führt zum Bedürfnis, dort nochmals zu rennen, und löst Überlegungen aus, warum jemand anders überhaupt schneller sein konnte.³³⁸ Kenntnis über die eigene Leistung kann somit zu einer empfundenen Degradierung oder Aufwertung der Leistung führen.

Der Kommunikationswissenschaftler William Roth Smith zeigt im Artikel «Communication, Sportsmanship, and Negotiating Ethical Conduct on the Digital Playing Field»,³³⁹ wie Rad- und Mountainbikefahrer*innen Daten auf Strava teilen, die in Wahrheit nicht ihrer Leistung entsprechen, um kompetitiv besser dazustehen. Auf Radstrecken beispielsweise wird durch Windschattenfahren betrogen. Die/der Athlet*in kann so eine bessere Leistung erreichen, aus den Onlinedaten wird jedoch nicht ersichtlich, ob jemand die Leistung nur dank Windschatten erreicht hat.³⁴⁰ Diese Praktik des Umgehens eines mehr oder weniger festgesetzten ethischen Konsenses in der Radfahrerszene wird eingesetzt, um eine bessere digitale Platzierung zu erreichen. Nur aufgrund der Ungleichzeitigkeit des Wettkampfes und der Abwesenheit der anderen Wettkampfteilnehmenden sind solche Praktiken überhaupt erst möglich.³⁴¹

336 Ebd.

337 Kirwan et al., 2012; Hebden et al., 2013.

338 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

339 W. R. Smith, 2017.

340 Ebd., S. 170 f.

341 Dieses Verhalten ist auch von online Spielenden bekannt. So zeigt Bonnie Nardi in ihrer ethno-

Der Druck hin zu kompetitiven Wettkampfformen scheint durch die digitalen Daten forciert. Diese aber erlauben gleichzeitig ein Umgehen von Regeln des Fair Play, was bei einem Wettkampf unter Anwesenden oder bei einer Wettkampfveranstaltung, bei der Schiedsrichter anwesend sind, nicht möglich wäre. Es entstehen kompetitive Praktiken gemäss der Logik und in den Grauzonen, die nur die virtuelle Zahlenwelt ermöglicht. Diese Zahlenwelt führt auch dazu, dass es nun nicht mehr unbedingt Wettkampfveranstaltungen oder der Anwesenheit anderer Athlet*innen bedarf, um Sporttreibende zu einem Wettkampf zu motivieren, während eines Trainings «mitzuziehen, anzutreiben, schneller zu sein»³⁴² oder Ähnliches. Im Kontext digital geteilter Leistungsdaten kämpfen die Sporttreibenden gegen das Wissen, das ihnen ihre Uhr am Handgelenk in Form von Messdaten präsentiert. Ausser vor bleibt bei dieser Form des Vergleichens von Zahlen und des Wettfeuerns um virtuelle Ranglisten das Wissen darum, welche weiteren Faktoren in ein Training mit hineingespielt haben mögen. Vielleicht ist der virtuelle Konkurrent in sengender Hitze gerannt? Vielleicht hatte die hohe Temperatur Einfluss auf sein Tempo? Vielleicht ist der Sporttreibende im Windschatten gefahren und war der Einzige, der die Daten aufgezeichnet hat?³⁴³ Auf der Datenebene bleibt all das unsichtbar. Der Datenbetrachtende kann nur die Zahlen und gegebenenfalls die Bilder bewerten, die online vorzufinden sind. Er weiss nicht, ob der Konkurrent wenige Tage vorher noch krank war, einen Wettkampf absolviert oder wenig geschlafen hat – all dies sind Faktoren, die sich für gewöhnlich auf die erbrachte Leistung auswirken, auf den Onlineplattformen jedoch keine Visualisierung oder Berücksichtigung in den Zahlenwerten erfahren.³⁴⁴ Die Onlineplattformen extrahieren aus den absolvierten Trainings dekontextualisierte Daten; der Umgang mit Körperwissen und der Bezug zu Terrain und Landschaft, welche die Triathlonpraktiken in der Regel mitprägen, verlieren in den virtuellen Umgebungen ihre Bedeutung. So wie im eingangs diskutierten Umgang mit dem Gebrauch der Uhren dargestellt, verstehen viele Athlet*innen die Uhren als Ergänzung zu ihrem Körpergefühl und steuern in dieser Kombination von Gefühl und Messdaten ihre Trainings – abhängig vom Gesundheits-

grafischen Arbeit, dass Spieler von World of Warcraft betrügen, um ihr Spielkapital («loot or gaming capital») aufzuwerten (Nardi, 2010). In Anlehnung an Bourdieus Kapitalien sollte darüber ihre Leistung im Spiel verbessert werden. Zu betrügerischem Verhalten bei Computerspielen siehe auch Consalvo, 2007; Kücklich, 2008; Vázquez und Consalvo, 2013; Blackburn, 2014. Siehe zu Vergleichspraktiken in Computerspielen Hartmann, 2009.

342 Johnson, bewegtes Interview (Schwimmen) vom 14. 6. 2016.

343 W. R. Smith, 2017, S. 171.

344 Natürlich ist auch bei einem normalen Wettkampf nicht bekannt, ob die oben genannten Faktoren die Leistung beeinflussen. Da es sich jedoch um eine inszenierte Veranstaltung handelt, für die in der Regel eine Anmeldung erforderlich ist, kann davon ausgegangen werden, dass der grössere Teil der Teilnehmenden tatsächlich Wert darauf legt, dass die eigene Leistung an diesem Tag *gut* beziehungsweise *optimal* ausfällt, gemessen an den eigenen Fähigkeiten.

und Trainingszustand und auch vom persönlichen Interesse am Gebrauch des Digitalen. Die Auseinandersetzung mit den online vorgefundenen Daten anderer Sporttreibender führt jedoch zu einer vereinfachten Form der Trainingsinterpretation. Was Athlet*innen für sich selbst beanspruchen, nämlich die Fähigkeit, den eigenen Körper zu lesen, wird nicht auf die Praxis der kompetitiven Form des Rückgriffs auf Daten anderer übertragen. Der Wettkampf, der hier stattfindet, ist insofern immer nur der Wettkampf des Betrachtenden, der sich persönlich durch die Zahlen der virtuellen anderen herausgefordert fühlt. Wie die Zahlen erreicht wurden, bleibt für ihn unbekannt.

Zahlen motivieren

Die Uhrennutzung und damit das Erfassen von Daten ist für Lichtli Motivation, «weil du dann halt siehst, ja, genau, wie hat sich der Puls entwickelt, oder was läufst du an Durchschnittskilometern, wie bist du drauf und so».³⁴⁵ Auch Tessl sagt:

«Also, ich finde es [den Puls zu messen, Y. K.] super, und auch gerade beim Spinnbike, zum Beispiel ... Da habe ich sie [die Pulsuhr, Y. K.] eigentlich immer an. Weil ich sage, ich will etwa wissen, wie streng ist es für mich wirklich. Also das interessiert [betont] mich. Ich will dann schon wissen, ist das jetzt eher ein Training gewesen, oder ist das eher nichts gewesen.»³⁴⁶

Der Pulswert und die Durchschnittskilometer stellen wichtige Referenzwerte dar. Was Tessl jedoch als Parameter dafür nimmt, *wie streng das für ihn wirklich sei*, bleibt unklar. Die Aussage aber verdeutlicht, dass die Daten der Uhren in Relation zu einem nicht messbaren subjektiven Empfinden gesetzt werden. Der Körper bleibt also trotz Uhr eine Bezugsgrösse, wenn über das Messen geredet wird. Hier wird augenscheinlich, dass es eine Diskrepanz zwischen den generierten Zahlen und dem Körpergefühl gibt. Die Kulturanthropologin Gertraud Koch schreibt im Artikel «Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten», dass mit der Digitalisierung auch «die Mediatisierung der Lebenswelten voran[schreitet], und die Welt [...] zunehmend über Mediendarstellungen wahrgenommen [wird]. Wissen über die Welt wird somit medienvermittelt und weniger aufgrund eigener Erfahrungen gewonnen.»³⁴⁷ Diese Lesart bietet sich sicherlich für die von mir beschriebene Nutzung von Sportuhren an. Die Athlet*innen berichten zwar, dass ihre körperliche Wahrnehmung nicht komplett vom Gebrauch der Uhren überlagert wird. Doch es wird auch sichtbar, dass die Zahlen im Vergleich zur Sprache ein bedeutend höheres Mass an Selbstexpli-

345 Lichtli, Interview vom 26. 11. 2014.

346 Tessl, Interview vom 27. 9. 2014.

347 Koch, 2015, S. 180.

kation aufweisen und eindeutiger sind. So gleicht ein 160er-Puls immer einem 160er-Puls – das Herz schlägt in diesem Fall immer messbare 160 Mal in der Minute. Die individuelle Bewertung dieser Zahl in Relation zur eigenen Leistungsfähigkeit hängt jedoch auch mit anderen Aspekten zusammen und ist äusserst subjektiv. So kann der 160er-Puls etwa als *streng* wahrgenommen werden und dieses Gefühl auch relational zu anderen Personen betrachtet werden. Bei einer anderen Person bedeutet ein 160er-Puls vielleicht, dass es sich noch *locker* anfühlt. Gleiche Zahlen haben nicht die gleichen Bedeutungen im subjektiven Erleben der Triathlet*innen.

Zahlen und Körperempfinden

Die Triathletin Hanna Ander trainierte viele Jahre lang mit Fahrradcomputer, mit dem sie Watt und andere Messgrössen aufzeichnen konnte, welche von ihrem Trainer am Computer ausgewertet wurden. Mittlerweile verzichtet sie auf die detaillierten Funktionen, die ihr eine Sportuhr liefern könnte. Ihr reicht die Zeitmessung:

«Na, ich muss einfach dann eine Uhr haben, wenn ich Intervalle mache, einfach für die Zeit, oder. Und den Countdown. Aber die Intervalle mache ich mehr oder weniger Vollgas. Einfach so, dass ich es durchziehen kann. Einfach nach Gefühl.»³⁴⁸

Sie *spürt*, was für sie *Vollgas* ist, dafür benötigt sie keine Puls- oder Wattmessung. Dieses Beispiel zeigt sehr deutlich, welche Rolle die Gefühlskomponente einnimmt. Das Körpergefühl steht im Kontrast zum digitalen Wissen, das die Sportuhren mitteilen. Wie intensiv sich Vollgas anfühlt, bleibt für Dritte unklar und ist eine individuelle Steuerungsgrösse, die auf sinnlichen Wahrnehmungen beruht. Das Gefühl von Vollgas kann nicht nur subjektiv unterschiedlich schnell sein, sondern hängt auch mit einer unterschiedlichen Leidensfähigkeit und -bereitschaft zusammen. Stefan Dreyer berichtet etwa, dass er über die Jahre ein Gefühl für Trainingsintensitäten entwickelt hat:

«Das ist schon über die Jahre gekommen. [...] [Du w]eisst, das muss der und der Puls sein, oder. Das geht sicher nicht mehr schneller. Das kann ich dir genau sagen. Oder. Dann weiss ich, jetzt bin ich wirklich dort beim Maximum, und äh, jaja, drum lege ich den Puls[gurt, Y. K.] eigentlich wenig an.»³⁴⁹

Dass die Uhr ein Werkzeug ist, um den Sporttreibenden ein Feedback zu geben, wie es auch ein Trainer geben könnte, zeigt Jens Petersens Aussage:

«Zwischendrin habe ich einen Tag, da muss ich sagen, [...] wo ich mich super fühle, und dann komme ich zurück und denke: «Oh Shit, ist ja gar nicht so gut ge-

348 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

349 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

wesen.> Und das gibt's, gibt's immer wieder. Weil der Körper ist ein Phänomen und keine Maschine. Zwischendrin wirst du einfach verarscht.»³⁵⁰

Hier wird deutlich, wie die eigene Wahrnehmung des absolvierten Trainings täuschen kann und nicht der messbaren Leistung entspricht, die der Athlet angestrebt hat. Jedoch orientieren sich solche Aussagen immer an der Vorstellung, dass sich der Gradmesser von Leistung primär anhand von Zahlen festmachen lässt – und eben nicht an einem subjektiven Körpergefühl, in welches Gesundheitszustand, vorangegangene Trainings (und somit eine sogenannte Vorer müdung), Stress etc. mit hineinspielen. Diese subjektiven Grössen lassen sich nicht in Zahlen und durch herkömmliche Messverfahren der Sportuhren erfassen, haben jedoch einen grossen Einfluss auf die Leistung. «Zwischendrin» wird Petersen also nicht per se «verarscht»,³⁵¹ sondern er erbringt eine Leistung, die dem körperlichen Zustand entspricht; er hat sich vielleicht sogar mehr angestrengt als am Vortag. Zwar war er am Vortag schneller, was ihm die Zahlen anschaulich zeigen, jedoch hatte ihm dies weniger Anstrengung abverlangt. Die erbrachte individuelle Leistung ist damit beim heutigen Training höher. Dass diese nicht mit Messgrössen korreliert, zeigt primär auf, dass das Körperempfinden und die durch die Uhren generierten Daten divergieren. Die Geräte transformieren in Zahlen etwas, was nur vermeintlich Körperlichkeit repräsentiert. Wenn die Athlet*innen die Uhren als Kontrollinstanz und Leistungsüberprüfung ansehen, werden sie an dieser Stelle von ihnen enttäuscht oder, wie Jens Petersen erneut formuliert, «verarscht»:

«Man hat nicht immer den gleichen Tag. Mal hat man einen schlechten, mal einen guten. Und das Empfinden oder die Wahrnehmung ist auch gern anders. Und es kann wirklich jetzt mal krass sein, [...] dass du wirklich das Gefühl hast: ›Oh, heute habe ich schwere Beine, es ist schwer, ich fühle mich nicht so gut, ich bin nicht frisch.‹ Und nachher schaut du daheim ganz erstaunt, dass du trotzdem – ich sage es jetzt beim Laufen – trotzdem so schnell gelaufen bist. Einfach gesagt.

Und dann kann es wirklich sein, dass dich dein Gefühl so etwas verarscht hat. Dass du vielleicht, ja noch nicht, nicht auf dem Niveau bist, vom Körpergefühl, dass du wirklich interpretieren kannst: Ich fühle mich zwar heute nicht so gut, aber ir-

350 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014. Vgl. zur Maschinenterminologie Synnott, 1993. Auch in der Weimarer Republik galt der Sporttreibende als Träger eines paradigmatischen modernen Körpers. Diese Vorstellung orientierte sich an amerikanischen Vorbildern der Wohlstandsgesellschaft und konnte als Inbegriff eines messenden und zählenden, rational planenden Zugriffs auf den eigenen Körper gelten (F. Becker, 2000, S. 225). Der Historiker Daniel Siemens schreibt, dass der Körper in der Moderne vielfach als Maschine begriffen werde. «Energie, Effizienz und Leistung wurden zu Parametern, mit denen auch der menschliche Körper vermessen wurde.» Siemens, 2007, S. 648; vgl. auch Trachsel, 2003. Dass diese Handhabung bis heute anhält, davon zeugen die Nutzungsweisen von Sportuhren.

351 Ebd.

gendwie, ich spüre, ich kann doch schnell hochlaufen, ich fühle mich gut, was, ich sage jetzt Körpergefühl, was, die Technik anbelangt, mit den Armen, mit der Hüfte und so weiter. Dass du das eigentlich über das, wie kompensieren kannst. Und nachher hast du, kannst du daheim sagen: Ich habe mich zwar nicht so gut gefühlt, aber ähm, die ganze Statik, und, und äh das ganze Laufen ist sonst, an und für sich, ist eigentlich gut gewesen.»³⁵²

Sowohl der als Trainer tätige Sentens als auch Rubens sagen, dass sich viele Athlet*innen von datengenerierenden Tools lenken und steuern lassen. Doch dass Athlet*innen nur auf die Uhren oder nur auf das Körpergefühl hören würden, spiegelt die Realität nicht wieder. Eher zeigen die Aussagen der Athlet*innen eine Verschränkung von Selbst- und Fremdbestimmung auf. Es wird ein Nutzen aus den Uhren gezogen bis zu dem Grad, an dem das individuelle Körperwissen und -gefühl stärker ist. Den Uhren wird nur teilweise vertraut. So sagt Stefan Dreyer über das Messen des Pulses, dass dies ein Faktor sei, der eben auch stark «abhängig ist von äusseren Faktoren».³⁵³ Darum sei es auch fraglich, ob die Angaben ihm überhaupt etwas bringen würden. Vielfach wird sichtbar, dass die Athleten auf ein grosses Repertoire (pseudo)wissenschaftlicher und szenenspezifischer Kenntnisse zurückgreifen (vgl. 5.2). Darunter fällt die Annahme, dass der Puls eine zu *weiche* Variable sei, mit der das Training nicht adäquat gesteuert werden könne.³⁵⁴ Stattdessen werden gerade auf dem Fahrrad von Triathlet*innen vermehrt Wattmesser verwendet. Sentens kommentiert die Entwicklung, im Breitensport teure Wattmessgeräte zu verwenden, wie folgt:

«Ehm, aber es gibt natürlich die Leute, die dann immer ihre Wattwerte brauchen, die sie eigentlich aber nicht brauchen. Nicht weil es nicht trainingstechnisch effektiv ist, sondern weil sie doch erstmal Spass an ihrem Sport haben sollten. Und sie nur um, um die goldene Ananas fahren. So in die Richtung. Aber so vom Trainingseffekt sehe ich diese Mittel schon ganz gut. Aber auch dort bin ich sehr, bis ich das vertrete und meinen Leuten weitergebe, muss ich auch wirklich überzeugt davon sein.»³⁵⁵

Auch das GPS der Uhren bezeichnet Sentens als ein «nettes Spielzeug», das er normalerweise nicht benötige. Ebenso zweifelnd steht Stefan Dreyer der Durch-

352 Ebd.

353 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

354 Trainingsratgeber verweisen immer wieder darauf, dass das Training über Laktat-, VO₂max- oder Wattwerte gesteuert werden sollte, da diese fix seien und nicht so stark von anderen Faktoren beeinflusst würden (Birkel und Ackermann, 2013). Um VO₂max- und Laktatwerte während eines Trainings zu messen, bedarf es jedoch professioneller Hilfe beziehungsweise medizinischer Messgeräte. Daher werden diese Optionen im (Breiten-)Sport nur in der professionellen Leistungsdiagnostik verwendet.

355 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

schnittsgeschwindigkeit als trainingsleitendem Parameter gegenüber. Auch sie liefert seiner Meinung nach keine aussagekräftigen Zahlen:

«Wenn du Gegenwind hast und es bergauf geht, dann nützt dir der Schnitt auch nichts. Natürlich schaue ich dann ein wenig auf den Schnitt und weiss: Ja, so ist es jetzt etwa. Jaja, es ist noch heikel. Wenn du das Gefühl hast, oh, [...] jetzt habe ich so einen tiefen Schnitt, ich muss unbedingt Gas geben. Da geht's eher am Anfang ein wenig hoch und dann geht es zwischendrin runter und flach und am Schluss geht es wieder ein wenig hoch. Das ist immer schwierig, was sagt jetzt der Schnitt aus? Am Anfang, wenn es hochgeht, sagt er nichts, am Schluss, wenn es runtergegangen ist und flach, hast du einen Superschnitt. Und dann fällt er wieder ein wenig runter.»³⁵⁶

Die Aussage Dreyers verdeutlicht sehr gut, wie die Uhren teilweise eine andere Wirklichkeit widerspiegeln, als sie von den Athlet*innen als *wahr, richtig, glaubhaft* etc. empfunden wird. Die Aussage widerlegt gleichzeitig die Sicht auf Sportuhren, dass Sporttreibende ihre Selbstwirksamkeit und Selbstkontrolle zu einem gewissen Masse an die Uhren abgeben. Es wird sichtbar, dass die Zahlen zwar teilweise Formen der Selbstoptimierung kreieren, jedoch auch als Selbstermächtigung fungieren und stellenweise kritisch reflektiert werden – häufig auch um Leistung zu erklären.

Sentens bezeichnet das GPS der Uhren als ein «nettes Spielzeug»,³⁵⁷ was er regulär nicht benötige. Ihm scheint, dass es vielen Triathlet*innen an Triathlonwettkämpfen sehr wichtig sei, ihre Uhren aktiviert zu haben, und dies obwohl die Wettkampfveranstalter*innen ja sowieso ihre Zeit messen. Schon mehrfach habe er beobachtet, wie Teilnehmende nicht mit dem Startschuss gestartet seien, sondern erst «wie wild» auf den Uhren herumgedrückt hätten.³⁵⁸ Die Langdistanztriathletin Susanne Reimer, die vor allem Mittel- und Kurzdistanzen absolviert, folgert für sich: «Im Endeffekt ist man ohne Uhr gar nicht so viel langsamer, aber man ist viel weniger gestresst!»³⁵⁹

Auf der Suche nach der (verlorenen) Zeit

Sportuhrendaten ermöglichen eine zusätzliche Form der Wahrnehmung und führen zu verschiedensten Nutzungspraktiken bei den Athlet*innen. Damit kann man ihnen eine gewisse *magische* Funktion zuschreiben: Sie ermöglichen, Daten über den Körper sowie über die Strecke aufzuzeichnen. Bestimmtes Wis-

356 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

357 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

358 Ebd. Vgl. ebenso (Trainingslager Spanien 2014, Autoethnografie vom 19. 4.–3. 5. 2014).

359 Reimer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 16. 8. 2018.

sen über die körperliche Leistung wird durch Zahlen gespiegelt und ist so auf den Uhren oder digitalen Plattformen für einen definierten Kreis ablesbar. Dieses Lesen der Sportuhrendaten führt dazu, dass bestimmte Praktiken erst auftauchen beziehungsweise verstärkt werden.

Verschiedene Parameter können Aufschluss über die eigene Leistung geben. Indem sich die Triathlet*innen kontrollieren und überprüfen, führen sie einen Wettbewerb mit sich selbst. Der Vergleich kann sich beispielsweise auf Lauf- oder Radfahrzeiten beziehen, auf Pulswerte oder das Erreichen möglichst vieler Auszeichnungen, wie sie auf der Plattform Strava vergeben werden. Die digitale Ansicht kann eine einfach erfassbare Abbildung des Vergleichs mit sich selbst darstellen. Es kann aber auch eine temporäre digitale Vergemeinschaftung entstehen. So können *Kudos*, eine mit den *Likes* von Facebook vergleichbare Bewertungseinheit, vergeben werden oder es kann getrackt werden, wer bestimmte Strecken auch schon oder sogar relativ zeitgleich absolviert hat. Diese Datenvielfalt kann zu einer erweiterten Form des Wettbewerbs unter Abwesenden führen. Das Nutzen der Sportuhren motiviert, gleichzeitig werden die Daten reflektiert und in Beziehung gesetzt zu einem körperlichen Empfinden oder zu früher erhobenen Daten. Hier wird deutlich, dass die Athlet*innen zwischen verschiedenen Polen navigieren, die ihnen die Daten liefern: Es handelt sich um eine Verschränkung von selbst- und fremdbestimmten Handlungen, die die Uhrendaten hervorrufen, jedoch nicht um eine Fremdkontrolle im Sinne von Foucaults Gouvernementalität. Vielmehr wird ein persönlicher Nutzen aus den Uhren gezogen und es wird ihnen nur teilweise vertraut. Relativierungen gibt es aus berechtigten Gründen, etwa wenn der GPS-Empfang ausfällt, was die Gesamtzeit und Gesamtstrecke verfälscht, oder indem die Athlet*innen über die Messung Leistungen einordnen oder rechtfertigen.

Die Sportuhren werden zu einer Erweiterung des Körpers,³⁶⁰ von ihnen wird hundertprozentige Funktionsfähigkeit erwartet. Sie sind jedoch kein Ersatz für etwas, was sowieso da ist, sondern ein Artefakt, das zusätzliches Wissen generieren kann. Die Uhren kommunizieren in Form von Zahlen, die anzeigen, wie es den Athleten*innen körperlich gehen könnte oder wie schnell sie sind. Die Athlet*innen setzen diese Zahlen wiederum in Relation zu ihrem Erleben und rückübersetzen das körperliche Gefühl in ihre Erfahrungsdimensionen. Das ei-

360 Vgl. hierzu Alkemeyers Aussage: «Mit Hilfe von Bikes und anderen leibnahen sportlichen *gadgets* kann der Körper expandieren. Er wird über seine Grenzen hinaus ausgedehnt. Zugleich wird die Umwelt in die Bewegung und das Körperselbstgefühl einbezogen. Das Gefühl für den eigenen Körper und das Gefühl für die Eigenschaften der Umwelt gehen in der handelnden Auseinandersetzung mit dieser ineinander über. Die Grenzen zwischen Körper und Umwelt werden im Bewegungsvollzug durchlässig, die «Gesamtwahrnehmung der eigenen Körpergrenzen läßt nach» (Habermas, 1996, S. 79).» Alkemeyer und Schmidt, 2003, S. 81 f. (Hervorhebung im Original).

gene Körpergefühl bleibt im Gegensatz zu den Messgrößen nichtquantifizierbar und steht somit immer im Dialog mit den Zahlen und deren Interpretation. Dieser Prozess ist sozial bedeutsam, denn die Zahlen und das Empfinden dienen der «sozialen Einordnung und ermöglichen eine relationale Vergleichbarkeit».³⁶¹ Solche Prozesse sind, mit Hermann Bausinger betrachtet, kaum verwunderlich, denn: «Die Ausrichtung auf Ergebnisse wird dadurch befördert, dass sie die wichtigsten Krücken für die Bewertung sportlicher Leistungen sind.»³⁶²

5.4 «Im Wettkampf kenne ich keinen Schmerz»: Triathlonkörper empfinden

Die *NZZ am Sonntag* berichtete eine Woche vor dem Ironman Hawaii 2015:

«Einmal angenommen, wir wären nicht, was wir sind [...]. Und würden nächsten Samstag [...] in aller Herrgottsfrühe aufstehen und dann an den Ironman Weltmeisterschaften auf Hawaii teilnehmen. Wir würden schwimmen im Meer, fahren auf dem Velo, laufen auf dem Asphalt, 3,8 Kilometer, 180 Kilometer, 42 Kilometer, alles unter der Sonne, sengende Hitze, acht, neun, zehn Stunden lang. Wir würden einfach nicht aufhören, auch im Angesicht der grössten Erschöpfung nicht, wir würden Grenzen überwinden und in Bereiche vorstossen, von denen wir nicht geglaubt haben, dass es sie gibt, Bereiche der Selbstkasteiung.»³⁶³

Nach diesen glorifizierenden Ausführungen (vgl. 6.2) fährt der Journalist Christof Gertsch fort: «Grenzen verschieben – das ist es, womit sich Triathlet*innen tagein, tagaus beschäftigen. Sie beschäftigen sich mit Schmerz.»³⁶⁴ Gertsch verbindet die Erfahrung von Schmerz mit dem Begriff der Grenzen. Er beruft sich dabei auf Carolin Steffen, Schweizer Langdistanztriathletin, die schreibt, dass ihr Kopf noch voll da gewesen sei, als sie 2012 bei Ironman in Hawaii auf Platz eins lag, und sich nur ihr Körper geweigert habe, ihr zu gehorchen. So sei sie dann doch noch kurz vor dem Ziel überholt worden (vgl. 2.4.1). Als Antwort auf die Frage, was in Steffens Kopf passiert sei, führt Gertsch die «Hirnbremse»³⁶⁵ ins Feld: Der Motorkortex in der Grosshirnrinde mindere, so der Journalist, die Ansteuerung der Muskeln und schütze somit den Körper vor zu grosser Anstrengung, was den Zielen der Athlet*innen jedoch im Wege stehe und was es daher

361 Groth, 2017, S. 488.

362 Bausinger, 2015, S. 14.

363 Gertsch, zuletzt eingesehen am 3. 11. 2018.

364 Ebd. Das Gespräch beim bewegten Interview zwischen der Langdistanztriathletin Mona Nay und mir dreht sich lange um die verschiedensten Formen von Schmerz und andere Leiden, die wir in und durch Trainings erlebt hatten (Nay, bewegtes Interview [Rennrad] vom 24. 11. 2014).

365 Gertsch, zuletzt eingesehen am 3. 11. 2018.

zu überwinden gelte. «Mit intensivem und Grenzen auslotendem Training erhöht er [der Athlet, Y. K.] nicht nur die Leistungsfähigkeit des Körpers, sondern sozusagen auch die Widerstandsfähigkeit des Kopfes.»³⁶⁶ Solche Beschreibungen von Körper und Kopf als getrennt voneinander kommunizierenden Bereichen treten nicht nur in medialen Berichterstattungen als allgegenwärtiges Narrativ auf, sondern auch in der Selbstdeskription von Sporttreibenden (vgl. 2.4.1). Gertschs «sozusagen» deutet bereits darauf hin, dass der Zusammenhang von Körper und Kopf nicht ganz klar ist.

Die Häufigkeit, mit der hier von Schmerzen, Grenzen, Grenzverschiebungen und Grenzüberwindungen gesprochen wird, und vom Verhältnis von Denken und Fühlen beziehungsweise Kopf und Körper, ist repräsentativ für den Diskurs im Triathlon.

Im Folgenden schreibe ich über die Unterscheidung von Kopf und Körper (5.4.1), die Präsenz und Formen des Schmerzes sowie den Diskurs über die Vorstellung, Schmerzen zu überwinden (5.4.2). Dabei ist auch das Auftreten von Grenzerfahrungen und persönlichen Limits ein Thema (5.4.3). Grenzen, die von den Athlet*innen genannt werden, sind weniger geografische oder topografische Hindernisse, sondern vielmehr Vorstellungen, die es zu erreichen, zu bezwingen, zu verschieben und zu überbieten gilt. Im Konkreten bedeutet das, ein Ziel zu erreichen, sei es das Ziel als eine ortsgebundene Ziellinie bei einem Wettkampf oder aber ein selbst gesetztes Ziel, wie auf einen Berg hinaufzukommen, zum ersten Mal einen Langdistanztriathlon zu absolvieren, die Hawaii-Qualifikation zu holen oder schneller als andere Sportler*innen zu sein – alles Ereignisse, die ich in Bezug auf ihre Liminalität analysiere (5.4.4).

5.4.1 «In dem Moment, in dem du anfängst zu denken, es geht mir schlecht, geht es dir auch schlecht»: Kopf- und Körperverhandlungen

Meine analytische Verwendung der Begriffe Geist, Körper, Kopf und Mentales entstand in Auseinandersetzung mit meinem Forschungsfeld. Triathlet*innen sprechen häufig von dem, was ihr Kopf wolle, und dem, was ihnen ihr Körper dazu sage: «Ich konnte einfach vom Kopf nicht mehr!»,³⁶⁷ oder: «Meine Beine waren so müde!»³⁶⁸ Diese beiden Sätze zeigen, dass bestimmte Empfindungen entweder dem Kopf im Sinne von Geist oder einzelnen Körperteilen zugeordnet

366 Ebd.

367 Triathlonwochenende Tessin I., Feldnotizen vom 7.–9. 6. 2014.

368 Ebd.

werden, und spiegeln damit eine vermeintliche Trennung von Körper und Kopf wider. Die Empfindungen werden unterschiedlich benannt und lokalisiert, obwohl beide kognitiv verarbeitet wurden, bevor sie kommuniziert wurden. Doch scheinen die beiden Situationen des *nicht mehr Könnens* und der empfundenen *Schmerzen in den Beinen* unterschiedlich verbalisiert werden zu müssen. In diesem Beispiel wird eine Zweiteilung sichtbar, die physisches und psychisches Erleben als differenzierbar erscheinen lassen.

Wenn Felix Rubens sagt: «In dem Moment, in dem du anfängst zu denken, es geht mir schlecht, geht es dir auch schlecht»,³⁶⁹ oder wenn im Trainingslager immer wieder erzählt wird: «Ich konnte einfach vom Kopf nicht mehr!»,³⁷⁰ lassen die Aussagen die Frage aufkommen, was denn mit dem Rest des Körpers, zum Beispiel den zum Radfahren und Rennen so essenziellen Beinen sei. Denn es scheint, als sei es – nimmt man die Aussagen wörtlich – nur der Kopf, der dafür verantwortlich zeichnet, dass jemand nicht mehr könne. Der Kulturanthropologe Timo Heimerdinger schreibt, dass, wenn der Geist als grundsätzlich willig verstanden werde, das «Fleisch grundsätzlich schwach» sei. Dann könne der «stärkere Geist, der das schmerzende Fleisch besiegt und erträgt, als Inbegriff des autonomen Subjekts» gesehen werden.³⁷¹ Bei einer Zweiteilung der Instanzen müsste daher die physische Tätigkeit des Laufens weiter ausführbar sein. Da eine Loslösung der zwei aber unmöglich ist – schliesslich sprechen wir von einem Körper –, fungieren sie als einander bedingend und somit aneinandergesekoppelt.

Kopf und Körper sind also trotz der omnipräsenten Redeweisen, die im alltags-sprachlichen Triathlonbereich auftreten, nicht als voneinander getrennt zu betrachten. Diese Redeweisen zeigen aber die Fähigkeit der Redner*innen auf, differenzieren zu können, woher ein Empfinden kommt, beziehungsweise es verorten zu können, zum Beispiel als muskuläre oder mentale Schwäche. Die Aussagen, dass es der Kopf war, weshalb das Rennen nicht mehr ging, aktualisieren das Sporttreiben als etwas, das in erster Linie mental und als Konsequenz auch in der physischen Ausführung nicht mehr zu bewältigen ist. Die Aussage, dass etwas, was physisch als anstrengend empfunden wird, umgekehrt dazu führe, dass ebenso mental eine Anstrengung erlebt wird, zeigt die enge Koppelung dieser Grössen als einen nur gemeinsam auftretenden Erfahrungshorizont. Der Philosoph Armin Chodzinski schreibt in dem Essay «Runner's delight. Eine Predigt in vier Phasen»: «Die wichtigste Frage, also, die allerwichtigste Frage ist

369 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

370 Triathlonwochenende Tessin I, Feldnotizen vom 7.–9. 6. 2014.

371 Heimerdinger, 2010, S. 126, beschreibt eine Trennung von Geist und Körper, die den Erzählweisen von Sporttreibenden entspricht.

doch, ob ich mit oder gegen meinen Körper laufe?!»³⁷² Chodzinski sagt, dass die Entscheidung selbständig getroffen werden könne, korrigiert sich und schreibt, man müsse sich selbst entscheiden.³⁷³ Er fügt auch an: «Traditionell ist man sich einig und propagiert die Einheit zwischen Geist und Körper, aber wirklich die Wahl zu haben ist ein relativ neues Phänomen: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!»³⁷⁴

Die Aussage von Marc Berts, der sich am Lofoten Triathlon verfuhr und damit seine Position an der Spitze des Rennens verlor, zeigt, wie sich eine psychische Komponente auf physische Leistungen auswirken kann. Er beschreibt seine persönliche Herausforderung, seine «challenge», die während des Wettkampfes auftrat:

«[...] in that race, my solution to the challenge I had, was to stop all the noise and just calm down and just go for silence. And then not to think, was my way of re-adjusting my focus. And it was hard to do, because I had, still have hundred of miles left on the bike. And eh, so it is a long day to beat yourself up. But for example there are little things like that, which I used. So for me the race became a big, not physical challenge. When I got to the finish line, I was actually fresh.»³⁷⁵

Für Berts war also die mentale Herausforderung, sich nicht zu ärgern und sich mit seinem Fehler abzufinden, die grösste Schwierigkeit des Rennens. Auch beim Celtman 2019 wurde er gefordert. Er postete auf Facebook:

«No mud, no lotus». Not going to lie, for a few hours on saturday at Celtman I was done, selling my bike, quitting all this shit, moving on, probably into a dark cave. i took the bike too casual and an unexpected nuke up my ass from Polly had the desired effect. I had an embarrassingly overqualified support runner on the mountain in Ally Beaven, the tide turned, we had a truly amazing time up there to the finish. It turned out to be my best result there, (lets be honest, hours after the winner). So we push on, don't we, all of us? Marc x».³⁷⁶

Ebenso spricht die Triathletin Bea Albert von einer starken psychischen Komponente, die ihre physischen Praktiken bei einer Mitteldistanz mit vielen Höhenmetern positiv beeinflusste:

«I think that was my biggest experience: Shit, I can do this! My body can keep going for eight hours and still love every step! Because then I, I had no down periods. I was going higher and higher and loving it more and more! And smiling wider and wider.»³⁷⁷

372 Chodzinski, 2015, S. 123.

373 Ebd., S. 124.

374 Ebd., S. 125.

375 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

376 Marc Berts, Facebook-Post, 29. 7. 2019, zuletzt eingesehen am 29. 7. 2019.

377 Albert, Interview vom 31. 8. 2015.

In Alberts Aussage bleibt offen, ob sie mit «higher and higher» meint, dass sie den Berg hinauf gegangen sei, oder ob sie ihren psychischen Zustand anspricht. Bergs und Alberts Beschreibungen lassen sich mit Leders Aussage verknüpfen, der darstellt:

«My body is always a field of immediately lived sensation, *Empfindnisse*, to use Husserl's term. Its presence is flashed out by a ceaseless stream of kinesthesias, cutaneous and visceral sensations, defining my body's space and extension and yielding information about position, balance, state of tension, desire, and mood.»³⁷⁸

Sowohl Berts als auch Albert fühlten sich durch ihre physische Leistung beeinflusst und erlebten den Wettkampf entsprechend. Stefan Dreyer entwickelt dafür spezifische Strategien. Er berichtet beispielsweise von einem Moment der Erschöpfung während eines Ironman-Wettkampfes:

«Da habe ich gedacht: Hey! Jetzt spaziere ich ein wenig mit denen und rede ein wenig mit denen. Und die sind ganz überrascht, dass ich schon eine Runde mehr habe. Ich habe dann gesagt: ‚Jaaa, aber ich mag jetzt nicht mehr.‘ Ja, und dann spazierst' ein wenig.»³⁷⁹

Er analysiert sein eigenes Tun wie folgt:

«Und dann ist's eben natürlich vorbei, oder. Drum sage ich: Das ist mental schon das Entscheidende. Und, im Training, das Mentale, ich denke, da kannst du so ein wenig, oder, spiele ich auch so mental. Also spielen, weisst, du stellst dir dann so den Wettkampf vor, und beim Rennen, und so, jetzt ist das Kilometer 30, jetzt geht es noch 12 Kilometer und so. Und du stellst dir so ein wenig vor, jaa, ich denke, das machst' so im Kopf, das kommt schon wieder mal, dass du das mental wie so durchspielst, oder. Und das Gefühl hast, so jetzt, die letzten 12 [Kilometer, Y. K.], jetzt ziehe ich das noch durch. Und der Schnitt ist immer noch gut und so. Ja, ja, und das ist, ich denk, das bereitet dich schon auch so vor auf den Wettkampf dann, oder? Jaja! Und du merkst dann auch, das Training geht viel easier, wenn du so positiv im Training schon denkst, dir den Wettkampf vorstellst und eben denkst, ich bin bei Kilometer 30 im Marathon, es läuft super, ich bin irgendwie bei den vorderen paar dabei, in der Altersklasse, weisst, und Hawaii, das wird reichen, jetzt lasse ich mir das nicht mehr nehmen. Dann merkst du halt, es geht im Training wirklich mega easy. Und das ist dann im Wettkampf genau das Gleiche, oder. Wenn du das Positive mitnehmen kannst, dann fliegt die Zeit vorbei und die Kilometer. Und wenn es umgekehrt ist, genau das Umgekehrte. Oder. Das ist, das ist schon noch entscheidend.»³⁸⁰

Dreyer betont, dass es für ihn wichtig ist, seine mentale und seine physische Stärke zu trainieren. Die getrennt benannten Aspekte wirken jedoch aufeinander-

378 Leder, 1990, S. 23 (Hervorhebung im Original).

379 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

380 Ebd.

der, wie er sagt.³⁸¹ Sie funktionieren als sich konstruierende Einheit, bei der sich schwer definieren lässt, ob Körper oder Geist bestimmend ist.

Innere Ökonomien

Es ist eine Form innerer, sich bedingender ökonomischer Aushandlungen der Sportler*innen, Kopf, Geist oder Mentales einerseits, Körper oder Physisches andererseits als getrennte Einheiten zu nennen.³⁸²

Der norwegische Langdistanztriathlet Alfred Svenson erzählt im Interview, dass er im Winter im Keller auf der Rolle fährt und gleichzeitig fernsieht, Zeitung liest und Onlineweiterbildungskurse absolviert hat. Er sagt dazu: «[...] das ist nicht jedermanns Sache, aber das Meditative am irgendwie Nichtstun und trotzdem was tun, finde ich gut.» Ich frage nach, was er mit *meditativ* meint. Er beschreibt das Radfahren auf der Rolle: «Das Monotone, also nicht mit irgendetwas, was tun, es ist auch irgendwie der Kopf, nicht Gehirn-, nicht Drainage, aber, [zögernd] Meditation!»³⁸³

Dass er abschalten könne, trete mittlerweile schneller ein, berichtet Svenson. Interessant daran ist, dass die *monotone* Bewegung dazu führt, dass er *abschalten* könne, was ihn jedoch nicht davon abhält, Weiterbildungskurse zu tätigen. Das heisst, das, was Svenson als *meditativ* bezeichnet, scheint sich auf Teile des Körpers zu beziehen, die zur Ruhe kommen, obwohl er sich bewegt und andere Teile seines Körpers trotzdem *arbeiten*, das heisst fernsehen, lesen oder Weiterbildungskurse machen. Für ihn ist die physische Bewegung beides: gleichzeitig etwas zu tun und nichts zu tun.

Solche Verortungen und Unterscheidungen von Kopf- und Körperfähigkeiten helfen beispielsweise, Schmerzen und Grenzerfahrungen zu verorten, oder stellen Erklärungstopoi dar, mit denen Leistung oder Nichtleistung gerechtfertigt werden. Dem Sportwissenschaftler Ommo Grupe zufolge ist es daher gut nachzuvollziehen, «was jemand meint, wenn er sagt, er brauche den Sport als Ausgleich. Sport kann den Kopf leeren, Energie freisetzen und ein gutes Lebensgefühl hervorrufen.»³⁸⁴ Solche Narrative sind eine Form dialogischer Prozesse der Aushandlung mit dem eigenen Empfinden, mit eigenen Emotionen und Gefühlen.³⁸⁵ Grupe spricht von einem «Dialog»³⁸⁶ mit dem eigenen Körper, womit er aufzeigt, wie durch den Sport eine Sensibilität für eigene Bedürfnisse und

381 Vgl. ebenso Fullagar, 2017.

382 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.

383 Svenson, Interview vom 30. 8. 2015. Alfred Svenson ist Norweger; er spricht Deutsch.

384 Grupe, 2000, S. 56.

385 Weiterführend wäre zu überlegen, warum beim Beschreiben der eigenen Affekte oft die Form der Erzählung in der zweiten Person Singular gewählt wird.

386 Grupe, 2000, S. 63.

körperliche Reaktionen entsteht. Diesen Verbund zeigt ausserdem die Aussage der Schweizer Olympiagoldmedaillengewinnerin im Triathlon Nicola Spirig in einem Interview mit der *Zeit*:

«Aber ich kann meinen Körper extrem gut mit meinem Willen beeinflussen. Deshalb kann ich manchmal schwer unterscheiden, was nun Zeichen meiner Psyche und was Signale meines Körpers sind. Deshalb brauchte ich meinen Trainer, um jemanden zu haben, der von aussen objektiver beurteilen kann, ob ich jetzt müde bin, weil ich psychischen oder weil ich körperlichen Stress hatte.»³⁸⁷

Spirig betont also die Verwobenheit von Kopf und Körper, die sie in eigenständiger Reflexion nicht differenzieren könne, weshalb sie dafür einen Trainer brauche.

Kopf über Körper?

Der Soziologe Loïc Wacquant spricht von der «Verwaltung des Körperkapitals»³⁸⁸ und beschreibt damit eine «äußerst effiziente Beziehung zum spezifischen Kapital der eigenen physischen Ressourcen, die an rationelles Management grenzen».³⁸⁹ Mit dem Konzept der «Verwaltung des Körperkapitals» lassen sich auch die Aussagen der Profitriathletinnen Daniela Ryf und Nicola Spirig interpretieren. Ryf erklärt in einem Interview mit dem *Magazin*, dass sie in einem Wettkampf die Augen für ungefähr fünf Sekunden schloss, als sie aus der Spitzengruppe rauszufallen drohte:

«Ryf: Aber das [Vorstellen einer bestimmten Situation, Y. K.] genügte, um mich gedanklich in eine superharte Trainingssituation zu versetzen, die ich einige Wochen zuvor gemeistert hatte: zehnmal tausend Meter auf der Bahn, Vollgas. Als ich die Augen öffnete, war ich wieder an den Gegnerinnen dran.

Spirig: Ich war eine dieser Gegnerinnen.

Ryf: Ich sah Nicolas Fersen und wusste: Jetzt kann ich doch noch um einen Podestplatz kämpfen. Es ist unglaublich, wie sich dein mentaler Zustand vom einen auf den anderen Moment verändern kann – und mit ihm dein Schmerzempfinden. Plötzlich vergisst du, dass dir alles wehtut. Das zeigt, wie individuell und subjektiv Schmerzen sind. Wie du Schmerz empfindest, hängt stark davon ab, wie dein Kopf damit umgeht.»³⁹⁰

Diese Aussagen verdeutlichen, dass die Athletinnen Konzepte von mentalem Training nutzen, um ihre physischen Leistungen zu erhöhen. Wie wichtig das Mentale ist, sagt auch Jens Petersen, der in der Ironman-Serie als Profi startet und ebenso als Triathlontrainer tätig ist:

387 Teuwsen, zuletzt eingesehen am 2. 1. 2018.

388 Wacquant, 2010, S. 131.

389 Ebd., S. 131.

390 Gertsch, Christof und Ziauddin, Bruno, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2017, S. 11.



Abb. 5.27: Die Tasse für die am Lofoten Triathlon Helfenden mit einem Zitat von Joe Friel.

«Also dort geht es wirklich drum, die Rennen zu machen, die dich motivieren. Das ist auch in der Vorbereitung so. Auch die kleinen Wettkämpfe. Wenn es ein Vorbereitungslauf ist. Wenn, wenn du für einen Fünf-Kilometer-Lauf nach Graubünden fährst [was von ihm aus etwa vier Stunden Fahrzeit bedeuten würde, Y. K.]. Und du weißt schon: Ey, das scheidet mich einfach an, dorthin zu fahren. Dann mach es nicht! Weil es bringt gar nichts! Es spielt sich so viel im Kopf ab in unserem Sport. Je länger der Wettkampf ist, je mehr ist es kopflastig. Und mach keine Rennen, für die du nicht motiviert bist.»³⁹¹

Davon ist auch Stefan Dreyer überzeugt und sagt, dass es der Kopf sei, der im Wettkampf steuere, ob man sich negativ oder positiv vom Geschehen beeinflussen lasse.³⁹² Er beschreibt eine Situation, in der er auf der Laufstrecke aus Erschöpfung ins Gehen zurückfiel, und sagt, man müsse im Kopf «recht umschalten» können, um nochmals weiterzurennen.³⁹³ Damit setzt er den menta-

391 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014.

392 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

393 Ebd.

len Zustand seiner Gedanken über die körperliche Fähigkeit, weiterzurennen. In Triathlonkreisen wird gern die *central governor theory*³⁹⁴ zitiert, welche beschreibt, wie mentales Erleben kontrolliert werden kann. Marc Berts erläutert die Theorie folgendermassen:

«The central governor theory of the mind in endurance sport. It is like, eh, the concept is that your brain, a lot of our training is about trying to shut the brain down. And one of the theories, [...] that the brain is in charge, and temperature, if you do all type of things, heart rate, there is about five main things the brain keeps an eye on. If any of these things become a danger to your life, than the brain calms down. So that is why, if you are running, you slow down, because your brain is telling you, you cannot run at this temperature, because you'll have an heart attack. So as much to do with training is closing, shutting the mind down, none the less. But if it comes to this finish of a race like this [Lofoten Triathlon, Y. K.], somehow you are able to run really hard the miles to go.»³⁹⁵

Mind over Body, dieses Motto zierte auch eine Tasse, die die Helfer des Lofoten Triathlon 2016 erhielten (siehe Abb. 5.27). Diese Aussage wurde in der Triathlonzene durch Joe Friel, Triathlontrainer und Autor von «The Triathlete's Training Bible»,³⁹⁶ bekannt. Auch der Trainer und Buchautor Matt Fitzgerald recurriert in «How Bad Do you Want It?» auf die Zweiteilung von Körper und Geist: «In a race, the job of the muscles is to perform. The job of the mind is to cope. But here's the hitch: The muscles can only perform to the degree that the mind is able to cope. Endurance sports therefore are a game of «mind over muscle»»³⁹⁷ Fitzgerald bestätigt damit die von Friel etablierte Ordnung *Kopf über Körper*. Doch ebenso, wie die zwei Grössen separiert werden, wird eine gegenseitige Bedingung und Abhängigkeit betont. Darüber verdeutlicht sich wiederum die Einheit von Kopf und Körper, die nur im Verbund agieren können. Der Soziologe Loïc Wacquant verweist zwar auf Kopf und Körper als zwei Instanzen, löst die scheinbare Widersprüchlichkeit aber am Beispiel des Profiboxens auf und beschreibt sie als gemeinsam funktionierend: «In the accomplished boxer, the mental becomes part of the physical and vice-versa; body and mind function in total symbiosis.»³⁹⁸ Wacquant spricht jedoch nicht nur über eine Wettkampfsituation, sondern über das gesamthafte Erlernen von Bewegungen. Die Bewegungsabläufe werden so trainiert, dass Boxer*innen ohne abstrakte und somit verzögernde Denkprozesse auf ihre Gegner*innen reagieren

394 Vgl. Abbiss und Laursen, 2005.

395 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

396 Friel, 1998.

397 Fitzgerald, 2015, S. 11.

398 Wacquant, 1992, S. 247.

können.³⁹⁹ Die Überlegungen Wacquants explizieren auch, dass Bewegungsanfänger*innen bestimmte Handlungen als unnatürlich erleben. Ein Triathlet beschreibt beispielsweise, dass er sich beim Absteigen vom Rennrad auf der ungewohnten Seite vorkomme, als sei dies eine komplett andere Tätigkeit als das Absteigen auf seiner «Lieblingsseite».⁴⁰⁰ Das Absteigen vom Rad kann plötzlich komplex scheinen, obwohl er es schon seit vielen Jahren praktiziert – nur eben immer auf der anderen Seite. Erst beim Trainieren bestimmter sportlicher Praktiken setzen Prozesse ein, die eine Bewegungskörperausführung ohne Nachdenken ermöglichen.⁴⁰¹ So dominiert bei einer Person, die die Bewegung erst erlernt hat, das Denken, beim Ausführen der Bewegung durch erfahrene Sportler*innen hingegen der Körper. Denn Bewegungen werden erlernt und ausgeführt, indem sie über mental-physische Prozesse angeeignet werden. Der Soziologe Robert Gugutzer zitiert die Hammerwerferin Helen, die beschreibt, wie sie den Sport erlernte:

«Wenn ich daran denke, wie es sich anfühlte, als ich das erste Mal mit einem Hammer im Ring stand mit dem Ziel, das Gerät irgendwie in die Weite zu befördern, kann ich dazu eigentlich nur sagen, dass ich zunächst gar nicht auf etwas Bestimmtes achten konnte, sondern sich die Bewegung an sich einfach nur komisch anfühlte ... unrund, abgehackt, nicht rhythmisch.»⁴⁰²

Gugutzer beschreibt den Lernprozess der Athletin anschliessend als Synthese von Teilbewegungen zu einem ganzheitlichen Bewegungsablauf:

«Subjektiver Anhaltspunkt dafür, dass der Bewegungsablauf noch nicht passt, sind die wahrgenommenen leiblichen Auffälligkeiten oder Irritationen: das «Unrunde, abgehackte, nicht rhythmische» Bewegungsgefühl.»⁴⁰³

Gugutzer zieht den Umkehrschluss, dass die Bewegung erlernt ist, wenn sie sich «rund und rhythmisch anfühlt».⁴⁰⁴ Mit Lefebvres Rhythmustheorie ausgedrückt findet folgender Prozess statt: «The theory of rhythms is founded on the experience and knowledge [*connaissance*] of the body; the concepts derive from this consciousness and this knowledge.»⁴⁰⁵ Bewegungsabläufe und -rhythmen werden also auch hier durch das Zusammenspiel von Kopf und Körper erklärt. Der

399 Ebd., S. 248–250.

400 Triathlonwochenende Tessin I., Feldnotizen vom 7.–9. 6. 2014.

401 Krahn, 2019a, S. 284–296.

402 Gugutzer, 2015, S. 118.

403 Ebd., S. 119. Gugutzer meint mit Leiblichkeit passive und spürbare Erfahrungen (Gugutzer, 2004a, S. 105).

404 Ebd. Nach der Sozialanthropologin Jean Lave sollten Wissen und Lernprozesse nicht primär als geistige beziehungsweise sich im Kopf abspielende Prozesse verstanden werden, sondern als verkörperte, relationale und kontextuelle Praxen (Lave 2019). Darauf verweist auch M. Knecht, 2013, die den Schluss zieht, dass solche Zusammenhänge mittels teilnehmender Beobachtung untersucht werden sollten.

405 Lefebvre, 2004, S. 67 (Hervorhebung im Original).

Philosoph und Literaturtheoretiker Jean-François Lyotard schreibt im 1987 erschienenen Essay «Ob man ohne Körper denken kann»⁴⁰⁶ über die Materialität des Denkens. Er hält fest, dass das Denken nicht vom Körper zu trennen sei, denn dieser sei eine Art Hardware: «[...] der sterbliche, wahrnehmende Körper [ist] das einzige *Analogon*, über das wir verfügen, um eine gewisse Komplexität des Denkens denken zu können.»⁴⁰⁷

Festzuhalten bleibt, dass Kopf und Körper im Reden der Athlet*innen zwar vielfach als getrennt voneinander gedacht werden, die Abhängigkeit und gegenseitige Bedingtheit aber auch den Athlet*innen klar ist: Sie können sehr gut verorten, wo ihre Empfindungen herrühren, und wissen, ob sie psychisch oder physisch in einen Empfindungsbereich (wie zum Beispiel eine Erfahrung von Grenze) hineinkommen. Das Reden über zwei Größen zeigt ein Kenntlichmachen der Erlebnisse ebenso wie die Präsenz verschiedener systemischer Bedingungen, die das Handeln der Athlet*innen beeinflussen. Ob dies als Unlust, nicht vorhandene Notwendigkeit, Nichtkönnen, mangelnde Willensstärke und Durchhaltevermögen⁴⁰⁸ oder physische Schwäche bewertet wird,⁴⁰⁹ um nur einige Beispiele zu nennen, ist individuell bedingt. Viele Athlet*innen nutzen die Analyse von Kopf- und Körpergrößen jedoch für die Trainingssteuerung und als Erklärungsmuster, die das eigene Verhalten rechtfertigen.⁴¹⁰

5.4.2 «Hawaii ist absolute Qual. Und vollkommenes Glück»: Formen von Schmerz

Gabriela Islin erzählte im Interview von Schulterproblemen, und dass sie eigentlich operiert werden müsste. Doch obwohl sie im Training und Alltag immer wieder Schmerzen habe, sei es an einem Wettkampf anders: «Wenn ich an einem Wettkampf bin, kenne ich keine Schmerzen.»⁴¹¹ Auch im ersten Bericht über den Ironman wird der Athlet Tom Warren zitiert: «I could never associate ra-

406 Lyotard, 1988.

407 Ebd., S. 827 (Hervorhebung im Original). Nach Lyotard, der als Wegbereiter des Denkens des Post- oder Transhumanen gilt, sind als Software Haltungen, Meinungen und Ideologien zu verstehen, als Hardware Organismen und Maschinen, deren Kombinationen kosmische Prozesse und Ereignisse hervorrufen.

408 Riff, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 15. 6. 2018.

409 Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.

410 Vgl. dazu Marchand, 2010, der Kopf, Körper und Umgebung als zusammengehörigen Verbund ansieht, über den Wissen hergestellt wird.

411 Islin, Telefonat vom 16. 6. 2019.

cing with pain», he says. «It's like going to school. You have to take exams to find where you stand.»⁴¹² Nach seinem Zieleinlauf heisst es weiter über ihn:

«His eyes watered from saltwater irritation, no big problem; Warren does not feel pain as most people do. He won't allow himself to. Yet his feet are so tender that he has tried running races wearing women's nylon ankle socks to prevent blisters. It didn't help. [...] When racing, he wants the lead so no one can see the pain on his face.»⁴¹³

Bei beiden Sporttreibenden wird ein spezieller Umgang mit Schmerzen sichtbar: Islin, die sagt, sie spüre ihre Schulter nicht mehr; Warren, der die Schmerzen als einen Teil des Wettkampfes sieht, mit dem er so umzugehen hat, dass es ihm entspricht (was in diesem Fall bedeutet, vorne zu rennen). Die Soziologin Nina Degele schreibt in «Natürlich normal. Schmerz, Normalität und Argumente aus der Steinzeit»,⁴¹⁴ dass die von ihr beforschten Triathlet*innen erklären, keine Schmerzen zu kennen. Sie hätten «bestenfalls schwere Beine. Aber du hast keinen Schmerz.»⁴¹⁵ Die Sozialwissenschaftlerinnen Adele Pavlidis und Simone Fullagar schreiben in «The Pain and Pleasure of Roller Derby. Thinking through Affect and Subjectification» zum Umgang mit Schmerz, dass einige der beforschten Teilnehmerinnen des Roller Derby willig und fähig seien, «to endure pain for the pleasure of the game».⁴¹⁶ Sie untersuchen dabei, wie schmerzhaft Affekte mobilisierende Funktion haben, welche Roller-Derby-Spielerinnen dazu bringen, sich einem Kollektiv zugehörig zu fühlen, aber auch alternative weibliche Subjektivitäten zu schaffen sowie eigene Grenzen und Abgrenzungen gegen andere zu finden.

Der Soziologe David Le Breton schreibt, dass die Erfahrung von Schmerz das essenzielle Bedürfnis erfüllt, die eigene Wertigkeit retrospektiv zu erhöhen, indem das Überstehen von Schmerz als Privileg angesehen wird und damit lang anhaltend in Erinnerung bleibt.⁴¹⁷ Schmerz sei eine «Begleiterscheinung eines Sinneseindrucks», ohne dass der Schmerz diesem Eindruck innezuwohnen habe.⁴¹⁸ Schmerz sei sozial und kulturell kontextualisiert, individuell und situativ verschieden, das heisst relational: «Der Schmerz ist zuerst einmal eine bestimmte Tatsache in einer bestimmten Situation.»⁴¹⁹ Damit, führt Le Breton weiter aus, sei er nicht ausserhalb sozialer Beziehungen zu verstehen,⁴²⁰ sondern als sozial

412 McDermott, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

413 Ebd.

414 Degele, 2008.

415 Ebd., S. 3150.

416 Pavlidis und Fullagar, 2014, S. 13.

417 Vgl. Le Breton, 2000, S. 7.

418 Le Breton, 2003, S. 9.

419 Ebd., S. 7.

420 Ebd., S. 8.

geformt.⁴²¹ Vor diesem Hintergrund verwundert es kaum, dass Schmerz eine Kategorie ist, die mit Triathlet*innen in Zusammenhang gebracht wird. Triathlonpraktiken werden vielfach als übermenschlich (eben: eiserne Männer und eiserne Frauen) wahrgenommen und dargestellt. So wird der Ironman Hawaii, an dem sich die Athlet*innen doch durch die Lavawüste Hawaiis *quälen* und dabei über acht Stunden Hitze, Wind und hoher Luftfeuchtigkeit trotzen, in einem ARD-Beitrag folgendermassen beschrieben:

«Jedes Jahr treffen sich hier die härtesten Triathleten der Welt. 3,8 Kilometer Schwimmen – Hawaii ist Magie und Sehnsucht. 180 Kilometer Radfahren – Hawaii ist die Hölle und das Paradies. 42 Kilometer Laufen – Hawaii ist absolute Qual. Und vollkommenes Glück.»⁴²²

Der Beitrag wird untermalt von heroischer Musik, es werden groteske vulkanische Formen gezeigt, Sonnenuntergänge, erschöpfte Athlet*innen, und die Zuschauenden begreifen durch die Inszenierung: Dies ist ein emotional aufgeladenes Abenteuer. Kaum verwunderlich, dass auch Nicola Spirig im Interview mit der *NZZ am Sonntag* zu Schmerzen befragt und dass davon ausgegangen wird, sie sei gewohnt, diese zu ertragen:

«NZZ a. S.: Sie sind es gewohnt, sehr viel auszuhalten, auch starke Schmerzen. Helfen Ihnen diese Erfahrungen bei der Geburt?

Spirig: Es sind ganz andere Schmerzen. Das Schwierigste für mich ist, dass ich keine Ziellinie habe. Ich habe keine Ahnung, ob die Geburt zwei oder zwanzig Stunden geht. Und ich hasse es, wenn ich beim Sport nicht weiss, wie lange etwas dauert; mein Trainer muss mir immer ganz genaue Angaben machen. Ich bin es im Sport auch gewohnt, die Schmerzen zu kontrollieren. Bei der Geburt habe ich keine Kontrolle, ich kann nichts steuern. Ich weiss nicht, ob ich im Vergleich mit anderen Frauen besser mit einer Geburt zurechtkomme.»⁴²³

Der Triathlet Alms sagt, er glaube, dass Kinderkriegen anstrengender sei, als einen Langdistanztriathlon zu absolvieren.⁴²⁴ Es ist wichtig festzuhalten, dass viele Athlet*innen erzählen, dass kurze Triathlons für sie anstrengender seien als die Langdistanz und dass die Ziellinie für ein Ende der Schmerzen stehe (vgl. 5.4.4). Alms bezeichnet nicht nur eine Geburt eines Kindes als anstrengend, sondern erklärt auch, dass eine Halbdistanz ihm nicht so viel gebe wie der Langdistanztriathlon:

421 Siehe insbesondere Azoulay, 2000, S. 7–17; Le Breton, 2003, S. 121–183; Degele, 2008.

422 Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:00:58.

423 Steffen, zuletzt eingesehen am 1. 3. 2019.

424 Alms, Interview vom 30. 8. 2015. Eine Triathletin erzählt mir, dass ihr die Geburt ihres ersten Kindes zwar sehr anstrengend vorgekommen sei, sagt aber, dass Triathletinnen gute Voraussetzungen hätten, da sie es gewohnt seien, lang und ausdauernd Schmerzen zu empfinden. Das Kinderkriegen sei daher sicher einfacher als für Nichttriathletinnen (Triathlonssaison, Feldnotizen 2015).

«But then again, it isn't the same [Lachen in der Stimme hörbar, Stottern]. The feeling of achievement is not the same. And the shorter the distance, the less the feeling of achievement is.»⁴²⁵

Damit bestätigt Alms Le Bretons Aussage, dass das Überstehen von Schmerzen auch an das empfundene Mass des erlebten Leids gekoppelt ist. Die Belohnung, das Gefühl, etwas erreicht zu haben, scheint somit umfassender, als je anstrengender etwas empfunden wurde.⁴²⁶ Ein anderer Athlet schrieb mir zwei Tage nach seiner ersten Langdistanz per WhatsApp: «sprint empfinde ich als härter.»⁴²⁷ Auffällig ist, dass die Athlet*innen unterschiedliche Formen von Schmerz zu kennen scheinen. Im Interview sagt etwa Alfred Svenson: «[Olympischer Triathlon] ist nichts für mich, weil ich mich auch selbst nicht plage [Lachen].» Ich fragte ihn darauf, wie er so etwas einen Tag nachdem Lofoten Triathlon, den wir beide absolviert hatten, und nach dem wir uns nun etwas schwerfällig bewegten, da wir den Vortag «überall» spürten, sagen könne.⁴²⁸ Er antwortete darauf:

«Das ist anders. Die Säure, Laktat-Schmerz, den mag ich nicht so sehr. Äh [1 Sekunde Pause] für sehr begrenzte Zeit geht es. Aber ich finde einen Halbmarathon viel ansprechender als einen 10 Kilometer und noch mehr als einen 3000 Meter. Das ist mehr ein Rausch, wie ein Schmerz, was wir gestern gehabt haben – für mich. Irgendwie eine andere Dimension. Das ist mehr so ein Rausch, Religiosität, oder Spiritualität. Mhmm.»⁴²⁹

Die gleiche Unterscheidung nehmen auch Nicola Spirig und Daniela Ryf vor. Auf die Frage, ob ein Langdistanztriathlon oder ein olympischer Triathlon größere Schmerzen verursache, antworten sie:

«Spirig: Ein olympischer Triathlon geht nur über ein Viertel der Ironman Strecke. Darum ist der Schmerz intensiver.

Ryf: Ein Ironman ist eine Art Überlebenskampf. Während acht, neun Stunden bewegst du dich in einem Bereich, in dem du es gerade noch aushältst. Die Schmerzen sind nie sehr stark oder höchstens gegen Ende. Dein Körper tut immer ein bisschen weh, und das eben über eine sehr lange Zeit.»⁴³⁰

Im Triathlon wird also zwischen verschiedenen Schmerzen unterschieden: einmal den Schmerzen einer Geburt, dann solchen, die durch Laktat ausgelöst werden, wenn zu wenig Sauerstoff in der Muskulatur ist, und den muskulären Schmerzen, welche von zu steilem Gelände oder Überlastung und Entzündung herrühren. Diese Formen von Schmerzen haben unterschiedliche Bedeutung im

425 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

426 Vgl. Le Breton, 2000, S. 7.

427 Berger, Whatsapp-Kommunikation vom 23. 7. 2019.

428 Lofoten Triathlon, Autoethnografie vom 30. 8. 2015; Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

429 Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

430 Gertsch, Christof und Ziauddin, Bruno, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2017, S. 10.

Erleben der Athlet*innen. Als ich mit dem Langdistanztriathleten Bastian Jessen rennen ging, sprach er über seinen Schmerz durch einen Unfall in der Schulter und ich erzählte von meinem muskulären Schmerz, den ich als eine temporäre Folgeerscheinung einer langen Radausfahrt einordnete. Die Intervalle, die wir im gemeinsamen Lauftraining machten, liessen sich für mich nur unter deutlich spürbaren Schmerzen in den Oberschenkeln ausführen, die jedoch im Verlauf des Trainings geringer wurden. Meine Erklärung Jessen gegenüber lautete, dass sich durch die Bewegung meine Muskulatur aufwärme und diese daher nicht mehr so sehr schmerze. Er hingegen erzählte, dass die Schmerzen in seiner Schulter beim Rennen kaum spürbar seien, er aber an einem kurz darauf folgenden Wettkampf nicht schwimmen werden könne. So waren wir beide beim Rennen mit unterschiedlichen Formen des Schmerzes unterwegs, sprachen aber trotzdem nur von «Schmerz». Erst durch unseren Dialog wurde deutlich, wie wir sie als verschiedene Formen klassifizieren können.⁴³¹

Auch Spirig betont, dass es verschiedene Formen und Funktionen von Schmerzen gebe:

«Und es ist wichtig, zwischen den verschiedenen Arten von Schmerz unterscheiden zu können: zwischen dem muskulären Schmerz, der signalisiert, dass wir uns im Grenzbereich bewegen – dort wollen wir ja hin; und dem Schmerz, der mit einer Massage nicht wieder weggeht, sondern uns vor einer drohenden Verletzung oder Entzündung warnt. Wären wir schmerzunempfindlich, würden wir ständig übertreiben.»⁴³²

Schmerzen auszuhalten, ist immer ein Abwägen der eigenen Empfindungen, ein Austesten, welche Schmerzen ertragen werden können und welche Verbote von Verletzungen sind. Andere Schmerzen können plötzlich erscheinen und ebenso plötzlich wieder vergehen. Schmerzen können sogar als ein Genuss empfunden werden.⁴³³

Der Soziologe und Politikwissenschaftler Robert Putnam bezeichnet dies als ein «bonding [of] social capital», das eine kollektive Identität hervorruft.⁴³⁴ So kann in der Gemeinschaft die Bereitschaft, Schmerzen auszuhalten, verändert werden. Die Triathletin Sarah Johnson erklärte mir nach einer Trainingseinheit, dass sie alleine nie so anstrengende Intervalle schwimmen würde, wie wir sie in einem

431 Jessen, bewegtes Interview (Rennen) vom 27. 7. 2017.

432 Gertsch, Christof und Ziauddin, Bruno, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2017, S. 10.

433 So berichtet die Triathletin Daniela Ryf in einem Interview mit dem *Magazin* von einer Wettkampfsituation, in der sie Schmerzen empfand, die jedoch innerhalb weniger Sekunden von anderen Gefühlen abgelöst wurden. Das Wissen, dass sie um einen Podestplatz kämpfte, überlagerte die Schmerzen: «Plötzlich vergisst du, dass dir alles wehtut.» Gertsch, Christof und Ziauddin, Bruno, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2017, S. 11.

434 Putnam, 1995.

gemeinsamen Training gemacht hatten. Die Gruppendynamik helfe.⁴³⁵ Auch Michael Atkinson spricht von einer «pain-community», einer Schmerzgemeinschaft, die unter Sportler*innen entstehen könne.⁴³⁶ Ebenso beschreibt Degele in ihrer Studie, dass Schmerzen nicht als ein «isoliertes individuelles Phänomen»⁴³⁷ zu betrachten seien, sondern in einem «sozialen Kontext erfahren, bewältigt und auch inszeniert» würden.⁴³⁸ Dazugehören können jedoch nur die, die entsprechende Erfahrungen teilen. Palmer erklärt in ihrem Text über die Tour de France, dass der Wettkampf «remarkably and publicly painful» sei. Zuschauer*innen, die selber radfahren,

«can easily understand its challenges, above all the never ending climbs and descents on a mountain road at 100 kilometres an hour».⁴³⁹

Zuschauer*innen, welche diese Erfahrung nicht teilen, bleibe dies versagt.

Schmerz überwinden

«Also ich denke schon, dass man einfach, äh, Schmerzen überwinden muss.»⁴⁴⁰ Die Triathletin Hanna Ander erzählte mir von einem Erlebnis, das ihr Schmerzen bereitete, die sie jedoch aushalten musste, weil sie den Wettkampf nicht einfach abbrechen konnte, da es sich um ein Teamrennen handelte. Die Überwindung dieser Grenzen wird von David Le Breton wie folgt beschrieben: «When looking back on the experience of the ordeal there is a paradoxical jubilation born of suffering overcome.»⁴⁴¹ Was Ander in Erinnerung blieb, war das «Durchkämpfen»; detailliert beschrieb sie die Erfahrung, wie sie gefroren, sich mit ihrem Wettkampfteam von Checkpoint zu Checkpoint vorgearbeitet und schliesslich wieder Essen bekommen habe.⁴⁴² Ein Sporttreibender empfindet Schmerzen nicht anders als ein Nichtsportler, schreibt der Kulturanthropologe Timo Heimerdinger:

«Und auch der Hobbysportler findet den Muskelkater am Tag danach nicht nur unangenehm, ist er doch ein spürbarer Ausdruck dessen, «etwas getan» zu haben. [...] Der Schmerz wird zum Ausweis des sich selbst besiegenden Menschen und hierin zeigt sich nicht zuletzt das Prinzip eines bürgerlichen Leistungsideals, das grundsätzlich vor den Preis den Fleiß gesetzt sehen möchte.»⁴⁴³

435 Johnson, bewegtes Interview (Schwimmen) vom 14. 6. 2016.

436 Atkinson, 2008b, S. 166.

437 Degele, 2008, S. 3150.

438 Ebd., S. 3150. Vgl. auch Rosenwein, 2002, S. 842–845, zu «emotional community». Siehe ebenso Kapitel 5.3.1.

439 Palmer, 1998, S. 271.

440 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

441 Le Breton, 2000, S. 6.

442 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

443 Heimerdinger, 2010, S. 126.

Heimerdinger zeigt hier zum einen, dass der schmerzende Körper als Ausdruck dessen verstanden wird, was vorab geleistet wurde, und somit gleichzeitig positiv (etwas getan haben) wie negativ (Schmerz) konnotiert ist. Der schmerzende Muskelkater ist nachweisbar spürbar und wird zum selbstermächtigenden Zeugnis der eigenen Leistung. So oszillieren die Triathlet*innen zwischen einem Leiden, das sie (gerade noch) aushalten können, und einem Lustgewinn oder einer Belohnung in Form eines Sieges oder von Verpflegung, die erhalten wird, wenn der Schmerz überdauert oder überwunden wurde. Heimerdinger hält auch fest, dass dieses Prinzip des Aushaltens und Stärkerseins in der Gesellschaft als positive Eigenschaft bewertet wird – sicherlich eine weitere Erklärung für das Suchen und Aushalten von Schmerzen im Triathlon. Der Schmerz wird ertragen, obwohl er nicht das eigentliche Ziel ist, aber die Triathlet*innen nehmen den Schmerz zum Erreichen ihres eigentlichen Ziels in Kauf.⁴⁴⁴ Das aktive Sichhinneinbegeben oder das Hineingeraten in solche Situationen und das Durchstehen ist Teil dessen, was das Narrativ der Leistungsgrenzen ausmacht. Die Komponente des Schmerzes gehört – insbesondere im Sport – in dieses mit hinein, um eine Grenze und deren Überwinden überhaupt wahrzunehmen und darzustellen (5.4.3).⁴⁴⁵

5.4.3 «Die Grenze – wenn sie denn irgendwann mal kommt»: Grenzerfahrungen

Die Triathlet*innen berichten von Erfahrungen, die sie als Grenzerfahrungen klassifizieren. Es sind Situationen – egal ob Wettkampf oder Training –, die in Erinnerung bleiben, da sie eine Besonderheit beinhalten: sei es der intensiv emp-

444 Vgl. Degele, 2008, S. 3152. Vgl. auch den Beitrag in der *Süddeutschen Zeitung* über Nonstopradrennen, wo es heisst: «Diese sportliche Extremerfahrung öffnet Zugänge ins eigene Selbst, die sonst fest verschlossen bleiben. Die Zeit dehnt sich, das Gefühl für die Dauer der Tage löst sich auf, und man fragt sich immer wieder, was man denn eigentlich sucht, auf solchen Touren? Glück? Schmerz? Diese Emotionen gehören zusammen wie zwei Pole: Wo der Schmerz liegt, wohnt auch das Glück in der Nachbarschaft. Und in dieser Region fühlt sich das Leben intensiv an wie sonst niemals. Der Radkumpel bringt es auf den Punkt: «Währenddessen ist es oft scheiße, aber danach ist alles besser.» Hermann, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019.

445 Le Breton beschreibt das Überwinden von Schmerzen folgendermassen: «Because it restores and carries the individual to the heights of the feeling of existing, the commitment to the action causes exaltation when succeeding in the ordeal. The sudden rush of sensation that overwhelms participants, gives them a feeling of internal strength, a feeling of having grown that borders on ecstasy. Never before had they reached such a legitimacy, such a fullness of being that instantly seems to justify all their previous efforts, the future and the past being swept away in a culmination moment. This moment of illumination, of trance, is not rooted in religious fervour though it is related to the sacred, in other words to a personal generation of meaning.» Le Breton, 2000, S. 9 f.

fundene Schmerz, die Kälte, der fehlende Schlaf oder ein visueller Eindruck, der auf den Sporttreibenden wirkt, wie etwa ein ungewöhnlich schöner Sonnenaufgang. Die Situationen sind damit etwas Aussergewöhnliches und derart noch nicht erfahren worden.

Dass Grenzsituationen sehr persönliche, existenzielle und emotionale Erlebnisse sein können, zeigt Hanna Anders Beschreibung eines Adventurerennens in Abu Dhabi:

«[...] und dann sind wir dort durch die Wüste. Und wirklich, da bin ich dann wirklich an so Grenzsituationen gekommen. Einfach so ohne Schlaf haben wir da eine Etappe gehabt, irgendwie so 120 Luftkilometer nonstop durch die Wüste, und am Schluss machen sie dann noch einen Sprint, die letzten 200 Kilo-, äh Meter, und dann kommst du ins Ziel und die Tränen laufen dir nur noch [lachend weiter] runter und du denkst: «Nein, nein, das kann ja nicht sein, die spinnen doch alle [Lachen].» [...] Es ist eigentlich nur das Etappenziel gewesen. Wir sind einfach so zwei, drei Teams sind zusammen gewesen, so. Und da ist man einfach noch Vollgas und es tut dir alles weh und eigentlich wäre es ja nicht mehr drauf angekommen, eine Sekunde schneller, oder man hätte ja auch miteinander durchs Ziel. Nein [bestimmt, lachend]!»⁴⁴⁶

Die Bedeutung, die eine Person dem Schmerz zuschreibt, ist in der Erzählung über die Grenzüberschreitung massgeblich.⁴⁴⁷ Somit kann eine Situation emotional codiert sein: Wie Ander beschreibt, kommen ihr die Tränen, obwohl das Ziel nur ein Etappenziel war und der Wettkampf am frühen nächsten Morgen weiterging.

Grenzerfahrungen haben ein Vorher und ein Nachher. Letzteres zeichnet sich durch einen veränderten Status aus, der in der Regel für einen Übergang, zum Beispiel *etwas geschafft zu haben*, steht. Grenzerfahrungen sind aber nicht etwas Endgültiges oder Abschliessendes. Sie können im wahrsten Sinne des Wortes *unterwegs* auftreten, das heisst irgendwann während einer sportlichen Tätigkeit, womit sie gewissermassen eine Phase des Erlebens darstellen, die beginnt, andauert und überwunden wird und liminalen Charakter haben kann (vgl. 5.4.4).⁴⁴⁸ Für Ander ist diese Grenze zwar an einem bestimmten Zeitpunkt erreicht, nämlich als sie die Ziellinie schon sieht, die das Ende der 120 Kilometer durch die Wüste signalisiert und ihr erlaubt, sich nun für einige Stunden auszuruhen. Trotzdem bedeutet diese Grenzerfahrung nicht, dass die dazugehörige körperliche Bewegung und Handlung – hier der Wettkampf – danach per se abgeschlossen ist. Hervorzuheben für diese Liminalität ist, dass das Vorher im Anschluss

446 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

447 Le Breton, 2000, S. 16.

448 V. W. Turner, 2003, 251 f.; van Gennep, 1981.

an die Erfahrung der Grenzüberschreitung anders reflektiert wird; die Wahrnehmung ist nun durch diese Grenzerfahrung erweitert. Meine eigene Erfahrung von einer Grenze im Triathlon lässt sich mit folgendem autoethnografischem Beispiel illustrieren:

«Jedoch erinnere ich mich noch gut daran, wie ich mit einer Gruppe im Trainingslager an der spanischen Costa Brava mit den Rennrädern entlangefahren bin, wir gerade Lloret de Mar passiert hatten. Wir hatten schon über 160 Kilometer in den Beinen, mir war kalt und ich hatte vorher zu wenig gegessen, was ich jetzt spüren konnte. Und ich wusste genau: Jetzt müssen wir noch hinunter ans Meer, und dann die Steigung bis zu unserer Unterkunft. Das sind noch über 25 Kilometer! Ich kann nicht mehr! Ich habe das Gefühl gehabt, mich an einer Grenze zu befinden. Die Radgruppe motivierte mich, weiterzufahren. Der Eindruck, dass andere schwächer wirkten als ich, sie angespannt auf den Rädern sassen oder aus dem Windschatten abrissen. Ich versuchte tapfer dranzubleiben und mir positiv zuzureden, dass ich die restlichen Kilometer schon noch schaffen würde. Schliesslich hatte ich sie schon früher bewältigt und mich dabei sogar gut gefühlt!»⁴⁴⁹

Hier wird wieder deutlich, dass ich als Sportlerin auf zwei Ebenen mit mir selbst verhandle: Ich thematisiere das, was mir durch den Kopf geht, und das, was ich in meiner Muskulatur spüre. Innerlich führe ich einen Dialog zwischen dem, was ich körperlich fühle, und meinen aus diesem Empfinden resultierenden oder darauf reagierenden Gedanken. Im Reden über Schmerzen und Grenzen verknüpfen sich physisches Erleben und kognitive Vorstellung. Stefan Dreyer spricht von einer Form mentaler Stärke, die eine Rolle für ihn spiele und ihm helfe, schwierige Rennen wirklich zu meistern:

«Also ich denke, du kannst noch so viel Velofahren, noch so viel Laufen trainieren jetzt für den Ironman [...], am Schluss musst du einfach im Kopf parat sein. Und so parat sein, dass, ja, dass du am Schluss halt über die Grenze, oder die Grenze – wenn sie denn irgendwann mal kommt und du sagst: «Jetzt kann ich eigentlich nicht mehr.» Und sobald du im Kopf halt sagst: «Jaa [pustet hörbar Luft aus], es ist eigentlich egal, dann spaziere ich ein wenig», oder. Dann ist eigentlich, [...] ich sage jetzt im Sinne von der Hawaii Quali, oder. Dann ist es eigentlich fast schon vorbei, oder. Also da musst du schon recht, also um noch mal umschalten zu können, um zu sagen: «Nein, jetzt renne ich noch.» Und das ist eigentlich das Entscheidende, wenn du im Kopf einfach stark bist und – hat natürlich auch damit zu tun, wie das Rennen läuft. Wenn du merkst, ich bin supergut dran, dann fliegst du natürlich [...] dann wird das immer positiver. Und dann merkst: «Hey, es holt mich keiner ein! Und es geht eigentlich so gut!» Und dann wird das natürlich mega positiv. Und umgekehrt, wenn du vom Velo steigst und es geht einfach schlecht: «Hab ich

449 Trainingslager Spanien 2014, Autoethnografie vom 19. 4.–3. 5. 2014.

schwere Beine!), und: <Jetzt überholt mich schon einer>, und: <Ja eigentlich kann ich ja gar nicht mehr>, und dann: <Ja, Hawaii geht eh nicht.> Und dann sind das die Negativen, wo du dann irgendwann sagst: <Ja, weisst' was, ich bin da an dem schönsten Ort der Welt, in Kanada, ich mache da einen Ironman, ich muss mich ja nicht beeilen. Ich spaziere doch ein wenig.>»⁴⁵⁰

Stefan Dreyer zufolge ist es also sein Denken, das darüber entscheidet, ob er sich dazu bringen könne, weiterzujoggen, wie er sich ursprünglich vorgenommen hatte, oder ob er doch geht. Letzteres wäre weniger anstrengend für ihn und würde seine Herzfrequenz verlangsamen, sodass er sich etwas erholen könnte. Er spricht dabei über sich selber in verschiedenen Formen und erklärt, dass es eine mentale Grenze gebe.

Die Grenzmetaphorik ist in Bezug auf den Triathlon ein häufig auftretendes Bild, welches sowohl von den Athlet*innen als auch von Nichtausübenden reproduziert wird. So spielt auch das eingangs zitierte Interview mit dem Ironman-Hawaii-Teilnehmer Oliver Zilcher in der *Zeit*⁴⁵¹ mit diesem Image des Sports und glorifiziert Leistungen, die vielleicht nicht für die Athlet*innen selbst, aber für viele eine Grenzerfahrung bedeuten könnten, nämlich 3,8 Kilometer zu schwimmen, 180 Kilometer radzufahren und dann noch einen Marathon zu laufen. Damit findet eine Zuschreibung von aussen statt. Ein Journalist glorifiziert die Leistungen von Langdistanztriathlet*innen, weil diese für ihn und andere Nichttriathlet*innen eine heroische Tat darstellen. Es geht dabei nicht um das Empfinden der Athlet*innen selbst. Auch Sentens sagt, dass seine Grenzerfahrungen weniger aufgrund der zu bewältigenden Distanzen einträten als im Wettkampf gegen äussere Umstände wie das Wetter zu tun hätten:

«Wenn man draussen in der Natur ist, kommt es nicht darauf an, wer man ist oder was man besitzt. Die Natur ist unerbittlich. Sie macht mit dir, was sie will. Wenn du dort an deine Grenzen kommst, lernst du dich kennen und siehst, zu was du fähig bist. Und wenn du die Grenzen gespürt hast, dann weisst du, wer du bist. Irigendwann, nach und nach, brauchst du das nicht mehr, zu sagen, welche Wettkämpfe du alle schon gemacht hast. Darauf kommt es dann nicht mehr an, weil du so selbstbewusst bist. Du weisst, was du kannst.»⁴⁵²

Seine Aussage zeigt, dass Grenzen helfen, sich von seinem Tun zu emanzipieren. Aus dem Erleben von Grenzen entsteht dann ein Wissen über die eigenen Fähigkeiten und ein daraus abgeleitetes Selbstbewusstsein.

Damit stehen Grenzerfahrungen in engem Zusammenhang mit Identitätsdiskursen. Sie können etwa ein individuell empfundenenes Gefühl von Zugehörigkeit zu

450 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

451 Reith, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

452 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

einer Gruppe schaffen. Die so empfundene Zugehörigkeit wird durch die Überschreitung einer Grenze erworben. Nur die Person, die diese Grenze ebenfalls überschritten hat, kennt sie. Ob jemand gerade eine Grenzerfahrung durchlebt, ist für andere nicht ersichtlich. Eine Grenzerfahrung ist und bleibt etwas persönlich Erfahrenes, sie ist nicht mess- oder verortbar. Sie siedelt sich zwischen der erlebten Situation, persönlicher Reflexion und folgenden Nacherzählungen an. Damit orientiert sie sich auch an anderen Narrationen (vgl. 5.4.4).

Persönliche Limits verschieben

Mit der Erfahrung von Grenzen kann deren Verschieben einhergehen. Sentens erklärt beispielsweise, dass der Ironman mittlerweile keine Grenze mehr für ihn sei: «[...] so paradox es klingt, ein Ironman ist keine Grenze mehr für mich.»⁴⁵³ Diese Aussage impliziert die Annahme, dass ein Ironman gewissermassen eine Grenze zu sein habe,⁴⁵⁴ eine Annahme, auf der auch der eingangs zitierte NZZ-Beitrag über den Ironman Hawaii sein glorifizierendes Narrativ aufbaut. Für Sentens ist die Motivation, eine Grenzerfahrung machen zu wollen, eine Strategie, da er glaubt, dass ihm nach einer Grenzerfahrung der Ironman leichter fallen könnte. Er hofft, sich dadurch das nötige Handwerkszeug anzueignen und dass er es dann schaffen würde, sich bei einem Ironman so sehr zu beanspruchen, dass er einmal die Qualifikation für Hawaii erreichen würde. Bis zum Zeitpunkt unseres Gesprächs hatte er sie immer knapp verpasst und glaubte deshalb, dass ihm ein anderer Wettkampf helfen könnte, seine Grenze neu zu definieren, um die physisch-mentale Stärke zu erreichen, die es ihm erlaubt, die Qualifikation «zu holen»:

«Und das Alpenbrevet habe ich nur gemacht, ich will mal gucken, erreich ich meine Grenze, erreich ich sie noch nicht oder komm ich vielleicht auch drüber? Und merke, das war zu viel? Aber ich wollte diese Grenzerfahrung.»⁴⁵⁵

Ich fragte ihn, ob er die Grenze erreicht habe. Er verneinte:

«Nein, ich wollte sie. Ich hab sie aber nicht erreicht. Das heisst, ehm, ich muss mir noch was suchen, was mich dann [Lachen in der Stimme hörbar] irgendwann mal an die Grenze bringt.»⁴⁵⁶

Sein subjektives Empfinden scheint einen gewissen Bereich erreichen zu müssen, der Sentens das Gefühl gibt, «alles gegeben» zu haben, damit die Vorstel-

453 Ebd.

454 Vgl. die Aussage von Hannes Blaschke: «Es ist eine Grenzerfahrung, der Ironman. Und jede Grenzerfahrung ist irgendwo gefährlich. Man begibt sich in eine körperliche Grenzsituation, man begibt sich aber auch in eine geistige Grenzsituation.» Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:05:18.

455 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

456 Ebd.

lung einer erreichten Grenze und eines verschobenen Limits eintreten kann. Grenzerfahrungen müssen aber nicht nur an ein körperliches Empfinden gekoppelt sein. Etwas in dieser Intensität so bisher Unbekanntes wahrzunehmen, ist auch verbunden mit sinnlich-kinästhetischen Erlebnissen. Der Soziologe und Sportwissenschaftler Karl-Heinrich Bette spricht ausserdem von Selbstermächtigung und Subjektaufwertung, die mit dem Suchen und erfolgreichen Bestreiten von persönlichen Grenzerfahrungen einhergehen: «Um sich das Gefühl zu verschaffen, Subjekt und nicht Objekt zu sein, suchen sie [Risiko- und Extremsportler*innen, Y. K.] Situationen auf, in denen sie ihre Handlungsfähigkeiten entsprechend unter Beweis stellen können.»⁴⁵⁷ Diese Selbstermächtigung und Subjektaufwertung kann erklären, warum Sentens das Alpenbrevet von 276 Kilometern und 7031 Höhenmetern gewählt hat, um seine Grenze zu finden, oder warum sich Triathlet*innen wieder und wieder zu Wettkämpfen anmelden, obwohl sie im Wettkampf mit Schmerzen konfrontiert werden und sie persönliche Grenzen erreichen (vgl. 5.4.4 sowie Abb. 5.28 und 5.30).⁴⁵⁸ So erklärt Berts: «And I keep thinking when I am at a race: Am I feeling enough pain? Maybe I am not? Maybe I am not in enough pain?»⁴⁵⁹ Eine solche Aussage zeigt, dass Schmerzen und Grenzerleben für Berts zum Sport dazugehören. Sie werden funktionalisiert: Es geht darum, genau an diese Limits zu gehen und sich in Zonen zu bewegen, die noch unbekannt sind, die etwas Neues in sich offenbaren. Dasselbe gilt für Sentens: «Ich will die Grenze von meinem, auch meinem Psychischen so ein bisschen rausfinden. [...] Was kann der Körper, was kann ich als Person?»⁴⁶⁰ Mit einer Grenzerfahrung geht also auch eine Selbsterfahrung und Neudimensionierung des Handelns und Erlebens einher. Dies beschreibt auch Nina Grabe in ihrer Arbeit über zeitgenössisches Pilgern auf dem Jakobsweg. Denn das Ziel, Santiago de Compostela zu erreichen, komme einem Ausdauersport gleich, mit dem ein körperlich-spiritueller Glücksempfinden einhergeht, das über das Erreichen der Schmerzgrenzen ausgelotet wird.⁴⁶¹ Le Breton spitzt zu: «Schmerz erinnert an die Glut der Existenz, er ist ein *memento mori*, das auf das Wesentliche zurückführt.»⁴⁶² Clifford Geertz geht sogar noch weiter und beschreibt das als religiös zu betrachtende Motiv des Leidens als Paradox: Es gehe nicht darum, Leiden zu vermeiden, sondern die Leidensursachen wie Schmerz als erträglich hinzunehmen:

457 Bette, 2004, S. 23.

458 Vgl. Turnes, 2008, S. 211; Marc Berts, Facebook-Post, 29. 7. 2019, zuletzt eingesehen am 29. 7. 2019, Facebook-Post, 17. 6. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

459 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

460 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

461 Grabe, 2006.

462 Le Breton, 2000, S. 16 (Hervorhebung im Original).

«As a religious problem, the problem of suffering is, paradoxically, not how to avoid suffering but how to suffer, how to make of physical pain, personal loss, worldly defeat, or the helpless contemplation of others' agony something bearable, supportable-something, as we say, sufferable.»⁴⁶³

Die Suche nach diesem exklusiven Zustand begleitet die Sporttreibenden auch über den Sport hinaus, wie Rubens berichtet:

«[...] ich suche ein wenig die Grenze, in vielen Bereichen. Und wenn ich sie nicht im Sport suche, dann suche ich sie sonst irgendwo. Ich brauche das ein wenig. «Normal» ist für mich auf eine gewisse Art ein wenig langweilig. Und wenn ich nicht Polizist wäre, wäre ich wahrscheinlich [Lachen in der Stimme hörbar] kriminell. Ja nein, aber einfach so ein wenig, ja, Grenzen verschieben.»⁴⁶⁴ Rubens verbindet sein Sporttreiben also auch mit seinem Beruf als Polizist. Ähnlich beschreibt ein Triathlet in Michael Atkinsons Aufsatz seine Lebensweise: «Whatever I've lived through is related to how I pushed my limits.»⁴⁶⁵

5.4.4 «A lot of people were expecting me to finish on top»: Liminalität im Triathlon

Liminalität in Anlehnung an Arnold van Gennep und William Turner meint Übergänge, die in Form von Riten praktiziert werden.⁴⁶⁶ Victor W. Turner bezieht sich in seiner Publikation «Das Ritual» auf van Gennep.⁴⁶⁷ Van Gennep evaluiert in seiner Forschung die Übergänge von einem Zustand zu einem anderen oder von einer kosmischen beziehungsweise sozialen Welt in eine andere.⁴⁶⁸ Übergangsriten sind Praktiken, die einen «Orts-, Zustands-, Positions- oder Altersgruppenwechsel begleiten».⁴⁶⁹ Es sind räumliche, zeitliche und soziale Übergänge, die durch Riten vollzogen, gewährleistet und/oder kontrolliert werden. Diese Entwicklung bezeichnet er als Übergangsriten beziehungsweise *rites de passage*. Van Gennep unterteilt diese in drei Phasen: erstens die Trennungsriten (*rites de séparation*), die präliminale Phase, welche die Ablösung vom vorherigen Zustand oder Status kennzeichnen;⁴⁷⁰ zweitens die Schwellen- und Umwandlungsriten (*rites de marge*), die Zwischenphase oder liminale Phase,⁴⁷¹ welche

463 Geertz, 1973, S. 104.

464 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

465 Atkinson, 2008b, S. 172.

466 Van Gennep, 1981; V. W. Turner, 1989.

467 V. W. Turner, 1989, S. 94 f.

468 Van Gennep, 1981, S. 16.

469 V. W. Turner, 1989, S. 94.

470 Ebd., S. 94 f.

471 Schwellenriten sind als Raumwechsel zu verstehen, Umwandlungsriten als Zustandswechsel.

«wenig oder keine Merkmale des vergangenen oder zukünftigen Zustands» enthält;⁴⁷² und drittens die Angliederungsriten (*rites d'agrégation*) mit der postliminalen Phase, welche als Integrationsphase den Anschluss an den neuen Status und den Abschluss des Übergangsrituals markiert.⁴⁷³ Der Zustand ist nun wieder relativ stabil.⁴⁷⁴ Dabei können die einzelnen Phasen der Übergangsriten unterschiedlich stark gewichtet sein und sich dadurch auch in ihrer Dauer unterscheiden. Van Gennep nennt beispielsweise das Verlobtsein eine liminale Phase, die zwischen Adoleszenz und Verheiratetsein unterschiedlich lang andauern kann.⁴⁷⁵ Im Folgenden zeige ich auf, inwiefern nicht nur Grenzerfahrungen, sondern auch andere Aspekte des Triathlons mit dem Konzept der Liminalität verstanden werden können und was das für das Verständnis der Sportart bedeutet. Ich zeige dies für Trainings, für die Ziellinie, den Wettkampfverlauf, die Ironman-Hawaii-Teilnahme, für die Wechselzone sowie für die anaerobe Schwelle auf.⁴⁷⁶

Liminalität im Training

Triathlontrainings können Jane Granskog zufolge als liminale Ereignisse beschrieben werden, wobei sie Liminalität mit Turner als «stripping of status markers and a corresponding emergence of communitas»⁴⁷⁷ versteht. In Anlehnung an Granskog kann das Training als Makrozyklus betrachtet werden, dessen liminale Phase der auf das Training folgende Wettkampf ist. Zur vor dem Wettkampf liegenden präliminalen Phase kann unter Umständen die gesamte persönliche Triathlonbiografie gezählt werden oder auch nur die Vorbereitung auf einen spezifischen Event, je nachdem, wie die Athlet*innen ihre Ziele setzen. Die postliminale Phase tritt in dem Moment ein, wo etwas erreicht wurde, sei es der erfolgreich beendete Wettkampf oder aber das Eintreten in eine neue biografische Entwicklungsphase im Triathlon. Darunter fällt zum Beispiel, sich dafür zu entscheiden, von nun an für einen Langdistanztriathlon zu trainieren. Solche Entwicklungen gehen mit Vorerfahrungen der Athlet*innen einher (vgl. 5.1 und 6.1.3). Schmerzen und damit entstehende Grenzsituationen, die auch im Training auftreten können, können als liminale Momente erlebt werden.⁴⁷⁸ Auch

472 V. W. Turner, 1989, S. 94.

473 Van Gennep, 1981, S. 21.

474 V. W. Turner, 1989, S. 94.

475 Van Gennep, 1981, S. 21.

476 Dass Sport als Ritual betrachtet werden kann, zeigen beispielsweise Hockey, 2009 oder Rowe, 1998. Weitere Arbeiten, die sich mit Ritual und Ritualtheorien und Liminalität im Sport beschäftigen, sind unter anderem Guttman, 1978; Birrell, 1981; Gebauer und Wulf, 1989; Carter und Krüger, 1990; Rowe, 1998; Hockey, 2009; Atkinson, 2010; van Vuuren, 2014; Spinney, 2009.

477 Granskog, 1993, S. 6.

478 «Akin to religious forms of asceticism, self-mortification and self-flagellation [...] ritually pu-

die Zeit nach einem Training kann als postliminale Phase gesehen werden, wenn durch ein erfolgreich absolviertes Training ein neuer physischer und/oder psychischer Zustand erreicht wurde. Hinweise auf einen solchen Übergang zeigt beispielsweise die Mental Map von Martina Nimmer, die sowohl ein Treffen vor dem Wettkampf (präliminale Phase) als auch die Erholung nach dem Training am linken oberen Bildrand als abgegrenzt vom Training darstellt (Abb. 4.13).

Auch die Mental Map des Sportlers Gabor Tessl zeigt die Aktivitäten, die er während seiner Ferien im Engadin ausübte, als abgegrenzten Bereich, der ausserhalb des Sporttreibens liegt, wie auch aus dem Interview deutlich wird.⁴⁷⁹ Im Engadin ging er zwar wandern, absolvierte aber bewusst keine Trainingseinheiten. Die Ferien werden somit zu einer zeitlich abgegrenzten Phase, die sich ausserhalb der Liminalität von Trainings befindet.

Liminalität durch die Ziellinie

Auch die Ziellinie gehört zu einer Thematisierung von Liminalitätserfahrungen im Triathlon dazu, ist sie doch der symbolische Ort, der das Rennen – und somit auch die Wettkampfanstrengung – beendet. Die Ziellinie kann in Anlehnung an van Gennep wie folgt betrachtet werden: «Derartige Riten, bei denen man [...] unter etwas hindurchgeht, muß man in einer Reihe von Fällen als direkte Übergangsriten interpretieren, denen die Vorstellung zugrunde liegt, daß man auf diese Weise die alte Welt verläßt und eine neue Welt betritt.»⁴⁸⁰ Das Ziel des Wettkampfes, häufig in Form eines Zielbogens markiert, ist solch ein Ort, durch den man hindurchgeht; ein Übergang, bei dessen Überschreiten besondere Gesten vollführt werden wie die Arme hochreissen, sich über die Linie rollen oder springen oder den Boden küssen – Praktiken, die bei der Zielüberschreitung als Übergangsriten bezeichnet werden können. Van Gennep verweist auf derart spezielle Formen von Praktiken, die Übergangsriten an verortbaren Schwellen beschreiben.⁴⁸¹

Wenn die Athletin Hanna Ander sagt: «Einmal im Leben will ich das machen, einmal im Leben eine Grenzerfahrung!», spricht sie damit das Durchschreiten liminaler Räume während eines Wettkampfes an, der entlang einer vorgegebenen Strecke und vorgegebener Regeln verläuft. Eine wichtige solche Grenzerfahrung ist das Erreichen der Ziellinie.⁴⁸² Der Trainer Joe Friel formuliert, dass die Ziel-

nishing a body in triathlon induces a liminal state for many participants.» Atkinson, 2008b, S. 178.

479 Tessl, Interview vom 27. 9. 2014.

480 Van Gennep, 1981, S. 28.

481 Ebd., S. 192.

482 Vgl. Wöhler, 2011, S. 249.

linie als «accomplishment» zu verstehen sei,⁴⁸³ und der Triathlet Marc Berts beschreibt das Ziel folgendermassen: «So, in a way, the summit, or the finish line does provide a strange mental focus for the end of the race.»⁴⁸⁴ Man arbeite, so Berts, während des Wettkampfes ständig auf die Ziellinie zu und die Gedanken kreisten ständig darum, diese zu erreichen. Ausserdem versuche er keine Entschuldigungen zu finden, die ihn davon abhalten könnten, das Ziel zu erreichen. Er wolle denken können:

«I did everything I could, there are no excuses. So therefore, in that instance, the finish line is important, because you are trying to almost treat it like an investment, I put X in, so therefore the finish line is a representation of where the payback was, and, and that could have payed back.»⁴⁸⁵

Berts Argumentation folgend, lässt sich die Ziellinie auch insofern mit liminalen Erleben verknüpfen, als mit ihrer Überschreitung *abgerechnet* werden kann, darüber, was erreicht wurde, etwa im Hinblick auf die Wettkampfzeit, im Vergleich zu dem, was investiert wurde, oder das Training vorab. Das Ziel wird somit zu einem Ort, an dem Liminalität verhandelt wird. Zum einen auf der Ebene der physischen Überschreitung der Ziellinie, zum anderen auf der Ebene der erreichten Zielsetzung, die durch Beendigung des Wettkampfes bewertet werden kann. Als ich Hendrik Alms fragte, ob er nach dem Lofoten Triathlon noch Energie übrig hatte, antwortete er mir:

«When I hit the finish line? Yeah. I always do. I always finish the last couple of 100 meters with all out sprint. [...] It is important to me that I really give it all on competition. I, I could just enjoy the last part of the run. But it wouldn't give me a good sensation afterwards. I really [betont] have to push as hard as I can! It is, I don't know, why it is that way, but I don't feel the same achievement if I have been into my comfort zone. It is, it is a lot about moving outside [Lachen] and always try to, yeah push [leiser] those limits.»⁴⁸⁶

Für viele steht das Ziel auch für den Ort, an dem bestimmte Schmerzen aufhören, denn mit Beendigung des Wettkampfs ändert sich auch die physische Aktivität.⁴⁸⁷ Die Aussage «to push as hard as I can» zeigt, dass es individuelle Zielsetzungen gibt, die erreicht werden sollen und die mit dem Übergang von der liminalen in die postliminale Phase eintreten. Einen solchen Übergang beschreibt auch der ehemalige Profitriathlet und Multisportler Roger Fischlin in einem Interview:

483 Friel, Interview vom 19. 8. 2016.

484 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

485 Ebd.; vgl. ebenso Jens Petersen, Facebook-Post, 27. 5. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

486 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

487 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014; Olympischer Triathlon Spiez, Autoethnografie vom 28. 6. 2014; Reimer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 16. 8. 2018.

«Ein solcher Zieleinlauf ist eine höchst emotionale Sache. Diesen Augenblick sehnst du ab dem ersten Meter herbei. Und wenn du in die Arme deiner Frau läufst, deine Tochter hochhebst, die du eine ganze Woche lang nicht mehr gesehen hast, rührt das – auch einen Roger Fischlin.»⁴⁸⁸

Die Ziellinie steht dafür, dass der Wettkampf und die dabei erlebten Gefühle beendet werden, und die Nachwettkampf-, das heisst die Angliederungsphase einsetzt. Andere Emotionen treten auf. Da viele der Triathlet*innen während ihrer Wettkämpfe an ihre Leistungsgrenzen gehen oder diese austesten (vgl. 5.4.3), kann die Ziellinie das sein, was die symbolisch verortbare Grenze darstellt, die bezeugt, dass ein Schwellenzustand erlebt, eine oder mehrere Grenzen verschoben, überwunden oder erbracht wurden (vgl. 5.4.3). Während der liminalen Phase wird das Klassifikationssystem der (alltäglichen) Sozialstruktur aufgehoben.⁴⁸⁹

Das Aufheben der alltäglichen Sozialstruktur kann durch das Beispiel des Schwimmstarts illustriert werden. Diesen empfinden manche Athlet*innen als asozialen, rücksichtslosen Moment im Triathlon. Sie beschreiben, wie sie sich im wahrsten Sinne des Wortes durchkämpfen müssen. Der Schwimmstart erscheint ihnen mehr als Kampf und stellt kein sportliches Miteinander nach Coubertins olympischem Gedanken *Dabei sein ist alles* dar. Die Athletin Gabriela Islin erzählte mir vom Spiezathlon, dass sie beim Massenstart des Schwimmens bei all den Armen und Beinen um sie herum, die sie abwärts drückten, fast untergegangen sei. Im Interview, einige Monate später, berichtete sie, dass sie das Schwimmen mittlerweile geniessen könne: «Und dieses Jahr habe ich eigentlich das erste Mal das Wasser geniessen können. Also bei gewissen, nicht bei allen Wettkämpfen. Also bei Spiez sicher nicht, weil dort ist Mord und Totschlag gewesen.»⁴⁹⁰ Sie fand den Startbereich viel zu voll und sie sei regelrecht «überschwommen» worden. Auch von anderen Athlet*innen, mit denen ich am Wettkampf redete, wurde mir Ähnliches berichtet: Es sei mehr eine «Massenschlägerei» gewesen.⁴⁹¹ Nach dem Gespräch mit den anderen Wettkampfteilnehmenden hielt ich in meiner Autoethnografie fest, dass ich kontrastierend zu diesen Darstellungen Glück hatte. Da der Startbereich in der Tat sehr voll war, hatte ich denselben Massenschwimmstart zwar auch als Herausforderung empfunden. Da ich jedoch vom äusseren Rand gestartet war, hatte ich nicht das Problem, dass mir die anderen Schwimmer*innen zu nah gekommen wären.⁴⁹² Aber auch ich habe schon einige Schwimmstarts als bedrohlich empfunden, wie den Start am Tristart III:

488 Roger Fischlin EWZ Interview, zuletzt eingesehen am 17. 5. 2015.

489 V. W. Turner, 1989, S. 94.

490 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

491 Spiezathlon, Feldnotizen vom 28. 6. 2014.

492 Olympischer Triathlon Spiez, Autoethnografie vom 28. 6. 2014.

«Der Start für die 1 km lange Schwimmstrecke war der Horror. Ich wollte am Rand starten, jedoch waren die Steine des Hafenbeckens im Weg. Es regnete. Das Wasser war so unruhig, ich konnte nichts sehen und habe mir erst mal gehörig das Knie gestossen. Als der Startschuss fiel, konnte ich mich nicht wegdrücken und wurde direkt überschwommen. Ich versuchte, von dieser Person wegzukommen, aber bekam mehrmals Arme und Beine ab. Trotz Kälte kochte ich innerlich.»⁴⁹³

Die Kunsthistorikerin Ellen Seifermann schreibt im Ausstellungskatalog «Sport in der zeitgenössischen Kunst» der Kunsthalle Nürnberg, dass «[s]portliche Wettkämpfe [...] als Metaphern des Lebenskampfes gesehen werden [können], in dem es ebenfalls um Durchsetzung gegen Konkurrenz, Individualität und soziale Anerkennung oder schlicht um finanziellen Erfolg geht».⁴⁹⁴ In den zitierten Aussagen wird der Schwimmstart als (Überlebens-)Kampf beschrieben und auch das Durchsetzen gegen Konkurrent*innen im Wettkampf ist ein wichtiger Faktor für viele Triathlet*innen.⁴⁹⁵ Erst mit dem Überschreiten der Ziellinie wird erneut ein stabiler Zustand erreicht, in welchem der harte Konkurrenzkampf beendet ist, und es beginnt die postliminale Phase. Die physische Intensität geht zurück in einen Alltagsmodus, der Körper beginnt zu regenerieren. Die sichtbare Ziellinie als ortbare Grenze scheint so sehr als grenzbildender Faktor zu fungieren, dass sie im Empfinden der Athlet*innen die Vorstellung eines Übergangs vom Wettkampf- in den Nachwettkamp fzustand hervorruft. Der gesamte Wettkampf ist hierbei ein liminal erlebtes Ereignis. Der Zustand der Liminalität wird mit der Zielgeraden als visuell erkennbarem Zeichen symbolisch verlassen.⁴⁹⁶ Die Ziellinie ist also gleichzeitig auch eine Startlinie, die den Alltag, das Nichtsporttreiben, anzeigt. Diese Rückkehr in den Alltag erfolgt jedoch nicht bei allen Sporttreibenden gleich, sondern ebenso verschieden wie graduell.

Dass mit der Ziellinie eine neue Phase eintritt, verdeutlicht auch ein Bericht des Triathleten Svenson: Während der Laufstrecke am Lofoten Triathlon habe er noch gedacht: «Das ist ein Blödsinn, was ich jetzt mache. So ein Scheiss. Das hat keinen Sinn. Total sinnlos!»⁴⁹⁷ Einen Tag später, beim Interview, kann er sich schon wieder vorstellen, am nächsten Extremtriathlon teilzunehmen. «Das hat sich geändert, gleich nach dem Ziel dann. Und heute sieht es auch schon mehr nach, sehe ich es mit, ähm [zögernd], ich kann mir schon wieder so was vorstellen [Lachen in der Stimme hörbar].»⁴⁹⁸ Auch die Soziologin Corina Turnes

493 TriStar Rohrschach (111), Autoethnografie vom 3. 9. 2017.

494 Seifermann, 2001, S. 9.

495 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Michels, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016; Jessen, bewegtes Interview (Rennen) vom 27. 7. 2017; Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.

496 V. W. Turner, 2003, S. 251 f.

497 Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

498 Ebd., vgl. ebenso Abb. 5.30.



Abb. 5.28: Marc Berts liegend an der Ziellinie des Island Extreme Triathlon.

zitiert einen Triathleten, der beschreibt, wie er während des Ironman Hawaii mehrfach dachte, dass er sich das «nie wieder antun werde». Im Ziel änderte der Athlet seine Meinung jedoch schnell: «Alle Verzweiflung und alles Leiden waren wie weggeblasen, und ich wurde ergriffen von einem Gefühl der Erhabenheit und Stärke.» Er habe sich gleich wieder für einen Triathlon angemeldet.⁴⁹⁹ Auch Marc Berts wird wohl bald wieder an der Startlinie stehen, wie ein Facebook-Post vermuten lässt: «Maybe thinking never again is a sign it's hard enough. Marc x».⁵⁰⁰ Dieser Wandel der persönlichen Haltung von *nie wieder* hin zur erneuten Anmeldung für einen Wettkampf kann als dritte Stufe gesehen werden, welche die Reintegration beziehungsweise die Rückkehr in die Alltagsstrukturen von Triathlet*innen darstellt.⁵⁰¹

499 Turnes, 2008, S. 211.

500 Marc Berts, Facebook-Post, 17. 6. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

501 Wöhler, 2011, S. 246. David Le Breton schreibt vergleichbar zu derartigen Entwicklungen: «The words heard subsequently emphasize the pain of the ordeal and the strong temptation to give up: 'I really had a rough time', 'It was terrible but I'd do it again!', 'It was great but hard', 'I was on a complete high'. 'It was hard' are the words used when coming back to reality and

Abb. 5.29: Die Triathletin Jane Buttler postet Bilder vom Ziel eines Triathlons, die Symbole des abgeschlossenen Übergangsrituals zeigen.



Ohne die Symbolhaftigkeit, die der Ziellinie als sowohl topologisch wie topografisch sichtbarer Grenze anhaftet, wäre der Austritt aus der liminalen Phase nicht klar definiert. Sichtbar wird die Ziellinie zusätzlich durch die Präsenz von Emotionen. Die Emotionen an der Ziellinie werden unter physischem und psychischem Aufwand performiert, läuten den Wiedereintritt in den Alltag ein und verdeutlichen damit die kulturelle Bedeutung der Ziellinie.⁵⁰² Das Erreichen der Ziellinie wird zelebriert, eventuelle Krisen wie Momente der Anstrengung und Erschöpfung werden abgeschlossen. Mit Turner können die Ziellinie, aber auch Finishershirts, Medaillen, Pokale und ritualisierte emotionale Gesten beim Erreichen des Ziels (siehe Abb. 5.29 und 5.32) als wichtige Symbole im Triathlon verstanden werden:

«[...] viele Gesellschaften, die soziale und kulturelle Übergänge ritualisieren, verfügen deshalb über eine Vielzahl von Symbolen, die diese Ambiguität und Unbestimmtheit des Schwellenzustandes zum Ausdruck bringen.»⁵⁰³

rediscovering the roots of life. When looking back on the experience of the ordeal there is a paradoxical jubilation born of suffering overcome.» Le Breton, 2000, S. 6.

502 V. W. Turner, 2003, S. 251 f.

503 V. W. Turner, 1989, S. 95.

Die Symbole im Triathlon reichen vom Finishershirt über Medaillen und Pokale zu ritualhaft ausgeführten Praktiken an der Ziellinie wie die Arme hochzureisen oder sich direkt nach dem Überqueren der Ziellinie auf den Boden zu werfen (siehe Abb. 5.28–5.32).

Liminalität während des Wettkampfs

Der Soziologe Karlheinz Wöhler beschreibt Liminalität in einem Kapitel über «Pilgern und touristische Reisen» im Anschluss an Turner⁵⁰⁴ folgendermassen:

«Ob man nun touristisch reist oder pilgert, man befindet sich außerhalb der räumlichen und zeitlichen Verfasstheit des Alltags. Liminalität drückt diese Situiertheit zwischen zwei getrennten Perioden sozialer Eingebundenheit aus – vor der Abreise aus der alltäglichen Lebenswelt und nach der Rückkehr in eben dieselbe.»⁵⁰⁵

In einem anwendungsorientierten Modell bewertet er sowohl die touristische Reise als auch das Pilgern als liminale Erfahrung. Auch bei Triathlonwettkämpfen sind zwei getrennte Perioden sozialer Eingebundenheit und somit die einzelnen Ebenen der Übergangsriten wiederzufinden. Was auf der ersten Ebene erfolgt, ist die Anreise an den Wettkampfort, das heisst die Trennung vom Alltag in räumlicher und sozialer Hinsicht: die Trennung von den Trainingsräumen, deren Bekanntheit und Vertrautheit auf die alltäglichen Trainingspraktiken gewirkt haben (präliminale Phase). Als die Ebene der Liminalität kann der Wettkampf mit dem Erreichen von Grenzen im doppelten Wortsinn verstanden werden: das Erreichen von Leistungsgrenzen beziehungsweise das Überqueren der Ziellinie. Hier ist es individuell und situativ verschieden, welche dieser Grenzen den Kern des Übergangsritus bildet. So ist dies bei manchen Athlet*innen überhaupt erst die Teilnahme an einem Wettkampf, bei anderen das Überschreiten der Ziellinie an sich.⁵⁰⁶ Hanna Ander sagt dazu:

«[...] also meistens sind es bei mir auch die ersten Erlebnisse gewesen. Also das erste Mal der Inferno Triathlon auch!»⁵⁰⁷

Nur schon die Teilnahme an diesem harten Wettkampf ist für sie ein Erleben von Liminalität, da sie einen Austritt aus dem bekannten Triathlonalltag und das Überschreiten bestimmter Grenzen bedeutet. Durch die Teilnahme am Inferno Triathlon überquert Ander die Grenze ihres gewöhnlichen Alltags und ihrer Komfortzone und findet sich in einer «Anti-Struktur»⁵⁰⁸ wieder. Sie hält sich

504 V. W. Turner und E. Turner, 1978; V. W. Turner, 1973. Wöhler orientiert sich gleichzeitig an van Gennep, ohne ihn zu nennen (vgl. van Gennep, 1981).

505 Wöhler, 2011, S. 245.

506 Lamont und Kennelly nennen verschiedene Gründe für die Teilnahme an Wettkämpfen, die sich unterschiedlich auf das liminale Erleben auswirken (Lamont und Kennelly, 2010a).

507 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

508 Wöhler, 2011, S. 246.

in einem Territorium auf, das sich räumlich und zeitlich ausserhalb ihres sportlichen und privaten Zuhauses befindet.

Die eigene Haltung kann sich während des Wettkampfes wandeln, Hochs und Tiefs können sich abwechseln. Im jeweiligen Übergang von solchen emotionalen Phasen lässt sich Liminalität wiederfinden. Der Kulturanthropologe Chris van Vuuren hält die liminalen Erlebnisse der Läufer*innen des Comrades Marathon folgendermassen fest: «betwixt and between, not here and not there, in limbo».⁵⁰⁹ Sie seien «no longer classified and not yet classified»,⁵¹⁰ im Wettkampf, jedoch noch nicht am Ziel – also im Übergang zu einer neuen liminalen Phase. Ander beschreibt das für ihre erste Teilnahme am Inferno Triathlon:

«[...] also meistens sind es bei mir auch die ersten Erlebnisse gewesen. Also das erste Mal der Inferno Triathlon auch! Da habe ich mich wirklich, da ist es für mich so gewesen, einmal im Leben will ich das machen, einmal im Leben eine [Lachen in der Stimme hörbar] Grenzerfahrung!»⁵¹¹

Corina Turnes schreibt in ihrem Aufsatz zu «Extremsport Triathlon und Michel Foucaults Konzept der Formung von Subjektivität», wie der Sport eine temporäre Identität der Sportler*innen erzeugt, welche nur durch «erneuernde Selbstkonstitution»,⁵¹² das heisst durch fortlaufendes Sporttreiben, erhalten bleibt. Durch die Repetition versichern sich die Sportler*innen ihres Könnens und der Sport erhält eine tiefere Bedeutung. Sich immer wieder der eigenen Fähigkeiten zu versichern, heisst auch, dass insbesondere Momente, die als Tiefs erfahren werden, überwunden werden.

In diesem Sinne verdeutlicht ein Erlebnis von Bea Albert auf der Strecke erlebte Liminalität. Sie sagt, dass es ihr persönliches Ziel am Norseman war, die Cut-off-Zeit zu schaffen, wodurch sie sich dafür qualifizieren würde, ein bestimmtes Ziel des Norseman auf dem Gaustatoppen in Angriff zu nehmen. Es ist eines von mehreren Zielen, die die Norsemaneteilnehmer*innen erreichen können und das Ziel mit den meisten zu absolvierenden Höhenmetern. Sie betont, dass ihr Ziel nicht das generelle Beenden des Wettkampfes, sondern das Einhalten der Cut-off-Zeit, welches sie dazu berechtigt, die Ziellinie auf dem Gaustatoppen zu überqueren, und das damit verbundene Erhalten des schwarzen T-Shirts war. In ihrem Bericht wird deutlich, wie viel Druck durch diese Zielsetzung auf ihr lastete:

«I really felt that if I had gotten the white T-shirt [welches nicht zum Zieleinlauf auf dem Gaustatoppen berechtigt hätte, Y. K.], I don't think that I could have gone back to work [...] So it wasn't that, it was never safe, you know. But, [pustet hör-

509 Van Vuuren, 2014, S. 219.

510 Turner, 1967 zitiert nach ebd., S. 219.

511 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

512 Turnes, 2008, S. 211.

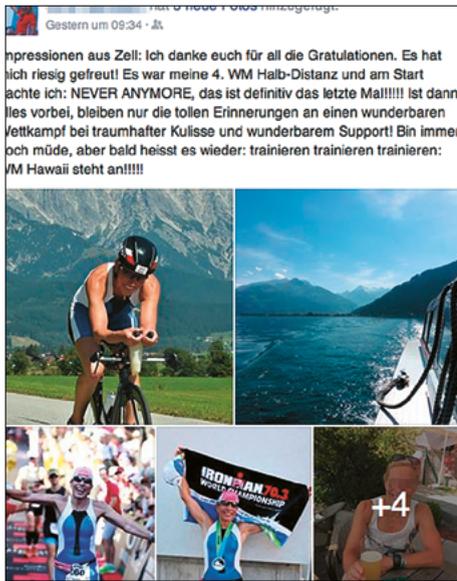


Abb. 5.30: Wettkampfmomente von Gabriela Isin. Sie schreibt, sie dachte, das würde ihr letztes Rennen werden, doch nach dem Wettkampf und der Qualifikation für Hawaii änderte sie ihre Meinung prompt. Auch hier zeigen die beiden kleinen Bilder unten links Symbole, die Momente der Liminalität wie die Medaille, das Finishergeschenk und die ausgebreiteten Arme beim Überschreiten der Ziellinie kennzeichnen.

bar Luft aus] so I kind of had a lot of pressure on me. A lot of people were expecting me to finish on top.»⁵¹³

Das Ende ihrer persönlichen liminalen Phase war daher durch das Erreichen des Kontrollpunkts markiert und lag somit auf der Wettkampfstrecke.

Vergleichbare Momente von Schwellenübertritten, die während (und nicht am Ende) des Wettkampfes stattfinden, sind Rennabbrüche. Wenn Athlet*innen entscheiden, den Wettkampf abubrechen, oder von Wettkampfverantwortlichen aus gesundheitlichen Gründen oder weil gewisse Maximalzeiten an Kontrollpunkten nicht eingehalten werden konnten, aus dem Rennen genommen werden, begeben sie sich beim Verlassen der Wettkampfstrecke in die liminale Phase. Bei der freiwilligen Aufgabe ist die gedankliche Beschäftigung mit dem Aufgeben die präliminale Phase, der Rennabbruch die liminale Phase und die nun folgende Zeit, in der man sich mit dem Rennabbruch auseinandersetzt, die postliminale Phase. Wenn Athlet*innen aus dem Rennen genommen werden, ist die präliminale Phase nicht durch die Überlegung, aufzugeben, gekennzeichnet, sondern durch den Wettkampfverlauf, der jedoch aufgrund von Störfakto-

⁵¹³ Albert, Interview vom 31. 8. 2015. Alberts Chef hatte den Norseman siebenmal beendet und ihr gesagt, wenn sie mit dem weissen T-Shirt zurückkomme, könne sie sich einen Extratag freinehmen. Denn das würde für ihn bedeuten, dass sie so schlecht trainiert sei, dass sie mehr Erholung benötige. Dadurch, aber auch weil ihr Instagram-Account öffentlich war und sie von Intersport gesponsert wurde, fühlte sie sich stark unter Druck gesetzt.

ren in eine liminale Phase übergeht. Ein Beispiel dafür ist der Rennverlauf von Sarah True am Ironman Frankfurt 2019, als die Athletin so dehydriert war, dass sie kaum noch laufen konnte und 900 Meter vor dem Ziel aus dem Rennen genommen wurde. Die im Jahr 1997 als «The Crawl» bekannt gewordene Szene, wo Sian Welch und Wendy Ingraham die Ziellinie torkelnd und krabbelnd erreichen, ist ein prominentes Beispiel für die Folgen des Verlusts von zu grossen Flüssigkeitsmengen bei Sportler*innen.⁵¹⁴ Diese Beispiele zeigen, dass liminale Schwellen je nach Situation an unterschiedlichen Stellen entlang der Wettkampfstrecke auftreten können.

Ironman-Hawaii-Teilnahme

Wer sagen kann, er habe die «Quali [für den Ironman Hawaii, Y. K.] geholt»⁵¹⁵ oder einen Wettkampf in einer bestimmten Zeit absolviert, gehört einer neuen Gemeinschaft an; *neu* in dem Sinne, dass er oder sie nun zu den Triathlet*innen gehört, die sich durch eine bestimmte Leistung von anderen Triathlet*innen abgrenzen. Die Leistung fungiert als Eintrittskarte zu einem exklusiveren Kreis (vgl. 5.2). Diese empfundene Anerkennung kann auf zwei Seiten erfolgen: zum einen im Empfinden der betreffenden Athlet*innen, zum anderen in den Augen der Triathloncommunity beziehungsweise auch der ausserhalb der Triathlongemeinschaft befindlichen Personen. Die Qualifikation für Hawaii und die erfolgreiche Teilnahme an den Ironman-Weltmeisterschaften ist somit eine Form, Anerkennung von aussen zu gewinnen und darüber eine bestimmte soziale Identität auszubilden. Sie ist damit ein liminales Ereignis.⁵¹⁶

514 «The Crawl» unterstreicht in der Triathlonszene die Mahnung, genügend (elektrolythaltige) Getränke zu sich zu nehmen. Siehe dafür The Crawl, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019; Sarah True am Ironman Frankfurt, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019.

515 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Veyen, bewegtes Interview (Rennen/Wandern) vom 13. 7. 2015; Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.

516 Vgl. dazu das Interview mit Rubens, der auf die Frage, was Triathlet*innen dazu bringe, sich wieder und wieder in extreme Situationen zu begeben, antwortet: «Also ich glaube, also ich habe wirklich das Gefühl, es ist die Anerkennung. Es ist wirklich die fremdgesteuerte Anerkennung. Und da, da kann ich mich auch nicht rausnehmen. Also ich glaube, wenn man ehrlich genug ist, mit sich selbst, ehm, ist es schon, das selbst erleben zu wollen, ganz viele Faktoren von, von der Herausforderung und von allem. Aber, aber sehr viel ist halt dann trotzdem einfach auch, ja, die, die Anerkennung. Nicht im Sinn von, es muss nicht ein Zeitungsbericht oder ein Fernsehbericht sein, aber einfach: «Hey das ist der, der das gemacht hat.» Und ich glaub, das ist schon, und, ich glaub, eben drum machen auch viele Triathlon. Weil einfach, der Triathlon einfach noch ein Ansehen hat, was macht: «Hey wow, das ist ein Triathlet. Hey, der ist fit, der ist ein Triathlet.» [...] Ich behaupte, drum machen viele Leute Triathlon.» Auf die Frage, welche Länge von Wettkämpfen es denn sein müsse, um solche Anerkennungen zu erhalten, sagt er: «Das geht auf jedem Niveau. Das fängt schon tief unten an. Weil sehr viele Leute können das ja nicht einschätzen. Sagen: «Hey, das ist ein Triathlet.» [...] Aber für sie ist Triathlon irgendwie die in Hawaii da torkelnd über die Linie kommen.» Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

Gerade noch über die Ziellinie zu kommen, ist ein Narrativ, das hilft, gewisse Mythen zu erschaffen, und das im Sport immer wieder Teil der Berichterstattung ist.⁵¹⁷ Den Slot zu erhalten und in Hawaii zu starten, kann ein liminales Ereignis darstellen. Vorausgesetzt ist hier, dass das Ergebnis, wie die Teilnahme auf Hawaii, als Errungenschaft erlebt wird. So kann das Erleben einer liminalen Phase auf zwei Ebenen stattfinden: in der Selbst- oder in der Fremdrezeption. Ist der Grund der Wettkampfteilnahme die Qualifikation, erlebt der/die Athlet*in die Qualifikation als die Herausforderung und erlebt bei erfolgreichem Gelingen einen Übergang in einen neuen Status.⁵¹⁸ In diesem Fall reicht es nicht, den Wettkampf zu beenden und die Ziellinie zu überqueren. Liminalität wird also subjektiv erfahren. Jane Granskog schreibt, der Ironman Hawaii sei ein «signal mark of identity as a real triathlete».⁵¹⁹ Als *rite de passage*, als Übergang in eine neue Zugehörigkeitsidentität, beschreibt die Kulturanthropologin die erstmalige Teilnahme an Triathlons; das häufigere Absolvieren derartiger Wettkämpfe sei ein «rite d'intensification»: «One's identity as an <Ironman> or <Ironwoman> is now established for first-timers and reaffirmed for those who have completed it before.»⁵²⁰ Weil Athlet*innen, welche das Rennen zum wiederholten Mal bestreiten, wissen, dass sie die Distanz schaffen, hat die Ziellinie des Ironman Hawaii für sie mehr mit Prestige und der Zielzeit zu tun: «When [they] go to Hawaii [...] they know, they can do it. They have done it. They have done it many, many times. So now they want to have a faster time, finish at the podium, win the race.»⁵²¹ Der

517 Vgl. The Crawl, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019; Sarah True am Ironman Frankfurt, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019. Vgl. auch, was Roland Barthes zum Mont Ventoux schreibt. Er sei ein Berg an dem Helden gemacht würden, der extreme Wetterbedingungen und eine schreckliche Gestalt aufweise. Das erfolgreiche Überwinden von Schmerzen und das Erreichen des Gipfels sei Teil dieses Prozesses. Vgl. Barthes, 2012, S. 146 f. Zu Atmosphären bestimmter Strecken siehe Groth und Krahn, 2017, S. 14: «Even during training rides up Alpe d'Huez, recreational athletes can recall the atmosphere of iconic places and are motivated by them. When it comes to the experience of surroundings, such as specific courses, gyms, landscapes or stadiums, atmospheres are crucial. They increase the sensory experience of spaces. While they can be perceived very differently by different individuals, there is a generally shared knowledge about them within the sports scene, reproduced by media representations (TV screenings of stages finishes, internet reports), stories about these places circulating among recreational athletes, or concrete signs in these places (such as road signs indicating the <Dutch Corner> or writing on the road).»

518 Für eine Wettkampfteilnahme evaluieren Esmarie Myburgh, Martinette Kruger und Melville Saayman am Ironman South Africa (2013) mittels Fragebögen sieben verschiedene Gründe: Herausforderung, innerer Wettbewerb, Gesundheit und Fitness, intrinsisch motivierte Leistung und Kontrolle, neue Erlebnisse, Gruppenzugehörigkeit und Sozialisation sowie Respekt und Risiko (Myburgh, Kruger und Saayman, 2014).

519 Granskog, 1993, S. 7.

520 Ebd., S. 17.

521 Friel, Interview vom 19. 8. 2016.

Ironman-Spruch «Swim 2.4 Miles. Bike 112 Miles. Run 26.2 Miles. Brag for the rest of your life»⁵²² verdeutlicht eine solche Transformation.

Wechselzone als liminaler Raum

Die Wechselzone ist eine räumliche Zone des Übergangs, welche den Wechsel von einer Sportart zur anderen kennzeichnet, also die einzelnen Disziplinen abschliesst. In ihr werden liminale Momente sichtbar, die sich durch das jeweilige Abschliessen einer Disziplin (präliminale Phase), den Wechsel (liminale Phase) und die daran anschliessende nächste Sportart (postliminale Phase) zweimal wiederholen. Durch den Wechsel der Sportmaterialien wird die Transformation in der liminalen Phase visuell sichtbar, die Wechselpraktiken verdeutlichen den Übergang. Ich betrachte die Wechselzone in Anlehnung an Foucault als heterotopen Raum, der temporär existiert und für die Athlet*innen einen geschützten Raum darstellt, den nur die Wettkampfteilnehmer*innen betreten dürfen (vgl. unter 2.2 *Raumforschung Foucault: Heterotopien im Triathlon*).⁵²³ Innerhalb der Wechselzone werden die Grenzen zwischen den Sportarten definiert, die eine wird abgeschlossen, die andere begonnen. Die einzelnen Disziplinen werden durch seriell, routiniert, ja fast rituell performierte Praktiken beendet. Entelechisch zeigt die Wechselzone zwar Abschlüsse an, jedoch ohne das Ende des Wettkampfes darzustellen. Die Wechsel können somit als Übertritte von einer liminalen Phase in die nächste betrachtet werden. Obwohl sich die Wechselzonen häufig nur wenige Meter neben der Ziellinie befinden und sie die Athlet*innen immer näher an ihr Ziel bringen, handelt es sich um Räume, die eigenen Gesetzmässigkeiten gehorchen. Erst das Übertreten der Ziellinie fungiert als definitiver Abschluss des liminalen Zustandes.⁵²⁴ Bernhard Tschofen beschreibt Bergpässe aus einer Perspektive, die auf die Wechselzone übertragen werden kann:

«Als nicht nur «natürliche», sondern immer auch artifizielle und von ihrer Nutzung und Bedeutung bestimmte Orte haben Pässe auch die Ambivalenz von Differenz (oft im Sinne von Grenze) und Zusammengehörigkeit (im Sinne des Verbindenden) zu kommunizieren. Das macht sie – und besonders die Passhöhen – zu liminalen Räumen, die einer eigenen Gesetzmässigkeit zu gehorchen scheinen müssen.»⁵²⁵

Anaerobe Schwelle als liminal messbare Grösse

Die anaerobe Schwelle, die auch als Laktatschwelle bezeichnet wird, stellt einen Übergang von einem physiologischen Zustand in einen anderen dar. Sportwis-

522 Ironman History, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

523 Foucault, 2006, S. 317–329.

524 Vgl. auch van Vuuren, 2014, S. 213.

525 Tschofen, 2017b, S. 20.

senschaftlich wird sie als die höchstmögliche Belastungsintensität definiert, ab welcher die Balance aus Bildung und Abbau von Laktat nicht mehr gegeben ist.⁵²⁶ Sie ist vor allem durch die Umstellung der körperlichen Energiebereitstellung gekennzeichnet, ab welcher der Körper mehr Laktat produziert, als er abbauen kann. Die anaerobe Schwelle markiert daher den Beginn des Intensitätsbereichs, der limitierend wirken kann, da die Athlet*innen die Intensitätsleistung oberhalb dieser Schwelle in der Regel kaum länger als zwei Stunden halten können.⁵²⁷ Somit sind Wettkämpfe und Trainings, die in diesem Intensitätsbereich stattfinden, immer Erlebnisse von Grenz- und Schwellenzuständen. Erst das Verlangsamten bringt die Athlet*innen in die postliminale Phase: Die Trainingseinheit wurde absolviert, mit dem Ende der Einheit beginnt das postliminale Erleben.

Exklusivität erlangen

Langdistanztriathlet*in wird kaum jemand von heute auf morgen. Vielmehr werden die Wissensbestände und Praktiken des Sports prozesshaft angeeignet (vgl. 5.1). Erfahrungen, die scheinbar dazu führen, dass sich Athlet*innen immer mehr in den Sport hineinbegeben, sind charakteristisch für diesen Sport. Solche Erfahrungen lassen sich durch gewisse körperliche Empfindungen erklären und können als schmerzhaft und Grenzen aufzeigende Situationen beschrieben werden, die von Athlet*innen als dialogische Aushandlungsprozesse des Denkens und Fühlens beschrieben werden. Auch eine Reihe weiterer liminaler Ereignisse finden sich im Triathlon wieder.

Athlet*innen beschreiben immer wieder Grenzen, die es zu erreichen und zu überwinden gilt. Die in diesem Kapitel angesprochenen Elemente des Leidens, des Schmerzes und das Benennen von Schmerzursachen und -faktoren, aber auch Momente und Atmosphären, die als etwas Besonderes wahrgenommen werden, führen dazu, dass die Grenzerfahrungen retrospektiv als Distinktionserlebnis in Erinnerung bleiben. Gleichzeitig findet ein *doing emotion* statt, wobei die Emotionen mit persönlichen Bedeutungen belegt werden. Die erste Teilnahme am Inferno war in Anders Vorstellung noch eine Grenze, die sie überwinden wollte, mittlerweile hat sie den Triathlon mehrfach gewonnen und läuft

526 Laktat ist, verkürzt gesagt, die Milchsäure, die während des Sporttreibens in einem Stoffwechselprozess im Körper angehäuft wird. Vgl. unter anderem Fraude, Kindermann und Meyer, 2009.

527 Vgl. zur Beschreibung und Bedeutung der anaeroben Schwelle bei Rennradfahrenden Groth, 2017, S. 485–488.

nun Ultramarathons, die bedeutend länger sind und mehr Höhenmeter haben als der Inferno Triathlon. Bette erklärt diese Entwicklung:

«Das Extreme muß durch das noch Extremere übertrumpft werden. Eine Wiedereinführung der Abweichung in die Differenz von Abweichung und Konformität kann dem Subjekt zumindest kurzzeitig das Gefühl verschaffen, ein einzigartiges Individuum zu sein.»⁵²⁸

Dieses Gefühl der Besonderheit führt trotz schmerzhafter Erfahrungen in der retrospektiven Darstellung zu positiven Erinnerungen. So wird lachend berichtet, wie weinend das Ziel erreicht wurde. Dieser Augenblick, dessen Erleben die Athlet*innen in der eigenen Wahrnehmung auf eine andere Stufe hebt, wird als exklusiv und herausragend beschrieben.⁵²⁹ In diesen retrospektiv selbstermächtigenden Momenten werden die eigenen Grenzen von Triathlet*innen als verschoben erachtet und neue Herausforderungen in Angriff genommen.

Grenzerfahrungen werden zu Erzählungen über kontrolliert-selbstreflexives, rationales Agieren verarbeitet, in denen sich die Athlet*innen die Kontrolle über Momente zuschreiben, in denen sie diese tatsächlich oft nicht innehaben. Damit sind solche Situationen auch als liminale Erfahrungen zu beschreiben.

Liminalität kann im Triathlon also an verschiedenen Stellen auftreten: Während des Trainings oder im Wettkampf, meistens durch Grenzerfahrungen beschrieben, beim Überqueren der Ziellinie, bei der Qualifikation für Hawaii und dem Erlangen der Identität eines Hawaii-Finishers, innerhalb der Wechselzone und schliesslich bei der physiologisch nachweis- und spürbaren Erfahrung der anaeroben Schwelle.

Das Konzept der Liminalität hilft, sich dem spezifischen Raumverständnis von Triathlet*innen anzunähern. Denn durch die liminalen Ereignisse werden neue Räume zugänglich und andere abgeschlossen. Dadurch führt die Erfahrung von Liminalität auch zu einer Weiterentwicklung der Triathlet*innenbiografien.

528 Bette, 2004, S. 132.

529 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

6 Wettkampfphase: Auf der Strecke und ein Ort des Sports

Die Wettkampfphase fällt für die in Europa wohnhaften Triathlet*innen in der Regel auf die Monate Mai bis August. In dieser Zeit geht es nicht mehr darum, das Trainingspensum aufzubauen und die Umfänge oder Intensitäten der Einheiten zu steigern, sondern es muss eine Balance aus genügend intensivem Training geschaffen werden, sodass die Sporttreibenden ihre Form halten können, ohne zu sehr zu ermüden oder sich zu viel zu erholen, was zu einem Leistungsabfall führen würde. Kurzum, die Athlet*innen experimentieren nicht mit Trainingseinheiten, sondern befinden sich im doppelten Sinne auf altbekannten Wegen.

In diesem Kapitel¹ geht es darum, wie Trainings auf konkreten Strecken und wie Hawaii als ein Ort des Sports erlebt und mit Bedeutungen belegt werden und wie darüber Räume des Sports entstehen. Strecken zu erfassen und zu erfahren, bedeutet auch, nach raumbildenden Streckenkenntnissen im Ausdauersport zu fragen. Dafür widme ich mich im Folgenden der Frage, was eine Strecke ausmacht, welche Aspekte relevant werden und welche Faktoren das Erleben von Strecken prägen.

Strecke erscheint häufig als Weg von A nach B, eine Distanz, die zurückgelegt und – zumindest im hier beforschten Kontext – primär in Kilometern, bei der Angabe von Höhen auch in Metern beschrieben wird. Die Strecke wird so vermeintlich vorstell- und dadurch *handhabbar*. Wie Michel de Certeau über die historische Entwicklung von Karten schreibt, enthielten diese im 15. bis 17. Jahrhundert noch andere Angaben wie Reisezeiten und Beschreibungen von Städten. Solche nicht nur quantitativen, sondern auch qualitativen Informationen, die in topografischen Kartendarstellungen im 21. Jahrhundert fehlen, finden

¹ Teile des Kapitels sind im Zusammenhang mit einem Vortrag an der Tagung «Saisir le terrain / Terrain und Kultur II. Wissensmedien des Raums» an der Universität Zürich vom 15./16. 6. 2017 entstanden.



Abb. 6.1: Impression von der Wettkampfstrecke am Norseman Triathlon.

sich im Triathlonkontext auf Blogs, in Streckenbeschreibungen, Wander- und Reiseführern oder Kommentaren auf Strava in ähnlicher Form wieder. Die Präsenz solcher Informationen deutet darauf hin, dass ihr Inhalt relevant ist. Bei der Aneignung der Strecke, das heisst beim physischen Erschliessen der auf den Karten abgebildeten Räume² durch die Athlet*innen, entstehen Erinnerungen, Fotos, Videos und GPS-Tracks. Zudem schreibt sich die Erfahrung der Streckenerschliessung in die Körper der Sportler*innen ein, und es können sich Vorstellungen und Narrative entwickeln. In diesen wird die Handlungsmacht der Athlet*innen kenntlich, indem Trainings- oder Wettkampfstrecken mit sozialer Bedeutung aufgeladen werden. Die quantitative Komponente von Strecken wird um eine qualitative Erfahrungsdimension ergänzt.

Es seien die «Praktiken, die den Raum gliedern»,³ schreibt de Certeau, das heisst, erst durch die Handlungen der Akteure entstehen die Räume, die mit Bedeutung belegt werden. Dies erlebte ich sehr deutlich, als ich gemeinsam mit drei Triathlet*innen aus Hawaii die Xterra-Strecke auf Maui abfuhr. Ohne ihre Hilfe hätte ich die Strecke niemals gefunden, da sie teilweise über Privatgelände verlief, der Mountainbiketrail stark überwachsen war und mein GPS nicht funktionierte (6.1.1 und 6.1.2). Ich fotografierte viel. Da das Mountainbike ausgeborgt und etwas zu gross war, hatte ich teilweise Mühe, auf den Trails zu fahren, und

2 Diese Kartenabbilder werden von Lefebvre als «konzipierte Räume», sogenannte Repräsentationsräume, bezeichnet (Lefebvre, 2006, S. 336–340), vgl. 2.2.

3 De Certeau, 1988, S. 223.



Abb. 6.2: Eine Trainingsrunde auf der Mountainbikestrecke des Xterra Maui.

ich fühlte mich nicht so fit. Die Voraussetzungen waren nicht ideal (6.1.4). Trotzdem verging die Zeit auf den 32 Kilometern schnell, da wir miteinander redeten und ich konzentriert fahren musste. Obwohl mich die Strecke forderte, hatte ich andernorts eine der Xterra-Mountainbikestrecken bedeutend anspruchsvoller gefunden (6.1.3). Auf der heiss-feuchten Mountainbikeausfahrt wurde das Rad jedoch in einem Mass verschmutzt, wie ich es noch nie erlebt hatte. Durch die vulkanische Erde, die wie Klebstoff an allem haftete, waren meine Klickschuhe so matschig, dass ich es teilweise nicht schaffte, in die Pedale hineinzukommen (6.1.5).⁴ Mein Erlebnis vereint alle Komponenten raumbildender Streckenkenntnisse, wie ich sie im Kapitel 6.1 bis einschliesslich 6.1.7 beschreibe. Anschliessend beschäftige ich mich mit einem konkreten Ort des Sports: Hawaii. Ich spreche über Vorstellungen, die mit diesem Ort verbunden sind, und wie der Ironman Hawaii zu einem modernen Mythos werden konnte (6.2).

4 Hawaii, Feldnotizen vom 27. 5.–23. 6. 2016; Michels, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016; Buttler, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016; Johnson, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016.

6.1 «Ich denke immer, der hat einen Fehler gemacht»: Aneignung von Strecken durch raumbildende Streckenkenntnisse

Der Geograf Reginald George Golledge schreibt in «Wayfinding Behavior. Cognitive Mapping and other Spatial Processes»:

«Knowing an environment is a dynamic process in which the current state of information is constantly being updated, supplemented, and reassigned salience depending on the short- and long-run purposes that activate a person's thoughts and actions. Often it is assumed that subjective conceptions of the environment are quite different from objective reality.»⁵

Nach Golledge werden konkrete Orte als Erfahrungsräume erlebt, die von persönlichen Aneignungsweisen und emotionalen Stilen abhängig sind.⁶ Im Triathlon sind es konkrete Strecken, die sich die Athlet*innen durch ihre Praktiken kognitiv und physisch erschliessen.⁷ Durch Abbildungen von Strecken auf Karten werden Wege kognitiv greifbar, ohne dass Athlet*innen unbedingt vor Ort sein müssen. Ein Beispiel dafür ist, wenn Trainingsstrecken im Nachhinein auf sozialen Netzwerken in Form von digitalen oder analogen Karten geteilt werden und so von anderen Sportler*innen eingesehen werden können. Gleichzeitig spielt die physische Aneignung von Strecken eine wichtige Rolle, wie die Aussage des am Inferno und diversen anderen langdistanztriathlonartigen Veranstaltungen startenden Sam Taler, nach einem Trainingslager sei man wieder geeicht und könne Distanzen und Höhenmeter wieder richtig einordnen, verdeutlicht. Die körperliche Aneignung einer Strecke bestehe, so Taler, beispielsweise darin, dass man unmittelbar spüre, wie es den Berninapass hochgehe, dass dies kein steiler Pass sei, die Forcola di Livigno mit zwölf Prozent Steigung hingegen schon.⁸ Der Langdistanztriathlet Michel Angst bezeichnete die flache Ebene zwischen Zernez und St. Moritz als «superanstrengend», am Nachmittag gebe es so viel Gegenwind, dass es wirklich «nicht lustig» sei, die Strecke gegen den Wind zu fahren – weswegen wir nach der gemeinsam gefahrenen Strecke St. Moritz–Ofenpass–Pass Umbrail–Stilfser Joch und dem gleichen Weg zurück nach Zernez in den Zug gestiegen sind, da wir beide keine Lust auf den vermuteten Gegenwind hatten.⁹

Es soll im Folgenden gezeigt werden, wie mit der Präsenz von konzipierten Räumen¹⁰ in Bezug auf sinnlich-kinästhetische Erfahrungsdimensionen um-

5 Golledge, 1999, S. 7.

6 Vgl. Gammerl, 2012.

7 Lauriault und Wood, 2013.

8 Taler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017.

9 Angst, bewegtes Interview (Rennrad) vom 26. 5. 2017.

10 Lefebvre, 2006, S. 336–340.

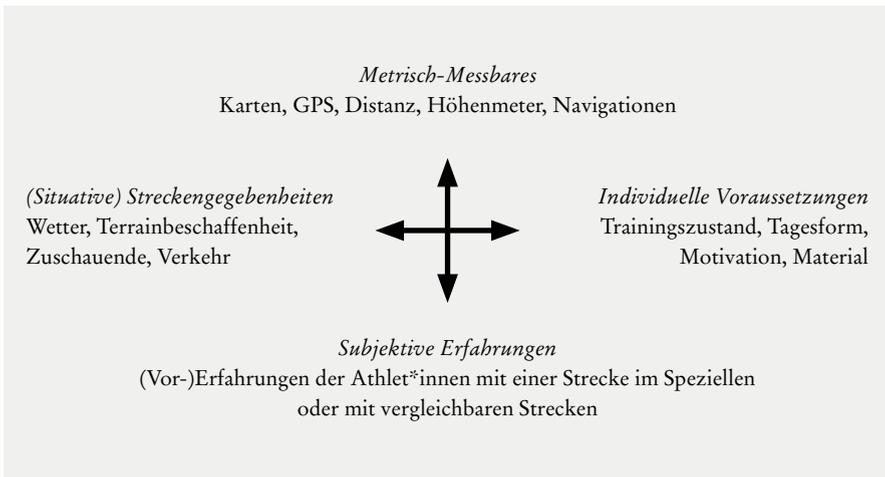


Abb. 6.3: Raumbildende Streckenkenntnisse.

gegangen wird und wie bestimmte Strecken wahrgenommen werden. Es geht zuerst darum, das Konzept Strecke als etwas, das kartografisch und durch metrische Einheiten wiedergegeben und abgebildet wird, zu hinterfragen – insbesondere vor dem Hintergrund, dass die raumzeitliche Relation eines Körper zu einer absolvierten Strecke aufgrund der Omnipräsenz von GPS-fähigen Geräten ohnehin lückenlos aufgezeichnet werden kann. Die technischen Geräte, aber auch Wegmarken und Landkarten sind Informationsträger, die Einfluss auf die Praktiken der Sporttreibenden haben, was ich exemplarisch darstelle. Danach verdeutliche ich, dass nicht nur quantitatives Wissen, das durch Karten, GPS, Distanzangaben, Höhenmeter, Navigationen etc. zur Verfügung gestellt wird, für die raumbildende Streckenkenntnis relevant ist und Einfluss auf persönliche Handlungen, Praktiken und Entscheidungen nimmt, sondern dass andere Aspekte entscheidend sind, die ich aus dem empirischen Material entwickle (Abb. 6.3). Denn Erfahrungen einer Strecke oder Vergleiche mit anderen Strecken sind subjektiv und Gegebenheiten wie das Wetter oder die Beschaffenheit des Terrains situativ bedingt.

Wichtige Elemente sind die individuellen Voraussetzungen der Sporttreibenden, das heisst die Tagesform, die persönliche Motivation, der Trainingszustand oder das Material. Die gemeinsame Präsenz dieser Faktoren führt dazu, dass bestimmte Strecken von bestimmten Personen überhaupt absolviert werden und andere nicht. Daraus wird deutlich, wie sportliche Räume im Triathlon entstehen. Ich beschreibe, wie Strecken ein Feedback zum Sporttreiben geben können:

Eine konkrete Strecke kann zu einem Zeitpunkt als schwierig, einige Wochen später als leicht empfunden werden, je nachdem, wie es um die raumbildenden Streckenkenntnisse steht (6.1.6). Schliesslich zeige ich, wie Strecken kollektiv mit – verhandelbaren – Bedeutungen belegt werden (6.1.7).

6.1.1 Von Distanzen, Höhenmetern und Durchschnittszeiten: Metrisch-Messbares

«Albert: Because my main goal doing these extreme competitions is to enjoy the nature and the view. I can't believe that there are people doing the Norseman, spending the whole competition watching the watt measure, instead of enjoying the view.

Y. K.: That means you want to focus on the surroundings.

Albert: Yeah, that is the experience. If I want to do a watt-competition, I can do it inside.»¹¹

Die Triathletin Bea Albert beschreibt ihre Hauptmotivation, an den Extremtriathlons Norseman und Lofoten mitzumachen, damit, die Landschaft und die Aussicht zu geniessen. Es interessiere sie nicht, an einem Rennen mitzumachen, wo es nur darum gehe, eine schnelle Zeit zu machen. Sie wolle etwas erleben. Der Rolle von Dokumentations- und Messpraktiken habe ich mich bereits gewidmet (vgl. 5.3.2). Ihr konkreter Bezug zum Streckenerleben wird beispielsweise durch die Mental Map von Beat Riff deutlich, der die symbolische Darstellung eines Streckenprofils – eine Sonne, ein See und ein Radfahrer¹² – durch die Angabe von Distanz, Höhenmetern und Zeit ergänzt (siehe Abb. 4.11).¹³ Doch neben verschiedensten Dokumentationsformen und dadurch entstehenden Bedeutungen werden Karten und GPS-Daten auf andere Weisen relevant. Sam Taler berichtete mir bei einem bewegten Interview, dass durch das Radfahren ein Ortsnetz in seinem Kopf entsteht, das durch die Daten, welche die Uhren liefern, mit der Realität abgeglichen wird. Bei darauffolgenden Radausfahrten zieht er dieses Ortsnetz zu Rate, um sich für eine passende Trainingsstrecke zu entscheiden. Hier geht es dann nicht nur darum, wie lang eine Strecke ist, sondern beispielsweise – so berichtete der Athlet – auch um Faktoren wie Verkehr, visuelle Präferenzen oder positive Erinnerungen an Erlebnisse an konkreten Orten. So sage er sich beispielsweise immer wieder, er fahre nicht mehr von

11 Albert, Interview vom 31. 8. 2015.

12 Diesen versteht er mit einem «2x», womit er zwei Radfahrende meint, wie er erklärt.

13 Riff, Mental Map Mountainbiketour vom 15. 6. 2018 (direkt erhalten).

Chur nach Lenzerheide hoch, da es dort so viel Verkehr gebe; aber auch eine positive Erinnerung an die Abfahrt vom Albulapass kann den Ausschlag geben.¹⁴ Weitere Aspekte wie flache Bürgersteige, wenig Ampeln, guter Asphalt oder Orte, an denen Zwischenverpflegung eingekauft werden könne, spielen in die Logik der Orientierung im Raum mit hinein, erklärt Taler.¹⁵ Golledge schreibt über solche kartenartige Muster, die jede*r im Kopf habe: «Cognitive maps are always there – they cannot be left at home, torn to pieces by fractious children, rendered apart and pieced together incorrectly such that map reading errors result in a traveler becoming lost.»¹⁶

Dabei liegen Strecken wie Netze über bestimmten Regionen, die die Triathlet*innen nutzen. Je nach Sportart variieren diese Netze und ihre Radien (siehe Abb. 4.14 und 4.15).¹⁷

6.1.2 «Bei Kilometer 38 fängt der Marathon erst an»: Über metrische Strecken hinaus

Dass Strecken nach dem Verständnis von Athlet*innen eine andere Logik haben, als nur eine bestimmte Länge aufzuweisen, verdeutlicht folgender Satz: «Bei Kilometer 38 fängt der Marathon erst an!» Diese in der Marathon- und Triathlonszene verbreitete Aussage verweist darauf, dass der 42,195 Kilometer lange Lauf nicht nur in seiner linearen Dimension erlebt, sondern dieses Erlebnis auch durch eine subjektive Komponente geprägt wird. Diese lässt sich nicht metrisch fassen. Es geht also nicht darum, dass hundert Kilometer Rad gefahren werden, sondern wie das Erleben von hundert Kilometern Radfahren geprägt ist. Anders formuliert: Es geht nicht um die quantitative Repräsentation der Strecke in Form einer Kilometerzahl, sondern um die qualitativen Praktiken des Fahrens über hundert Kilometer. Hervorzuheben ist, dass, obwohl Strecken häufig in metrischen Daten beschrieben werden, raumbildende Streckenkenntnisse von mehr abhängen als von messbaren Zahlen. Zwar bleibt der Bezug auf das Metrisch-Messbare relevant für die Athlet*innen (vgl. 5.3.2), doch gestalten sich die Räume der Sporttreibenden aus einer Zusammensetzung aus messbaren und subjektiven, nicht quantifizierbaren Aspekten, die erst in ihrer Koexistenz die raumbildenden Streckenkenntnisse bilden. Für Gabriela Islin beispielsweise

14 Taler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017.

15 Taler, bewegtes Interview (Rennen) vom 17. 4. 2017.

16 Golledge, 1999, S. xi.

17 Ander, Karten der Trainingsstrecken vom 25. 11. 2014; Tessl, Karten der Trainingsstrecken vom 27. 10. 2014; Lichtli, Trainingsstrecken auf Kartenmaterial vom 26. 11. 2014.

werden die Berge einer Wettkampfstrecke zu einem Ersatz für die metrische Messung. Sie messe dann nicht in Kilometern:

«Es kommt immer darauf an, wie es [das Rennen] angelegt ist. Also zum Beispiel Nizza ist ja mit drei Bergen drin. Dort habe ich eigentlich immer, wenn ich einen Berg oben gewesen bin, habe ich gar nicht mehr auf die Kilometer geschaut.»¹⁸

Solche Einteilungen können mit subjektiven Gefühlen von Anstrengung zusammenhängen. Islin etwa weiss, dass die Radstrecke dreimal bergauf (anstrengend) und wieder bergab (nicht anstrengend, sondern eher technisch) verläuft. Da sie das gesamte Streckenprofil kennt, liefern ihr solche Landmarken, um Thomas Hengartners Begriff aufzugreifen,¹⁹ mehr Informationen als ein Kilometerzähler. Renate Martens, eine ehemalige professionelle Ski-Orientierung-Athletin, die auch an einigen Triathlons und verwandten Multisportevents teilgenommen hat, erzählte mir, dass Ski-Orientierer*innen in einer Gegend mithilfe von Kartenmaterial verschiedene Posten suchen müssen, deren Reihenfolge vorgegeben ist. Den Weg können die Athlet*innen selbst wählen. Die Karten zeigen neben den üblichen Informationen von topografischen Karten auch breite Loipen sowie temporär gespurte, schmale Wege an. Die Sportler*innen wählen selbst, ob sie auf den grossen Wegen bleiben und somit eine in der Regel längere, aber technisch einfachere Strecke zurücklegen oder ob sie die schmalen Wege nehmen. Auf diesen ist das Skilanglaufen in der Skatingtechnik schwierig, sie bewegen sich somit meistens langsamer vorwärts. Das Beispiel zeigt sehr gut, wie eine Verschränkung aus technischen (Skitechnik) und physischen (Fitness) Fähigkeiten sowie die Orientierung in einer unbekanntem Gegend und die Fähigkeit, die Karten zu lesen und auf die Informationen der Karten zu reagieren, das Sporttreiben prägen. Martens berichtet:

«[...] also wenn du [zögernd] in einer Landschaft bist, die du vorher nicht kennst, und dann, ähm, auf die Karte immerzu schaust und dann bekommst ja ein direktes Feedback, weil du siehst ja dann auch die Landschaft. [...] Die Karte ist ja das, was dir erzählt, wo du hin musst. [...] So, eigentlich ein Zusammenspiel von der Karte und Landschaft, die wichtig ist. Und dass du verstehst, wie die Karte aufgenommen worden ist. Weil das ist auch ein wenig unterschiedlich, von der Person, der die Karte gemacht hat. Weil das ist ja, also das Höhenprofil ist schon, ähm das sollte schon stimmen, aber dort auch, die kleinen Details, die kannst du nicht mit irgendeinem GPS machen. Die, das, das ist interpretiert, so, wie das der Kartenzeichner aufgenommen hat. Und das merke ich schon, das ist ein grosser Unterschied, wo, äh, verschiedene Leute, die die Karte gemacht haben. Und vielleicht siehst du die

18 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

19 Hengartner, 1999, S. 152.

Landschaft ein wenig anders als der, der die Karte gemacht hat. Und dann, dann wird es schwierig.»²⁰

Die Athletin beschreibt, wie ihre Bewegung in einer Gegend sowohl vom Lesen als auch vom Vergleichen der Karte mit dem konkreten Ort abhängig ist. Sie verdeutlicht, dass sich die Wahrnehmung der kartografischen Wirklichkeit (in diesem Falle das, was sie aufgrund der Karte von einem Terrain erwartet) und ihre eigene Wirklichkeitsinterpretation (also das, was sie rezipiert, wenn sie sich in einem Terrain bewegt) unterscheiden können. Hinzu kommt, dass Ski-Orientierung auf Schnee absolviert wird, womit das Terrain von Tag zu Tag anders aussehen kann. Schnee als Teilaspekt des Wetters, aber auch der Terrainbeschaffenheit ist eine Streckengegebenheit, die situativ interpretiert und bewältigt werden muss. Beim Ski-Orientierung muss also eine mehrstufige Übersetzungsarbeit geleistet werden: Das kartografisch Erfasste ist das metrisch Messbare: Länge, Höhenmeter, Topologie. Welche Aspekte der angetroffenen Wirklichkeit es wie getreu widerspiegelt, hängt vom Auge des Betrachters und von der Situation ab. Martens ergänzt:

«Ich denke immer, der hat einen Fehler gemacht! [Lachen in der Stimme hörbar] Aber eigentlich ist das nicht so. Das ist eine relative Frage. Aber natürlich denkst du [Lachen in der Stimme hörbar], dass du richtig, also du, du, du siehst ja die Landschaft richtig.»²¹

Passend hierzu ist Michel de Certeaus Beschreibung von Karten:

«Die Karte, dieser Gesamt-Schauplatz, auf dem die ursprünglich disparaten Elemente vereint sind, um ein Bild vom ›Stand‹ des geographischen Wissens zu geben, verbirgt mit ihren Voraussetzungen und Folgen, wie hinter den Kulissen des Theaters, diejenigen Handlungen, deren Ergebnis oder deren künftige Möglichkeit sie ist.»²²

Heutige Karten sind nach de Certeau «Schaubilder mit *ablesbaren* Resultaten».²³ Was auf einer Karte festgehalten wird, markiert Wissen über diesen Ort. In dieses Festschreiben der Umgebung geht die Interpretation der kartografierenden Person ein. Der Kartenlesende übersetzt das auf der Karte Abgebildete zurück und gleicht es mit dem vor Ort Wahrgenommenen ab. Raumrepräsentationen wie Karten (auch digitaler Art) oder Wegmarken sind also nur eine der Möglichkeiten, Räume zu konzipieren, und bilden nur einen Teil der Quellen für raumbildende Streckenkenntnisse. Karten, Wegweiser, Navigationssysteme und die allgegenwärtigen Sportuhren mit den dazugehörigen Apps und Programmen beeinflussen die Vorstellungen von Strecken durch die konzipierten Räume, die

20 Martens, Interview vom 4. 2. 2015.

21 Ebd.

22 De Certeau, 1988, S. 225.

23 Ebd., S. 225 (Hervorhebung im Original).

sie festhalten.²⁴ In den meisten Fällen existiert daher bei den Athlet*innen ein gewisses topografisches Vorwissen über Strecken. Sie informieren sich vorab über das Profil einer Wettkampfstrecke. In einem weiteren Schritt wird diese von vielen getestet. Der Triathlet Felix Rubens beschreibt seine Aneignung einer Strecke bei der Vorbereitung für einen Wettkampf wie folgt:

«[...] ich könnte mir das nicht vorstellen ohne. Also das gehört für mich zur Vorbereitung. Wenn ich irgendwo einen Event mache, das, das, ja, gewisse Substanz für mich hat, dann muss das sein. Das muss nicht, das muss nicht wochenlang vorher sein, weil ich mein Training daran anpassen wollen würde. Weil das weisst du ja anhand von der Ausschreibung, ob es einen grossen Hügel drin hat oder nicht. Also es muss einfach noch vor dem Wettkampf sein. Es könnte notfalls sogar mit einem Auto sein.»²⁵

Für Rubens ist es vor allem wichtig zu sehen, wie die Strecke verläuft. Es geht ihm nicht um eine physisch-körperliche Erschliessung der Strecke, sondern um eine visuelle. Daher reicht es notfalls auch, die Strecke mit dem Auto abzufahren. Anders der Athlet Gabriel Hopf vor der Teilnahme am Swissman:

«Am Freitag fuhr ich mit dem Rad nochmals die Pässe Susten-Furka-Grimmel. Dies ergibt ca. die Höhenmeter der Swissman Radstrecke. Dabei fuhr ich nebst Grundlage auch im Wettkampftempo resp. schneller. Am kommenden Dienstag besichtige ich zudem in einem gemütlichen Ausdauer-tempo noch den letzten Teil der Laufstrecke von Grindelwald auf die Kleine Scheidegg. In den vergangenen zehn Tagen lief ich bereits die Streckenabschnitte Brienz-Bönigen und Wilderswil-Grindelwald.»²⁶

Hopf beschreibt zwei vorbereitende Tätigkeiten. Er fährt andernorts das quantitative Äquivalent der Höhenmeter der Radstrecke und absolviert die Laufstrecke, um sich ein Bild zu machen. Obwohl er sie nicht im Wettkampftempo absolviert, verleiht er sich die Strecke körperlich unmittelbarer ein, als es Rubens für wichtig erachtet. Für Hopf ist es wichtig, die auf der Radstrecke zu bewältigenden Höhenmeter per Rad zu erleben und die Laufstrecke rennend zu absolvieren. Beiden geht es darum, Kartenwissen (konzipierte Räume) mit den Repräsentationsräumen²⁷ abzugleichen. Das Wissen über die metrischen Daten der Strecken haben sie durch die Ausschreibung vom Wettkampfveranstalter erhalten. In der Vorbereitung versuchen sie dann zwei Aspekte subjektiver Streckenerfahrung so gut wie möglich zu berücksichtigen: Sie bereiten sich durch Trainings bestmöglich vor und sammeln konkrete Erfahrungen auf der Strecke. Situative Gegebenheiten wie das Wetter oder individuelle Voraussetzungen wie

24 Lefebvre, 2006.

25 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

26 Gabriel Hopf, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 24. 4. 2019.

27 Lefebvre, 2006, S. 336, 338.

die Tagesform können erst am Wettkampftag selbst erlebt beziehungsweise abgerufen werden.

6.1.3 «Aber es gibt Pässe, da habe ich immer Mühe»: Subjektive Erfahrungen von Strecke

Gabor Tessler erzählt mir von seiner Erfahrung mit bestimmten Strecken:

«Die gehen immer unterschiedlich, das hängt vom Tag ab. Aber es gibt Pässe, da habe ich immer Mühe. Grimsel zum Beispiel von der Innertkirchen-Seite. Da habe ich das Gefühl: Scheibe! Das ist so ein übler Pass. Ich fahre den so nicht gern. Das ist eine Steigung, die mir nicht liegt. Und vermutlich geprägt von einem schlechten Erlebnis, wo wir über den Susten gekommen sind und so und dann in den Grimsel rein. Und ich schon nicht mehr konnte. Dort noch auf jemanden warten musste, der noch langsamer war als ich. Und dann bist du so im Stress und kommst aus dem Tritt raus. Und seitdem habe ich immer das Gefühl: Scheibe! [...] Es ist so schwer gegangen. Ich habe das Gefühl, ich kann nicht mehr unbelastet reinfahren. Ich habe das Gefühl, das ist kein schöner Pass. Und die Tremola hoch, die finde ich seit Jahren einfach supercool! [...] Aber irgendwie von der Steigung her. Sie ist kurzweilig, sie ist angenehm zum Fahren. Oder ein Albula, wo ich das Gefühl habe, der ist extrem steil. Es ist eigentlich ein müh- [bricht ab], ist noch recht streng zum Fahren. Aber den finde ich einfach landschaftlich superschön. Dort weisst nach Bergün kommst du die Kurve hoch, da kommt das Seeli [Schweizerdeutsch übernommen] auf der rechten Seite. Poah, ist das doch schön! Ich habe das Gefühl, das ist sehr selektiv das Ganze. Also es ist nicht, dass ich jetzt vom Albula die ganze Strecke hoch kenne. Es gibt so Punkte. Es ist auch beim Joggen so, eigentlich bei allen Trainings. Es gibt so Sachen, Erlebnisse. Und irgendwo im Randen oben, mal eine Herde Wildsäue durchrennen siehst. Das vergisst [betont] du nie mehr! [...] An einer Gigathlonstrecke mal, wo wir trainiert haben [...] weiss ich, auf der Wiese hat es zwei Rehe gehabt. Ich bin zehn Jahre später dort eine Strecke anschauen [gegangen] und dort mit dem Bike durch und ich: «Eh! Da sind die Reh gestanden!» Und andere Sachen, da habe ich keine [betont] Ahnung mehr. [...] Wenn ich die Leventina bergauf fahre, jedes Mal, also seit dem letztjährigen Swissman, muss ich am gleichen Ort immer schmunzeln, weil mich die Emma²⁸ überholt hat, oder [Lachen].»²⁹

28 Emma Pooley ist eine ehemalige britische Profirennradfahrerin, Silbermedaillengewinnerin an den Olympischen Spielen und Weltmeisterin, die in dem Jahr, von dem Tessler spricht, den Swissman gewonnen hat.

29 Tessler, Interview vom 27. 9. 2014.

Solche individuellen (Vor-)Erfahrungen der Athlet*innen machen das subjektive Erleben von Strecken aus. «Wege, Wegmarken und urbane Teilbereiche nehmen einen ebenso wichtigen Einfluß auf den subjektiven Stadteindruck wie Wahrzeichen, ganz abgesehen von den regelhaften Verzerrungen von Distanzen»,³⁰ schreibt der Volkskundler Thomas Hengartner über Stadträume. Aber auch Trainingsstrecken erleben solche Kodierungen. Wegweiser zeigen, wo der Trail weitergeht, der Radweg hinführt oder die Wettkampfstrecke verläuft. Karten geben Übersichten und Funktionen auf Smartphones oder anderen technischen Geräten wieder und helfen den Triathlet*innen bei der Navigation. Selbst definierte Wegmarken wie ein bestimmter Stein, eine Strasse oder Erinnerungen wie die von Tessl erwähnten Rehe oder das lockere Überholtwerden durch eine andere Triathletin können eine ähnliche Funktion einnehmen.

Verschiedene Emotionen, wie durch Tessl beschrieben, prägen bestimmte Strecken in der individuellen Wahrnehmung. Hanna Ander erklärt zu Wettkämpfen, dass es für sie «zum wiederholten Mal [...] eigentlich härter» sei, denn sie erlebt das Rennen landschaftlich nicht mehr als so spannend, ausser die Strecke ist besonders schön. Daher falle ihr das physisch zu Leistende stärker auf:

«Einfach nicht mehr so emotional, finde ich. Auch jetzt, du [Stimme wird lauter, Lachen in der Stimme hörbar] bist ja auf alles wie vorbereitet! Jaaa, da kommt schon noch ein wenig auf die Strecke darauf an. Ich meine, so einen Swissman würde ich jetzt auch, [zögernd] glaube, wenn ich jetzt noch Triathlon machen würde, ist es auch eine Strecke, die ich gern nochmals machen würde. Weil es einfach so ein wenig, weil es auch schön, eine schöne Gegend ist!»³¹

Für Ander führen Vorerfahrungen zu einer bestimmten Strecke also dazu, dass die Emotionalität beim erneuten Erleben der Strecke minimiert werde, ausser es handelt sich um eine Strecke, die ihr besonders gefallen hat. Eine solche Strecke würde sie mit ähnlichen Emotionen erneut absolvieren. Die von ihr gewählte Formulierung einer «schönen Gegend» stellt dabei eine subjektive geschmackliche Präferenz dar. Tatsächlich erklärt Ander während des Einzeichnens ihrer Trainingsstrecken auf dem Kartenmaterial, dass sie Lieblingsstrecken habe, lässt aber offen, welche das seien (siehe Abb. 4.14).

Wenn über Wettkämpfe gesprochen wird, wird vielfach auch diskutiert, ob es positiv oder negativ sei, wenn eine Runde mehrfach absolviert werden muss. Für Islin, die aus Zürich kommt, kommt es ganz darauf an:

«Zürich [Ironman Zürich] ist ganz genial, [...] da hast du natürlich rundum Leute, kennst alle Leute, da wirst fast ein wenig getragen. Frankfurt sind auch vier Runden. Da hast du das auch. Aber da hat es mich gestört, weil sie überall gegrillt

30 Hengartner, 1999, S. 152.

31 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

haben, und da hast du den dollen Gestank.³² Und da ist dir eh schon schlecht gewesen, [Lachen] weisst! [Lachen in der Stimme hörbar, verstellt die Stimme zu einem etwas quietschigen Ton] Und alle haben Bier gegoffen rundum, weisst und irgendwie! Da sind auch viele Leute.»

Die zwei Runden auf der Radstrecke in Frankfurt empfand sie ebenso wie in Zürich negativ:

«Frankfurt, wo [es] zweimal die 90 Kilometer gewesen sind, habe ich dann schon das zweite Mal bei den 90 Kilometern recht dran geknabbert. [...] Habe ich irgendwie [pustet hörbar Luft aus]. Zwei Runden! Das ist auch wie Zürich, gefällt mir auch nicht. Zweimal die Runde machen, das ist einfach ein Mist!»³³

Die negativen Emotionen hängen auch mit der Tatsache zusammen, dass es Islin schwierig findet, sich auf der Radstrecke, wo es auch weniger Zuschauende gibt, zu motivieren. Hier wird sichtbar, wie sowohl (situative) Streckengegebenheiten (Zschauende) als auch die individuellen Voraussetzungen (Motivation) ins Erleben der Strecke eingehen. Auch Fridolin Cubis spricht über das Absolvieren von Runden. Anders als Islin findet er eine solche Streckenführung besser. Er stellt dar, dass auch die Präsenz der Zuschauenden für ihn eine Rolle spielt:

«Und in Roth macht man auch eine Runde, wo man sich auch wieder entgegengerkommt. Und, und jetzt nach, nach diesen vier Mal [Langdistanztriathlons] muss ich sagen, gefallen mir vier Runden besser. Weil, bei denen, also in New York ist es so gewesen, am Anfang haben wir dann, hat man noch etwas Leute gesehen, oder und nachher ist man weggelaufen und dann hat man einfach auch recht viel, also verhältnismässig, was Teilnehmende betrifft, verhältnismässig weit vorne im Rennen gewesen ist, äh hast du einfach irgendwie eine gesehen, die irgendwie 200 Meter vor dir läuft und, und hinten ist vermutlich 200 Meter lang auch niemand gekommen, und nicht sehr viele Zuschauer. Und wenn du Runden, hast, hast mehr Leute die dir zuschauen, du hast, du hast mehr andere Wettkämpfer, die du siehst, an denen kannst du dich orientieren [1 Sekunde Pause]. Und du kannst auch die ganze Sache besser in kürzere Abschnitte unterteilen [1 Sekunde Pause]. Und du kannst, in Züri, kannst du sagen, ok, ich laufe los. Und dann, dann gehst auf die zweite Runde. Klar, dann hast erst 10,6 Kilometer, aber kannst sagen, wow schon zwei Runden eigentlich. Und dann, wenn du's dritte Mal dort durch gehst, kannst nicht sagen, dass du die Hälfte hast, sondern kannst sagen, jetzt bin ich schon das dritte Mal dort durch und wenn ich das nächste Mal dort durch gehe, bin ich auf

32 Interessant ist hier, wie sie den Grillgeruch als Gestank bezeichnet. Vgl. hierzu 6.1 und Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martin Heinle, Feldnotizen vom 7. 6. 2015; Heinle, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.

33 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

der letzten Runde. Obwohl es dann immer noch zehn Kilometer sind, aber, es ist, für mich ist es viel einfacher, um das irgendwie durchzudenken.»³⁴

Cubis erachtet die Zuschauenden und andere Athlet*innen als wichtig, welche damit zu (situativen) Streckengegebenheiten werden. Er legt sich eine Strategie zurecht, mit der er die Marathondistanz beim Laufen mithilfe der Runden in kleinere Einheiten unterteilen kann. Durch das Absolvieren von Runden kann er sich ablenken und darauf warten, wieder an bestimmten Landmarken vorbeizukommen. Seine Vorerfahrungen mit dieser konkreten Strecke helfen ihm, diese mentale Strategie zu verfolgen. Auch Bea Albert sagt:

«I could do two or maybe three times the same loop. Because I do believe when you are doing a loop twice [pustet hörbar Luft aus] you know what you are looking for the second time. Like Gimsøy I was looking forward to the beach and to the house with those paintings. [...] And on Norseman I had [previously, Y. K.] done half the bike leg. So I was looking forward to each top. But I would never do one of the flat runnings. I can't imagine anything more boring!»³⁵

Hier wird eine Kategorisierung der Landschaft deutlich: Für Albert sind flache Laufstrecken langweilig, wohingegen sie sich auf die Pässe, die beim Norseman gefahren werden, und die sie sogar vorab abgefahren ist, freut. In der Erklärung, dass sie bestimmte Strecken im Wettkampf mehrfach fahren würde, wird deutlich, dass visuelle Landmarken³⁶ wie bestimmte Strände oder Häuser zum Tragen kommen. Solche Landmarken kommen auf allen Mental Maps der Trainingsstrecken vor, welche ich die Athlet*innen nach gemeinsam absolvierten Trainings erstellen liess: sei es die Blumenwiese, symbolisiert durch lilafarbene Wellen auf der Karte von Martina Nimmer, an der wir gehalten hatten (siehe Abb. 4.13), oder das Restaurant auf der Karte von Katja Merz (siehe Abb. 4.7), das Schwimmbad oder der Milchautomat auf der Karte von David Berg (siehe Abb. 4.8) oder die Störche am Ende des Sees (siehe Abb. 4.7 und 4.8). Auffällig ist auch, dass einige der Landmarken mit Stopps verbunden sind: die Blumenwiese, das Restaurant und der Milchautomat. Das Anhalten scheint etwas zu sein, was bestimmte Orte stärker ins Gedächtnis einschreibt. Dies mag auch daran liegen, dass an diesen Orten andere Handlungen als das Sporttreiben getätigt wurden.

Andere Athlet*innen, wie etwa Sam Taler, berichten von einem Ortsnetz, das durch die Bewegung in ihren Köpfen entsteht und sich mit bestimmten Erfahrungsdimensionen mischt. Hier geht es dann nicht nur darum, wie lang eine Strecke ist, sondern beispielsweise – so berichtete Taler – auch um Faktoren

34 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014. Vgl. Anke Strüver, 2010, S. 235, die festhält, dass Marathonläufer finden, es sei einfacher eine unbekannte Strecke zu laufen.

35 Albert, Interview vom 31. 8. 2015.

36 Hengartner, 1999, S. 152.

wie Verkehr, visuelle Präferenzen oder positive Erinnerungen an Erlebnisse an konkreten Orten.³⁷ Ebenso zeigen die von den Athlet*innen gezeichneten Mental Maps individuelle Orts- und Streckennetze, die durch Komponenten wie Störche auf der Wiese und Trinkpausen geprägt sind.³⁸

Auch David Berg spricht von Vorerfahrungen, die er gemacht hat:

«Also auch gerade die Wettkämpfe. Wenn wir dann irgendwo in den Bergen unterwegs sind. Oder auch jetzt noch, wenn ich mit der Bahn oder dem Auto durch die Alpen fahre, und komm dann an der Gigathlonstrecke von letztem Jahr vorbei, dann denke ich: «Ah, guck mal, da bin ich mit dem Fahrrad hoch, da hinten haben wir dann irgendwie das Camp gehabt und schau mal, da sind wir geschwommen.» Und ja, das ist natürlich schön, wenn man dann so Referenzpunkte hat. Und da bin ich jetzt gespannt auf nächstes Jahr, da lerne ich dann den Aargau noch ein bisschen besser kennen.»³⁹

Wie bereits angedeutet, lassen sich Hengartners Erkenntnisse über subjektive Wahrnehmungen von Stadträumen auf andere Arten von Räumen ausweiten: Wiedererkennungswerte, wie die Rehe auf der Wiese, aber auch die physische Gestalt einer Umgebung wirken auf die Eigenschaften zurück, welche Triathlonstrecken zugeschrieben werden.⁴⁰ Sie beeinflussen etwa Vorstellungen davon, was *anstrengende* Strecken sind und was nicht. Bestimmte Orte prägen also Befindlichkeiten: So ruft der Grimselpass bei Tessl negative Erinnerungen hervor und führt dazu, dass er der Meinung ist, die Steigung nicht so gut fahren zu können. Ein See wiederum löst einen «Poah, ist das doch schön!»-Effekt⁴¹ bei ihm aus. Das in solchen Fällen stattfindende *doing emotion* wird durch physische Anstrengungen forciert und das Erlebnis der Strecken schreibt sich in die Körper der Athlet*innen ein. Emotionen und Empfindungen, insbesondere Schmerz, Grenzen, Sichüberwinden und Freude, sind dabei zentral. Bestimmte Erinnerungen sind bleibend. So berichtet Rubens über die Streckenbesichtigung vor einem Gigathlon:

«[...] da behaupte ich, da könnte ich wie einen Film relativ viel vorab abrufen. [...] Aber wenn ich dort wieder vorbeikomme, dann weiss ich: Dort bin ich schon mal gewesen. Also das kommt, das kommt wieder. Und das weiss ich auch jetzt noch. Also ich [1 Sekunde Pause] in Verbindung mit einer Karte könnte ich wahrschein-

37 Taler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017.

38 Berg, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016 (per Foto erhalten); Merz, Mental Map Seerunde vom 20. 4. 2016 (direkt erhalten); Tessl, Mental Map, erstellt nach dem 27. 10. 2014 (per Post erhalten); Nimmer, Mental Map Seerunde vom 10. 5. 2016 (abgeholt).

39 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

40 Vgl. hierzu auch Weith, 2014, S. 222.

41 Tessl, Interview vom 27. 9. 2014.

lich sehr viel nachgehen, im Kopf, von dem, was ich da gesehen habe. Bis auf ein paar Meter.»⁴²

Der Philosoph J. Jeremy Wisnewski schreibt über das Joggen:

«Beim Durchlaufen einer Route fing ich an, bestimmte Stellen als *Hälfte* oder als *Fast-Da* wahrzunehmen. Vor allem das letzte Stück einer Strecke erschien mir in meiner Wahrnehmung als besonders unangenehm: Es war das, was mir auf meinem Weg zu körperlichem Wohlbefinden im Weg stand.»⁴³

Die wahrgenommene Hälfte korreliert nicht mit der gemessenen. Und «Fast-Da» bleibt etwas Relatives, nur durch das Subjekt Verortbares. Die Strecke, die Wisnewski «im Weg» steht, ist nicht de facto im Weg wie etwa ein zu überkletternes Hindernis. Er beschreibt damit vielmehr das Gefühl, dass ihm das Laufen schwerfällt. Hier treffen seine Vorstellungen von der Strecke, aber auch seine Vorerwartungen in Bezug auf das eigene Tun mit einer verortbaren Strecke zusammen, die er mit einer bestimmten Aufgabe assoziiert, nämlich die Strecke zu absolvieren und einem bestimmten Weg zu folgen. Aufgrund der Messung der Strecke durch eine Sportuhr oder Ähnliches entsteht überhaupt erst die Möglichkeit der Definition von «Hälfte» in Bezug auf die Kilometer. Was für Wisnewski die Hälfte darstellt, kann jedoch beeinflusst sein von situativen Streckengegebenheiten, individuellen Voraussetzungen und subjektiven Erfahrungen und ist nicht per se auf das metrische Verständnis von Kilometern, Höhenmetern oder Zeit zurückzuführen.

Die eigenen Trainings aufzuzeichnen, kann dazu dienen, topografisches und somit nichtsubjektives Wissen über die absolvierten Strecken zu erlangen. Das Aufzeichnen konzentriert sich jedoch nicht auf qualitative Aspekte der Streckenerfahrung, sondern auf Messbares (Karten, GPS, Distanz, Höhenmeter, Navigationen) und blendet situative Streckengegebenheiten, individuelle Voraussetzungen und subjektive Erfahrungen aus. Mit der Frage, wie eigene Wegenerfahrung ins Lesen und Bewerten metrischen Wissens hineinspielt und inwiefern die eigene Wegwahrnehmung wandelbar und beispielsweise abhängig ist von der körperlichen Leistungsfähigkeit oder der Beschaffenheit des Untergrundes, zeigt die Kulturanthropologin Katrín Lund in «Seeing in Motion and the Touching Eye: Walking over Scotland's Mountains».⁴⁴ Sie verweist auf taktile und visuelle Erfahrungen jenseits des Metrisch-Messbaren, die zu einer ästhetischen Erfahrung von Strecke führen. Die Triathletin Hanna Ander über die Laufstrecke des Inferno Triathlons, welcher viele Höhenmeter beinhaltet:

42 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

43 Wisnewski, 2015, S. 55 (Hervorhebungen im Original).

44 Lund, 2005.

«Gerade jetzt bei diesen Bergsachen. Also das ist ... Es ist auch irgendwie motivierender, glaube ich. Also es ist weniger hart [betont], jetzt für mich, im Kopf, wenn ich weiss, ich habe wieder so ein Ziel dort auf dem Berg oben. Einfach so die Höhenmeter, das ist, und die Landschaft, das reizt mich schon auch.»⁴⁵

Das subjektive Streckenerleben besteht darin, dass bei dieser intensiven Beschäftigung mit Strecken je nach Trainingszustand und persönlichem Bezug unterschiedliche Wahrnehmungen auftreten. So kann man denn auch «flach den Berg hinauf» fahren, «locker bergauf» rennen oder einen Schottertrail «flowig» hinunterfahren, lauter Beschreibungen, die ein individuelles Erleben implizieren.⁴⁶

Diese subjektiven Erfahrungen von Strecken sind auch als mentale Einschreibungen zu verstehen. Sie werden körperlich erlebt. Nachdem die körperliche Erfahrung in ihrer Unmittelbarkeit jedoch vergangen ist, bleibt die mentale Vorstellung, die sich auf neue Situationen projizieren lässt. Solche Erfahrungen und Vorstellungen werden zu einer Art kulturellem Gepäck, das die Athlet*innen fortan mit sich tragen.⁴⁷ Es sind Primärerfahrungen, die sich im Körper als *embodied knowledge* einschreiben. Die beschriebenen subjektiven Erfahrungen auf der Strecke implizieren immer ein Zusammenspiel von raumbildenden Streckenkenntnissen. So spielen auch Terrainbeschaffenheiten, der Verkehr und Zuschauende (situative Streckengegebenheiten), Distanzen und Höhenmeter (Metrisch-Messbares) und mentale Vorstellungen von Strecken ebenso wie Motivation und weitere individuelle Voraussetzungen zusammen. Wie diese Aspekte interpretiert werden und korrelieren, liegt an den subjektiven Deutungen der Athlet*innen.

6.1.4 Ein kurzer Ironman: Individuelle Voraussetzungen

«Normally at the Ironman they go, yeah, quite quickly, yeah!»,⁴⁸ erklärt Hendrik Alms, norwegischer Profiritriathlet. Eine solche relational zu betrachtende Aussage ist für einen, der primär die zwar die gleiche Distanz aber mehr Höhenmeter beinhaltenden und damit zeitlich längeren Xtreme Triathlons absol-

45 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

46 Vgl. unter anderem Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martina Nimmer, Feldnotizen vom 10. 5. 2016; Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015; Hawaii, Feldnotizen vom 27. 5.–23. 6. 2016.

47 So erklärt Islin: «Also wenn ich, also ich probiere es immer, dass ich das geniessen kann, dass ich die Landschaft, also ich lebe ein wenig von der Landschaft. Muss ich ehrlich sagen. Das brauche ich! Also und jetzt letztes Jahr bei Hawaii ist es mir jetzt irgendwie, zum zweiten Mal habe ich es fast ein wenig langweilig gefunden.» Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

48 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

viert und 1000 Stunden pro Jahr trainiert,⁴⁹ ebenso auf subjektive Erfahrungen zurückzuführen wie auf seine physische Fitness und sein Material, welche ihn schneller machen als Nichtprofiathlet*innen. Derartige individuelle Voraussetzungen, zu denen ich neben dem Material und dem Trainingszustand auch die Tagesform und Motivation zähle, sind weitere wichtige Grössen der raumbildenden Streckenkenntnisse. Alms schildert, wie er mit einem Bruch in der Schulter verletzt am Ironman Südafrika startete und wie diese individuelle Voraussetzung sein Erlebnis des Wettkampfes beeinflusste. Er erzählt mit sarkastischem Unterton, während er einen Arm nur ein paar Zentimeter von der Hüfte hebt: «I couldn't lift my arm higher than this. So I was swimming with one arm normal and one arm like this. So it is very nice to start in the pro field like that. I was swimming alone from like ten meters. So, see you guys!»⁵⁰ Auch der Triathlet und Multisportler Bruno Riff betont, dass die physische Fitness das Erlebnis forme. Sie sei ein Garant dafür, *alles Mögliche* zu schaffen: Wenn er an Pässe und Berggipfel denke, sei es ein grossartiges Gefühl, zu wissen, dass er dort hochkomme.⁵¹ Ähnlich David Berg:

«Und die Schweizer Landschaft ist natürlich toll. Da kannst du ganz viel machen. Und [ich] hab früher immer davon geträumt, dass ich, irgendwie, als wir wandern waren, mit meinem Vater. Dann sind wir gegangen [betont und zieht das Wort lang] und waren dann in den Bergen, wo ich dann dachte: «Boah, ist das mühsam! Und rennen ist doch viel einfacher», und: «Komm, lass uns doch da hoch rennen.» Und es hat wirklich gedauert, bis ich mal hier in der Schweiz war und mal hier auf einen Gipfel hochgerannt bin und festgestellt habe: a) Es ist mit dem Rennen nicht ganz so einfach nach einer Weile, b) es geht aber trotzdem erstaunlich gut und c), es macht wahnsinnig viel Spass, egal wie hoch das ist [Lachen]. Und wenn man dann so auf 3000 Meter irgendwo angekommen ist, dann ist das natürlich schon ein tolles Erlebnis. Vom Panorama vielleicht her, aber auch so vom Persönlichen, wenn man da runterguckt und stellt fest: Ich bin von da unten hier jetzt hochgerannt und das geht [betont].»⁵²

Ein derartiges Erleben bestätige ihm, dass er gut trainiert sei. Es präge ihn und gebe ihm Motivation für kommende Trainings und Wettkämpfe (vgl. 5.1). Ähnliches beschreibt die Philosophin Susanne K. Langer:

«[It is] mental activity [...] [that] chiefly determines the way a person meets his surrounding world. Pure sensation – now pain, now pleasure – would have no unity, and would change the receptivity of the body for future pains and pleasures only in rudimentary ways. It is sensation, remembered and anticipated, feared

49 Ebd.

50 Ebd.

51 Riff, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 15. 6. 2018.

52 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

or sought, or even imagined and eschewed that is important in human life. It is perception molded by imagination that gives us the outward world that we know. And it is the continuity of thought that systematizes our emotional reactions into attitudes with distinct feeling tones, and sets a certain scope for the individual's passions. In other words: by virtue of our thought and imagination we have not only feelings, but a *life of feeling*.»⁵³

Daran anknüpfen lässt sich die Aussage von Gabor Tessler, wo er berichtet, wie er von einer Athletin überholt wurde:

«Ich habe so das Gefühl gehabt: «Ha, eigentlich läuft es mir gut!» Ich habe für mich so das Gefühl gehabt, es läuft bei mir noch recht gut. Und sie [Emma Pooley] fährt so an mir vorbei, ruft noch so ein wenig. Und ich habe so gedacht: «Doch, die Beine gehen noch im Kreis, der Tacho zeigt auch, dass ich fahre. Doch, doch, ich fahre noch!» Und ich habe das Gefühl gehabt: «Ich Stössli [Schweizerdeutsch übernommen]. Weisst' jetzt und immer wenn ich dort durchfahre, denke ich: «Genau da!» [Lachen] Und das, das fällt mir dann schon auf. Und ich glaube, das ist auch, weil die Belastung dann nicht so hoch ist. Und [zögernd]. Aber, ich glaube auch bei den hohen Belastungen, auch wenn du im Training bist, es kann auch Momente geben, wo dir etwas auffällt. Aber da muss irgendetwas [zögernd], dann ist etwas Spezielles. Entweder weil du dich erschreckst oder weil du etwas überhaupt noch nie gesehen hast, oder, so. Ich glaub das sind so die, es hat eine höhere Schwelle, dass sich etwas bei mir einprägt, wenn ich, [zögernd]. Aber es gibt auch, eben, wenn ich locker unterwegs bin, was ich eigentlich häufig bin, eigentlich fast immer. Ja! [Lachen] Dann, dann hat es viel mehr Sachen, die du wahrnehmen, oder wo du mal rumschauen kannst, und.»⁵⁴

Die Tagesform spielt eine wichtige Rolle. Islin erzählt von einem Triathlon am Sempachersee, an dem es nicht so gut lief. Sie kennt eine Erklärung dazu:

«[...] weisst, zwei Tage vorher [sind wir] auf eine Bergtour gegangen und, und da sind wir in ein Gewitter gekommen und dann sind wir einfach 1000 Höhenmeter das Loch raufgerannt, oder. Ich habe so Muskelkater gehabt! Ich sage dir, mir hat einfach [Lachen in der Stimme hörbar] alles weh getan. Im Schwimmen drin habe ich gedacht, wie kann ich [Lachen in der Stimme hörbar] den [Triathlon] denn überleben? Mir hat einfach jeder Muskel wehgetan, jeder!»⁵⁵

Entsprechend unvorstellbar schien es ihr, die Sprintdistanz des Sempachersee Triathlons zu bewältigen, obwohl sie diese sonst mit Leichtigkeit absolviert. Obwohl eine Bewegungsform wie das Schwimmen nicht die gleiche Muskulatur beansprucht wie die Muskeln, die sie auf der Wanderung brauchte, um dem Gewitter

53 Langer 1953, 372 (Hervorhebung im Original).

54 Tessler, Interview vom 27. 9. 2014.

55 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

zu entfliehen, prägt diese Vorerfahrung ihr Erleben am Tag des Wettkampfs. Sie spürt, dass ihre Tagesform nicht geeignet ist, um den Triathlon ihrer eigentlichen Form entsprechend zu absolvieren. Auch Alms kommt darauf zu sprechen, als er vom Triathlon in Südafrika berichtet, an dem er nicht nur mit unverheilter Schulter unterwegs war, sondern auf der Radstrecke auch noch einen Platten hatte:

«It is hard to keep the mental focus, when things aren't going good. And you know it is not going to be your greatest day. And you'll still be fighting on and finding motivational thoughts.»⁵⁶

Vorhandene oder nichtvorhandene Motivation ist ein weiterer Aspekt der individuellen Voraussetzungen. Berg erklärt zur Radstrecke am Swissman:

«Berg: In dem Teil, ich meine, du siehst das. Oder, du bist oben am Pass und guckst rüber über das Tal, das sind ungefähr 300 Meter Distanz.

Y. K.: Gefühlt, ja [Lachen].

Berg: Also du kannst da rübergreifen – fast. Und dann geht's aber irgendwie erst mal 500 Höhenmeter runter. Auf, weiss [betont] ich nicht, zehn Kilometer, nein fünf Kilometer Strecke. Und dann auf der anderen Seite gleich wieder hoch. Bähhh!

Y. K.: Wie findest du das?

Berg: Also, [1 Sekunde Pause] es kann schwierig werden, wenn man das falsche Mindset dazu hat. Wenn man sagt: «Verdammte Hacke, jetzt bin ich doch erst hochgefahren, warum muss ich denn jetzt runter und dann wieder hoch? Die könnten doch mal 'ne Brücke bauen.» Aber wenn du sagst: «Nein! Das ist ja genau Teil des Rennens, dass ich hier jetzt irgendwie runter und wieder hochfahre.»

Y. K.: Aber beim Inferno ist das natürlich auch so. Man kommt doch von der Rennradstrecke da die, die Grosse, äh die Kleine Scheidegg runter [wird unterbrochen]

Berg: Das stimmt, da hast du es eigentlich auch. Ja.

Y. K.: Und musst dann mit dem Mountainbike [wird unterbrochen].

Berg: Ja, man streift sich halt doch irgendwie ein bisschen. Jaa. Und das ist nicht ganz so.

Y. K.: [gleichzeitig] Man sieht es nicht so unmittelbar.

Berg: Jaaa, und es ist nicht ganz so direkt. Du kommst da schon runter, von der Grossen Scheidegg und dann [verstellt Stimme] siehst du schon die Kleine Scheidegg und weisst, dass du da gleich wieder [Lachen in der Stimme hörbar] hochfahren musst. Gut, wenn du dann unten ankommst und denkst:

«Haaaa [klingt erschöpft]! Jetzt steige ich vom Rennrad und jetzt geht es da schon wieder [betont] hoch.» Ja, das kann passieren. Und das sind genau diese, diese, wie soll man sagen, curve balls, würde man auf Englisch sagen, also diese krummen Bälle, die man irgendwie zugespielt bekommt, mit denen man halt auch [be-

56 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

tont] irgendwie zurecht kommen muss. Aber das gehört ja gerade dazu. Und das psychologische Handwerkszeug dazu zu entwickeln und sich nicht [betont] runterziehen zu lassen von so was, sondern im Gegenteil zu sagen: ‹Hey! Genau das [betont] ist es jetzt, warum ich hier bin. Weil [betont] ich nämlich hier noch kann und dann runter und dann wieder hoch und dann wieder runter und noch mal hoch!› Gehört dazu!»⁵⁷

Dieser Dialog verdeutlicht, dass die Strecke zwischen Furka- und Grimselpass nicht nur physisch herausfordernd ist, sondern dass die unmittelbare Sichtbarkeit der noch bevorstehenden Steigung – man schaut von einem direkt auf den anderen Pass – Einfluss auf die Motivation haben kann.⁵⁸ Die visuelle Wahrnehmung wirkt somit auf das Empfinden des Athleten. Die Umgebung, die Wahrnehmung von Terrain, Höhenmetern und Distanz werden in Relation zur eigenen Bewegung gesetzt, der eigene Körper in Relation zu diesen Grössen wahrgenommen. Das heisst, ein Empfinden von Erschöpfung verändert diese Wahrnehmung und gibt dem Sporttreibenden das Gefühl, dass es sich um eine *grosse* Distanz handelt – der noch nicht so erschöpfte Sporttreibende wird diese Distanz anders bewerten, zum Beispiel mit der Vorstellung, dass es ja nicht mehr *so weit* bis nach oben auf den Pass sei: *Nur noch fünf Kilometer von 180.*⁵⁹

Auch Felix Rubens' Aussage ‹Wenn du nur noch zweimal in der Woche trainierst, dann muss das Gefühl einfach ein anderes sein, als wenn du sieben Mal die Woche trainierst!›⁶⁰ verdeutlicht die Kopplung von Erleben und Wissen um individuelle Voraussetzungen, die jedoch auch wandelbar sind – wenn sich beispielsweise das Trainingspensum und somit die physische Leistungsbereitschaft geändert haben. Darüber wird dann auch das Erleben verändert.

Hinzu kommt die Rolle des Materials (vgl. 5.2, insbesondere den Abschnitt *Enge Hosen und bunte Aufkleber*). Es kann unterstützend wirken, egal ob nur in der subjektiven Wahrnehmung der Triathlet*innen oder mittels wissenschaftlich nachgewiesener Eigenschaften. Gabriela Islin erlebte beispielsweise am Triathlon in Kitzbühel eine Überraschung:

«[...] in Kitzbühel. Wo ich natürlich total auf die Welt gekommen bin! Oder Lausanne, wo ich das Zeitfahrvelo genommen habe. Und es ist aber auf äh, sechs äh

57 Berg, Interview vom 2. 11. 2014.

58 Der Film des Swissman 2018 heisst ‹Mind over Miles› und verdeutlicht damit Berts Aussage (Swissman-Video ‹Mind over Miles›, zuletzt eingesehen am 10. 7. 2019).

59 A. Stein, bewegtes Interview (Wandern) vom 24. 5. 2015; Nimmer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 10. 5. 2016. Vgl. dazu Lund, 2005, S. 39: ‹The process of involvement with the surroundings is in part dependent on how the mountaineer chooses to touch and be touched by the environment. Thus, the chosen route needs to match the body of the mountaineer and during the course of walking this measurement continues. The bodily involvement continues as the mountaineer's eye gaze over the surrounding landscapes.›

60 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

sieben Kilometer, einfach nur so hoch und so runter [zeigt es mit der Hand an], oder [Lachen in der Stimme hörbar]. Da bin ich auch völlig falsch beraten gewesen, also völlig [betont] falsch! Und eben Kitzbühel auch. Also wenn es einfach so fest hochgeht, dann bin ich dann auch nicht mehr so stark.»⁶¹

Sie erklärt damit, dass das Material, in dem Falle ihr Triathlonfahrrad, sich nicht so gut eignet, derartige Strecken mit vielen Höhenmetern und technischen Abfahrten zu absolvieren. Gleichzeitig ist ihr Trainingszustand massgeblich für das Erfahren der Strecke: So sei sie etwa keine starke FahrerIn am Berg. Zusammengekommen fliessen diese individuellen Voraussetzungen in die raumbildenden Streckenkenntnisse mit ein.

Auch ihr Erlebnis am Gigathlon, wo sie auf der Radstrecke «blau gefroren» gewesen sei, wurde durch die Tatsache geprägt, dass sie der Situation unangemessene Kleidung trug. Tatsächlich hatten viele Athlet*innen nicht genügend Kleidung an, was dazu führte, dass einige aufgeben mussten: «Es gab nur zwei Frauen, die durchgekommen sind, wir sind durchgekommen. Und der Rest hat aufgegeben [Lachen].»⁶²

Trainingszustand, Tagesform, eigene Motivation und Material bilden zusammen die individuellen Voraussetzungen, die als weiterer Aspekt in die raumbildenden Streckenkenntnisse hineinspielen.

6.1.5 «The windy part I remember. Just fighting and fighting»: (Situative) Streckengegebenheiten

Die Verschränkung der raumbildenden Streckenkenntnisse zeigt sich in der Aussage von Gabriela Islin über den Ironman Hawaii:

«Wirklich, also einfach die Lavawüste. Das erste Mal habe ich das irgendwie viel cooler gefunden als das zweite Mal. Das zweite Mal habe ich gefunden: «Nein! Also irgendwie, es ist immer alles gleich.» Es ist einfach hoch und runter, hoch und runter. Es ist immer hügelig. Oder, es geht immer so und, ja. Es ist wirklich fast langweilig. Und du bist immer am Kämpfen mit irgendetwas, mit dem Wind, dann vielleicht kommt der Wind von vorne, mal von der Seite, nur nie [Lachen in der Stimme hörbar] von hinten [Lachen].»⁶³

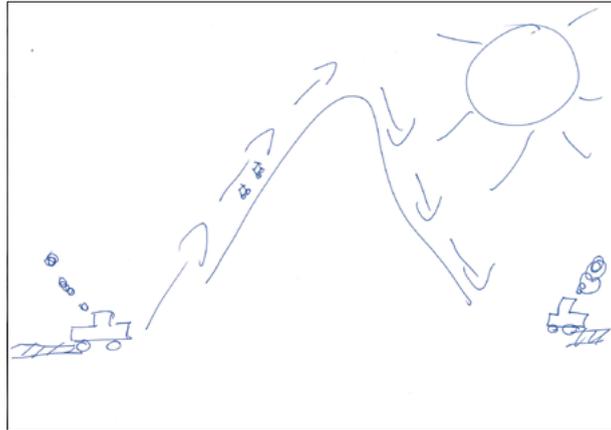
Islin nennt schwindende Motivation (individuelle Voraussetzung) und das Wetter als während des Wettkampfes auf sie wirkende Grössen. Auch verschiedene Mental Maps (vgl. Abb. 4.8, 4.11, 4.13 und 6.4) verweisen darauf, dass gerade

61 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

62 Ebd.

63 Ebd.

Abb. 6.4: Diese Darstellung der gemeinsamen Rennradausfahrt mit Katja Merz erinnert an ein Höhenprofil.



schönes Wetter im Wahrnehmungshorizont von Athlet*innen hervorsteicht.⁶⁴ David Berg zeichnete auf seiner Mental Map die Sonne als einziges gemaltes Element – ansonsten besteht die Abbildung nur aus Pfeilen, Strichen und Schrift. Auf den Mental Maps wird eher gutes Wetter vermerkt, in den Interviews hingegen taucht das Wetter eher in Form des *schlechten*, *herausfordernden* oder *extremen* auf.⁶⁵ Demnach ist das Wetter für Triathlet*innen eine wichtige Komponente, die das Training beeinflusst. Dies erwähnt auch der Triathlet Oliver Zilcher im Interview mit der *Zeit*: «Ich sitze den ganzen Tag im Büro, da tut es danach gut, draussen zu sein. Ich mag es, die Elemente zu spüren, gerne auch Wärme und Kälte. Fitnessstudios sind nichts für mich. Bewegung ist mein Ausgleich, dabei kann ich ein paar Dinge durchdenken.»⁶⁶ Er fügt an, dass ihm dabei vor allem die extreme Hitze in Hawaii Sorgen bereite: «Ich weiss, dass ich die Distanz schaffe, aber ich habe mit den klimatischen Verhältnissen keine Erfahrung. Es ist schwül, sehr windig auf der Radstrecke, und wenn die Sonne herauskommt, auch richtig heiß.»⁶⁷ Das Wetter kann also auch das Erleben metrisch-messbarer Grössen beeinflussen.

Meteorologische Bedingungen können auch der Grund sein, keine Motivation zum Trainieren zu haben. So sagt Hanna Ander etwa:

64 Wobei die gezeichneten Sonnen auch als kulturelle Darstellungsformen von Landschaften gesehen werden können – ein Aspekt, der an dieser Stelle nicht genauer untersucht werden kann.

65 Ander, Interview vom 25. 11. 2014; Sentens, Interview vom 3. 11. 2014; Islin, Interview vom 13. 10. 2014; vgl. zur Diskussion des Wetters in Bezug auf sinnliche Wahrnehmung Ingold, 2010a; Allen-Collinson und Leledaki, 2014.

66 Reith, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018.

67 Ebd.

«Bei schlechtem Wetter habe ich schon keine Lust. Vor allem, wenn es zu kalt ist. Wenn es warm ist, Regen, wenn ich mal drin bin, ok. Aber nein! Ich mein, diesen Sommer bin ich ja eigentlich nur im Regen rumgerannt! Aber es hat eigentlich Spass gemacht, zum Teil. Solange ich nicht friere, macht es mir nichts.»⁶⁸

Bereits beschrieben wurde Islins Erlebnis, als sie beim Gigathlon fror, da sie unpassende Kleidung anhatte. Sie beschreibt die Reaktion einer ihrer Freundinnen, die an der Strecke zuschaute. Diese habe wohl gedacht: ««Oh, die hat so wenig Erfahrung und so schlechtes Wetter wie ist, das wird eine Katastrophe», oder. Sie hat dann noch gesagt, also sie hat mich fast nicht erkannt, also ich bin nur noch blau gewesen.»⁶⁹ In Islins Berichten wird deutlich, dass es wichtig sei, als Triathlet*in eine Haltung gegenüber dem Wetter zu entwickeln.⁷⁰ Über entsprechende Erlebnisse und Erfahrungen eignen sich die Athlet*innen eine «weather endurance»⁷¹ an, die darin besteht, «[to] requir[e] an active and practical disposition to sense and make sense of, to struggle with and adapt to, weather»,⁷² schreiben Jacquelyn Allen-Collinson, George Jennings, Anu Vaittinen und Helen Owton in «Weather-Wise? Sporting Embodiment, Weather Work and Weather Learning in Running and Triathlon». Auch die mehrfache Gewinnerin des Ironman Hawaii Chrissi Wellington schreibt darüber, wie Leistung durch das Wetter beeinflusst wird:

«[...] records in ironman [sie meint Triathlons damit] are arbitrary. It is not a controlled environment, as it is in an athletic stadium. You can be fitter and stronger, but there might be a hellish wind on the bike, so your bike leg is ten minutes slower or it might be uncomfortably hot on the run. And people then speculate that you're not as good as you were. Wrong. Times are not necessarily the best indicator of performance, but they are one of them.»⁷³

Aus ihrer Aussage wird klar, dass die Aussenwahrnehmung von Triathlon primär auf das fokussiert, was metrisch messbar ist – und nicht auf die hier aufgezeigten vielfältigen Faktoren, mit denen sich Athlet*innen während der Wettkämpfe und im Laufe ihres umfassenden Trainings in der Regel beschäftigen.

Diese Herausforderungen, sich auf das Wetter einzustellen, wird auch von Hendrik Alms beschrieben:

«That is a good practice as well. Because, I have, nearly in every competition you have setbacks. Like on this year's Norseman the water was really cold. And I started with the swim [stöhnt], like typical Ironman swimming: You start all out.

68 Ander, Interview vom 25. 11. 2014.

69 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

70 Vgl. Vannini et al., 2012.

71 Vgl. Allen-Collinson, 2018.

72 Allen-Collinson, Jennings et al., 2018, S. 3.

73 Wellington, 2012, S. 204.

Swim as hard as you can the first 100 meters and see, if you find any good legs to be behind. And I was starting to, or, my breathing was, was quite, äh, hyperventilating. It was quite heavy. Which is normal. But then it came to a point when I was breathing as much as I could. Which is normal, when you swim hard. But I was losing power in my arms. I felt my arms were powerless. And I feel like, is this a reaction to the cold, am I getting a cold shock. Because I read about it. Norseman had some great articles about it. But I tested the water in advance. And it was really cold but it went fine swimming. But when it came to the competition it didn't go fine at all [...] I was thinking: «Now it is gone two minutes in the competition, maybe I have to withdraw.»⁷⁴

Alms beschreibt, wie er auf die Kälte reagierte, wie sie Einfluss auf sein Erleben der Strecke hatte, indem sie ihm das Gefühl gab, nicht vorwärtszukommen. Lund schreibt dazu, dass «the changing rhythms and postures alternate the ways in which the body touches the surroundings also provide different vistas, both temporal and spatial».⁷⁵ Zentral in diesem Satz ist das Berühren und das Berührtwerden – im Schwimmbeispiel von Alms ein völliges Umgebensein vom Wasser – des Körpers. Diese unmittelbare Verbindung von Körper und Umwelt, in diesem Beispiel die kalte Wassertemperatur, beeinflusst das Sporttreiben.

Wie sehr das Wetter Einfluss auf Strecken haben kann, weil sich das Terrain dadurch verändert, erlebte ich selbst am Lofoten Triathlon. Permanenter Regen führte dazu, dass das Rennen im nordnorwegischen Gelände zu einer «rutschigen Schlamm Schlacht»⁷⁶ wurde, wie ich später in meinen Feldnotizen notierte. In meiner Wahrnehmung waren Wind und Regen extrem, auf der Radstrecke war ich mir nicht so sicher, ob es lebensmüde sei, den Wettkampf weiterzuführen, wenn ich über die Brücken fuhr, während unter mir das Meer toste und der Windmesser 22 Meter pro Sekunde anzeigte. Auch Bea Albert antwortet auf die Frage, was sie vom Radfahren an diesem Wettkampf erinnere, dass sie einige Stellen beängstigend fand: «The windy part I remember. From Gimsøy onto the bridge. Just fighting and fighting. I enjoyed the parts before the bridge. The bridge was terrifying.»⁷⁷ Aufhören war für sie jedoch kein Thema, das Wetter war für sie als Norwegerin extrem, aber nichts völlig Aussergewöhnliches. Meine subjektiven Vorerfahrungen waren eindeutig anders. Doch auch ich hörte nicht auf. Obwohl ich eine Aufgabe in einem inneren Dialog immer wieder thematisierte, kam ich irgendwann endlich bei Kilometer 25 der Laufstrecke an, bei dem die Strecke weg von der Asphaltstrasse und auf die wenig begange-

74 Alms, Interview vom 30. 8. 2015.

75 Lund, 2005, S. 40 f.

76 Lofoten Triathlon, Autoethnografie vom 30. 8. 2015; Lofoten Triathlon 2015, Feldnotizen vom 28. 8.–1. 9. 2015; Lofoten Triathlon, Fotoethnografie vom 28. 8.–1. 9. 2015.

77 Albert, Interview vom 31. 8. 2015.

nen Wanderwege der Berge Lofotens führte. Ich war froh über den Rhythmuswechsel im Rennen: Von einem mehr oder weniger ebenen Untergrund auf einer Asphaltstrasse ging es für die letzten 15 Kilometer in ein technisch anspruchsvolleres Terrain.⁷⁸ Wind und Regen waren auf der Laufstrecke für mich nicht mehr so massgeblich wie auf dem Rad, obwohl ich an einer Stelle, als ich aus einem Tunnel kam und bergab rennen musste, das Gefühl hatte, die Windböen zögen mir die Füsse unter dem Körper weg. Anders als auf dem Fahrrad war mir jedoch nicht mehr kalt, was meine Stimmung verbesserte.⁷⁹

Alfred Svenson erlebte die von mir beschriebene Laufstrecke des Lofoten Triathlons anders:

«Eigentlich habe ich es mehr genossen im Gebirge, weil dann die Geschwindigkeit, die ich auf dem Asphalt nicht halten konnte, das war wie weggeblasen. Also die Gedanken daran. Es ging dann ein bisschen ums Überleben. Das klingt vielleicht übertrieben. Das war ein Abenteuer, das war eine Expedition. Das [Rennen im Gebirge] war eigentlich besser, obwohl es eigentlich mehr wehgetan hat [Lachen].»⁸⁰

In dieser Aussage wird deutlich – dies habe ich in 5.4.2 bereits gezeigt –, dass die Anstrengung auf der Strecke in den Bergen für ihn grösser war, die Abwechslung und seine Vorstellung, er bestreite gerade ein Abenteuer, ihm jedoch grössere Motivation (individuelle Voraussetzungen) gaben.

Bilder, die ich am Ironman Zürich 2016, 2017 und 2018 aufnahm, beleuchten weniger die Vielfalt erlebter Terrainbeschaffenheiten als die Ordnungen an Wettkampfstrecken. Hier werden beispielsweise Zuordnungen gewisser Räumlichkeiten – für Athlet*innen und Zuschauende – kenntlich. Durch die Wettkampfabsperrungen wird ersichtlich, dass eine Strecke, die normalerweise aus Fusswegen, Grünstreifen und Radwegen auf den Bürgersteigen und auf beiden Strassenseiten besteht, am Wettkampftag anderen Logiken der räumlichen Aufteilung folgt. Autos sind nicht gestattet, es gibt Zuschauer*innenbereiche sowie die Rad- und Laufwettkampfstrecken. Die Zuschauer*innenräume verlaufen auf dem Grünstreifen und teilweise auf dem Radweg, der auf Strasse und Bürgersteig geführt wird. Dieser Bereich wird jedoch so schmal, dass es kaum ein Durchkommen gibt. Die andere Seite der Strasse ist für die Zuschauenden nicht betretbar.⁸¹ Bestehende Definitionen und Bedeutungen von Orten, wie beispielsweise einem Fussweg, werden innerhalb der heterotopen Ordnung des Wett-

78 Vgl. zur Begrifflichkeit des Rhythmus im Sport Krahn, 2019a.

79 Lofoten Triathlon, Autoethnografie vom 30. 8. 2015.

80 Svenson, Interview vom 30. 8. 2015.

81 Ironman Zürich 2016, Fotoethnografie vom 2016; Ironman Zürich 2017, Fotoethnografie vom 29. 7. 2017; Ironman Zürich 2018, Fotoethnografie vom 28. 7. 2018.

kampfes aufgehoben (vgl. hierzu 2.2 *Foucault: Heterotopien im Triathlon*).⁸² Die Zuschauenden werden in Bereichen platziert, die im Alltag eher selten begangen werden. Gleichzeitig sind sie wichtiger Bestandteil der Wettkämpfe, indem sie durch das Anfeuern der Athlet*innen vom Strassenrand aus oder in der Wechselzone deren Motivation steigern, wie Islin beschreibt:

«[...] bei mir ist es mehr, dass ich mich dann freue. Und dann strahle ich schon mal. Und wenn du ja strahlst, dann kommt das Strahlen zurück. [...] Und wenn du, wenn du einfach strahlst beim Reinkommen [in die Wechselzone] und dann weiss ich auch noch, die Familie ist irgendwo oder so, dann komme [Lachen in der Stimme hörbar] ich einfach schon froh rein!»⁸³

Auch Walter Sentens reflektiert die Anwesenheit von Zuschauenden:

«Und, oder durchs Energy Lab, da ist keiner. Es ist megahart, oder, soll megahart sein. Insofern passt es ja dann doch schon wieder so ein bisschen zum, man sagt ja auch der *Mythos Hawaii* [vgl. 6.2]. Es ist ja nicht, Frankfurt zum Beispiel, ist was anderes. Da hast du, weiss nicht, eine halbe Million Zuschauende an der ganzen Strecke. Das ist auch nett, aber wenn Leute mich fragen, ich würde immer Nizza bevorzugen, weil die Strecke mir unglaublich gut gefallen hat. Ich brauchte aber nicht die 50000 Menschen beim Laufen oder die 100000. Das war auch cool, aber ich mein, ich kenne da keinen und es hat mir nicht so viel gegeben, wie, wie jetzt die Natur. Bin aber eher ich jetzt persönlich. Ich weiss auch, dass zum Beispiel ja auch viele Roth so genial finden, weil die Massen da sind, und du hast kaum einen Meter, wo du mal alleine bist und so.»⁸⁴

Beide Zitate machen deutlich, wie Zuschauende Teil von Wettkämpfen sein können und ihre Präsenz den Wettkampf erleichtern kann. Es gehört für viele Triathlet*innen zum Sport dazu, als Nichtstartende/r am Streckenrand zu stehen. Palmer beschreibt Ähnliches für Radfahrende an der Tour de France:

«[...] for cyclists in Istre, attendance at the Tour is an acutely reflexive exercise, with their own experiences of cycling being both measured and validated in terms of the greatest race of all. Spectacles are never one-dimensional, but contain a multitude of valencies which must necessarily alter the many subjective positions through which spectators can appreciate the event.»⁸⁵

Auch über Wettkämpfe, an denen ich am Streckenrand stand oder selbst teilnahm, notierte ich anschliessend, wie andere zuschauende Triathlet*innen über die Wettkampfteilnehmenden urteilten, sich verglichen, Zeiten zwischen ein-

82 Foucault, 2005.

83 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

84 Sentens, Interview vom 3. 11. 2014.

85 Palmer, 1998, S. 270.

zelen Teilnehmenden stoppten und Überlegungen zur Verfassung der Triathlet*innen anstellten, während sie sie anfeuerten.⁸⁶

Abschliessend ist noch die Rolle des Verkehrs zu nennen, wobei dieser aufgrund des vorhandenen Materials nur im Zusammenhang mit den Radausfahrten analysiert werden kann. Auf drei Mental Maps wird sichtbar, dass die Präsenz des Verkehrs eine Rolle spielt (siehe Abb. 4.8, 4.13, 6.4), was auch bei verschiedenen bewegten Interviews deutlich wurde.⁸⁷ Während einer Ausfahrt über den Klausenpass sprach ich mit Katja Merz mehrfach darüber, wie nervig wir einige Autofahrer*innen und vor allem wie gefährlich wir die Motorradfahrer*innen fanden.⁸⁸ Diese Diskussion überlagert immer wieder andere Wahrnehmungen, sodass sich in meinen Notizen zu diesem bewegten Interview kaum andere Informationen finden. Auf einer Radtour berichtete Susanne Reimer von einem befreundeten Athlet*en, der bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen ist. Auf der gesamten Ausfahrt war der Verkehr, insbesondere knappe Überholmanöver, immer wieder Thema. Als es auf einer engen Strasse hinter der Sattelegg am Flübödéli fast zu einer Kollision kam, hielten wir an und redeten über die Gefahren des Radfahrens. Die – nach meiner Empfindung – schöne Aussicht auf diesem Teil der Strecke thematisierten wir nicht und auch die Anstrengung, die wir wenige Sekunden vor der Fastkollision noch erlebt hatten, blieb zu diesem Zeitpunkt am Rande meiner Wahrnehmung und war nicht Teil unseres Gesprächs, obwohl wir kurz davor noch über die steile Abfahrt des vorherigen Streckenabschnitts geredet hatten.⁸⁹ Auch in einem Gespräch mit Taler ging es darum, wie gefährlich das Rennradfahren ist. In dem Dialog mit ihm brachte er dies in Verbindung mit Skitouren und der Überlegung, ob er seinen Kindern eigentlich erlauben solle, Rennrad zu fahren.⁹⁰ Ich fragte Fridolin Cubis, was ihm bei Ironman Zürich von der Strecke in Erinnerung geblieben sei. Darauf antwortete er, dass die Stelle, an der man die Seestrasse verlässt, der Teil der Strecke sei, den er am wenigsten möge: «[...] weil ich find, das ist der schlechteste oder doofste Teil von der ganzen Runde. Weil, weil du halt immer auf den Verkehr und so schauen musst.»⁹¹ Geniessen würde er hingegen den

86 Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019; Halbironman Rapperswil, Autoethnografie vom 31. 5.–1. 6. 2014.

87 Nimmer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 10. 5. 2016; Buttler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 15. 6. 2016; Velt, bewegtes Interview (Rennrad) vom 20. 6. 2016; Merz, bewegtes Interview (Rennrad) vom 6. 6. 2016; Taler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017; S. Matter, bewegtes Interview (Rennrad) vom 14. 10. 2017; Reimer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 16. 8. 2018.

88 Merz, bewegtes Interview (Rennrad) vom 6. 6. 2016.

89 Reimer, bewegtes Interview (Rennrad) vom 16. 8. 2018.

90 Taler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017.

91 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

«Hardbreakhill. Das ist mehr ein Punkt gewesen, da hab ich mich mega gefreut, wo ich dort mitgemacht habe. Zum ersten Mal dort hochzufahren in der ersten Runde, weil ich gewusst habe, dass ich, dass ich dort sicher viele Leute kenn und das ist so im gesamten Rennen unter den ersten 100 oder so bin, vermutlich, die dort durchfahren. Also verhältnismässig früh. [1 Sekunde Pause] Nicht als Herausforderung von der Strecke, sondern einfach, weil ich mich drauf gefreut habe.»⁹²

Hier wird wieder deutlich, dass verschiedene Komponenten das gesamthafte Streckenerleben am Wettkampf ausmachen. Genau diese Kombination verschiedener Faktoren wie Wetter, Terrainbeschaffenheit, Zuschauende und Verkehr ist neben weiteren Aspekten das, was die Athlet*innen motiviert (individuelle Voraussetzungen).

6.1.6 Die fehlende Welle: Strecken spüren

«Im Winter fehlt mir manchmal die Motivation, *Kacheln zu zählen*. Gehe ich dann endlich wieder schwimmen, fehlt vor allem die Welle beim Atmen. Fühle ich mich unfit.»⁹³ Ich reflektiere nach einem Training im See, wie sich das Schwimmen angefühlt hat. In den Aufzeichnungen finden sich auch Gedanken zur Wasserhärte und zum Temperaturempfinden. Deutlich wird vor allem an der Nennung der *fehlenden Welle*, dass ich diese als Feedback lese, wie es um meine Leistung steht. Denn diese kleine Welle neben dem Kopf, in deren Senke eingeatmet wird, entsteht nur, wenn ich ein gewisses Tempo erreiche und die Wasserlage⁹⁴ stimmt. Solche Kategorien sind Teil von Leistungsbeurteilungen. So suchen Sportler*innen das Feedback über ihre Leistungen nicht nur in messbaren Parametern, sondern auch aufgrund der Rückmeldung, die ihnen die Umgebung gibt – wie es für mich die Welle beim Schwimmen ist.⁹⁵

Bedeutend ist auch die Art der Fortbewegung, um die Umgebung zu erfahren. Der Soziologe Lucius Burckhardt, Begründer der Promenadologie:

«Wenn bei einem Spaziergang zu Fuß oder zu Pferde, mit der Durchquerung von Dorf, Fluß, Tal, Hügel usw. die Einheiten einer begrenzten Landschaft im Kopf integriert und damit wahrgenommen werden können, so werden mit dem Wagen

92 Ebd.

93 Schwimmtraining, Autoethnografie vom 28. 7. 2016.

94 Die Wasserlage bezeichnet die Lage des Körpers im Wasser.

95 So gibt es Umgebungen, die für bestimmte Bedürfnisse als besonders (un)geeignet bezeichnet werden. Das Tessin sei beispielsweise überhaupt nicht gut zum Rennradfahren, da könne man immer nur durch die Magadinoebene oder supersteil bergauf und bergab. Sobald man nach Italien komme, sei der Strassenbelag schlecht (Rennradtraining mit Sandra Hamberg, Feldnotizen vom 4. 7. 2016; Triathlonwochenende Tessin I., Feldnotizen vom 7.–9. 6. 2014; Triathlonwochenende Tessin III., Feldnotizen vom 8.–10. 6. 2018).

sehr viel größere Landschaftseinheiten befahren. [...] viel heterogenere Eindrücke müssen zu viel abstrakteren Ideallandschaften integriert werden.»⁹⁶

Art und Modus der körperlichen Fortbewegung sind also relevant für die Erfahrung von Landschaft und Natur, beziehungsweise der Fortbewegungsmodus macht eine Strecke im konkret verortbaren Sinne erst erfahrbar und erzielt somit erst eine Wirkung auf die sich bewegenden Personen.⁹⁷ Durch den Langsamverkehr – ich schliesse hier das Sporttreiben und damit den Schwimm-, Rad- und Laufsport mit ein – lässt sich der durchmessene Raum anders begreifen. Er wird durch den Vollzug von körperlicher Bewegung angeeignet.⁹⁸ Strecken werden nicht nur «durchquert»,⁹⁹ absolviert und zurückgelegt, sondern erfahren (was in Bezug auf das Radfahren wörtlich verstanden werden kann). Die physische Gestalt einer Umgebung wirkt auf die Merkmale zurück, die ihr zugeschrieben werden,¹⁰⁰ was aber immer mit den (sportlichen) Fähigkeiten des Zuschreibenden verknüpft ist. Es liegt an dieser körperlichen Unmittelbarkeit des räumlichen Erfahrens, dass Strecken im Sport häufig mit Bedeutungen belegt werden und dieselben Strecken von Sportler*innen anders begriffen werden als von Nichtsportler*innen: Passstrassen werden von Motorrad-, Auto- und Radfahrenden auf unterschiedliche Art erschlossen und erlebt. Andere Wege, wie etwa Singletrails, sind mit einem Motorrad oder Auto gar nicht befahrbar, ihre Erschliessung Fussgänger*innen und Mountainbiker*innen vorbehalten. Wanderwege machen zwar die Natur für viele überhaupt erst zugänglich,¹⁰¹ sie erschliessen sich jedoch nur dem, der sie sich körperlich eigenständig erarbeitet.

Strecken werden je nach Trainingszustand unterschiedlich empfunden. «Flach de Berg duruf [Schweizerdeutsch übernommen]»¹⁰² fahren zu können, hängt immer auch mit der eigenen Fitness zusammen und impliziert, dass eine Summe von raumbildenden Streckenkenntnissen auf die Sporttreibenden wirkt und unterschiedlichen Interpretationen unterliegt. Taler erklärt an einer leichten Steigung, dass es Jahreszeiten gebe, in denen man hier einfach *hochdrücken* könne, ohne aufstehen zu müssen, aber das sei erst Ende Mai so.¹⁰³ Auch Rubens erklärt: «[...] ein Sportler spürt, wenn er gut zuwege ist.»¹⁰⁴ Die Erschliessung einer Strecke bedarf individueller physisch-materieller Voraussetzungen und Fähigkeiten. Dies führt dazu, dass bestimmte Strecken für diejenigen, die diese Vor-

96 Burckhardt, 2011, S. 270.

97 Krahn, 2017.

98 Vgl. O. Aldred, 2010.

99 Burckhardt, 2011, S. 270.

100 Vgl. Weith, 2014, S. 222.

101 Ween und Abram, 2012, S. 155.

102 Gespräch an einem Badeplatz am Bodensee, Feldnotizen vom 28. 7. 2017.

103 Taler, bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017.

104 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

aussetzungen und Fähigkeiten nicht mitbringen, unerreichte weisse Flecken auf der Landkarte – Terra incognita – bleiben.

6.1.7 Repetition von Strecken – Repetition von Erfahrungen: Kollektive und individuelle Narrative

Es fällt auf, dass bestimmte Trainingsterrains und Wettkämpfe im Triathlon durch spezifische Erzählungen über einzelne Streckenteile bekannt sind. Der *Heartbreak Hill* (Ironman Zürich), der *Solarer Berg* (Challenge Roth) oder das *Energy Lab* (Ironman Hawaii) sind Beispiele für bekannte Punkte an Wettkämpfen, welche wichtige Narrative in Bezug auf die Rennen darstellen. Rund um solche Orte bestehende Narrative gehören zu den Beweggründen, warum Athlet*innen an diesen Wettkämpfen teilnehmen wollen.¹⁰⁵ Ebenso wie beim zu Beginn dieses Kapitels erwähnten Narrativ, dass ein Marathon erst bei Kilometer 38 beginne, handelt es sich um Erzählungen, die formalisierten Redeweisen folgen: sie werden repetitiv, teilweise leicht individualisiert, wiedergegeben. Ein weiteres Beispiel für ein solches Narrativ aus dem Radsport, an dem vielfältige Streckenerfahrungen verdeutlicht werden, ist der Mont Ventoux.¹⁰⁶ So ist für Roland Barthes dieser Berg ein Ort, dessen Gestalt Schrecken verbreitet, gleichzeitig aber einer, an dem Helden gemacht werden.¹⁰⁷ Auch der Human- und Kulturgeograf Justin Spinney beschreibt aus seiner Autoethnografie heraus die sinnlich erfahrbaren Dimensionen der Fahrt auf den Mont Ventoux. Örtliche Kenntnisse der Landschaft und Umgebung sind relevant, doch ebenso Vorwissen und kulturelle Bezüge zu diesem Ort.¹⁰⁸ Dies zeigt sich auch am Beispiel des Gotthardpasses: Während eines bewegten Interviews wurde mir geraten, niemals von Altdorf über den Gotthardpass und dann über die Tremola hinunterzufahren. Die Tremola ist ein Abschnitt des Schweizer Triathlons Swissman sowie der Radrennen Alpenbrevet und Granfondo San Gottardo. Auf der alten Gotthard-Passtrasse gibt es zwar aufgrund der Existenz einer weiteren Autostrasse über den Pass sowie des bekannten Gotthardtunnels relativ wenig Verkehr, doch auf der Tessiner Seite ist sie auf etwa fünf Kilometern mit Pflastersteinen besetzt. Auf den Pflastersteinen hinunterzufahren sei, so der Triathlet Andreas Sein, der Horror.¹⁰⁹ Auf meine Frage, ob er dies schon gemacht habe,

105 Jessen, bewegtes Interview (Rennen) vom 27. 7. 2017; Veyen, bewegtes Interview (Rennen/Wandern) vom 13. 7. 2015; Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014; Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

106 Vgl. Groth und Krahn, 2017.

107 Barthes, 2012, S. 146 f.

108 Spinney, 2006.

109 A. Stein, bewegtes Interview (Wandern) vom 24. 5. 2015.

antwortete er: «Natürlich nicht.» Auch hier zeigt sich, wie auf Vorwissen über Strecke und Streckeneigenschaften Bezug genommen wird. So ist das Denken und Reden über Strecken massgeblich dafür verantwortlich, wie Strecken durch die Athlet*innen kognitiv und sprachlich überhaupt erst hergestellt und dann narrativ weitergegeben werden. Wie über die Tremola geredet und geschrieben wird, formt die Wahrnehmung der Athlet*innen immer mit. Auch wenn Athlet*innen sie noch nicht bergab gefahren sind, *wissen* sie etwas über sie. Auffällig ist auch, dass am Gotthardpass zum Beispiel kaum über den Steigungsgrad gesprochen wird, anders als bei anderen Pässen, beispielsweise dem Pragelpass. Zum Narrativ des Gotthardpasses gehören eher die Pflastersteine, nicht die Steigung oder die Höhenmeter. Diese Beispiele zeigen, wie kollektives (diskursives) Wissen von Strecken existiert. In einem Blogbeitrag von Julia Nikolopoulos, die am Swissman 2014 teilnahm, werden einige Aspekte wie Wetter, Distanz, Zeitgefühl, konkrete Orte, Gefühle, Terrain, Vorerfahrungen, Zielvorstellungen oder Kleidung und deren relationale Situiertheit deutlich:

«Im Gegensatz zum letzten Jahr scheint die Sonne und schon früh sehe ich den Gotthard. Die Kilometer und die Minuten vergehen schnell. Schon bin ich in Airola und der Anstieg zum Pass geht los. 12 km lang. Der untere Abschnitt vergeht schnell. An der Moto Bartolo steht Alex, bevor ich auf die Tremola abbiege. Dort liegt kein Schnee mehr, aber es rollt wie auch im vergangenen Jahr wie ein Sack Nüsse lustig über die 5 km Kopfsteinpflaster. Oben auf der Passhöhe angekommen überlege ich kurz, ob ich mehr als eine Weste für die Abfahrt brauche, entscheide mich aber dagegen. Und runter. Was ein Spaß! Der Kreisel in Hospental ist fertig, womit es keine nervige Wartezeit an der Ampel mehr gibt und ich biege ab nach Realp.»¹¹⁰

Der Bericht vermittelt Vorstellungen und Narrative von Strecken, die mehr Informationen integrieren als metrische Daten und Karten abbilden können. Hier sind es zum Beispiel die fünf Kilometer Pflastersteine (Terrain), geänderte infrastrukturelle Bedingungen oder das Wetter, die unterschiedliche Bedeutungen für die Athlet*innen haben. Nach de Certeau

«spielt die Erzählung eine entscheidende Rolle. Gewiß, sie <beschreibt> nur, aber <jede Beschreibung ist mehr als eine Festschreibung>, sie ist <ein kulturell schöpferischer Akt>. Wenn eine Reihe von Umständen zusammenfällt, hat sie sogar eine distributive Macht und eine performative Kraft (sie macht, was sie sagt). Somit schafft sie Räume.»¹¹¹

So gelten manche Strecken in der Triathlonszene als schnellere oder langsamere. Die Challenge Roth gilt als eines der schnellsten Langdistanzrennen. Für eine

110 Blogpost Julia Nikolopoulos, zuletzt eingesehen am 24. 4. 2019.

111 De Certeau, 1988, S. 228.

ausserhalb der Triathlonszene stehende Person ist es schwierig, zwischen solchen Feinheiten zu differenzieren. Zwar können die absolvierten Zeiten an den Wettkämpfen verglichen werden. Doch wird die Streckenerfahrung durch die vier erweiternden Aspekte subjektiver Streckenerfahrung entscheidend beeinflusst. Räume des Triathlons werden von Person zu Person verschieden erlebt und durch eigene Ziele, Bedürfnisse, Fähigkeiten, Interessen und Ansprüche gegliedert. Merkmale der Umgebung werden subjektiv wahrgenommen, körperliche, sinnlich-kinästhetische Wahrnehmungen variieren. Aneignungen dieser Räume werden beispielsweise in Form eines Ironman Tattoos (vgl. 5.3.1 «*Tätowierungen*»: *Tinte, Aufkleber, Schmutz und Dreck*) oder eines bestimmten Laufkämpis (vgl. 5.2 «*Nicht ohne mein Laufkämpis*»: *Materialien als Körperfassade und -unterstützung*) kommuniziert. Die versportlichten Räume werden also immer wieder performiert und neu erschaffen, sie erscheinen und verschwinden, laufen mit der Bewegung der Athlet*innen mit. Sie transportieren dabei immer auch Wertvorstellungen sowie szenenspezifische Kenntnisse und Zugehörigkeiten und sind – trotz (oder gerade aufgrund?) kollektiver Narrative über bestimmte Strecken und deren Erfahrung – immer auch deutungssoffen.

Raumwahrnehmung als Offenbarung von Praktiken

«26.07.17, 15:24 – Martina Nimmer: Heute abend eine gemuetliche laufrunde um den katzensee?

26.07.17, 16:09 – yonca: Gebe lauftraining in der fluntern. Magst dort hin kommen? Ist auch lockerer Dauerlauf heute

26.07.17, 16:10 – Martina Nimmer: Oh nein, das ist mir zu weit ...

26.07.17, 16:10 – yonca: ...

26.07.17, 16:10 – Martina Nimmer: ...

26.07.17, 16:11 – Martina Nimmer: Ich bin heute sehr faul hihi

26.07.17, 16:11 – yonca: Kenn ich!

26.07.17, 16:11 – yonca: Darf ich das als Beispiel in meiner Doktorarbeit verwenden?

26.07.17, 16:12 – Martina Nimmer: Also aehm ja klar, wenn es dir was nuetzt

26.07.17, 16:12 – Martina Nimmer: Aber du schreibst ja nicht uebers faul sein oder?

26.07.17, 16:12 – Martina Nimmer: ...

26.07.17, 16:13 – yonca: Nee! Es ist nur so ein super Beispiel! Man macht x km die Woche, aber bestimmte Wege eben nicht.»¹¹²

Aus dieser Whatsapp-Konversation wird deutlich, dass die Triathletin Nimmer bestimmte Vorstellungen davon hat, wie ein Training abzulaufen habe. Ihre Haltung in Bezug auf das Training ist durch ihre eigenen raumbildenden Streckenkenntnisse vorgefestigt.

Letztere bestehen immer aus einer Verknüpfung der hier vorgestellten vier Aspekte: metrische Daten, situative Streckengegebenheiten, individuelle Voraussetzungen und subjektive Erfahrungen der Athlet*innen. Sie beinhalten kollektiv geteilte, repetitive Erfahrungen und das Spüren von Strecken. Wie exklusive Räume des Sports entstehen, da sie nicht für alle aufgrund mangelnder körperlicher Voraussetzungen erfahrbar sind, ist abhängig vom Zusammenspiel dieser Aspekte, aber auch von der Relation, in der sie auftreten. Beim Erleben von Strecken geht es um mehr als nur das Absolvieren von Kilometern. Der Triathlet Mark Berts verdeutlicht am Beispiel von Wettkampfstrecken, die in – für ihn – besonderer Natur oder Landschaften stattfinden: «[...] these competitions go beyond just races, they are personal journeys.»¹¹³ Es sind genau diese situativen, individuellen Erfahrungen in einer Landschaft, die ihn Wettkämpfe als «personal journey», als persönliche Reise, erfahren lassen. Solche Streckenerlebnisse werden geformt durch die Erfahrungen der Personen, die sich in entsprechenden Landschaften aufhalten und sich diese auf Strecken erschliessen.¹¹⁴ Was für den einen ein weisser Fleck ist, ist tägliche Trainingsstrecke für den anderen. Landschaften und Personen sind «mutually constituted»,¹¹⁵ das heisst, sie bedingen sich gegenseitig: «Landscapes take on meanings and appearances in relation to people, and people develop skills, knowledge and identities in relation to the landscape in which they find themselves.»¹¹⁶ Techniken, derer es bedarf, um sich eine Strecke, wie etwa einen Wanderweg, rennend zu erschliessen, lassen Wissen und Kenntnisse entstehen, die für eine Joggingrunde nicht benötigt werden. Orte, die für Sportler*innen zu einem Trainingsterrain werden – wenn beispielsweise der Pragelpass als Rennradstrecke genutzt wird – bleiben für Nichtsportler*innen als sportlich erfahrene Räume unerschlossen. Zwar kann man sich mit dem Auto wie mit dem Rennrad physisch am gleichen Ort bewegen, doch die Raumerfahrungspraxis ist eine andere. Ohne einen gewissen Grad an körperlicher Fitness bleiben die Räume der sportlichen Erschliessung unzugänglich. Damit stellen bestimmte Strecken und Arten der Streckenerschliessung exklusive Räume des Sports dar.

Athlet*innen entwickeln Strategien, die auch geprägt sind durch ortsbezogene Narrative. Beispielsweise prägt das Wissen über die Pflastersteine am Gotthard-

113 Berts, Interview vom 31. 8. 2016.

114 Ingold, 2000, S. 192.

115 Ingold, 2011, S. 129.

116 Ebd., S. 129.

pass Handlungen von Sporttreibenden, welche durch dieses Wissen Teil einer Szene werden. Damit gehen ihre Streckenkenntnisse über das Wissen konzipierter Räume hinaus. Eine Fahrt über den Pragelpass, der teilweise 18 Prozent Steigung hat, bedarf eines guten Trainingszustandes. Eine solche Streckenwahl trifft nur, wer sowohl diese körperlichen Voraussetzungen als auch das Wissen über metrische Daten des Passes hat, oder eine Person, die ihre Physis nicht in Relation zu diesen metrischen Streckengegebenheiten setzen kann beziehungsweise keine subjektiven Erfahrungen, das heisst individuellen Vorerfahrungen, mit dieser oder vergleichbaren Strecken hat und somit nicht weiss, worauf sie sich einlässt.

Es ist die hier beschriebene Vielfalt von Erfahrungsdimensionen, die nicht zuletzt dazu führt, dass Akteur*innen dem Bedürfnis folgen, derartiges Erleben wiederholt zu erfahren. Zudem regeln raumbildende Streckenkenntnisse die Zugänglichkeit und Nichtzugänglichkeit von versportlichten Räumen.

6.2 Ort des Triathlons: Der Mythos Hawaii

«Hawaii ist einfach ein Mythos, oder! [...] Und das ist schon, der Mythos Hawaii, das ist [man hört, wie er seine Hände wieder in den Schoss fallen lässt]. Viele gehen über Leichen für das, oder.»¹¹⁷

Im Folgenden möchte ich auf die in diesem Zitat des Triathleten Anders Petersen widerspiegelte Mythisierung Hawaiis im Triathlon eingehen. Petersen fährt fort:

«Und es ist halt einfach schon, ob Profi oder Amateur, das Hawaii, das zieht einfach. [...] Und das ist schon das: Du musst keine Ahnung haben von Sport, keine Ahnung von Triathlon. Hawaii kennst du einfach. Und das ist so [Lachen in der Stimme hörbar] ein wenig das – ja!»¹¹⁸

Petersen bezieht sich hier also auf die Aussenwahrnehmung des Sports. Auf die Frage, warum denn dieses Rennen ein Mythos geworden ist, antwortet er:

«Ja, das ist, mit der ganzen Geschichte, das ist im, '78 glaube ich. [1 Sekunde Pause] Glaube ich, 1978, ist das so geboren.¹¹⁹ Der ganze Ironman, in Hawaii. Und äh, das hat sich, über die Jahre hat sich das so ergeben, dass wirklich alles, die WM, die offizielle WM ist einfach Hawaii.»¹²⁰

117 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014.

118 Ebd.

119 Dass Petersen von «geboren» spricht, zeigt eine Personifizierung des Wettkampfs an.

120 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014.

Obwohl der erste Triathlon in San Diego 1974 stattfand (vgl. hierzu 1.3 *Eine kurze Geschichte von langen Rennen*), wurde Hawaii Petersen zufolge seitens des Ironman-Veranstalters gewissermassen als zentraler Ort für den Sport *aus-erkoren*. Seither sei Hawaii, urteilt auch Fridolin Cubis, ein Label und Name, der einfach «ziehe»:

«Und es ist insofern interessant, ich meine es ist nicht nur, wieso dass sie das gut verkaufen ist nicht nur, ehm, die Geschichte, dass man auf Hawaii gehen kann oder auf, an eine Halbironman-WM. Sondern es ist offenbar auch das Label und der Name, der zieht.»¹²¹

Cubis thematisiert zwar das Marketing der Veranstaltung auf kritische Weise, betont jedoch:

«Also es würde mich reizen insofern, als wenn ich, wenn ich, ich genug weit vorne wäre zum, zum äh, das nehmen [den Startplatz] zu können, dann würde ich das sicher nehmen, [1 Sekunde Pause] ähm, aber es ist nicht, es ist nicht das einzige Ziel. Und ich glaub auch, wenn du nicht wirklich sehr, sehr, sehr, sehr gut bist, darfst nicht an die Wettkämpfe gehen und sagen, das ist mein Ziel, weil es kann so viel passieren und du weisst nicht, wer alles dort startet.»¹²²

Trotzdem sei es wichtiger, über die Langdistanz «sein eigenes Rennen zu machen»¹²³ und das Ziel, nach Hawaii zu können, nur als untergeordneten Erfolg zu sehen. Petersen, der als Amateur schon zweimal am Ironman Hawaii teilnahm, nun aber als Profistarter schwierigere Qualifikationskriterien hat, betont dennoch: «Das Ziel ist Hawaii nächstes Jahr.»¹²⁴

Verorteter Raum der Erfahrung

Der Extremsport habe «im Verlauf seiner sozio-kulturellen Entwicklung unterschiedliche Raumregimes ausgeprägt, teilweise sogar regelrechte Raummythen geschaffen», so der Soziologe Karl-Heinrich Bette. Diese Orte würden Identifikationen ermöglichen

«und sie erzählen, indem man ihre Namen nennt, nicht nur Abenteuer- und Heldenepen, sondern auch magische Raumerlebnis- und Raumbewältigungsgeschichten. Die Weite des Meeres und die Monotonie der [Lava-, Y. K.]Wüste signalisieren nicht nur Erhabenheit und Leere, sie können dem wahrnehmenden Bewußtsein auch Gefühle der Gleichförmigkeit und Ruhe vermitteln – und dies vor dem Hintergrund von Lärm, urbaner Hektik und modernem Streß.»¹²⁵

121 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

122 Ebd.

123 Ebd.

124 Petersen, Interview vom 10. 12. 2014.

125 Bette, 2004, S. 101 f.

Die Reise nach Hawaii, einem Ort, der aus europäischer Perspektive auf der anderen Seite des Erdballs liegt, ist zwar nicht frei von Hektik und Stress, doch lassen die Athlet*innen bei dieser Reise den Alltag buchstäblich hinter sich und erfahren sowohl klimatisch als auch landschaftlich etwas komplett anderes, was sich emotional auf das Erleben auswirkt. Reisen stellen immer auch das Potenzial dar, neue Raumerfahrungen zu machen.¹²⁶ Islin:

«Also 42 Kilometer, 42 Kilometer tun weh! Also Hawaii ist wirklich, ist heavy. Hawaii ist heavy, aber auch wunderschön. Weil du gehst dem Meer entlang und hast sehr gute Verpflegung, immer. Wirklich. Schwieriger wird es dann dort, wo du auf die Autobahn hochgehst, da sind dann wieder keine Leute. Und wo du dann nachher ins Energy Lab runter musst und wieder zurück musst. Aber dort bist dann schon wieder mit den Athleten, wo du dann halt auch mal wieder ein Wort redest oder so.»¹²⁷

Bettes These, dass Orte wie Hawaii epische Geschichten erzählen, spiegelt sich in der Tatsache wider, dass der Wettkampf auf Hawaii als «Ritterschlag unter Triathleten» angesehen wird¹²⁸ und als etwas gilt, das man den Rest seines Lebens für sich habe, wie der Athlet Tom Warren formuliert: «[Something] you'll have with you for the rest of your life.»¹²⁹ Kaum verwunderlich also, dass das Motto «Brag for the rest of your life»¹³⁰ vom Veranstalter aufgenommen wurde und somit ganz bewusst ein bestimmtes Image entstehen lässt.

Die mediale Präsenz und der internationale Charakter, die das Rennen in Hawaii mit sich bringen, können mit Arjun Appadurai als «global ethnoscapes» beschrieben werden, die aus «multiple worlds» bestehen, «which are constituted out of the historically situated imaginations of persons and groups spread around the globe».¹³¹ Palmer beschreibt sportliche Megaevents¹³² als Veranstaltungen, die sinnlichen Charakter haben und durch ein Spektakel dominiert sind.¹³³ Ebendiese Aspekte weist auch der Ironman Hawaii auf. Felix Rubens bezeichnet die Veranstaltungen mit dem damit einhergehenden Spektakel als «Ironman-Zirkus».¹³⁴ Grosse Triathlonwettkämpfe wie der Ironman Hawaii fallen in die Kategorie solch spektakulärer Veranstaltungen. Palmer beschreibt

126 Vgl. hierzu Wöhler, 2011, S. 249.

127 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

128 Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:01:45.

129 McDermott, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

130 Ironman History, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

131 Appadurai, 1990, S. 297.

132 Zu Megaevents zählt Palmer die Olympischen Spiele, die Fussballweltmeisterschaften, aber auch Rockkonzerte.

133 Palmer, 1998, S. 267. Siehe zum Ironman-Spektakel auch Debord, 1983. Zur detaillierten Typisierung von Megaevents siehe die Arbeiten des Humangeographen Martin Müllers (M. Müller, 2015).

134 Rubens, Interview vom 13. 12. 2014.

solche Events als «major sites and sources of cultural imagination».¹³⁵ Derartige Imaginationen werden von Medienbeiträgen und anderen Berichten beflügelt, die beispielsweise lauten:

«Hartes Training, um die ultimative Prüfung einmal selbst zu erleben. [...] Ein Traum, der weh tut. Ein Kampf gegen brütende Hitze. Ein Kampf gegen den eigenen Körper – der manchmal Grenzen überschreitet. Der Ironman Hawaii. Die Prüfung, die schon unzählige Geschichten schrieb.»¹³⁶

Oder:

«Als beim Ironman 1982 die Siegerin Kathleen McCarney nach 11 h 9 min 40 s das Ziel kurz vor Julie Moos erreichte, war ein weiterer Schritt Richtung medial inszenierter Mystifizierung getan, denn Moos brach zusammen und kroch über die Ziellinie. Der Ironman als ein «Synonym für Faszination und Verrücktheit.»¹³⁷

So wird Hawaii nicht nur während der Weltmeisterschaft mit Triathlon assoziiert. Der Austragungsort Kona und viele weitere Teile der Insel sind ganzjährig Orte, die an Triathlon erinnern: Mit dem Ironman-Logo, Rennszenen oder anderen triathlonspezifischen Motiven bemalte Wände, Ironman-Repräsentationen wie Kleidung, Souvenirs oder besondere Menus für Triathlet*innen verweisen auf den Sport.¹³⁸ Die Stadt hat sich durch das Rennen eine gewisse Selbstzuschreibung gegeben. Durch das Rennen konstruiert sie sich eine spezifische Identität, die sich zum Rennzeitpunkt nochmals verstärkt – Prozesse, die der Volkskundler Ueli Gyr als Formen «urbaner Identitätsleistung»¹³⁹ beschreibt.

Mythos Hawaii

Aus dem Vorangehenden wird deutlich, dass der Ironman Hawaii häufig als *Mythos Hawaii* bezeichnet wird. Nach Roland Barthes sind Mythen durch mediale Repräsentationen allgegenwärtig: «Der Mythos ist eine Rede.»¹⁴⁰ Der Kulturwissenschaftler und Erzählforscher Harm-Peer Zimmermann schreibt, dass Mythen «durch die Medien der Moderne geradezu omni- und hyperpräsent» sind.¹⁴¹ Im Anschluss an Barthes, dessen Werk einen Paradigmenwechsel in der Rede über den Mythos darstellt,¹⁴² lassen sich Mythen als zeitgenössische Phänomene erkennen, die Alltägliches beinhalten können. Insbesondere im Zusammenhang mit Fremd- und Selbstbildern entstehen massenwirksame Mystifizierungen von

135 Palmer, 1998, S. 267.

136 Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:04:28.

137 Neumann, Pfützner und Hottenrott, 2004, S. 14.

138 Vgl. dazu Palmers Beschreibungen zu Symbolen der Tour de France, die an manchen Orten der Strecke ganzjährig gekauft werden können (Palmer, 1998, S. 268).

139 Gyr, 2005.

140 Barthes, 2012, S. 251.

141 Zimmermann, 2015c, S. 10.

142 Barthes, 2012.

Events,¹⁴³ durch welche Ideologien und kommerzielle Interessen vermittelt werden können.¹⁴⁴

Hawaii als triathlonspezifischer Raum entsteht durch das Zusammenspiel von Athlet*innen (die darauf febern, am Wettkampf starten zu dürfen, und dafür eine Qualifikation schaffen mussten), Zuschauenden und medialen Berichterstattungen, wird aber auch entscheidend mitgeprägt durch das Image der Marke Ironman und die dadurch suggerierte Lebensweise sowie durch die Narrative, welche durch den diskursiv hergestellten Mythos Ironman Hawaii vermittelt werden. Zimmermann:

«Mythisch modern zu denken heißt, Gegenstände und Geschehnisse aus der Perspektive von Schicksal und Schöpfung wahrzunehmen und darzustellen. Erst diese Abstraktionsleistung erlaubt es dem Mythos, alle möglichen alltäglichen Phänomene aufzugreifen und darzustellen.»¹⁴⁵

Für eine solch schicksalhafte Einbettung alltäglicher sportlicher Ereignisse und Praktiken eignet sich der Triathlon auch deshalb, weil die Vorbereitungen und Rennverläufe gern als Leidenswege mit einem Happy End dargestellt werden. Als solche mythischen Narrative werden sie von den Athlet*innen als individuelle Geschichten vermittelt, auf sozialen Medien als Wettkampfberichte und Bilder geteilt oder als szenenspezifisches Wissen verinnerlicht.¹⁴⁶

Der Ironman Hawaii funktioniert auch deshalb als moderner Mythos, weil die Teilnahme innerhalb der Triathlonszene ein liminales Ereignis ist (vgl. 5.4.4, *Ironman-Hawaii-Teilnahme*): Über sie wird Distinktion und Zugehörigkeit in der Szene ausgehandelt und eine entsprechende öffentliche Wahrnehmung nach aussen kommuniziert und vermarktet.

Zuschauende werden zu Zeug*innen sportlicher Leistungen der Athlet*innen, wobei die Ortsbezogenheit relevant ist. Das heisst, die Leistung, einen Langdistanztriathlon zu absolvieren, wird nur im Verbund mit einem spezifisch aufgeladenen Ort zu einem Mythos.

Hawaii kann für einige Triathlet*innen das langfristige Ziel ihrer Triathlonpraxis darstellen, im wahrsten Sinne des Wortes ihr Langstreckenziel. Die Reise nach Hawaii nach dem erfolgreichen Bestreiten der Qualifikationswettkämpfe ist jedoch nicht nur ein Ziel, sondern stellt als liminales Ereignis auch den Übergang in eine neue Phase in einer Triathlonbiografie dar. Solche Narrative, die in den Aussagen der beforschten Triathlet*innen, aber auch in medialen Berichterstattungen vorkommen, tragen dazu bei, den Mythos Hawaii am Leben zu erhalten.

143 Vgl. Heimerdinger, 2010, S. 125.

144 Vgl. hierzu Zimmermann, 2015c, S. 12; vgl. unter anderem Schmidt-Lauber, 2003, S. 14; Lenk und Schulte, 2012; Hilliard, 1988, S. 303; Zimmermann, 2015c.

145 Zimmermann, 2015b, S. 307.

146 The Crawl, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019.

7 Ziel: Fazit und weiterführende Gedanken

«Da gab es spannende Rennverläufe, da gab es extreme Höhen, aber auch extreme Tiefen, wo Sieger über die Ziellinie gekrochen sind vor Erschöpfung. Und teilweise auch kurz vorher kollabiert sind. Und so entsteht natürlich der Mythos eines Rennens und sicherlich der Mythos Hawaii.»¹

Diese Aussage fällt zu Beginn eines Fernsehbeitrags zum Triathlon auf Hawaii und verbindet eine Reihe bekannter und gängiger Attribute, die in der Öffentlichkeit mit diesem Sport verbunden werden. Das Zitat zeigt zwar Aspekte von Triathlon auf, wird ihm aber nicht vollends gerecht, triggert vielmehr Assoziationen, die in den populären Medien genutzt werden, um ein Bild des Sports zu schaffen. In diesen medialen Darstellungen wird gern mit Superlativen gearbeitet: Der Sport sei extrem, es seien leistungsorientierte Individuen, die übermenschliche sportliche Errungenschaften erbrächten, die Distanzen und Trainingspenen bewältigten, die für Normalsterbliche unmöglich zu absolvieren seien. Es seien Sportler*innen, die gern leiden und Schmerzen ertragen, ja diese sogar suchen würden, wenn sie die Rennen bestritten, deren Krönung darin liege, sich für den Ironman Triathlon in Hawaii – den mythenumwobenen Ort des Triathlons – zu qualifizieren, um sich dort durch die sengende Hitze der Lavawüste dem Ziel schwimmend, Rad fahrend und rennend entgegenzuarbeiten. Der Sport verkörpert damit eine Blüte der Leistungsgesellschaft, die im 21. Jahrhundert Individualisten hervorbringt, die eigenmächtig einem persönlichen Ziel zustreben. Deren Körperstereotyp die sportlich trainierte, braun gebrannte und zähe Person ist. Es sind Sporttreibende, die sich mit dem vermeintlich besten Material ausstatten, das technologisch auf dem neusten Stand ist, koste es, was es wolle. Der Sport wird

¹ Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:03:24.

in derartigen Darstellungsweisen glorifiziert und mystifiziert, ihm werden Attribute beigelegt, die sicherlich zutreffen, ihm aber nicht vollumfänglich und in seinen verschiedensten Ausprägungen gerecht werden.

In der vorliegenden Arbeit habe ich ein differenzierteres Bild vom Triathlon aufgezeigt, welches jenseits von Klischees auf verschiedenste Dimensionen dieser Sportart verweist und sich ihm durch die ethnografische Erforschung des Zusammenhangs von Körper, Bewegung und Raum nähert.

Durch die ethnografische und qualitative Betrachtungsweise des Triathlons konnte verdeutlicht werden, wie Körper, Bewegung und Umgebung interagieren und über triathlonspezifische Praktiken ein Raum entsteht, der den Alltag von Triathlet*innen bestimmt und einen spezifischen Wahrnehmungs- und Deutungshorizont eröffnet. Im Folgenden erinnere ich schlaglichtartig an richtungsweisende Linien und Erkenntnisse, führe zusammenfassende Gedanken sowie Forschungsperspektiven aus und stelle übergeordnete Überlegungen zur Forschung an.

Wie ein Triathlon, bei dem zuerst die Wechselzone eingerichtet wird und dann die drei Disziplinen absolviert werden, ist die Arbeit neben der Einführung und diesem Schlusskapitel (Kapitel 1 und 2 sowie 7) in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil widme ich mich der methodologischen Frage danach, wie sich eine mobile Praktik erforschen lässt (3 und 4), im zweiten biete ich eine umfassende Ethnografie des Triathlons (5), im letzten Teil spreche ich über Strecken und Hawaii als Orte des Sports (6). Wie bei einem Triathlon die Disziplinen Schwimmen, Rennradfahren und Laufen nur Fragmente des Ganzen sind und das Training der einen Sportart die Leistungen in den anderen beeinflusst, stellen auch die Teile dieser Arbeit einen Verbund dar. Bricolageartig verbindet die Arbeit verschiedene Themen aus dem Triathlon und setzt dieses Repertoire² in Beziehung mit Körper, Bewegung und Umgebung. So vielfältig der Sport mit seinen drei Disziplinen ist, so vielfältig sind auch die Methoden, Theorien und geistes- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten, auf die ich mich stütze.

Triathlon ist ein in diversen Ländern und Landschaften durchgeführter Sport, der in den letzten Jahren immer populärer geworden ist – im deutschsprachigen Raum hat sicher dazu beigetragen, dass die Wettkampfspitze über unterschiedliche Distanzen von Deutschland und der Schweiz dominiert wird (vgl. 1).

Triathlon wird besonders von Personen aus den Industrienationen absolviert, deren vielfach finanziell gesicherte Situation dazu führt, dass die Wettkämpfe nicht nur in den Ländern, aus denen die Athlet*innen stammen, betrieben werden, sondern auch in Regionen angeboten werden, die typische Feriendestinationen ausserhalb Europas darstellen, durchgeführt von den grossen

2 Strauss, 1962, S. 11 f.

Wettkampfveranstaltern Challenge und Ironman. Die Lokalbevölkerung hingegen ist mit dem Sport wenig vertraut und das Spektakel wird für die exklusive Sportlergruppe inszeniert. Im Gepäck nicht nur Schwimmbrillen und Fahrräder, sondern auch Familie und Freund*innen der Athlet*innen, die ebenso Geld mitbringen und zur Triathlonkulisse beitragen. Darüber entstehen temporäre Orte des Sports, die wiederum mit Bedeutungen für die Athlet*innen belegt werden (vgl. 6.1).

Die Verortung der Feldforschung in der Schweiz, Norwegen und Hawaii spiegelt spezifische finanzielle Anforderungen an die Athlet*innen und verschiedene klimatische Trainingsbedingungen wider. Hawaii stellt einen besonderen Fall dar, da diesem Ort in Bezug auf den Triathlon der Status eines Mythos zugeschrieben wird. Die klimatischen Bedingungen sind so, dass das ganze Jahr über trainiert werden kann. Gewisse Kosten, etwa für Trainingslager, fallen weg, andere jedoch potenzieren sich, zum Beispiel fürs Reisen zu Wettkämpfen ausserhalb des amerikanischen Bundesstaates. Anschlussfragen sind hier, ob Hawaii als ikonischer Ort des Triathlons einen Einfluss auf Breitensportliche Entwicklungen der eigenen Bevölkerung hat und ob der Triathlonmythos Hawaii auch auf der Couch gelebt wird.

Anders sind die klimatischen Bedingungen in der Schweiz und in Norwegen. Hier ermöglicht das Wetter kein ganzjähriges triathlonspezifisches Training. Im Winter wird viel drinnen, zum Beispiel auf der Rolle, oder mittels Alternativsportarten wie Langlaufen trainiert. Die finanzielle Situation in diesen Ländern lässt es zu, dass der Sport von einer breiteren Masse ausgeübt werden kann. Daran anschliessend stellt sich die Frage, inwiefern klimatische Bedingungen und finanzielle Voraussetzungen Einfluss auf die sportlichen Praktiken haben und welche weiteren Faktoren Gründe sein können, warum jemand diesen Sport betreibt.

Der Besuch von Triathlonwettkämpfen, der Sporttourismus überhaupt, ist insbesondere in Bezug auf den Klimawandel und die Covid-19-Pandemie ein erweitertes zu betrachtendes Thema, denn beides stellt das touristische Reisen infrage. Während der Wettkampfveranstalter auf Hawaii für eine Sonnencreme wirbt, die keine negativen Auswirkungen auf das Riff haben soll, und betont, dass die Getränkeflaschen, die während des Rennens abgegeben werden, recycelt werden, fliegen Tausende Triathlet*innen mit ihren Familien um die Welt. Diese Ambivalenz des Ironman Hawaii bildet einen Anknüpfungspunkt für einen vertieften Blick auf Lebensstile der Szene, auf die Bewertung von Wettkämpfen und auf die Wichtigkeit, die gerade der Teilnahme am Ironman Hawaii szenenintern beigemessen wird.

Ebenso bietet der Triathlontourismus aufgrund der Einschränkungen, die durch ermüdete Körper nach den Trainings und Rennen entstehen, Gelegenheit, Tri-

athlon im Hinblick auf den von ihm konditionierten Lebensstil zu befragen: Soll man wirklich einmal um die Welt fliegen, um an einem Wettkampf teilzunehmen? Wie können touristische Aktivitäten wie Sightseeing ausgeführt werden, wenn die Triathlet*innen nach dem Wettkampf so erschöpft sind, dass sie kaum laufen können? Fridolin Cubis Aussage verdeutlicht diese Ambivalenz, wenn er erklärt, dass er nach dem Ironman New York noch ein paar Tage geblieben sei, um Sightseeing zu machen:

«Nachher noch ein paar Tage [bleiben,] ist sicher am strengsten gewesen, [...] ich bin wirklich kaputt gewesen, aber ich habe versprochen, wir gehen ab Sonntag Sightseeing machen. Ähm, und das haben wir gemacht. Es ist einfach sehr lang-sames Sightseeing gewesen.»³

Daran schliesst die Frage an, welche Intentionen dazu führen, an andere Orte zu reisen, um dort die Ferientage mit einem Wettkampf zu verbringen – und das, nachdem viele Triathlet*innen schon ihre Freizeit im Frühjahr im Trainingslager verbracht haben. Auch die Art und Weise der Durchführung derartiger Wettkampfbesuche bietet viele Erkenntnisse über Triathlet*innen – bedeutet es doch einen grossen Aufwand, ein Rennrad zu verpacken und alles weitere Material für den Wettkampf zu transportieren.⁴ Reisende würden, so der Soziologe Karlheinz Wöhler, Grenzerfahrung suchen, «also Räume, die aufgrund ihrer Unvertrautheit und Unvorhersagbarkeit mentale, kulturelle und physische Herausforderungen darstellen»⁵ (vgl. Kapitel 5). Auch dieses Erleben lässt sich auf Triathlet*innen übertragen und würde weiterführende Einblicke in triathlonspezifische Praktiken geben.

Das Jahr 2020, in dem aufgrund der Covid-19-Pandemie kaum Rennen stattgefunden haben, liefert ausserdem Anknüpfungspunkte für eine Untersuchung der Merkmale des Sports und für eine Betrachtung der Lebensstile der Triathlet*innen. Denn wenn den Teilnehmer*innen eines Sports, der nur am Wettkampf komplett, das heisst mit allen drei Disziplinen konsekutiv und inklusive der Wechsel, ausgeführt wird, plötzlich diese Option nicht mehr geboten wird, verändert sich die gelebte Praxis. Hier könnten besonders das Verändern von Routinen und das Aufkommen von neuen Entwicklungen in der Gesellschaft in Bezug auf den Triathlon erforscht werden.

Gleichzeitig sind neue Wettkampfformate entstanden, die zu Hause oder in der unmittelbaren Umgebung stattfinden und durch Social Media geteilt werden. Dadurch generieren sie neuartige Formen von Teilnehmendenfeldern und Publika.

3 Cubis, Interview vom 24. 10. 2014.

4 Lofoten Triathlon, Autoethnografie vom 30. 8. 2015, Fotoethnografie vom 28. 8.–1. 9. 2015.

5 Wöhler, 2011, S. 249.

Angesichts der mannigfaltigen Themenfelder, die weitere Erforschung verdienen, fällt auf, dass in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Sportforschung der Triathlon marginal beachtet wird. Kulturanthropologische Sportforschung gibt es zwar, eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Sport, der die Akteur*innen des Breiten- wie des Spitzensports ins Zentrum stellt, befindet sich aber eher noch in den Anfängen. Gleichzeitig fällt auf, dass vielfach Methoden gewählt werden, die in anderen Themenfeldern nicht so stark vertreten sind. Dies trifft zum Beispiel auf die Autoethnografie zu. Ebenso stehen sinnlich-kinästhetische Fragestellungen und Bezüge zu Genderthematiken häufig im Fokus geisteswissenschaftlicher Auseinandersetzungen im Feld des Sports.

Der Zugang, den Triathlon über die theoretischen Begriffe Körper, Bewegung und Raum zu betrachten, liefert ein umfassendes Verständnis des Feldes. Über Raum wird nicht nur ein Bewegungsradius kenntlich, sondern auch, wie Orte, beispielsweise der Solarer Berg, dessen Zuschauermassen legendär sind, Bedeutung erlangen, wie Distanzen mit Vorstellungen belegt werden, wie Kilometer 38, bei dem der Marathon laut Sportler*innen erst anfängt, oder wie Vorerfahrungen aktuelle Erlebnisse prägen, wie zum Beispiel die Erinnerung an eine Trainingseinheit Auslöser werden kann, dass ein Wettkampfziel überhaupt erreicht wird (vgl. Kapitel 5 und 6). Die physische Bewegung ist essenzieller Bestandteil des Sports. Doch nicht nur das Praktizieren der drei Triathlonsportarten findet Beachtung, auch die gewählten Methoden nutzen Bewegung als Teil des Erhebungsverfahrens. So werden mobile Akteur*innen bei ihren mobilen Praktiken an verschiedensten Orten betrachtet. Schliesslich zeigt die Auseinandersetzung mit Dimensionen von Körper, welcher essenzieller Charakter diesem zukommt. Triathlet*innen unterscheiden zwischen Kopf und Körper beziehungsweise Denken und Fühlen. Die Separierung dient der konkreten Verortung von Empfindungen und verweist somit genau auf den in den Kulturwissenschaften proklamierten Verbund von Kognitivem und Sinnlich-Körperlichem. Im Zusammenhang mit dem Körper bildet sich auch die Verhandlung von Gender- und Geschlechtsdiskursen im Triathlon heraus (Kapitel 2).

Dem Trend in der Sportforschung der Humanities, mit Autoethnografie als Erhebungsmethode oder als Zugang zu den Feldern zu arbeiten, folgt auch diese Arbeit. Das eigene Involviertsein in den Sport nutzte ich als wichtigen Aspekt der Forschung. Da ich bereits vor Beginn dieses Forschungsprojekts Triathlon betrieb, waren mein Feldzugang einfach und meine bestehenden Kontakte für Interviewanfragen gewinnbringend. Doch schon bald tauchten Herausforderungen auf: Ich musste lernen, den analytischen Schritt – der ein Schritt aus dem Feld heraus war – zu bewältigen. Je länger der Forschungsprozess dauerte, desto klarer wurde mir meine Rolle als Forschende, die zwar weiterhin Triathlon be-

trieb, dem Sport in seinen extremen Ausprägungen jedoch zusehends weniger nachging (Kapitel 3).

Es zeigte sich, dass es nicht reichen würde, neben der Autoethnografie Feldnotizen anzufertigen und Interviews zu führen – dem widme ich mich in Kapitel 4 –, daher entschied ich mich, mit verschiedenen Methoden zu arbeiten. Dieser Methodenmix kommt aufgrund der Überzeugung zum Einsatz, dass Sport immer körperbezogen ist und daher dem Forschungsfeld mit seinen eigenen Praktiken begegnet werden soll.⁶ Insbesondere das sinnliche Erleben wird durch die aktive Körperlichkeit beeinflusst und leitet unter anderem die Art und Weise des Erhebungsprozesses.⁷

In der Analyse des empirischen Materials zeigt sich, dass manche Methoden weniger Erkenntnisse liefern als andere. Die Fotoethnografie, die ich in den Athlet*innenhaushalten durchführte, bietet Einblicke in persönliche Lebenswelten und macht Parallelen kenntlich, welche sich in den Athlet*innenhaushalten finden lassen in Bezug auf die Dingwelten und die daraus resultierenden Praktiken (im eigenen Wohnzimmer absolvierte Trainingseinheiten, herumstehendes Sportequipment, das auf die Omnipräsenz des Sporttreibens im Alltag verweist, Ausstellen der eigenen Wettkampfleistung in Form von aufgehängten Fotografien, Medaillen etc., siehe Kapitel 5). Die Fotoethnografie der Wettkämpfe bildet vor allem den durch den Triathlon erschlossenen Raum ab, der durch das Festhalten einer bildlichen Szene analysiert werden kann.

Triathlon definiert sich nicht allein durch die physische Praxis, sondern auch über deren materielle Repräsentationen und die Medialisierung des Sports. Triathlonspezifisches findet auch im Digitalen statt, indem Bilder in sozialen Netzwerken geteilt oder Strava-Einträge verglichen werden. So konnten durch die Analyse der Praxis des Teilens von Fotografien der Athlet*innen auf Facebook Erkenntnisse gewonnen werden. Hier zeigen sich relevante Themen, die die Athlet*innen durch diese Posts kommunizieren: Trainings werden tagebuchartig nicht nur in Bezug auf die absolvierten Strecken kommuniziert (dies wurde im Forschungsprozess vor allem über den zunehmenden Gebrauch von Strava, auch durch die Triathlonszene, abgelöst), sondern auch Erlebnisse visuell gezeigt, beschrieben und bewertet; Wettkampfbereiche werden geteilt oder der eigene physische Zustand porträtiert.

Die fotoethnografischen Aufnahmen von Laufstrecken, die ich selber absolvierte, sind in der Analyse vor allem Ausdruck eines Diskurses, in dem ich mich

6 Natürlich hätte die Forschung auch anders gestaltet werden können. Doch mein Involviertsein in das Feld sollte genutzt werden.

7 Verwandte Forschungen der Promenadologie haben ebenso die Bewegung im Fokus, jedoch ist die Intensität der Bewegung eine andere, was eine andere Forschungsperspektive ergibt (vgl. unter anderem Burckhardt, 2011).

als Athletin und Forscherin befinde: Der Körper, die eigene Leistungsfähigkeit und sportliche Errungenschaften werden zentral. Die Methode zeigt auf, wie Praktiken des Feldes zu Forschungspraktiken werden können.

Erwähnung verdienen die Mental Maps, unter denen insbesondere diejenigen zu den gemeinsam absolvierten Trainings gewinnbringend waren, denn sie zeigen, welche Aspekte beim Training in den Wahrnehmungshorizont der Athlet*innen treten, beispielsweise ortsspezifische Attribute, die zu Landmarken werden können, wie Störche an einem See oder eine bestimmte Kurve im Passaufstieg. Dies zeigt, dass die Wahrnehmung einer Strecke nicht nur von metrisch Messbarem wie Distanzen und Höhenmetern geprägt ist, sondern auch von (situativen) Streckengegebenheiten wie dem Wetter, der Terrainbeschaffenheit, dem Einfluss von Zuschauenden oder dem Verkehr, von individuellen Voraussetzungen wie dem eigenen Trainingszustand, der Tagesform, der persönlichen Motivation und dem Material, mit dem man unterwegs ist. Hinzu kommen subjektive Erfahrungen, das heisst (Vor-)Erfahrungen der Athlet*innen mit einer Strecke im Speziellen oder mit vergleichbaren Strecken (Kapitel 6). Gleichzeitig sind Mental Maps vielfältig lesbar und können unerwähnt Gebliebenes kenntlich werden lassen. Interpretiert werden kann ihr Informationsgehalt aber vor allem aufgrund des geteilten Erlebens der gemeinsam absolvierten Trainings. Daher muss auch hier die Rolle der Forscherin reflektiert und das Material im Verbund mit seinem Entstehungsprozess betrachtet werden. Es zeigt sich, dass Mental Maps insbesondere Aspekte thematisieren, die durch Sprache nicht hervorgetreten sind.

Die Arbeit mit Methoden, die im Fach noch nicht zum Standardrepertoire curricularer Ausbildung gehören, lohnt sich gerade in Qualifikationsarbeiten. Die Methoden können dann von zukünftigen Forscher*innen weiterentwickelt und angewandt werden.

Auf die methodologische und methodische Auseinandersetzung folgt in Kapitel 5 eine auf verschiedene Aspekte fokussierte Ethnografie meines Forschungsfeldes. Zu Beginn stelle ich dar, wie Triathlet*innen in das Absolvieren von Langdistanzen nach und nach hineinwachsen. Ich nenne Ereignisse, die helfen, sich mehr und mehr zuzutrauen, und zeige auf, wie sich neuartige – teils ungeahnte – Bedürfnisse nach dem Bewältigen der grossen Distanzen entwickeln. Die Sporttreibenden wollen immer mehr trainieren, immer längere Strecken und Wettkämpfe bestreiten. Diese Entwicklung kann zum Beispiel über Vergleiche mit Trainingskolleg*innen stattfinden.

Divergierende Sichtweisen, zum Beispiel die Perspektive von Kurzstanzathlet*innen, die (noch) keine Langdistanzen absolviert haben oder absolvieren würden, könnten ein weiteres die Gedanken dieser Arbeit weiterführendes Thema darstellen. Da das Training für kurze Distanzen ein ganz anderes Trainingsverhalten erfordert und dadurch auch ein Involviertsein, das ich als weni-

ger ganzheitlich (vgl. 5.1, *In den Sport hineinwachsen*) bezeichnen möchte, lässt sich die Vermutung anstellen, dass auch die Lebenswelten dieser Athlet*innen deutlich andere Ausprägungen haben, als es bei Langdistanztriathlet*innen der Fall ist, die ihren Sport wöchentlich bedeutend mehr Stunden praktizieren – um für den Breitensport zu sprechen, denn im Spitzensport stimmt diese Herangehensweise nicht. Die Aussage des Langdistanztriathleten Stefan Dreyers «Es ist nicht einfach nur ein Hobby. Triathlon ist wie eine [aufgeregt klingend] Lebensphilosophie [...] Triathlon ist sieben Tage in der Woche, [...] immer irgendwie um das Arbeiten, um die Freizeit herum eingeplant»⁸ hätte so eine ganz andere Einordnung verdient.

Darüber hinaus liessen sich die sozialen Erwünschtheiten des Feldes diskutieren. Fragen, wie sehr persönliche Ansprüche an Trainingskolleg*innen, Trainer*innen, Familie, Freund*innen, Arbeitgeber*innen und die eigene Triathlonvergangenheit die Ausführung des Sports beeinflussen, schliessen daran an. Da insbesondere mit vergangenen guten Leistungen ein Umgang auch in der Zukunft gefunden werden muss, öffnet sich hier ein weites Feld, das an Emotionsforschungen anknüpfen könnte (vgl. 5.4, *Triathlonkörper empfinden*). Ebenso könnten relevante Praktiken und Narrative der Sporttreibenden wie diejenige der Selbstoptimierung sichtbar gemacht werden (vgl. 5.3.2 *Dokumentations- und Messtechniken im Triathlon*).

In Kapitel 5.2, *Weisheiten und Zugehörigkeit im Triathlon*, steige ich in einen Material- und Wissensdiskurs ein. Ich beschreibe, wie Wissen gesammelt und weitergegeben wird, was Materialien verkörpern und welche Mensch-Ding-Beziehungen entstehen können. Diskursives Verhandeln von Materialwissen und Formen des Sichzurechtlegens von Handlungsweisen werden, häufig feldspezifischen Logiken folgend, von den Triathlet*innen praktiziert. Den Nacken mit Vaseline oder einem speziellen Gel einzuschmieren, damit der Neopren nicht scheuert, ist eine derartige Praktik, an der triathlonspezifische Kenntnisse sichtbar werden. Andere der Szene Zugehörige erkennen diese Praktik und können einordnen, zu welchem Zweck sie ausgeführt wird. Dadurch wird die triathletische Szenenangehörigkeit kenntlich und fungiert wiederum erklärend für verschiedene Praktiken. Die Antworten auf weitere Fragen (Wie verhält man sich als *typischer* Triathlet? Was soll Teil der eigenen Triathlonbiografie sein? An welchen Wettkämpfen will man gestartet sein?) sind individuell und erlauben es, die Szene in Subszene zu unterteilen – wie Triathlet*innen, die unbedingt nach Hawaii wollen, oder die, die lieber an Extremtriathlons starten.

Anschliessend widme ich mich der Verwaltung und Kontrolle des Körpers (Kapitel 5.3). Zuerst stelle ich visuell erkennbare Formen des Körperlichen dar (5.3.1

8 Dreyer, Interview vom 1. 7. 2014.

Erscheinungsbild). Verletzungen und Narben stellen körperliche Befindlichkeiten in den Fokus, Körperbräune und Bräunungsstreifen können als Zeichen der Lebenswelten ihrer Träger gelesen werden. Der gebräunte Körper zeigt, dass viel trainiert wurde. Tätowierungen transportieren Erlebnisse und Geschichten und lassen Blicke in die Vergangenheit einzelner Triathlet*innen zu, ein Tattoo wurde beispielsweise gestochen, als Erinnerung an den ersten erfolgreich bestrittenen Wettkampf. Alle genannten Spuren sind in die Körper eingeschriebene Handlungen, für die individuelle Formen gefunden werden, die durch die Körperhüllen kommuniziert werden.

Das Empfinden der Triathlet*innen stellt einen weiteren Schwerpunkt dar. Ich spreche insbesondere über extreme Ausprägungen (Kapitel 5.4, *Triathlonkörper empfinden*): über Schmerzen und Grenzerfahrungen. Hier geht es darum, zu verstehen, wie derartige Erfahrungen nicht nur negativ, sondern als konstruktive Momente fungieren, die die Sporttreibenden in ihren Biografien weiterbringen und letztlich als positiv genutzte Erfahrungen zurückbleiben.

Es würde sich auch hier weiterführend lohnen, das Feld zu nutzen, um an die Emotionsforschung anzuknüpfen. So wie Jan Frodeno, Gewinner des Ironman Hawaii 2015 und 2016 sowie Olympiagoldmedaillengewinner 2008, sagt: «Hawaii ist extrem, Hawaii ist hart, Hawaii ist Emotion, Hawaii ist Leidenschaft»,⁹ sollte auch auf die zuletzt genannten positiven Emotionen jenseits von Gefühlswelten wie Schmerz und Grenzerfahrungen eingegangen werden. Dies können Emotionen sein, die durch bestimmte Praktiken wie dem Folgen von Trainingsplänen oder durch bestimmte Erfahrungen an Orten wie der Ziellinie oder Wettkampfaustragungsstätten wie Hawaii ausgelöst werden.

Anschliessend betrachte ich das Konzept der Liminalität (vgl. Kapitel 5.4.4), wie es in unterschiedlichen Bereichen des Triathlons in Erscheinung tritt. Mithilfe der von van Gennep und Turner geprägten Begrifflichkeit¹⁰ wende ich das Konzept auf die Ziellinie, die Hawaii-Qualifikation und die Wechselzone an. Es wird deutlich, dass der Sport in diversen Bereichen Schwellenriten hervorbringt. Diese Grenzerlebnisse wirken sich auf die Persönlichkeit der Athlet*innen aus, sie können motivierend oder demotivierend sein. Es sind Erlebnisse, die den Aktionsradius erweitern und von grosser persönlicher Tragweite sein können. Die Fähigkeiten der Athlet*innen expandieren über diese Erlebnisse – was teilweise in ein Suchen immer neuer Herausforderungen führt.

Diesem Muster folgt der Trend im Triathlon, immer weiter ins Extreme zu expandieren, Wettkampfformate mit immer höheren Anforderungen zu entwickeln, der sich im Verlauf des Forschungsprozesses abzuzeichnen begann und

⁹ Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017, 00:00:26.

¹⁰ Van Gennep, 1981; V. W. Turner, 1989.

sich auch in den Praktiken der in dieser Arbeit beforschten Athlet*innen zeigt. Es sind Wettkämpfe wie der Swissman, Norseman oder Lofoten Triathlon, um nur eine kleine Auswahl zu nennen.

Da im untersuchten Feld zwischen Extremtriathlons und dem Ironman unterschieden wird, wäre die Suche nach Distinktionskriterien und Subszenenspezifischem weiterführend und erkenntnisbringend. Gerade über Unterscheidungen liessen sich nämlich Bedürfnisse herausarbeiten, die sich nicht zuletzt an der Entwicklung aufzeigen lassen, dass im August 2019 die ersten Langdistanz-Extremtriathlon-Weltmeisterschaften in Norwegen stattfanden. Sie stellen eine Mainstreambewegung in einer Szene dar, die es in ihrer Selbstausslegung als wichtiges Attribut sieht, sich von der Masse abzuheben und die eigene Exklusivität durch die – primär sportliche – Leistung zu betonen, die insbesondere von der Aussenperspektive als ausserordentlich wahrgenommen wird. Damit forciert die Entwicklung einer Extremtriathlonserie genau das, womit die Szene ursprünglich nicht in Verbindung gebracht werden wollte – etwas Massentaugliches.

Diese Entwicklung zeigt eine Wechselwirkung an: Das Verhalten der Triathlet*innen bewirkt die Entstehung von derart extremen Wettkämpfen, anders herum löst die Präsenz solcher Wettkämpfe das Verlangen aus, an ihnen teilzunehmen. Die so konstruierten Wertvorstellungen – zur exklusiven Gruppe zu gehören, einen Startplatz für die Wettkämpfe zu erhalten – sind wirkmächtig für die Herstellung und Aushandlung von Gruppenzugehörigkeit. Gleichzeitig übernehmen Athlet*innen und Organisator*innen narrative Elemente wie das Extreme – begriffen als Relation, die immer den grössten Abstand zum Durchschnitt meint – und arbeiten damit gleichermassen an der Produktion moderner Mythen, wie sie bereits um Hawaii kursieren.¹¹ Ebenso handeln die Athlet*innen über die Tendenz der Wettkämpfe, die Anforderungen fortlaufend zu steigern, auch Selbstwirksamkeitserwartungen und (Selbst-)Optimierungsstrategien aus. Indem die Sportler*innen nicht nur in einem Bereich besondere Leistungen erbringen, sondern in der multiplen Kombination der Sportarten und Lebensführungen zur Bewältigung extremer Strecken fähig sind, gehören sie zu einer exklusiven Gruppe.

Solche Wettkämpfe fungieren immer auch als Steigerung und erfolgreiche Bestätigung eigener Leistungen und Fähigkeiten. Mit der Zunahme von Extremtriathlons wird es möglich, sich an immer mehr Orten abzuarbeiten – im wahrsten Sinne des Wortes. Die Triathlet*innen erschaffen sich durch die Wettkämpfe immer wieder neu.¹² Durch den Wunsch der Athlet*innen, etwas Neues zu er-

11 Vgl. dazu die Erzählung zur Entstehungsgeschichte von ÖtillÖ, «Drunken Bet», zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019; siehe ebenso Zimmermann, 2015a.

12 Unter Rückbezug auf Richard Rorty spricht Reckwitz von einer Kultur der «Selbsterschaffung» (Reckwitz, 2012b, S. 12).

reichen, an einem neuen Wettkampf teilzunehmen und darüber quasi etwas noch nie Dagewesenes und Einzigartiges zu besitzen und zu inkorporieren, hat sich eine Logik entwickelt, die an das erinnert, was der Kulturosoziologe Reckwitz als «ästhetischen Kapitalismus» beschreibt: Die «ständige Produktion von Neuartigem, insbesondere von Zeichen und Symbolen (Texten, Bildern, Kommunikation, Verfahrensweisen, ästhetischen Objekten, Körpermodifizierungen), vor einem an Originalität und Überraschung interessierten Publikum [ist] zur wichtigsten Anforderung geworden».¹³

Dass die Athlet*innen und die Wettkämpfe immer extremer werden, kann als eine Form der Abgrenzung gegen das Andere (bisher bestehende Wettkämpfe, Athlet*innen, Organisatoren) gesehen werden. Doch gleichzeitig festigt die Entwicklung ein Kollektiv und integriert jede/n, die/der dabei ist, in eine exklusive Gemeinschaft. Gerade die übliche Startplatzlimitierung an solchen Wettkämpfen auf wenige Hundert Bestreitende forciert diesen Prozess. Auch die Selbstorganisation der Verpflegung und die Pflichtbegleitung auf Teilen der Strecke durch einen selbst gewählten sogenannten Supporter erheben die Wettkämpfenden in eine exklusive Position und suggerieren eine Form von Einzigartigkeit und Macht.¹⁴

Die Orte, an denen derartige Wettkämpfe stattfinden, sind häufig (zumindest auf der Strecke) sehr isoliert. Die Tremola des Gotthardpasses, Teil des Swissman-Rennens, wird von wenigen Autos befahren, auf den Gaustatoppen, das Ziel des Norseman, führt nur eine Materialeilbahn. Über die Strecken, aber auch über die individuellen (Leidens-)Wege der Athlet*innen wird Exklusion hergestellt. Als nicht Objektivierbares schreibt sich somit jede verortbare Wettkampfstrecke in das Erleben der Athlet*innen ein.

Eine Bühne muss jedoch geschaffen, die Tribüne gefüllt werden, denn ohne Betrachtende haben solche Bilder und Narrationen keine Wirkung. Die entstehenden Erzählungen und Bildwelten deuten auf einen weiteren Aspekt hin: medienwirksam den Anblick des Extremen vermarkten zu können. Dies gelingt für den Ironman Hawaii besser als für Frankfurt, wohl auch, weil der Mythos in Hawaii *stimmt*, in der Bankenstadt eben nicht.

Für die Extremtriathlons gilt das sowieso. Denn die Landschaften, in denen die Rennen stattfinden, punkten mit spektakulären Kulissen und höchst diversen Wetterverhältnissen. Dies ist einerseits bedingt durch die geografische Situiertheit der Rennen, andererseits durch die Linse einer historischen Betrachtung von Landschaft, welche dieser Einsamkeit und Erhabenheit verleiht. Wenn die Kulisse das Erleben untermauert, können die nachträglichen Erzählungen über

¹³ Ebd., S. 11.

¹⁴ Foucault, 1976.

Wettkämpfe wirkmächtiger werden. Die Strassenzüge des Ironman Frankfurt oder der Kanal der Challenge Roth eignen sich dafür weniger als die Berge und Gletscher der Schweiz und Norwegens oder die Lavawüste Hawaiis. Letztere symbolisieren Sehnsuchtsorte und potenzieren den touristischen Blick.¹⁵ Daher spielen die Bildmaterialien der Extremtriathlons, aber auch des Ironman Hawaii bedeutend mehr mit den Umgebungen als andere Langdistanzrennen und setzen die Sportler*innen durch die Landschaft in Szene.¹⁶

Während an normalen Langdistanztriathlons wie dem Ironman bewiesen wird, dass die Distanz durch physische Leistung überwunden wird, zeigt die Teilnahme an den Extremtriathlons oder der Ironman-Weltmeisterschaft, dass nicht nur die Distanz, sondern aufgrund von Profil, Terrain und Wetter qualitativ herausfordernde Strecken bewältigt und Distinktion innerhalb der Triathlonszene errungen werden kann.

Der Frage, welche Rolle Profil, Terrain und Wetter zukommt, widme ich mich im abschliessenden Kapitel 6. Die Erfahrungen auf der Strecke und dem Ironman-Austragungsort Hawaii als konkretem und ikonischem Ort, an dem ein moderner Mythos entstanden ist, sind Thema. Ich erarbeite das Konzept der raumbildenden Streckenkenntnisse und zeige, wie das Erleben konkreter Strecken und die Konstitution sportartenspezifischer Räume sich nicht auf das Wahrnehmen metrisch-messbarer Grössen, wie der Distanz von A nach B, beschränkt, sondern aus einer breiten Palette anderer Erfahrungsdimensionen besteht, die ich mit dem Konzept der raumbildenden Streckenkenntnisse beschreibe, die prägend sind und nicht zuletzt dazu führen, dass Akteur*innen dem Bedürfnis folgen, streckenspezifische Erlebnisse zu wiederholen. Es geht in dieser Arbeit nicht nur darum, dem pluralen Feld der Triathlet*innen zu begegnen. Es wurden ebenso spezifische Praktiken, Denk- und Handlungsstile im Triathlon aufgezeigt.

Noch ein bisschen länger: Über den Triathlon hinaus

An dieser Stelle soll das Blickfeld erweitert und neben den Akteur*innen des Triathlons die Perspektive auf gesellschaftliche Zusammenhänge gerichtet werden, in denen der Sport ausgeführt wird. Vier weiterführende Aspekte zeigen auf, in denen deutlich wird, wie durch exemplarisch am Triathlon gewonnene Erkenntnisse weitere Forschungsfelder bearbeitbar gemacht werden können.

¹⁵ Urry, 1990.

¹⁶ Vgl. Melau, bewegtes Interview (Wandern) vom 27. 8. 2015.

Räumliche Dimensionen und Körpertechniken

In dieser Forschungsarbeit habe ich den Triathlon als ein Feld verstanden und untersucht, das in einem ständigen Dialog steht zwischen handelnden Körpern, ausgeführten Bewegungen und verortbaren Landschaften, in denen als Interaktionen zu begreifende Praktiken stattfinden.

Der konstante Rückbezug auf das Räumliche in den situierten Aneignungen von Praktiken im Triathlon hat in dieser praxeografischen Untersuchung seine Relevanz gezeigt: Ohne räumliche Bezüge ergeben Praktiken keinen Sinn; ein Raum gestaltet, formt und ruft Handlungen hervor, die für die Akteur*innen Bedeutungen schaffen. In anderen Szenen würde ein bestimmter Raum anders gelesen werden, das Triathlonspezifische würde seine Gültigkeit verlieren. Was für Triathlet*innen Trainingsterrain ist, ist für andere ein Ort von anders formierter Freizeit: Das Schwimmbad, in dem Längen gezogen werden, Technikübungen absolviert und auf Abgangszeiten geachtet wird, ist ein anderer Raum als derselbe Pool, der zum Baden und Planschen von einer Familie genutzt wird. Dies zeigt, wie je spezifische räumliche Dimensionierungen, Bedeutungen und Erlebensformen erst durch kontextabhängige Aneignungsweisen hervorgerufen werden. Ein solcher Raumbegriff folgt in einer globalisierten Welt im Anschluss an George Marcus¹⁷ zeitgemäss nicht nur den Akteur*innen, sondern eröffnet darüber hinaus auch Einblicke in die Entwicklung der Wissenschaftsdisziplin.

Solche Wechselwirkungen zwischen Raum und Praxis können analytisch für Forschungen über spezifische Gruppierungen wie Szenen fruchtbar gemacht werden. Da der Raumbegriff in seiner konsequenten kulturwissenschaftlichen Auslegung auf Praktiken beruht und nicht über Topografien definiert ist, bildet er auch den Zugang zu anderen Forschungsfeldern.

Raum im kulturwissenschaftlichen Verständnis stellt in pluralen Forschungsfeldern somit eine Analysekategorie dar, durch die Praktiken verstehbar werden. Diverse fachnahe Forschungsprojekte, die sich mit Freizeitstätten¹⁸ wie Veranstaltungsorten, Plätzen, Parks oder Ferienregionen beschäftigen, aber auch Analysen von Raumnutzungspolitikern,¹⁹ – um nur einige Themenfelder zu nennen – machen deutlich, dass es immer wieder um eine Aushandlung von Raum durch Akteur*innen geht, deren Körper in Bewegung und an konkreten Orten sind. So wie George Marcus dafür plädiert, den Akteuren, Objekten und Ähnlichem zu folgen,²⁰ gilt es genau diese implizierende Bewegung mit einzuschlies-

17 Marcus, 1995.

18 Weith, 2014, schreibt über die schwäbische Alp, Keding, 2013, über den Ulmer Münsterplatz. Für Festivals vgl. Kjær, 2011, über die sensuell-räumlichen Aushandlungen im Museumsprojekt des Lindesnes Lighthouse (2016).

19 Frank und Heinzer 2019.

20 Marcus, 1995.

sen, die nicht nur das Folgen, sondern auch das Agieren beinhalten, um die durch Praktiken geschaffenen Räume und ihre Bedeutungen zu verstehen. Entsprechend zeigt sich die Notwendigkeit, Körper und Raum zusammenzudenken und für die kulturanthropologische Forschung fruchtbar zu machen.

Was die Vielfalt und Spezifik des Triathlonsports sichtbar werden lässt, sind die verschiedenen Erlebensformen der drei sportlichen Praktiken: Über die Ausübung der Disziplinen und die damit einhergehenden Perspektiven (an Land, im Wasser, schnell auf Asphalt fahrend mit dem Rad, langsamer rennend bei variierender Terrainbeschaffenheit, gleitend im Wasser; die kontrastierenden Körperpositionen: aufrecht rennend oder auf dem Fahrrad sitzend, im Wasser in horizontaler Lage liegend) entsteht nicht nur ein durch den eigenen Körper und die Bewegungen vermitteltes Gefühl der Umwelt gegenüber. Ebenso bilden sich Körpertechniken heraus – vom Erlernen der Sportarten bis zum Handling in spezifischen Situationen wie dem An- und Ausziehen des Neoprenanzugs –, welche Rückschlüsse auf die Integration von räumlicher Dimension und Körperlichkeit liefern. Die Praktiken sind als Reaktionen auf die Einflüsse der Umwelt zu lesen, welche den Umgang mit Objekten und Gegebenheiten neu dimensionieren, umfunktionieren und regulieren.

Die Notwendigkeit der Aneignung szenenspezifischer Wissensbestände, Handlungspraktiken und Materialien gilt nicht nur für den Triathlon, sondern für alle Hobbys und Lebensstile. Denn das Beherrschen spezifischer Stile und das Handling von Equipment konstruiert und generiert Szenen und Zugehörigkeiten. Durch solche Interaktionen werden Lebensstile kommuniziert und damit verbundene Vorstellungen von Authentizität, ein Begriff, der in weiteren Forschungsfeldern betrachtet werden könnte. Ebenso wenig wie man von heute auf morgen Triathlet*in wird, kann man von heute auf morgen Teil der Gothic-Szene werden, wie beispielsweise das Ideal langer Haare bei männlichen Gothic-Fans verdeutlicht; es bedarf einer aktiven Entscheidung für gewisse Praktiken über längere Zeit für ein glaubhaftes Involviertsein in die Szene.

Dabei wird der eigene Körper zu einem zentralen Element der Erfahrung – das zeigen auch praxeografische Sportforschungen wie Loïc Wacquants Arbeit zum Boxen.²¹ Die athletischen Körper von Triathlet*innen und anderer Szenenzugehörigen werden in deren Selbstvorstellung, in der Bewegungsdimension und für das Herausbilden szenenspezifischer Praktiken also zentral für die Kulturanalyse. Den Körper als Medium der Erfahrung untersuchen auch Fritzi Faust und Stefan Heissenberger.²² Der Körper ist dabei auf Forscher*innen- wie Beforsch-

21 Wacquant, 1996.

22 Faust und Heissenberger 2016a.

tenseite immer auch durch Ephemeres, Sinnliches und Emotionales geprägt.²³ Die Forschungslandschaft der Kulturanthropologie zeigt, dass sich nicht nur der Sport eignet, Sinne und Emotionen zu erforschen. Was hier exemplarisch für den Triathlon zum Vorschein kommt, spiegelt einen relevanten Strang der Forschung wider, der sich mit Alltagspraktiken beschäftigt.

Thematische Vielfalt

Sport ist ein globales Thema und bietet diverse theoretische Anknüpfungspunkte in der Kulturanthropologie, doch stellt die Anthropologie des Sports ein derzeit eher vernachlässigtes Feld dar. Wie Niko Besnier und Susan Brownell in «Sport, Modernity, and the Body» herausarbeiten, ist Sport eine weitverbreitete, unterschiedlich ausgeprägte Praxis, welche, so die Forderung der beiden Kulturanthropolog*innen, nicht nur als physisch praktizierte, äusserst heterogene Tätigkeit, sondern auch in Bezug auf unterschiedliche Fragestellungen stärker ins Zentrum der kulturanthropologischen und ethnologischen Forschung gerückt werden sollte, um dem Fach neue inhaltliche und konzeptuelle Impulse zu liefern. Die Autor*innen heben den «nexus of body, multiplex identities, and multilayered governance structures, combined with a performance genre that possesses qualities of play, liminality, and storytelling» als Möglichkeit hervor, die uns dazu befähige, die Verknüpfungen von Sport mit unterschiedlichen kulturellen, sozialen und politischen Aspekten zu analysieren.²⁴ Gerade die Breitensportliche Dimension verdient eine vermehrte Beschäftigung. Schliesslich lassen sich in Bezug auf den Sport konkrete Sachdiskurse, in dieser Arbeit Triathlonsspezifisches, mit Fachkonzepten wie Raum, Körper und Bewegung verbinden.

Ebenso können Kategorien wie Emotion, Motivation, Grenze, Geschlecht, Leistung, Mittelmass, Konkurrenz oder Wettbewerb durch die Linse des Sports betrachtet werden, auch wenn sie über den Sport hinausweisen. Damit lassen sie sich auf nichtsportliche Themen zurückbeziehen, die in der Kulturanthropologie relevant sind, und können als analytisches Bindeglied fungieren. Am Beispiel der Kategorie Konkurrenz lässt sich dies gut nachvollziehen: In «Auf den Spuren der Konkurrenz»²⁵ beschäftigen sich interdisziplinäre Beiträge der Geisteswissenschaften mit Konkurrenz, wie sie neben dem Sport auch – um eine Auswahl zu nennen – bei Gesangswettbewerben, in der Kunstszene, bei Selbsttests, beim Pilgern oder im Elterndasein vorkommen kann.

23 Groth und Krahn 2017.

24 Besnier und Brownell, 2012, S. 454.

25 Bürkert et al. 2019.

Methodologische Perspektiven

Das Bearbeiten verschiedener Felder und Fragestellungen verlangt nach der Anwendung unterschiedlicher Methoden. Die Erforschung des Feldes des Triathlons hat gezeigt, wie wichtig die methodologische Auseinandersetzung ist. Die Anwendung spezifischer Methoden im Feld kann zu deren Hinterfragung und zu Adaptionen und Anpassungen führen. Vielfach wird die Notwendigkeit einer Neuausrichtung oder Zuspitzung bestehender Methoden erst durch Herausforderungen im Forschungsprozess erkenn- und sichtbar. Wie in dieser Arbeit gezeigt, ist in solchen Fällen eine analytisch tiefgründige Reflexion notwendig, um methodische Justierungen der Feldforschung vorzunehmen, damit die Methoden konsequent und dem wissenschaftlichen Standard gemäss angewandt werden können.

Auch der Forscher*innenkörper ist in den meisten Fällen methodologisch relevant und situative Ereignisse während der Feldforschung hinterlassen Spuren. Dies sollte bereits für die Methodenwahl zu Beginn des Forschungsprozesses, aber auch im weiteren Forschungsverlauf und im Zusammenhang mit einer offenen Weiterentwicklung der Methoden ein massgeblicher Faktor sein. Stellt der/die Forschende fest, dass eine Methode schlecht funktioniert, kann eine begründete Abwendung von dieser stattfinden und eine methodische Adaption, Erweiterung und Ergänzung erfolgen. Denn nur eine Kulturanalyse, die auch methodisch flexibel agiert, lässt neue Perspektiven und Erkenntnisse im Forschungsprozess zu. Auch Forschungen, die ausserhalb der Geisteswissenschaften anzusiedeln sind, berücksichtigen die Akteurspräsenz der forschenden Person. Bei aller Laborhaftigkeit, die naturwissenschaftliche Studien aufweisen können, bedürfen diese immer des Handelns der oder des Forschenden und sind somit auch immer von diesem beeinflusst – wenn dies auch in geringerem Masse betont wird als in der Empirischen Kulturwissenschaft.

Die enge Involviertheit und Integration ins Forschungsfeld in meinem Fall stellt jedoch nur einen Pol eines ganzen Spektrums möglicher Feldbeziehungen dar; auch distanziertere Relationen und Interaktionen der Forschendenpersönlichkeit mit dem Forschungsfeld des Triathlons sind möglich und gewinnbringend. Die von mir gewählte und gelebte extreme Nähe zum Forschungsfeld barg zwar grosses Erkenntnispotenzial, musste jedoch reflektiert und konzeptualisiert werden, um wissenschaftliche Erkenntnisse legitimieren zu können und nicht Gefahr zu laufen, anekdotisch zu sein. Doch erst durch Eigenerfahrung lassen sich bestimmte Erkenntnisse überhaupt erheben – egal ob in Forschungen zu Sport oder zu anderen Feldern. Eine Innensicht durch Autoethnografie zu erfassen, lässt ein hohes Mass an individuell geprägter, körperlich-sinnlicher Beteiligung und Erkenntnis zu und erweitert somit den Blick aufs Feld.

Resonanzen gesellschaftlicher Entwicklungen im Triathlon

So wie diese Arbeit Anknüpfungspunkte über den Triathlon hinaus liefert und Anschluss an andere Felder gewährt, ist die Sportart als Phänomen zu sehen, das Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen ist. Wie in einem Resonanzkasten kommen hier Dynamiken und Elemente zum Vorschein, etwa Entwicklungen innerhalb der Outdoorszenen, sportlich erfahrbare Räume und Grenzen, Kompetitivität, für Konsum und Erlebnis aufbereitete Momente. Der Sport lässt eine Kommerzialisierung und Kommodifizierung von aussergewöhnlichen körperlich-sinnlichen Erfahrungen und Leistungen erkennen – für Praktizierende ebenso wie für Zuschauende.

So ist Sport gleichermaßen Spiegel gesellschaftlicher Entwicklungen der Individualisierung wie neoliberaler Prozesse: Der/die Sporttreibende ist für sich allein, aber doch Teil der Gesellschaft. In dieser erhebt sich der Einzelne in eine subjektiv vielfach als exklusiv verstandene Position: Dass gerade im Triathlon *übermenschliche Fähigkeiten* im Spiel seien, wurde sowohl in einem Artikel über den ersten Ironman von 1979²⁶ als auch in zeitgenössischen Medienberichten hervorgehoben. Als Sportart, deren Wettkämpfe weltweit ausgetragen werden, ist Triathlon ein globales Phänomen, ausgeübt insbesondere von Angehörigen von Wohlstandsnationen, also von einer exklusiven Gruppe, die aufgrund ihrer finanziellen Lage und ihrer Abkömmlichkeit weitgehend unabhängig agieren kann. Mit Triathlon häufig assoziierte Attribute verweisen in erster Linie auf eine leistungsbezogene und die Individualität betonende Lebensweise.

Dass die Akteur*innen des Sports nicht nur oder ausschliesslich solche Charakterzüge aufweisen, konnte diese Arbeit ausführlich darstellen. Obwohl Medienberichte dieses Image aufrechterhalten und immer anspruchsvollere Wettkämpfe ausgetragen werden, zeigt die Entwicklung des Feldes eine partielle Ausdünnung des Extremen. Heute gibt es im Rahmen des Breitensports eine Vielzahl kleinerer Wettkämpfe über kürzere Distanzen. Dadurch entsteht ein neues Verständnis von Triathlon, das nicht auf den viel beschriebenen Ironman zu reduzieren ist.

Mit der breiteren gesellschaftlichen Verankerung geht also eine Vervielfachung der Wettkämpfe und eine Pluralisierung der Wettkampfformate einher. Sie resultiert unter anderem in der Entwicklung exklusiver Bereiche, eben der Entstehung von diversen Extremtriathlons in den vergangenen Jahren. An diesen kann eine kleine Avantgarde die Exklusivität ihrer Leistung dadurch wahren, dass sie die Grenzen des Extremen und Aussergewöhnlichen immer weiter verschieben, wobei das Extreme und Aussergewöhnliche als relative Grössen zu verstehen sind, beeinflusst von der Perspektive, aus der sie betrachtet werden.

26 Plant, 1987, S. 71; McDermott, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017.

Triathlon als eine Art zivilisierter Kriegsführung zu betrachten, worauf ein Athlet am Ironman Zürich 2017 verwies,²⁷ scheint vielleicht überspitzt. Meine Arbeit lässt aber erahnen, weshalb diesem Sport – aufgrund des Namens Ironman, aufgrund des Mythos, aufgrund der Länge der Strecke, aufgrund der Körper, die das Training hervorbringt – Derartiges zugeschrieben wird.

Der Triathlon spiegelt auf der Mikroebene Prozesse gesellschaftlicher Makroentwicklungen: Er fordert ein hohes Mass an Organisation, aber auch an Flexibilität. In der Mobilität, die den gesamten Praktiken des Triathlons eignet, entspricht diese Individualsportart einer gesellschaftlich erwarteten Beweglichkeit, Selbständigkeit und Selbstoptimierung, auch Formen von Autonomie, zum Beispiel dem Aufschalleingestelltsein und dem Selbsttätigsein in vielen (digitalen) Praktiken des Alltags auch von Nichttriathlet*innen. Triathlon verweist auf vielfältige gesamtgesellschaftliche Befindlichkeiten, Bedürfnisse und Diskurse wie etwa die Auseinandersetzung mit den Konkurrenzwirtschaften von Wohlstandsnationen und damit einhergehenden Vereinzelungstransformationen und gibt diesen einen performativen Rahmen.

Entsolidarisierung und Entgesellschaftung sind Elemente, die im Triathlon auftauchen: den besten Startplatz ergattern, nicht anhalten, wenn jemand gestürzt ist, beim Schwimmstart, der «der Horror» sein kann, für sich selber kämpfen.²⁸ Obwohl sich der Sport durch diverse szenenspezifische kollektive Praktiken auszeichnet, ist es am Ende immer ein Einzelwettkampf, der gegen andere, aber auch gegen sich selbst – meist verbunden mit inneren Dialogen, die von Anstrengung und schmerzenden Körperteilen handeln – ausgeführt wird.

Triathlon wird als Tätigkeit praktiziert, die ein langfristiges Hineinwachsen durch andauerndes Training erfordert und so den gesamten Alltag prägt. Seine Ansprüche sind so umfassend, dass er einen Lebensstil formt.

27 «Es ist ihre Form, Krieg zu spielen», sagte ein mir unbekannter zuschauender Triathlet am Ironman 2017 über die Athlet*innen auf der Strecke Ironman Zürich 2017, Feldnotizen vom 29. 7. 2017.

28 Islin, Interview vom 13. 10. 2014.

8 Materialschlacht: Anhang

Gern wird im Triathlon von *Materialschlacht* gesprochen. Damit ist die Organisation des ganzen Materials gemeint, dessen es bedarf, einen Triathlon zu absolvieren. Eine derartige Liste ist vergleichbar der Abb. 5.111, die das Material von Ramon Krebs am Gigathlon zeigt. Derart vielfältig, wie das Equipment im Triathlon ist, hat sich auch die Feldforschung gestaltet – der Interviewleitfaden des Forschungsprozesses findet sich hier im Anhang.

Interviewleitfaden

Dieser Interviewleitfaden wurde je nach Vorwissen über die Triathlet*innen angepasst und ergänzt.

Generell:

Was für eine Rolle spielt Sport in deinem Leben?

Wie sieht die Organisation vom deinem Sporttreiben aus? Was kannst du zu dir und deinem Sport sagen?

Mit welcher Intention betreibst du Sport?

Training:

Trainingszeit pro Woche?

Gründe zu trainieren/nicht zu trainieren (z. B. Wetter)? Was trainierst du bei welchem Wetter?

Gibt es einen Unterschied für dich zwischen Olympischer Distanz oder Langdistanz?

Was sind besonders schöne Erfahrungen im Zusammenhang mit Triathlon an die du dich erinnerst?

Was gehört dazu, dass «alles stimmt?» Bitte beschreibe, was das für dich bedeutet.

Warum Training draussen/im Fitnessstudio/Halle o. a.?

Spontanität während des Sports? (Auch mal Kaffeepause? Halten an Trainingsplan?)

Freizeit, Ferien, Arbeit:

Vereinbarkeit, Priorisierung?

Ab welcher Länge von Triathlons nimmt der Sport wie viel Platz in deinem Leben ein?

Wie wirkt sich die Lebensweise auf das Training aus?

Was ist typisch für die Tagesgestaltung?

Wie flexibel ist der Triathlonsport?

In was für Zeitspannen planst du dein Training? Schaust du dir die Resultate von anderen an? Wofür?

Machst du viel/wenig Sport? Was bedeutet das de facto? Was genau machst du für Sport?

Rolle von Familie und Freunden für dich/in Bezug auf den Sport? (Integration Familie und Sport?)

Wie lässt sich das kombinieren mit deinem Training? Mit wem Trainierst du?

Trainieren in Gruppen, Vereinen?

Reisen für Trainings/an Wettkämpfe:

Gehst du in Trainingslager? Machst du Wettkämpfe in dem Land in dem du wohnst?

Warum?

Reist du an die Wettkämpfe? Warum? Kosten?

Wettkämpfe:

Unterschied Triathlon, Gigathlon, Läufe, Langlauf, Skitouren etc.? Streckenbesichtigungen von Wettkampf?

Streckenbesichtigung gut/schlechte Aspekte?

Strecken können ganz unterschiedlich sein; Strecken fühlen sich anders an; Unterschied Alltag/Wettkampf?

Kompetitivität:

Erlebnisse im Rennen/Impulse/spontane Prozesse (wie z. B. jemand der nur mitmacht um Spass zu haben und dann während des Rennens ehrgeizig wird)?

Messbarkeit:

Trainingsplan?

Dokumentation des Trainings? Händisch/digital? Sportuhr/Wattmessgerät, o. Ä.?

Warum?

Wie werden diese verwendet/ausgewertet? Warum ist Messen relevant/nicht relevant?

Weiteres zum Messen?

Messbarkeit ohne Zeit aber an Konkurrenten/vorheriger Leistung? Unterschied Training/Wettkampf?

Kann man schlechte Form (auch im Sinne von schlechtem Gefühl beim Sport) von Disziplin zu Disziplin übertragen?

Zeit einschätzen/sich selbst einschätzen ohne Sportuhr, etc.? Wie werden derartige Geräte verwendet?

Was wird noch gemessen (Essen, Schlafen, Genuss)?

Essen etc.:

Diät?

Doping?

Sportlernahrung?

Mentales:

Mentales Training?

Wie wichtig ist der Kopf? Zusammenhang Kopf/Körper/Umgebung?

Weiteres:

Sicherheitsaspekte?

Umgang mit Verletzungen?

«Rituale»/Gewohnheiten/typisches beim Training?

«Rituale»/Gewohnheiten/typisches beim Wettkampf?

«Rituale»/Gewohnheiten/typisches im Alltag?

Finanzen:

Wie viel Geld gibst du pro Jahr für den Sport aus?

Abschluss:

Zehn Dinge, die du mit deinem Sport verbindest?

Aufgabe: Mental Map der Bewegungen/Strecken auf Kartenmaterial zeichnen.

Beschreibe dich und deinen Sport.

Beschreibe dich ohne den Sport.

Wie hast du dich in der Interviewsituation gefühlt?

Woche Nr.: _____ Datum: _____





46

FITLIFE	Montag		Dienstag		Mittwoch		Donnerstag		Freitag		Samstag		Sonntag		Total			
	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Intensität	
Laufen			1		1:17						2:10			4:30				
Bike/Velo	1	20			1:33	39								2:30	60			
Schwimmen	ca 30	1,5	1	28										1:30	4,3			
Andere	Kraft						Inkarnation						15'					
Intensität	sehr locker		locker		mittel		hart/schnell		sehr hart/voll									
Bemerkungen	V6 mit Ina		S: mit Esther L: mit Melanie		Laufen mit Esther S: mit Sarah L: mit Melanie Velo Kraft		X		Pulswert		X		mit Tri-athlon in Meer				Dauer	Umfang
Wochenfazit																	Wochenfazit	
Bioklassoren	Gewicht				64,8													
	Puls				1		1											
	Schlaf			1		2		2										
	Essen	2		-1														
	Gläubig																	
	Motivation																	
																	Wochen-durchschnitt Bioklassoren	

Woche Nr.: _____ Datum: _____





51

FITLIFE	Montag		Dienstag		Mittwoch		Donnerstag		Freitag		Samstag		Sonntag		Total			
	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Dauer	Umfang	Intensität	
Laufen	20						1:30	ca 2										
Bike/Velo	1:36	51			50'	30'			50'	30'								
Schwimmen					50'				40'	30'								
Andere	Kraft		20															
Intensität	sehr locker		locker		mittel		hart/schnell		sehr hart/voll									
Bemerkungen	V6 mit Ina		V6 mit Ina														Dauer	Umfang
Wochenfazit																	Wochenfazit	
Bioklassoren	Gewicht	66,8																
	Puls																	
	Schlaf																	
	Essen																	
	Gläubig																	
	Motivation																	
																	Wochen-durchschnitt Bioklassoren	

Abb. 9.1: Aus dem Trainingstagebuch von Yonca Krahn, 2011.

9 Trainingsdokumentation: Bibliografie

Unter Trainingsdokumentation sind verschiedene Aufschreibesysteme zu verstehen, egal ob analoger oder digitaler Art. Händisch wird notiert, was trainiert wurde, oder es werden die Daten der Sportuhren auf digitale Plattformen hochgeladen. Ergänzt werden solche Dokumentationen manchmal durch subjektive Empfindungen, Schlafzeiten und Angaben zur Nahrungsaufnahme. Die hier vorzufindende Dokumentation gibt einen Überblick über die verwendete Literatur sowie das dieser Arbeit zugrunde liegende empirische Material.

9.1 Literatur

- Abbiss, Chris R. und Paul B. Laursen (2005). «Models to explain fatigue during prolonged endurance cycling». In: *Sports Medicine* 35/10, S. 865–898.
- Abraham, Anke (2006). «Der Körper als Speicher von Erfahrung. Anmerkungen zu übersehenen Tiefendimensionen von Leiblichkeit und Identität». In: *Body turn. Perspektiven der Soziologie, des Körpers und des Sports*. Hg. von Robert Gugutzer. Bielefeld: transcript, S. 119–139.
- Acosta-García, Raúl (2019). «Tomala ciudad: Intersubjective activism in Guadalajara's streets and city museum». In: *The Journal of Latin American and Caribbean Anthropology* 24/1, S. 221–241.
- Adey, Peter (2014). *The Routledge Handbook of Mobilities*. London: Routledge.
- Aldred, Oscar (2010). «Time for fluent landscapes». In: *Conversations with Landscape*. Hg. von Karl Benediktsson und Katrín Anna Lund. Farnham: Ashgate, S. 59–78.
- Alkemeyer, Thomas (2013). «Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik». In: *Selbst-Bildungen soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Hg. von Thomas Alkemeyer. Bielefeld: transcript, S. 33–68.
- Alkemeyer, Thomas und Robert Schmidt (2003). «Habitus und Selbst. Zur Irritation der körperlichen Hexis in der populären Kultur». In: *Aufs Spiel gesetzte Körper. Auführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur*. Hg. von Thomas Alkemeyer et al. Konstanz: UVK, S. 77–102.

- Allen, Mark (2014). *The Art of Competition*. Hg. von Nick Borelli und Jim Collins. o. O.: Grip.
- Allen-Collinson, Jacquelyn (2003). «Running into injury time: Distance running and temporality». In: *Sociology of Sport Journal* 20/4, S. 331–370.
- (2008). «Running the routes together». In: *Journal of Contemporary Ethnography* 37/1, S. 38–61.
- (2018). ««Weather work»: Embodiment and weather learning in a national outdoor exercise programme». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 10/1, S. 63–74.
- Allen-Collinson, Jacquelyn und John Hockey (2001). «Runners' tales: Autoethnography, injury and narrative». In: *Auto/Biography IX* (1/2), S. 95–106.
- Allen-Collinson, Jacquelyn und John Hockey (2008). «Autoethnography as «valid» methodology? A study of disrupted identity narratives». In: *The International Journal of Interdisciplinary Social Sciences. Annual Review* 2/6, S. 209–218.
- (2010). «Feeling the way: Notes toward a haptic phenomenology of distance running and scuba diving:» In: *International Review for the Sociology of Sport* 46/3, S. 330–345.
- (2015). «From a certain point of view». In: *Journal of Contemporary Ethnography* 44/1, S. 63–83.
- Allen-Collinson, Jacquelyn, George Jennings et al. (2018). «Weather-wise? Sporting embodiment, weather work and weather learning in running and triathlon». In: *International Review for the Sociology of Sport* 1, o. S., doi: [org/10.1177/1012690218761985](https://doi.org/10.1177/1012690218761985).
- Allen-Collinson, Jacquelyn und Aspasia Leledaki (2014). «Sensing the outdoors: A visual and haptic phenomenology of outdoor exercise embodiment». In: *Leisure Studies* 34/4, S. 457–470.
- Allen-Collinson, Jacquelyn und Helen Owton (2012). «Take a deep breath: Asthma, sporting embodiment, the senses and «auditory work»». In: *International Review for the Sociology of Sport* 49/5, S. 592–608.
- (2015). «Intense embodiment. Senses of heat in women's running and boxing». In: *Body & Society* 21/2, S. 245–268.
- Allen-Collinson, Jacquelyn, Anu Vaittinen et al. (2018). «Exploring lived heat, «temperature work», and embodiment. Novel auto/ethnographic insights from physical cultures». In: *Journal of Contemporary Ethnography* 47/3, S. 283–305.
- Amelang, Katrin, Sven Bergmann und Beate Binder (2016). «Körpertechnologien: Ethnografische und gendertheoretische Perspektiven». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 70.
- Amit, Vered (2000). «Introduction: Constructing the field». In: *Constructing the Field. Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World*. Hg. von Vered Amit. Abingdon und New York, NY: Routledge, S. 1–18.
- Anderson, Connie M., Troy A. Bielert und Ryan P. Jones (2004). «One country, one sport, endless knowledge: The anthropological study of sports in South Africa». In: *Anthropologica* 46/1, S. 47–55.
- Anderson, Eric (2011). «Masculinities and sexualities in sport and physical cultures: Three decades of evolving research». In: *Journal of Homosexuality* 58/5, S. 565–578.

- Anderson-Levy, Lisa (2010). «An(other) ethnographic dilemma: Subjectivity and the predicament of studying up». In: *Transforming Anthropology* 18/2, S. 181–192.
- Andreasson, Jesper und Thomas Johansson (2014). «The fitness revolution. Historical transformations in the global gym and fitness culture». In: *Sport Science Review* 23/3–4, S. 91–112.
- Appadurai, Arjun (1986). *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1990). «Disjuncture and differences in the global cultural economy». In: *Public Culture* 2/2, S. 1–24.
- Appleby, Karen M. und Elaine Foster (2013). «Gender and sport participation». In: *Gender Relations in Sport*. Hg. von Emily A. Roper. Rotterdam: Sense Publishers, S. 1–20.
- Appleton, Jay (1994). «Running before we can walk: Are we ready to map «beauty»?» In: *Landscape Research* 19/3, S. 112–119.
- Atkinson, Michael (2008a). «Enduring bodies in triathlon». In: *Tribal Play. Subcultural Journeys through Sport*. Hg. von Michael Atkinson und Kevin Young. Bingley: JAI Press, S. 295–317.
- (2008b). «Triathlon, suffering and exciting significance». In: *Leisure Studies* 27/2, S. 165–180.
- (2010). «Entering scapeland: Yoga, fell and post-sport physical cultures». In: *Sport in Society* 13/7–8, S. 1249–1267.
- (2016). «Ethnography». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 49–61.
- Augé, Marc (1994). *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.
- (2016). *Lob des Fahrrads*. München: Beck.
- Axelsen, Megan (2009). «The power of leisure: «I was an anorexic; I'm now a healthy triathlete»». In: *Leisure Sciences* 31/4, S. 330–346.
- Azoulay, Isabelle (2000). *Schmerz. Die Entzauberung eines Mythos*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Azzarito, Laura (2012a). «Photography as a pedagogical tool for shedding light on «bodies-at-risk» in physical culture». In: *Visual Studies* 27/3, S. 295–309.
- (2012b). «Ways of seeing the body in kinesiology: A case for visual methodologies». In: *Quest* 62/2, S. 155–170.
- Bakken, Bjorn et al. (2011). «The influence of compression tights on markers of economy for cross-country skiers during steady-state running». In: *Medicine & Science in Sports & Exercise* 43/1, S. 8.
- Bale, John (2004). *Running Cultures. Racing in Time and Space*. London: Routledge.
- (2005). «Stadien als Grenzen und Überwachungsräume». In: *Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Hg. von Matthias Marschik. Wien: Turia & Kant, S. 31–48.
- (2011). «Running: Running as working». In: *Geographies of Mobilities, Practices, Spaces, Subjects*. Hg. von Tim Cresswell und Peter Merriman. Farnham: Ashgate, S. 35–49.
- Bareither, Christoph (2013). «Alltag mit Facebook. Methodologische Überlegungen und

- ethnographische Beispiele». In: *Update in progress. Beiträge zu einer ethnologischen Medienforschung*. Hg. von Falk Blask, Joachim Kallinich und Sanna Schon-delmaye. Berlin: Panama-Verlag, S. 29–46.
- (2016). *Gewalt im Computerspiel. Facetten eines Vergnügens*. Bielefeld: transcript.
- Barkow, Jerome H. (1975). «Prestige and culture: A biosocial interpretation». In: *Current Anthropology* 16/4, S. 553–572.
- Barthes, Roland (2012). *Mythen des Alltags*. Berlin: Suhrkamp.
- Bausinger, Hermann (1961). *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart: Campus.
- (1981). «Technik im Alltag – Etappen der Aneignung». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77/1, S. 227–242.
- (1988). «Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension». In: *Wandel der Volkskultur in Europa*. Hg. von Nils Arvid Bringéus, Uwe Meiners und Ruth E. Mohrmann. Münster: Copenrath, S. 43–52.
- (2006). *Sportkultur*. Tübingen.
- (2015). *Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur*. Tübingen: TVV.
- Beck, Stefan et al. (2000). *Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag*. Münster: LIT.
- Becker, Brigitte et al. (2013). «Die Reflexive Couch». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 109, S. 181–203.
- Becker, Frank (2000). «Der Sportler als «moderner Menschentyp». Entwürfe für eine neue Körperlichkeit in der Weimarer Republik». In: *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung*. Hg. von Clemens R. Wischermann und Stefan Haas. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 223–243.
- Becky, Beal (1995). «Disqualifying the official: An exploration of social resistance through the subculture of skateboarding». In: *Sociology of Sport Journal* 12, S. 252–267.
- Bell, David und Ruth Holliday (2000). «Naked as nature intended». In: *Body & Society* 6/3–4, S. 127–140.
- Bender, David (2012). *Sport, Kunst oder Spiritualität? Eine ethnografische Fallstudie zur Rezeption japanischer budō-Disziplinen in Deutschland*. Münster: Waxmann.
- Bendix, Regina (2000). «The pleasures of the ear: Toward an ethnography of listening». In: *Cultural Analysis* 1, S. 33–50.
- (2006). «Was über das Auge hinausgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102, S. 71–84.
- (2015). «Zwischen Wollen und Müssen. Zur Fixierung des Ephemereren». In: *Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken*. Hg. von Karl Braun und Claus-Marco Dieterich. Würzburg: Königshausen und Neumann, 43–55.
- Benjamin, Walter (1977). *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 136–169.
- Berndt, Gustav Carl August (1892). *Über die Leibesübungen bei den Philanthropisten*. Erfurt: Stenger.
- Bertuzzo, Elisa T. (2012). «Motion at large. Für eine Kulturwissenschaft der Bewegung». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 60, S. 110–118.
- Besnier, Niko und Susan Brownell (2012). «Sport, modernity, and the body». In: *Annual Review of Anthropology* 41/1, S. 443–459.

- Bette, Karl-Heinrich (2004). *X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports*. Bielefeld: transcript.
- (2010). *Sportsoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Binder, Beate (2010). «Feminismus als Denk- und Handlungsraum. Eine Spurensuche». In: *Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp*. Hg. von Michaela Fenske. Berlin: LIT, S. 25–43.
- Binhack, Axel (1998). *Über das Kämpfen. Zum Phänomen des Kampfes in Sport und Gesellschaft*. Frankfurt am Main etc.: Campus.
- Birkel, Jörg und Johann Ackermann (2013). *Triathlon – Das Standardwerk. Individuell trainieren mit dem Baukasten-System*. München: BLV.
- Birrell, Susan (1981). «Sport as ritual: Interpretations from Durkheim to Goffman». In: *Social Forces* 60/2, S. 354–376.
- Bissell, Davis (2010). «Narrating mobile methodologies: Active and passive empiricisms». In: *Mobile Methodologies*. Hg. von Ben Fincham, Mark McGuinness und Lesley Murray. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 53–68.
- Blackburn, Jeremy et al. (2014). «Cheating in online games. A social network perspective». In: *ACM Transactions on Internet Technology (TOIT)* 13/1, S. 1–25.
- Blanchard, Kendall (1985). *The Anthropology of Sport. An Introduction. Bodies, Borders, Biopolitics*. South Hadley, MA: Bergin & Garvey.
- Blask, Falk, Joachim Kallinich und Sanna Schondelmayer (2013). «Update in progress: Beiträge zu einer ethnologischen Medienforschung». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 64.
- Bochner, Arthur und Carolyn Ellis (2000). «Autoethnography, personal narrative, reflexivity». In: *Handbook of Qualitative Research*. Hg. von Norman K. Denzin und Yvonna Lincoln. Thousand Oaks, CA: Sage, S. 733–768.
- Böhme, Gernot (2007). «Welche Natur wollen wir? Aporien des Naturbegriffs». In: *Jetzt ist die Landschaft ein Katalog voller Wörter. Beiträge zur Sprache der Ökologie*. Hg. von Bernd Busch. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 24–33.
- Bolin, Anne (1992). «Vandalized vanity: Feminine physiques betrayed and portrayed». In: *Tattoo, Torture, Mutilation, and Adornment*. Hg. von Frances E. Mascia-Lees und Patricia Sharpe. Albany, NY: SUNY Press, S. 79–99.
- Bolin, Anne und Jane Granskog, Hg. (2003). *Athletic Intruders. Ethnographic Research on Women, Culture, and Exercise*. Albany, NY: State University of New York Press.
- Bönisch-Brednich, Brigitte (2012). «Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 108, S. 47–63.
- van Bottenburg, Maarten und Lotte Salome (2010). «The indoorisation of outdoor sports: An exploration of the rise of lifestyle sports in artificial settings». In: *Leisure Studies* 29/2, S. 143–160.
- Bourdieu, Pierre (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1985). *Sozialer Raum und ›Klassen‹*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- (1997a). *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hg. von Margareta Steinrücke. Hamburg: VSA-Verlag.
 - (1997b). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (1998). *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Briem, Kristin et al. (2011). «Effects of Kinesio tape compared with nonelastic sports tape and the untaped ankle during a sudden inversion perturbation in male athletes». In: *Journal of Orthopaedic & Sports Physical Therapy* 41/5, S. 328–335.
- Brinkel, Teresa (2008). *Unaufhaltsam bis zum Marathon. Läuferinnen in der Kulturgeschichte des Sports*. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2014). «Wettkampf und Wettbewerb. Semantiken des Erfolgs zwischen Sport und Ökonomie». In: *Leviathan* 29/42, S. 71–81.
 - (2015). *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (2018). «Governmentality Studies». In: *Sozialpsychologie und Sozialtheorie*. Wiesbaden: Springer, S. 31–45.
- Brown, Katrina Myrvang, Rachel Dilley und Keith Marshall (2017). «Using a head-mounted video camera to understand social worlds and experiences». In: *Sociological Research Online* 13/6, S. 1–10.
- Bublitz, Hanelore (2006). «Sehen und Gesehenwerden – Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers». In: *Body turn. Perspektiven der Soziologie, des Körpers und des Sports*. Hg. von Robert Gugutzer. Bielefeld: transcript, S. 341–361.
- Buman, Matthew P. et al. (2008). «Experiences and coping responses of <hitting the wall> for recreational marathon runners». In: *Journal of Applied Sport Psychology* 20/3, S. 282–300.
- Bundon, Andrea (2016). «The web and digital qualitative methods: Researching online and researching the online in sport and exercise studies». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 355–367.
- Burawoy, Michael et al., Hg. (2000). *Global Ethnography. Forces, Connections, and Imaginations in a Postmodern World*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Burckhardt, Lucius (2011). *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Berlin: Martin Schmitz Verlag.
- Burke, Shaunna (2016). «Rethinking <validity> and <trustworthiness> in qualitative inquiry». In: *Knowledge, Not Numbers. Qualitative Research and Impact in Sport, Exercise and Health*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 330–339.
- Bürkert, Karin (2012). «Über den ersten Satz und darüber hinaus – Einige Überlegungen zur Verschriftlichung (m)einer Dissertation anhand einer Autoethnografie». In: *Nachwuchsforschung Forschungsnachwuchs. Ein Lesebuch zur Promotion als Prozess*. Hg. von Karin Bürkert et al. Göttingen: Schmerse Media, S. 91–110.

- Büscher, Monika und John Urry (2009). «Mobile methods and the empirical». In: *European Journal of Social Theory* 12/1, S. 99–116.
- Butler, Judith (1998). «Athletic genders: Hyperbolic instance and/or the overcoming of sexual binarism». In: *Stanford Humanities Review* 6/2, o. S., <https://web.stanford.edu/group/SHR/6-2/html/butler.html>.
- (2002). «Performative Akte und Geschlechterkonstruktion». In: *Performanz zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. von Uwe Wirth. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 301–320.
- (2005). «Photography, war, outrage». In: *PMLA* 120/3, S. 822–827.
- Canning, Cathleen (2006). «The Body as method? Reflections on the place of the body in gender history». In: *Gender History in Practice. Historical Perspectives on Bodies, Class, and Citizenship*. Hg. von Cathleen Canning. New York, NY: Ithaca, S. 168–189.
- Canzler, Weert, Vincent Kaufmann und Sven Kesselring (2008). *Tracing Mobilities. Towards a Cosmopolitan Perspective*. Aldershot: Ashgate.
- Carlén, Urban und Ninitha Maivorsdotter (2016). «Exploring the role of digital tools in running: The meaning-making of user-generated data in a social networking site». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 9/1, S. 18–32.
- Carter, John Marshall und Arnd Krüger (1990). *Ritual and Record. Sports Records and Quantification in Pre-Modern Societies*. New York, NY etc.: Greenwood Press.
- Case, Charles E. (1992). «Bumper stickers and car signs ideology and identity». In: *Journal of Popular Culture* 26/3, S. 107–119.
- Case, Robert W. und J. David Branch (2001). «Event marketing: An examination of selected demographic and psychographic data of participants competing in the world's foremost off-road triathlon event». In: *International Sports Journal* 5/1, S. 118–127.
- Certeau, Michel de (1988). *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.
- Chalfen, Richard (2014). ««Your panopticon or mine?» Incorporating wearable technology's glass and GoPro into visual social science». In: *Visual Studies* 29/3, S. 299–310.
- Chamberlain, Kerry und Antonia C. Lyons (2016a). «Researching materiality». In: *The Web and Digital Qualitative Methods*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 164–176.
- (2016b). «Using material objects and artifacts in research». In: *Knowledge, Not Numbers. Qualitative Research and Impact in Sport, Exercise and Health*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 164–176.
- Chodzinski, Armin (2015). «Runner's delight – Eine Predigt in vier Phasen». In: *Die Philosophie des Laufens*. Hg. von Michael W. Austin und Peter Reichenbach. Hamburg: mairisch Verlag, S. 123–133.
- Classen, Constance (1997). «Foundations for an anthropology of the senses». In: *International Social Science Journal* 49/153, S. 401–412.
- Clifford, James (1988). *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Clifford, James, George E. Marcus und Kim Fortun (2010). *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley, CA: University of California Press.

- Coffey, Amanda (1999). *The Ethnographic Self. Fieldwork and the Representation of Identity*. London: Sage.
- Cohen, Anthony (1992). «Self-conscious anthropology». In: *Anthropology and Autobiography*. Hg. von Judith Okely und Helen Callaway. London etc.: Routledge.
- Cohn, Miriam (2014). «Teilnehmende Beobachtung». In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 71–85.
- Collier, John und Malcolm Collier (1986). *Visual Anthropology. Photography as a Research Method*. Albuquerque: University of Mexico Press.
- Consalvo, Mia (2007). *Gaining Advantage in Videogames*. Cambridge: The MIT Press.
- Cooky, Cheryl (2016). «Feminisms». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 75–87.
- Cresswell, Tim (2006). *On the Move. Mobility in the Modern West*. New York, NY: Routledge.
- (2010). «Mobilities I: Catching up». In: *Progress in Human Geography* 35/4, S. 550–558.
- Crockett, Matt C. und Ted Butryn (2018). «Chasing rx: A spatial ethnography of the crossfit gym». In: *Sociology of Sport Journal* 35/2, S. 98–107.
- Cronan, Megan Kelly und David Scott (2008). «Triathlon and women's narratives of bodies and sport». In: *Leisure Sciences* 30/1, S. 17–34.
- Csordas, Thomas J. (1994). «Introduction. The body as representation and being-in-the-world». In: *Embodiment and Experience. The Existential Ground of Culture and Self*. Hg. von Thomas J. Csordas. Cambridge: Cambridge University Press, S. 1–24.
- Dall'Agnolo, Daniel und Barbara Etterich (1991). «Drei Schweizer FilmemacherInnen zum Thema Ethnofilm: Interviews mit Peter von Gunten, Lisa Faessler und Fredi Murer». In: *Ethnofilm Katalog, Beiträge, Interviews / Catalogue, réflexions, entretiens*. Hg. von Daniel Dall'Agnolo, Barbara Etterich und Marc-Olivier Gonseth. Bern: Société suisse d'ethnologie, S. 261–270.
- Damir-Geilsdorf, Sabine und Béatrice Hendrich (2005). «Orientierungsleistungen räumlicher Strukturen und Erinnerung. Heuristische Potenziale einer Verknüpfung der Konzepte Raum, Mental Maps und Erinnerung». In: *Mental Maps – Raum – Erinnerung*. Hg. von Sabine Damir-Geilsdorf, Angelika Hartmann und Béatrice Hendrich. Münster: LIT, S. 25–48.
- Day, Melissa (2016). «Documents of life: From diaries to autobiographies to biographical objects». In: *Knowledge, Not Numbers. Qualitative Research and Impact in Sport, Exercise and Health*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 177–188.
- Debord, Guy (1983). *Society of Spectacle*. Detroit, MI: Black und Red.
- Decker, Wolfgang (2012). *Sport in der griechischen Antike. Vom minoischen Wettkampf bis zu den Olympischen Spielen*. Hildesheim: Arete.
- Degele, Nina (2006). «Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie». In: *Body Turn. Perspektiven der Soziologie, des Körpers und des Sports*. Hg. von Robert Gugutzer. Bielefeld: transcript, S. 141–161.
- (2008). *Natürlich normal. Schmerz, Normalität und Argumente aus der Steinzeit*. Frankfurt am Main: Campus.

- Del Coso, Juan et al. (2014). «Relationship between physiological parameters and performance during a half-ironman triathlon in the heat». In: *Journal of Sports Sciences* 32/18, S. 1680–1687.
- Delamont, Sara (2007). «Arguments against auto-ethnography». In: *Qualitative Researcher* 14, S. 2–4.
- Denzin, Norman K. (1997). *Interpretive Ethnography. Ethnographic Practices for the 21st Century*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- (2012). «Triangulation 2.0.». In: *Journal of Mixed Methods Research* 6/2, S. 80–88.
- Dietz, Pavel et al. (2013). «Associations between physical and cognitive doping. A cross-sectional study in 2.997 triathletes». In: *PLoS ONE*. 8/11, e78702.
- Digel, Helmut (1990). «Die Versportlichung unserer Kultur und deren Folgen für den Sport – Ein Beitrag zur Uneigentlichkeit des Sports». In: *Für einen besseren Sport. Themen, Entwicklungen und Perspektiven aus Sport und Sportwissenschaft*. Hg. von Ommo Grupe et al. Schorndorf: Karl Hofmann, S. 73–96.
- Dirksmeier, Peter (2013). «Zur Methodologie und Performativität qualitativer visueller Methoden – Die Beispiele der Autofotografie und reflexiven Fotografie». In: *Raumbezogene qualitative Sozialforschung*. Hg. von Eberhard Rothfuß und Thomas Dörfler. Wiesbaden: Springer, S. 83–101.
- Döring, Jörg und Tristan Thielmann, Hg. (2009). *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Douglas, Mary (1981). *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Downs, Roger M. (1982). *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*. Hg. von David Stea und Robert Geipel. New York, NY: Harper & Row.
- Duncan, Margaret C. und Michael A. Messner (1998). «The media image of sport and gender». In: *MediaSport*. Hg. von Lawrence A. Wenner. London: Routledge, S. 170–185.
- Dünne, Jörg und Stephan Günzel, Hg. (2006). *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dunning, Eric (2003). «Sport als Männerdomäne. Anmerkungen zu den sozialen Quellen männlicher Identität und deren Transformation». In: *Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation*. Hg. von Norbert Elias und Eric Dunning. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 473–502.
- Duttweiler, Stefanie (2016). «Körperbilder und Zahlenkörper. Zur Verschränkung von Medien- und Selbsttechnologien in Fitness-Apps». In: *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Hg. von Stefanie Duttweiler et al. Bielefeld: transcript, S. 221–251.
- Duttweiler, Stefanie, Robert Gugutzer et al., Hg. (2016). *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: transcript.
- Duttweiler, Stefanie und Jan-Hendrik Passoth (2016). «Self-Tracking als Optimierungsprojekt?» In: *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Hg. von Stefanie Duttweiler et al. Bielefeld: transcript, S. 9–42.
- Dyck, Noel (2004). «Getting into the game: Anthropological perspectives on sport: Introduction». In: *Anthropologica* 46/1, S. 3.
- Ebeling, Knut (2009). «Die Flut des Raumes. Eine Archäologie der Masse». In: *Stadien*.

- Eine künstlerisch-wissenschaftliche Raumsforschung*. Hg. von Knut Ebeling und Kai Schiemenz. Berlin 2009: Kulturverlag Kadmos, S. 107–158.
- Eco, Umberto und Jürgen Trabant (2002). *Einführung in die Semiotik*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Edinger, Eva-Christina (2015). *Wissensraum, Labyrinth, symbolischer Ort. Die Universitätsbibliothek als Sinnbild der Wissenschaft*. Konstanz: UVK.
- Edwards, Harry (1973). *Sociology of Sport*. Homewood, IL: The Dorsey Press.
- Eggeling, Tatjana (2005). «Körpereinsatz. Sport in homosexuellen Kontexten». In: *Ort, Arbeit, Körper. Ethnographie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003*. Hg. von Beate Binder et al. Münster: Waxmann, S. 431–438.
- Ehn, Billy (2011). «Doing-it-yourself. Autoethnography of manual work». In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 41/1, S. 53–63.
- Eichberg, Henning (1974). «Auf Zoll und Quintlein». In: *Archiv für Kulturgeschichte* 56/1, S. 141–176.
- Elias, Norbert (1978). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2001). *The Civilizing Process*. Oxford: Blackwell.
- Ellis, Carolyn (2003). *The Ethnographic I. A Methodological Novel about Autoethnography*. Walnut Creek, CA: AltaMira Press.
- Ellis, Carolyn, Tony E. Adams und Arthur Bochner (2018). «Autoethnografie». In: *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Hg. von Günter Mey und Katja Mruck. Wiesbaden: Springer, S. 345–357.
- Engel, Florian Azad, Hans-Christer Holmberg und Billy Sperlich (2016). «Is there evidence that runners can benefit from wearing compression clothing?» In: *Sports Medicine* 46/12, S. 1939–1952.
- Falk, Francesca (2014). «Öffentliche Bilder analysieren». In: *Methoden der Kultur-anthropologie*. Hg. von Christine Bischof, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 212–222.
- Faust, Friederike und Stefan Heissenberger (2016a). «Eine Frage des Trainings. Methodische Überlegungen zum Forscherinnenkörper als Erkenntnissubjekt». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 70, S. 68–82.
- (2016b). «Emotionen im Spiel. Beiträge zu einer Ethnologie des Sports». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 71.
- Fincham, Ben, Mark McGuinness und Lesley Murray, Hg. (2010). *Mobile Methodologies*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Fish, Allison (2016). «Ethnographic explorations of intellectual property claims to yoga: A series of unexpected events». In: *Unexpected Anthropology. New Spaces, Places, and Methods for Applied Anthropology*. Hg. von Sheena Nahm und Cortney Hughes Rinker. New York, NY: Routledge, S. 136–150.
- Fitzgerald, Matt (2015). *How Bad Do You Want It? Mastering the Psychology of Mind over Muscle*. Hg. von Samuele Marcora. Boulder, CO: Velopress.
- Flanagan, M. Katie (2014). «Sporting a Skort». In: *Cultural Studies ↔ Critical Methodologies* 14/5, S. 506–516.
- Flick, Uwe (2011). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Fors, Vaike et al. (2019). *Imagining Personal Data. Experiences of Self-Tracking*. New York, NY: Bloomsbury Academic.
- Foucault, Michel (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1984). *Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch*. Berlin: Merve Verlag.
 - (2004a). *Geschichte der Gouvernamentalität*, Bd. 1: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977/1978*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (2004b). *Geschichte der Gouvernamentalität*, Bd. 2: *Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1977/1978*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (2005). *Die Heterotopien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (2006). «Von anderen Räumen». In: *Raumtheorie Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. von Jörg Dünne und Hermann Doetsch. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 317–329.
 - (2007). *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fox, J. Robin (1961). «Pueblo Baseball: A new use for old witchcraft». In: *The Journal of American Folklore* 74/291, S. 9.
- Francombe, Jessica (2013). «Methods that move: A physical performative pedagogy of subjectivity». In: *Sociology of Sport Journal* 30/3, S. 256–273.
- Frank, Elisa und Nikolaus Heinzer (2019). «Wölfische Unterwanderungen von Natur und Kultur – Ordnungen und Räume neu verhandelt». In: *Ordnungen in Alltag & Gesellschaft. Empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Hg. Stefan Groth und Linda Mülli. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 93–124.
- Fraude, Oliver, Wilfried Kindermann und Tim Meyer (2009). «Lactate threshold concepts. How valid are they?» In: *Sports Medicine* 39/6, S. 469–490.
- Frers, Lars (2007). *Einbüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fahrterminals*. Bielefeld: transcript.
- Freud, Siegmund (1974). *Das Unbehagen in der Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freytag, Tim (2014). «Raum und Gesellschaft». In: *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. Hg. von Julia Lossau, Tim Freytag und Roland Lippuner. Stuttgart: UTB, S. 12–24.
- Friel, Joe (1998). *The Triathlete's Training Bible. A Complete Training Guide for the Competitive Multisport Athlete*. Boulder, CO: Velo Press.
- Frischling, Barbara (2014). *Alltag im digitalen Panopticon. Facebook-Praktiken zwischen Gestaltung und Kontrolle*. Marburg: Jonas Verlag.
- Frodeno, Jan (2018). *Eine Frage der Leidenschaft. Mit Mut und Motivation zum Erfolg*. München: Ariston.
- Fuchs, Thomas (2000). *Leib – Raum – Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Fullagar, Simone (2017). «Mind-body relations». In: *Routledge Handbook of Physical Cultural Studies*. Hg. von Michael L. Silk, David L. Andrews und Holly Thorpe. London: Routledge, S. 401–411.
- Funke-Wieneke, Jürgen und Ralf Laging (2010). *Bewegung vermitteln, erfahren und lernen. Bildungs- und erziehungstheoretische Reflexionen in der Bewegungs- und*

- Sportpädagogik. Festschrift anlässlich der Emeritierung von Jürgen Funke-Wieneke.* Hg. von Jürgen Funke-Wieneke und Ralf Laging. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Gammerl, Benno (2012). «Emotional styles – Concepts and challenges». In: *Rethinking History. The Journal of Theory and Practice* 16/2, S. 161–175.
- Garis, de Larry (1999). «Experiments in pro wrestling: Toward a performative and sensuous sport ethnography». In: *Sociology of Sport Journal* 16/1, S. 65–74.
- Gebauer, Gunter und Christoph Wulf, Hg. (1989). *Spiel, Ritual, Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt.* Reinbek: Rowohlt.
- Geertz, Clifford (1973). *The Interpretation of Cultures. Selected Essays.* New York, NY: Basic Books.
- (1980). «Blurred genres: the refiguration of social thought». In: *American Scholar* 49/2, S. 165–179.
 - (1991). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gehring, Ulrike und Peter Weibel, Hg. (2014). *Mapping Spaces. Networks of Knowledge in 17th Century Landscape Painting.* München: Hirmer.
- van Gennep, Arnold (1981). *Übergangsriten.* Frankfurt am Main: Campus.
- Gerndt, Helge (1947). «Kleidung als Indikator kultureller Prozesse». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 81/3–4, S. 81–92.
- (2005). «Bildpraxis und Bildüberlieferung. Vorüberlegungen zu einer volkskundlichen Bildwissenschaft». In: *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft.* Hg. von Helge Gerndt und Michaela Haibl. Münster: Waxmann, S. 13–34.
- Gibson, Kass (2016). «Mixed methods research in sport and exercise: Integration qualitative research». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise.* Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 382–396.
- Ginsberg Spielvogel, Laura (2002). «The discipline of space in a Japanese fitness club». In: *Sociology of Sport Journal* 19/2, S. 189–205.
- Girtler, Roland (1991). *Über die Grenzen. Ein Kulturwissenschaftler auf dem Fahrrad.* Frankfurt am Main etc.: Campus.
- (2001). *Methoden der Feldforschung.* Köln: Böhlau.
- Glasze, Georg (2009). *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung.* Hg. von Georg Glasze. Bielefeld: transcript.
- Glavac, Monika (2013). *Second Skin. Körper, Kleidung, Religion.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Goffman, Erving (2003). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag.* München: Piper.
- Goffman, Erving (1981). *Forms of Talk.* Oxford: Blackwell.
- (1996). «Über Feldforschung». In: *Kommunikative Lebenswelten zur Ethnographie einer geschwätigen Gesellschaft.* Hg. von Hubert Alfons Knoblauch. Konstanz: UVK, S. 261–269.
- Golledge, Reginald George, Hg. (1999). *Wayfinding Behavior. Cognitive Mapping and Other Spatial Processes.* Baltimore etc.: Johns Hopkins University Press.

- Gould, Roger L. (1979). *Transformations. Growth and Change in Adult Life*. New York, NY: Simon und Schuster.
- Grabe, Nina (2006). «Mit den Füßen beten». Pilgern als körperliches Erlebnis und sportliche Herausforderung am Beispiel des Jakobsweges nach Santiago de Compostela». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102, S. 163–176.
- Graf, Simon (2013). «Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund: Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen». In: *Body Politics* 1/1, S. 139–157.
- (2016). «Der fitte Männer-Körper im postfordistischen Alltag. Eine ethnografische Annäherung». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 70, S. 48–57.
- Granskog, Jane (1991). «Tri-ing for life: The emergence of the triathlon sport subculture and its impact upon changing gender roles in North American society». In: *Sport, the Third Millennium. Proceedings of the International Symposium*. Hg. von Fernand Landry und Magdeleine Yerlès. Québec: Presses de l'Université Laval, S. 433–442.
- (1992). «Tri-ing together: An exploratory analysis of the social networks of female and male triathletes». In: *Play and Culture* 5, S. 76–91.
- (1993). «In search of the ultimate: Ritual aspects of the Hawaiian Ironman Triathlon». In: *Journal of Ritual Studies* 7/1, S. 3–25.
- (2003). «Just <tri> and <du> it: The variable impact of female involvement in the triathlon/duathlon sport culture». In: *Athletic Intruders. Ethnographic Research on Women, Culture and Exercise*. Hg. von Anne Bolin und Jane Granskog. Albany, NY, S. 27–52.
- Grimm, Jacob und Wilhelm Grimm (1971). «landschaft». In: *Deutsches Wörterbuch*, 16 Bände in 32 Teilbänden, Bd. 12. Leipzig (1854–1961), Sp. 131.
- Groth, Stefan (2014). «Quantified cyclists and stratified motives». In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 44/1, S. 38–56.
- (2017). «Subjektiver Sinn, objektive Indikatoren? Zum Verhältnis von Wahrnehmung und Vermessung im freizeitsportlichen Rennradspport». In: *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich/CH 2015*. Hg. von Karl Braun et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 481–491.
- (2019). «Wettbewerb ums Mittelmaß? Kompetitive Orientierungen im breiten-sportlichen Rennradfahren». In: *Auf den Spuren der Konkurrenz*. Hg. von Karin Bürkert et al. Münster: Waxmann, S. 199–222.
- Groth, Stefan und Yonca Krahn (2017). «Sensing athletes: Sensory dimensions of recreational endurance sports». In: *Journal of Ethnology and Folkloristics* 11/2, S. 3–23.
- Grupe, Ommo (2000). *Vom Sinn des Sports. Kulturelle, pädagogische und ethische Aspekte*. Schorndorf: Hofmann.
- Gugutzer, Robert (2004a). *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript.
- (2004b). «Trendsport im Schnittfeld von Körper, Selbst und Gesellschaft. Leib- und körpersoziologische Überlegungen». In: *Sport und Gesellschaft – Sport and Society* 1/3, S. 219–243.
- (2015). «Leibliche Interaktion mit Dingen, Sachen und Halbdingen». In: *Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur*. Hg. von Hanna Katharina Göbel und Sophia Prinz. Bielefeld: transcript, S. 105–122.

- Günzel, Stefan (2010). «Spatial Turn – Topographical Turn – Topological Turn. Über die Unterschiede zwischen Raumparadigmen». In: *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Hg. von Jörg Döring. Bielefeld: transcript, S. 219–237.
- Guttman, Allen (1978). *From Ritual to Record. The Nature of Modern Sports*. New York, NY: Columbia University Press.
- Gyr, Ueli (2005). «Festivalisierung und Eventisierung als urbane Identitätsleistung». In: *Ort, Arbeit, Körper. Ethnografie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003*. Hg. von Beate Binder et al. Münster etc.: Waxmann, S. 243–249.
- Haber, Wolfgang (2007). «Vorstellungen über Landschaft». In: *Jetzt ist die Landschaft ein Katalog voller Wörter. Beiträge zur Sprache der Ökologie*. Hg. von Bernd Busch. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 78–85.
- Habermas, Tilmann (1996). *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*. Berlin: De Gruyter.
- Hafstein, Valdimar T. (2009). «Collectivity by culture squared: Cultural heritage in nordic spaces». In: *Arv Nordic Yearbook of Folklore 65*, S. 11–23.
- (2012). *Cultural Heritage. A Companion to Folklore*. Hg. von Regina Bendix und Galit Hasan-Rokem. Chichester: John Wiley & Sons, S. 500–519.
- (2017). «Feeling manly and modern and strong: Wrestling with modernity». In: *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich/CH 2015*. Hg. von Karl Braun et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 54–61.
- Halton, Eugene (2009). «Preface». In: *Material Culture and Technology in Everyday Life*. Hg. von Phillip Vannini. New York: Peter Lang, S. VII–XIII.
- Hammer, Gilli (2015). «Pedaling in pairs toward a «dialogical performance»: Partnerships and the sensory body within a tandem cycling group». In: *Ethnography 4/16*, S. 503–522.
- Hämmerling, Christine (2016a). *Sonntags 20:15 Uhr – Tatort. Zu sozialen Positionierungen eines Fernsehpublikums*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- (2016b). «Teilnehmende Beobachtung in der historischen Forschungspraxis». In: *Zugänge zur Zeitgeschichte. Bild – Raum – Text. Quellen und Methoden*. Hg. von Lisa Spanka, Julia Lorenzen und Meike Haunschild. Marburg: Tectum, S. 273–316.
- Hämmerling, Christine und Daniela Zetti, Hg. (2018). *Das dokumentierte Ich. Wissen in Verhandlung*. Zürich: Chronos.
- Hannerz, Ulf (2006). «Studying down, up, sideways, through, backwards, forward, away and at home. Reflections on the field worries of an expansive discipline». In: *Locating the Field. Space, Place and Context in Anthropology*. Hg. von Simon Coleman und Peter Collins. Oxford und New York, NY: Berg, S. 23–41.
- Harry, Woolf, Hg. (1961). *Quantification. A History of the Meaning of Measurement in the Natural and Social Sciences*. Indianapolis, IN: Bobbs-Merrill.
- Harteringer, Walter (2007). «Volkskundlicher Umgang mit Bildquellen». In: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Hg. von Silke Götsch und Albrecht Lehmann. Berlin: Reimer, S. 79–98.
- Hartmann, Tilo (2009). «Let's compete! Wer nutzt den sozialen Wettbewerb in Computerspielen». In: *Die Computerspieler. Studien zur Nutzung von Computergames*.

- Hg. von Thorsten Quandt, Jeffrey Wimmer und Jens Wolling. Wiesbaden: Springer, S. 21–224.
- Haß, Julia (2016). «Frauenamateurfußball in Rio de Janeiro – Umkämpfter Sport- und Stadtraum». In: *Peripherie* 1/141, S. 57–72.
- Haß, Julia und Stephanie Schütze, Hg. (2018). *Ballspiele, Transkulturalität und Gender. Ethnologische und altamerikanische Perspektiven*. In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 77.
- Hauser, Beatrix, Hg. (2013). *Yoga Traveling. Bodily Practices in Transcultural Perspective*. Cham: Springer.
- Hauser-Schäublin, Brigitta (2008). «Teilnehmende Beobachtung». In: *Methoden ethnologischer Forschung*. Hg. von Bettina Beer. Berlin: Dietrich Reimer, S. 37–57.
- Hawley, John A. und Louise M. Burke (2010). «Carbohydrate availability and training adaptation: Effects on cell metabolism». In: *Exercise and Sport Sciences Reviews* 38/4, S. 152–160.
- Hayano, David M. (1979). «Auto-ethnography. Paradigms, problems, and prospects». In: *Human Organizations* 38, S. 113–120.
- Hebden, Lana et al. (2013). «A mobile health intervention for weight management among young adults: A pilot randomised controlled trial». In: *Journal of Human Nutrition and Dietetics* 27/4, S. 322–332.
- Heer, Katja (2019). «Der grosse Run». In: *mobil. Das Magazin der Deutschen Bahn* 4, S. 78–86.
- Hegner, Victoria (2013). «Vom Feld verführt. Methodische Gratwanderungen in der Ethnografie». In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* 14/3, o. S., www.ssoar.info/ssoar/handle/document/36387.
- Heidrich, Hermann (2007). «Von der Ästhetik zur Kontextualität: Sachkulturforschung». In: *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen und Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Hg. von Silke Götsch und Albrecht Lehmann. Berlin: Reimer, S. 33–56.
- Heimerdinger, Timo (2010). ««Quäl» dich, du Sau!» Schmerz und Entertainment». In: *Au! Schmerz. Faszination Schmerz – eine Kulturgeschichte*. Hg. vom Tiroler Landesmuseum, Wolfgang Meighörner. Innsbruck, S. 124–131.
- Heissenberger, Stefan (2018). *Schwuler* Fußball. Ethnografie einer Freizeitmanschaft*. Frankfurt am Main: transcript.
- Helfferich, Cornelia (2014). «Mental Maps und Narrative Raumkarten». In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 131–142.
- Hengartner, Thomas (1999). *Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen*. Berlin und Hamburg: Reimer.
- Hengartner, Thomas und Johanna Rolshoven (1998). «Technik – Kultur – Alltag». In: *Technik – Kultur. Formen der Veralltäglichungen von Technik – Technisches im Alltag*. Hg. von Thomas Hengartner und Johanna Rolshoven. Zürich: Chronos, S. 17–49.
- Hermanns, Harry (2010). «Interviewen als Tätigkeit». In: *Qualitative Forschung – Ein Handbuch*. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 360–368.
- Hess, Sabine (2013). «Wider den methodologischen Kulturalismus in der Migrationsfor-

- schung: für eine Perspektive der Migration». In: *Kultur_Kultur: Denken, forschen, darstellen*. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Hg. von Reinhard Johler et al. Münster: Waxmann, S. 194–203.
- Hilliard, Dan C. (1988). «Finishers, competitors and pros: A description and speculative interpretation of the triathlon scene». In: *Play and Culture* 1, S. 300–313.
- Hilts, Andrew, Christopher Parsons und Jeffrey Knockel (2016). *Every Step You Fake. A Comparative Analysis of Fitness Tracker Privacy and Security*. Open Effect Report, https://openeffect.ca/reports/Every_Step_You_Fake.pdf.
- Hitchings, Russell und Alan Latham (2016). «Indoor versus outdoor running: Understanding how recreational exercise comes to inhabit environments through practitioner talk». In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 41/4, S. 503–514.
- Hockey, John (2009). «Mundane ritual practices and distance running». In: *Journal of Ritual Studies* 23/2, S. 77–88.
- Hockey, John und Jacquelyn Allen-Collinson (2006). «Seeing the way: Visual sociology and the distance runner's perspective». In: *Visual Studies* 21/1, S. 70–81.
- Hoffmann, Torsten, Hg. (2006). *Bilder. Ein (neues) Leitmedium?* Göttingen: Wallstein.
- Honer, Anne (2011). *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hopf, Christel (2010). «Qualitative Interviews – ein Überblick». In: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hg. von Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke. Hamburg: Rowohlt, S. 350–360.
- Hopper, David (2014). «Successful use of Kinesio tape to treat an acute muscle haematoma». In: *The Journal of Haemophilia Practice* 2/1, S. 2015–15.
- Horton, Dave (2007). *Cycling and Society*. Hg. von Dave Horton. Aldershot: Ashgate.
- Howe, P. David (2001). «An ethnography of pain and injury in professional rugby union». In: *International Review for the Sociology of Sport* 36/3, S. 289–303.
- Howes, David (2004). *Empire of the Senses. The Sensual Culture Reader*. Oxford: Berg.
- Howes, David und Constance Classen (1991). «Conclusion: sounding sensory profiles». In: *The Varieties of Sensory Experience. A Sourcebook in the Anthropology of the Senses*. Hg. von David Howes. Toronto: University of Toronto Press, 257–288.
- (2014). *Ways of Sensing. Understanding the Senses in Society*. London: Routledge.
- Husmann, Rolf (2002). *Ethnologie und Sport. Beiträge einer Tagung*. Frankfurt am Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Ingold, Tim (2000). *The Perception of the Environment. Essays on Livelihood, Dwelling and Skill*. London: Routledge.
- (2007). *Lines. A Brief History*. London: Routledge.
- (2010a). «Footprints through the weatherworld: Walking, breathing, knowing». In: *Making Knowledge. Explorations of the Indissoluble Relation between Mind, Body and Environment*. Hg. von Trevor H. J. Marchand. Oxford: Wiley-Blackwell, S. 115–132.
- (2010b). «Footprints through the weather-world: Walking, breathing, knowing». In: *The Journal of the Royal Anthropological Institute* 16, S. 121–139.
- (2010c). *Ways of Walking. Ethnography and Practice on Foot*. Ashgate.
- (2011). *Being Alive. Essays on Movement, Knowledge and Description*. London und New York, NY: Routledge.

- Irving, Andrew (2007). «Ethnography, art, and death». In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 13/1, S. 185–208.
- Jackson, Anthony (1987). *Anthropology at Home*. London etc.: Tavistock Publications.
- James, Henry (2016). *The Cambridge Edition of the Complete Fiction of Henry James. The Portrait of a Lady*. Hg. von Michael Anesko. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jeggle, Utz (2014). «Im Schatten des Körpers. Vorüberlegungen zu einer Volkskunde der Körperlichkeit». In: *Das Fremde im Eigenen. Beiträge zur Anthropologie des Alltags*. Hg. von Bernhard Tschofen et al. Tübingen: TVV, S. 179–199.
- Jensen, Ole B. (2009). «Flows of meaning, cultures of movements – Urban mobility as meaningful everyday life practice». In: *Mobilities* 4/1, S. 139–158.
- Jensen, Søren (2005). «Promoting the known and the unknown of cities and city regions». In: *Experiencescapes*. Hg. von Tom O'Dell. Kopenhagen: Copenhagen Business School Press, S. 145–160.
- Jethani, Suneel (2015). «Mediating the body: Technology, politics and epistemologies of self». In: *Communication, Politics and Culture* 47/3, S. 34–43.
- Joerges, Bernward (1996). *Technik. Körper der Gesellschaft. Arbeiten zur Techniksoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Johler, Reinhard, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas (2011). *Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung*, 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009. Münster etc.: Waxmann.
- Jones, Phil (2005). «Performing the city: A body and a bicycle take on Birmingham». In: *Social & Cultural Geography* 6/6, S. 813–830.
- Jones, Stacy Holman (2005). «Autoethnography: Making the personal political». In: *Handbook of Qualitative Research*. Hg. von Yvonna S. Lincoln. London: Sage, S. 763–791.
- Jones, Stacy Holman, Tony E. Adams und Carolyn Ellis, Hg. (2013). *Handbook of Autoethnography*. London: Routledge.
- Jungnickel, Katrina und Rachel Aldred (2013). «Cycling's sensory strategies: How cyclists mediate their exposure to the urban environment». In: *Mobilities* 9/2, S. 238–255.
- Kabat-Zinn, Jon (1982). «An outpatient program in behavioral medicine for chronic pain patients based on the practice of mindfulness meditation: Theoretical considerations and preliminary results». In: *Gen Hosp Psychiatry* 4/1, S. 33–47.
- Keding, Melanie (2013). *Erlebter Stadtraum. Eine ethnografische Untersuchung zum Ulmer Münsterplatz*. Tübingen: Universität Tübingen.
- Keding, Melanie und Carmen Weith (2012). «Erforschung des lebensweltlichen Raums. Möglichkeiten ethnografischer Annäherungen an Stadt und Natur». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 60, S. 119–127.
- (2014). «Bewegte Interviews im Feld». In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 131–142.
- Kennedy, Eileen und Pirkko Markula, Hg. (2011). *Women and Exercise*. London: Routledge.
- Kienitz, Sabine (2016). «Jab, Punch und schnelle Beine. Boxen als Körperpraxis und

- Konstruktion von Männlichkeit». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 70, S. 21–33.
- Kirwan, Morwenna et al. (2012). «Using smartphone technology to monitor physical activity in the 10,000 steps program: A matched case-control trial». In: *Journal of Medical Internet Research* 14/2, e55.
- Kitchin, Rob (1994). «Cognitive maps: What are they and why study them?» In: *Journal of Environmental Psychology* 14/1, S. 1–19.
- Kjær, Sarah Holst (2016). *The Performative Museum. Designing a Total Experience*. In: *Sensitive Objects. Affect and Material Culture*. Hg. von Jonas Frykman und Maja Povrzanovic Frykman. Lund: Nordic Academic Press, 237–255.
- (2011). *Meaningful-Experience Design and Event Management. A Post-Event Analysis of Copenhagen Carnival 2009*. In: *Culture Unbound. A Journal of Current Cultural Issues* 3/2, 243–267.
- Klein, Alan M. (1993). *Little Big Men. Bodybuilding Subculture and Gender Construction*. Albany, NY: State University of New York Press.
- Kleinert, Martina (2015). *Weltumsegler. Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung*. Bielefeld: transcript.
- Klopotek, Felix und Peter Scheiffele (2016). *Zonen der Selbstoptimierung. Berichte aus der Leistungsgesellschaft*. In: Berlin: Matthes & Seitz.
- Knecht, Michi (2005). «Ethnografische Wissensproduktion und der Körper als ethnografisches Objekt im Feld moderner Reproduktionsmedizin». In: *Ort, Arbeit, Körper. Ethnographie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003*. Münster etc.: Waxmann, S. 421–429.
- (2013). «Nach Writing Culture, mit Actor-Network: Ethnografie/Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikforschung». In: *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Hg. von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl. Berlin: Reimer, S. 79–106.
- Knecht, Michi und Stefan Beck (2005). «Einführung». In: *Ort, Arbeit, Körper. Ethnographie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003*. Hg. von Binder et al. Münster: Waxmann, S. 381–384.
- Koch, Gertraud (2013). «Mediated: Raumerfahrungen im digitalen Zeitalter». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 109, S. 4–16.
- (2015). «Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111/2, S. 179–200.
- Kokot, Waltraud, Thomas Hengartner und Kathrin Wildner, Hg. (2000). *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung: Eine Bestandsaufnahme*. Berlin: Reimer.
- Köstlin, Konrad (2001). «Im Feld. Zwischen Nähe und Distanz». In: *Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien*. Hg. von Klara Löffler. Wien: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, S. 7–11.
- Krahn, Yonca (2016). «Voran, voran: Überlegungen zum kulturwissenschaftlichen Zusammenhang von Bewegung und Schreibprozessen in alpinen Landschaften». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 112, S. 40–56.
- (2017). «Physische Leistung und Landschaftserleben: Triathlon als Praxis multisensueller Raumerfahrung». In: *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozia-*

- len Welt. 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich/CH 2015. Hg. von Karl Braun et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 468–480.
- (2019a). «Erfahrende Rhythmen. Dimensionen von Raum-, Bewegungs- und Körpererleben im Sport». In: *Ordnungen in Alltag und Gesellschaft. Empirisch kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Hg. von Stefan Groth und Linda Mülli. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 77–296.
 - (2019b). «Gegen sich selbst und gegen abwesende Andere. Selbstmesspraktiken und Wettkampfformen im Triathlon». In: *Auf den Spuren der Konkurrenz*. Hg. von Karin Bürkert et al. Münster: Waxmann, S. 179–197.
- Krahn, Yonca und Stefan Groth (2017). «Sport und Sinne: Eine Hinführung». In: *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich/CH 2015*. Hg. von Karl Braun et al. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 462–467.
- Krahn, Yonca und Bernhard Tschofen (2016). *Velo. Erkundungen zu Zürcher Fahrradkulturen* (Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Populäre Kulturen, Universität Zürich Sonderband 1 der Werkstücke). Zürich.
- Krasmann, Susanne und Michael Volkmer (2007). *Michel Foucaults ‚Geschichte der Gouvernementalität‘ in den Sozialwissenschaften. Internationale Beiträge*. Bielefeld: transcript.
- Kücklich, Julian (2008). «Forbidden pleasures. Cheating in computer games». In: *The Pleasures of Computer Gaming*. Hg. von Melanie Swalwell und Jason Wilson. London: McFarland, S. 52–71.
- Kumate, James M. und Mark Falcous (2016). «Grappling with judo: Reflections on the complexities of embodied ethnography». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 9/2, S. 200–213.
- Kusenbach, Margarethe (2008). «Mitgehen als Methode. Der ‚Go-Along‘ in der phänomenologischen Forschungspraxis». In: *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Hg. von Jürgen Raab et al. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 349–358.
- Lamont, Matthew James und Millicent Kennelly (2010a). «Competing to compete? Exploring competing priorities as constraints in event travel careers amongst non-elite triathletes». In: *Proceedings of the New Zealand Tourism and Hospitality Research Conference. Adding Value through Research, School of Hospitality and Tourism and New Zealand Tourism Research Institute, AUT University, Auckland, New Zealand*, S. 186–200, https://works.bepress.com/matthew_lamont/33.
- (2010b). «I can’t do everything! Competing priorities as constraints in triathlon event travel careers». In: *Tourism Review International* 14/2, S. 85–97.
- Langenohl, Andreas (2005). «Mental Maps, Raum und Erinnerung. Zur kultursoziologischen Erschließung eines transdisziplinären Konzepts». In: *Mental Maps – Raum – Erinnerung. Kulturwissenschaftliche Zugänge zum Verhältnis von Raum und Erinnerung*. Hg. von Sabine Damir-Geilsdorf, Angelika Hartmann und Béatrice Hendrich. Münster: LIT, S. 51–69.
- Langer, Susanne K. (1953). *Feeling and form. A theory of Art*. New York, Macmillan Publishers.
- Larsen, Jonas (2013). «(Auto)Ethnography and cycling». In: *International Journal of Social Research Methodology* 17/1, S. 59–71.

- Latour, Bruno (1990). «Drawing things together». In: *Representation in Scientific Practice*. Hg. von Kevin Lynch. Cambridge, MA etc.: The MIT Press, S. 16–68.
- (1991). «Technology is society made durable». In: *A Sociology of Monsters. Essays on Power, Technology and Domination*. Hg. von John Law. London, S. 103–132.
- Lauriault, Tracey P. und Jeremy Wood (2013). «GPS tracings – personal cartographies». In: *The Cartographic Journal* 46/4, S. 360–365.
- Lave, Jean (2019). *Learning and Everyday Life*. Cambridge, Cambridge University Press.
- Lazar, Amanda et al. (2015). «Why we use and abandon smart devices». In: *The 2015 ACM International Joint Conference*. New York, NY: ACM Press, S. 635–646.
- Le Breton, David (2000). «Playing symbolically with death in extreme sports». In: *Body & Society* 6/1, S. 1–11.
- (2003). *Schmerz. Eine Kulturgeschichte*. Zürich: Diaphanes.
- Leach, Edmund (1968). *A Runway World*. London: British Broadcasting Corporation.
- Leder, Drew (1990). *The Absent Body*. Chicago, IL etc.: University of Chicago Press.
- Lee, Do Jun (2015). «Embodied bicycle commuters in a car world». In: *Social & Cultural Geography* 17/3, S. 401–422.
- Lee, Jo und Tim Ingold (2006). «Fieldwork on foot: Perceiving, routing, socializing». In: *Locating the Field. Space, Place and Context in Anthropology*. Hg. von Peter Collins. Oxford: Berg, S. 67–85.
- Leepers, Romuald und Paul Stapley (2010). «Differences in gender and performance in off-road triathlon». In: *Journal of Sports Sciences* 28/14, S. 1555–1562.
- Lefebvre, Henri (2004). *Rhythmanalysis. Space, Time, and Everyday Life*. London: Continuum. (2006). «Die Produktion des Raumes». In: *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. von Jörg Dünne und Hermann Doetsch. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 330–342.
- Lehnert, Gertrud, Hg. (2011). *Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung*. Bielefeld: transcript.
- Leimgruber, Walter, Silke Andris und Christine Bischoff (2013). «Visuelle Anthropologie. Bilder machen, analysieren, deuten und repräsentieren». In: *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Hg. von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl. Berlin: Reimer, S. 247–281.
- Lenk, Hans und Dietmar Schulte, Hg. (2012). *Mythos Sport*. München: Fink.
- Lenz, Ramona (2011). «Mobilität im Fokus – Modeerscheinung oder Paradigmenwechsel? Überlegungen zum sogenannten *mobility turn*». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 107, S. 1–19.
- Liebal, Katja, Lubrich Oliver und Thomas Stodulka, Hg. (2019). *Emotionen im Feld. Gespräche zur Ethnografie, Primatografie und Reiseliteratur*. Bielefeld: transcript.
- Lindlof, Thomas R. und C. Bryan Taylor (2011). *Qualitative Communication Research Methods*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Lindner, Rolf (1980). *Der Fußballfan. Ansichten vom Zuschauer*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- (1981). «Die Angst des Forschers vor dem Feld: Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 1, S. 51–66.
- (1983). *Der Satz <Der Ball ist rund> hat eine gewisse philosophische Tiefe*. Berlin: Transit.

- Lindner, Rolf und Heinrich Th. Breuer (1979). *«Sind doch nicht alles Beckenbauers». Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Lisle, Debbie (2015). «Exotic endurance: Tourism, fitness and the Marathon des Sables». In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34/2, S. 263–281.
- Löfgren, Orvar (2010). «Urban atmospheres – An ethnography of railway stations». In: *Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturanalytische Skizzen*. Hg. von Beate Binder et al. Frankfurt am Main und New York, NY: Campus, S. 67–76.
- (2014). «The black box of everyday life: Entanglements of stuff, affects and activities». In: *Cultural Analysis. An Interdisciplinary Forum on Folklore and Popular Culture* 13, S. 77–98.
- Löfgren, Orvar und Billy Ehn (2012). *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Lorimer, Hayden und Katrin Anna Lund (2003). «Performing facts: Finding a way over Scotland's mountains». In: *The Sociological Review* 51.2_suppl, S. 130–144.
- Lovett, David (2011). *An Examination of the Motives to Participate in Sprint Distance Triathlon*, https://digitalrepository.unm.edu/educ_hess_etds/57.
- Löw, Martina (2010). *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lund, Katrin Anna (2005). «Seeing in motion and the touching eye: Walking over Scotland's mountains». In: *Etnofoor* 18/1, S. 27–42.
- (2012). «Landscapes and narratives: Compositions and the walking body». In: *Landscape Research* 37/2, S. 225–237.
- Lupton, Deborah (2013). «Quantifying the body: Monitoring and measuring health in the age of mHealth technologies». In: *Critical Public Health* 23/4, S. 393–403.
- (2014). «Data assemblages, sentient schools and digitised health and physical education (response to Gard)». In: *Sport, Education and Society* 20/1, S. 122–132.
- Lutz, Manuela, Imbke Behnken und Jürgen Zinnecker (1997). «Narrative Landkarten. Ein Verfahren zur Rekonstruktion aktueller und biografisch erinnelter Lebensräume». In: *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Hg. von Barbara Frieberthäuser und Annedore Prengel. Weinheim: Beltz, S. 414–435.
- Lutz, Ronald (1989a). *Laufen und Läuferleben. Zum Verhältnis von Körper, Bewegung und Identität*. Frankfurt am Main, New York, NY: Campus.
- (1989b). «Volkslauf in der Bundesrepublik Deutschland: Wurzeln, Wandlungen, Tendenzen». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 85, S. 188–205.
- Lynch, Kevin (1965). *Das Bild der Stadt*. Berlin, Frankfurt, Wien: Ullstein.
- Lyotard, Jean-Francois (1988). «Ob man ohne Körper denken kann». In: *Materialität der Kommunikation*. Hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 813–829.
- Maase, Kaspar (2005). «Hunger nach Schönheit. Überlegungen zur Ästhetik des Alltags». In: *Ort, Arbeit, Körper. Ethnografie europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003*. Hg. von Beate Binder et al. Münster etc.: Waxmann, S. 283–290.
- Macdonald, Sharon (2013). *Memorylands. Heritage and Identity in Europe Today*. London und New York, NY: Taylor & Francis.

- MacDougall, David (2006). *The Corporeal Image. Film, Ethnography, and the Senses*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Madianou, Mirca und Daniel Miller (2012). «Polymedia: Towards a new theory of digital media in interpersonal communication». In: *International Journal of Cultural Studies* 16/2, S. 169–187.
- Malinowski, Bronislaw (1922). *Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea. Robert Mond Expedition to New Guinea, 1914–1918*. Hg. von James George Frazer. London: Routledge.
- (1989). *A Diary in the Strict Sense of the Term*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Marchand, Trevor H. J. (2010). «Introduction: Making knowledge: Explorations of the indissoluble relation between mind, body, and environment». In: *Making Knowledge. Explorations of the Indissoluble Relation between Mind, Body and Environment*. Hg. von Trevor H. J. Marchand. Oxford: Wiley-Blackwell, S. 1–20.
- Marcus, George E. (1986). «Contemporary problems of ethnography in modern world systems». In: *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Hg. von James Clifford und George E. Marcus. Berkeley, CA, London: University of California Press, S. 165–193.
- (1995). «Ethnography in/of the world system: The emergence of multi-sited ethnography». In: *Annual Review of Anthropology* 24, S. 95–117.
- Marschik, Matthias, Rudolf Müller et al., Hg. (2005). *Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien: Turia & Kant.
- Marschik, Matthias, Otto Müllner Penz und Georg Spitaler, Hg. (2009). *Sport Studies*. Wien: Facultas.
- Mason, Tony (1989). *Sport in Britain. A Social History*. Cambridge.
- Massmünster, Michael (2014). «Sich selbst in den Text schreiben». In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 522–538.
- Masters, Kevin S., Benjamin M. Ogles und Jeffrey A. Jolton (1993). «The development of instruments to measure motivation for marathon running: The motivations of marathoners scales (MOMS)». In: *Research Quarterly for Exercise and Sport* 64/2, S. 134–143.
- Mathieu, Jon (2011). *Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit*. Basel: Schwabe.
- (2015). *Die Alpen. Raum – Kultur – Geschichte*. Stuttgart: Reclam.
- Mathieu, Jon und Simona Boscani Leoni (2005). *Die Alpen! Zur europäischen Wahrnehmungsgeschichte seit der Renaissance*. Bern: Peter Lang.
- Mauss, Marcel (1978). *Soziologie und Anthropologie*. Frankfurt am Main etc.: Ullstein.
- Mayer, Ralf und Christiane Thompson (2013). «Inszenierung und Optimierung des Selbst. Eine Einführung». In: *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien*. Hg. von Ralf Mayer, Christiane Thompson und Michael Wimmer. Wiesbaden: Springer, S. 7–28.
- McCormack, Chris (2011). *I'm Here to Win. A World Champion's Advice for Peak Performance*. New York, NY: Hachette.

- McCarville, Ron (2007). «From a fall in the mall to a run in the sun: One journey to Ironman triathlon». In: *Leisure Sciences* 29/2, S. 159–173.
- McLuhan, Marshall (1962). *The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man*. Toronto: University of Toronto Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1962). *Phenomenology of Perception*. London und New York, NY: Routledge.
- (1974). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Michael, Mike (2000). «These boots are made for walking ...: Mundane technology, the body and human-environment relations». In: *Body & Society* 6/3–4, S. 107–126.
- Mikos, Lothar (2010). «Sind doch nicht alle Beckhams!» Autobiografische Skizzen zu Fußball, Fernsehen und Fans». In: *Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturanalytische Skizzen*. Hg. von Beate Binder et al. Frankfurt am Main und New York, NY: Campus, S. 329–338.
- Miller, Daniel (1987). *Material Culture and Mass Consumption*. Oxford: Blackwell.
- (2005). *Materiality*. Durham, NC: Duke University Press.
- Miller, S. M. (1952). «The participant observer and over-rapport». In: *American Sociological Review* 17/1, S. 97–99.
- Miller, Toby (1999). «Competing allegories». In: *SportCult*. Hg. von Toby Miller und Randy Martin. Minnesota, MN: University of Minnesota Press, S. 1–8.
- Millington, Brad (2014). «Smartphone apps and the mobile privatization of health and fitness». In: *Critical Studies in Media Communication* 31/5, S. 479–493.
- Mills, Cathy und Larena Hoerber (2013). «Using photo-elicitation to examine artefacts in a sport club: Logistical considerations and strategies throughout the research process». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 5/1, S. 1–20.
- Mitchell, Stacey, Jacquelyn Allen-Collinson und Adam Evans (2016). ««Ladies present!»: An auto/ethnographic study of women amateur golfers at an English provincial golf club». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 8/3, S. 273–286.
- Mohr, Sebastian und Andrea Vetter (2014). «Körpererfahrung in der Feldforschung». In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Hg. von Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling und Walter Leimgruber. Bern: Haupt, S. 101–116.
- Monaghan, Lee (2001). *Bodybuilding, Drugs and Risk*. London: Routledge.
- Mooney, James (1890). «The Cherokee Ball play». In: *American Anthropologist* 3/2, S. 105–132.
- Moore, Philip (2004). «Scouting an anthropology of sport». In: *Anthropologica* 46/1, S. 37.
- Moser, Johannes und Helge Gerndt (2009). *Dinge auf Reisen. Materielle Kultur und Tourismus*. Hg. von Johannes Moser und Helge Gerndt. Münster: Waxmann.
- de la Motte, Sarah J., Brent L. Arnold und Scott E. Ross (2010). «Kinesio® tape use does not increase functional performance in subjects with CAI». In: *Medicine & Science in Sports & Exercise* 42, S. 491–492.
- Müller, Juliane (2013). *Migration, Geschlecht und Fussball zwischen Bolivien und Spanien. Netzwerke – Räume – Körper*. Berlin: Reimer.
- Müller, Juliane, Christian Ungruhe und Christian Peter Oehmichen (2016). «Neue Perspektiven einer Ethnologie des Sports». In: *Zeitschrift für Ethnologie* 141, S. 1–18.
- Müller, Marion G. (2003). *Grundlagen der visuellen Kommunikation. Theorieansätze und Methoden*. Konstanz: UVK.

- Müller, Martin (2015). «The mega-event syndrome: Why so much goes wrong in mega-event planning and what to do about it». In: *Journal of the American Planning Association* 81/1, S. 6–17.
- Müllner, Rudolf (2011). *Perspektiven der historischen Sport- und Bewegungskulturforschung*. Münster: LIT.
- Murakami, Haruki (2008). *What I Talk About When I Talk About Running. A Memoir*. New York, NY: Alfred A. Knopf.
- Muri, Gabriela (2014). «Triangulationsverfahren im Forschungsprozess». In: *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: Haupt, S. 459–475.
- Myburgh, Esmarie, Martinette Kruger und Melville Saayman (2014). «A motivation-based typology of triathletes». In: *South African Journal for Research in Sport, Physical Education and Recreation* 36/3, S. 117–134.
- Nafus, Dawn und Jamie Sherman (2014). «This one does not go up to 11: The quantified self movement as an alternative big data practice». In: *International Journal of Communication* 8, S. 1784–1794.
- Nahstedt, Wolfgang (1973). «Die Entstehung des Freiheitsbegriffs der Freizeit. Zur Genese einer grundlegenden Kategorie der modernen Industriegesellschaften (1755–1826)». In: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 60/3, S. 311–342.
- Nardi, Bonnie A. (2010). *My Life as a Night Elf Priest. An Anthropological Account of World of Warcraft*. Ann Arbor, MI: University of Michigan Press.
- Neumann, Georg, Arndt Pfützner und Kuno Hottenrott (2004). *Das grosse Buch vom Triathlon*. Aachen: Meyer & Meyer.
- Nieuwenhuis, Marijn und David Crouch, Hg. (2017). *The Question of Space. Interrogating the Spatial Turn between Disciplines*. London: Rowman & Littlefield International.
- Niewöhner, Jörg (2008). «Die zeitlichen Dimensionen von Fett – Körperkonzepte zwischen Prägung und Lebensstil». In: *Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaft*. Hg. von Jörg Niewöhner, Christoph Kehl und Stefan Beck. Bielefeld: transcript, S. 113–142.
- Noakes, Timothy D., Mike I. Lambert und Michael Gleeson (1998). «Heart rate monitoring and exercise: Challenges for the future». In: *Journal of Sports Sciences* 16/1, S. 105–106.
- Numerato, Dino (2016). «Behind the digital curtain: Ethnography, football fan activism and social change». In: *Qualitative Research* 16/5, S. 575–591.
- O'Dell, Tom und Robert Willim (2011). «Irregular ethnographies». In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 1/41, S. 53–63.
- Ohnmacht, Timo (2009). *Mobilities and Inequality*. Farnham: Ashgate.
- Oldenziel, Ruth et al., Hg. (2016). *Cycling Cities. The European Experience*. Eindhoven: Foundation for the History of Technology.
- Oldörp, Christine (2009). «Verschriftlichen. Von der Ver-Anderung des Sprechens in der Schrift». In: *Bilder, Bücher, Bytes zur Medialität des Alltags*. Hg. von Michael Simon et al. Münster: Waxmann, S. 408–416.
- Olive, Rebecca und Georgina Roy (2018). «Stories of surfing: Surfing, space and subjectivity/intersectionality». In: *Surfing, Sex, Genders and Sexualities*. Hg. von Lisa Hunter. London: Routledge, S. 148–167.
- Olive, Rebecca und Holly Thorpe (2011). «Negotiating the <F-word> in the <field>»

- «Doing feminist ethnography» in «action sport cultures». In: *Sociology of Sport Journal* 28/4, S. 421–440.
- Orend, Angela und Patricia Gagne (2009). «Corporate logo tattoos and the commodification of the body». In: *Journal of Contemporary Ethnography* 38/4, S. 493–517.
- Overdick, Thomas (2010). *Photographing Culture. Anschauung und Anschaulichkeit in der Ethnografie*. Zürich: Chronos.
- Pagenstecher, Cord (2006). «Reisekataloge und Urlaubsalben. Zur Visual History des touristischen Blicks». In: *Visual History. Ein Studienbuch*. Hg. von Gerhard Paul. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 169–187.
- Palliwoda, Nicole (2014). «Sprachraum Grenze: «Das Ende der Osis»? – Das Konzept Mauer in den Köpfen». In: *Sprachkultur Regionalkultur. Neue Felder kulturwissenschaftlicher Dialektforschung*. Hg. von Rudolf Bühler, Rebekka Bürkle und Nina Kim Leonhardt. Tübingen: TVV, S. 71–95.
- Palmer, Catherine (1998). «Le tour du monde: Towards an anthropology of the global mega-event». In: *The Australian Journal of Anthropology* 9/3, S. 265–273.
- (2002). ««Introduction» to anthropology and sport special edition». In: *The Australian Journal of Anthropology* 13/3, S. 253–256.
- (2016a). «Ethics in sport and exercise research: From research ethics committees to ethics in the field». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 316–329.
- (2016b). «Research on the run: Moving methods and the charity «thon»». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 8/3, S. 225–236.
- Panofsky, Erwin (2006). *Ikongraphie und Ikonologie. Bildinterpretation nach dem Dreistufenmodell*. Köln: DuMont.
- Paradis, Elise (2012). «Boxers, briefs or bras? Bodies, gender and change in the boxing gym». In: *Body & Society* 18/2, S. 82–109.
- Passoth, Jan-Hendrik (2016). «Sportstudios. Zur institutionalisierten Verdattung und Analyse moderner Körper». In: *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Hg. von Stefanie Duttweiler et al. Bielefeld: transcript, S. 253–269.
- Paul, Sigrid (1962). *Notizen zu einigen afrikanischen Geschicklichkeitsspielen*. Uppsala: Uppsala Universität.
- Pavlidis, Adele (2013). «Writing resistance in roller derby: Making the case for auto/ethnographic writing in feminist leisure research». In: *Journal of Leisure Research* 45/5, S. 661–676.
- Pavlidis, Adele und Simone Fullagar (2014). «The pain and pleasure of roller derby: Thinking through affect and subjectification». In: *International Journal of Cultural Studies* 18/5, S. 483–499.
- Petibois, Cyril et al. (2003). «Biochemical aspects of overtraining in endurance sports». In: *Sports Medicine* 33/2, S. 83–94.
- Phoenix, Cassandra und Emma Rich (2016). «Visual research methods». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 139–151.
- Pickard, Angela (2013). «Ballet body belief: Perceptions of an ideal ballet body from young ballet dancers». In: *Research in Dance Education* 14/1, S. 3–19.
- Pickering, Catherine und Agustina Barros (2013). «Mountain environments and tou-

- rism». In: *The Routledge Handbook of Tourism Geographies*. Hg. von Andrew Holden und David Fennell. Abingdon: Routledge, S. 183–191.
- Pink, Sarah (2008a). «An Urban Tour: The Sensory Sociality of Ethnographic Place-Making». In: *Ethnography* 9/2, S. 175–196.
- (2008b). «Walking with video». In: *Visual Studies* 22/3, S. 240–252.
- (2010). *Doing Sensory Ethnography*. London: Sage.
- (2013). *Doing Visual Ethnography*. Los Angeles etc.: Sage.
- Pink, Sarah und David Howes (2010). «Debate section: The future of sensory anthropology/the anthropology of the senses». In: *Social Anthropology / Anthropologie sociale* 18/3, S. 331–340.
- Plant, Mike (1987). *Iron Will. The Heart and Soul of the Triathlon's Ultimate Challenge*. Chicago: Contemporary Books.
- Plessner, Helmuth (1983a). «Der Mensch als Lebewesen. Adolf Portmann zum 70. Geburtstag (1967)». In: *Conditio humana. Gesammelte Schriften VIII*. Hg. von Günter Dux, Odo Marquard und Elisabeth Ströker. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 314–327.
- (1983b). «Der Mensch im Spiel». In: *Conditio humana. Gesammelte Schriften VIII*. Hg. von Günter Dux, Odo Marquard und Elisabeth Ströker. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 307–313.
- (1983c). «Zur Anthropologie des Schauspielers». In: *Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte Schriften VII*. Hg. von Günter Dux, Odo Marquard und Elisabeth Ströker. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 399–418.
- Ploch, Beatrice (1994). «Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie». In: *Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie*. Hg. von Ina-Maria Greverus et al. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt, S. 113–134.
- Ploder, Andrea und Johanna Stadlbauer (2013). «Autoethnographie und Volkskunde? Zum Potenzial wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis». In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 3–4, S. 373–404.
- Ploder, Andrea und Johanna Stadlbauer (2017). «Starke Reflexivität: Autoethnografie und Ethnopschoanalyse im Gespräch». In: *Ethnografie und Deutung*. Wiesbaden: Springer, S. 421–438.
- Pope, Clive C. (2010). «Talking T-shirts: A visual exploration of youth material culture». In: *Qualitative Research in Sport and Exercise* 2/2, S. 133–152.
- Poulson, Stephen C. (2016). *Why Would Anyone Do That? Lifestyle Sport in the Twenty-First Century*. New Brunswick etc.: Rutgers University Press.
- Povzanovic Frykman, Maja und Michael Humbracht (2013). «Making palpable connections: Objects in migrants' transnational lives». In: *Ethnologia Scandinavica* 43, S. 47–67.
- Przyborski, Aglaia und Monika Wohlrab-Sahr (2009). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München.
- Puhr, Sarah-Marie und Kirsten Puhr (2013). «Optimierungen des Selbst in Inszenierungen von Behinderungen». In: *Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Ana-*

- lyse gegenwärtiger Selbsttechnologien*. Hg. von Ralf Mayer, Christiane Thompson und Michael Wimmer. Wiesbaden: Springer, S. 161–179.
- Putnam, Robert D. (1995). *Bowling Alone. America's Declining Social Capital*. New York, NY: Simon & Schuster.
- Raggiotto, Francesco et al. (2016). «The triathlon sport consumer. A segmentation proposal». In: *Sim Conference, Cassino, Italien*, www.researchgate.net/publication/309618520_The_Triathlon_sport_consumer_A_segmentation_proposal.
- Rammert, Werner und Cornelius Schubert (2015). «Körper und Technik». Zur doppelten Verkörperung des Sozialen. In: *Technical University Technology Studies Working Papers*, Berlin: Technische Universität.
- Ramshaw, Gregory und Sean Gammon (2005). «More than just nostalgia? Exploring the heritage/sport tourism nexus». In: *Journal of Sport & Tourism* 10/4, S. 229–241.
- Rebollo Gil, Guillermo (2018). «The awesome ordinary: Notes on pro wrestling». In: *Capacious. Journal for Emerging Affect Inquiry* 1/2, S. 93–102.
- Reckwitz, Andreas (2003). «Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive». In: *Zeitschrift für Soziologie* 32, S. 282–301.
- (2012a). «Affective spaces: A praxeological outlook». In: *Rethinking History* 16/2, S. 241–258.
- (2012b). *Die Erfindung der Kreativität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reed-Danahay, Deborah E., Hg. (1997). *Auto/ethnography. Rewriting the Self and the Social*. Oxford und New York, NY: Berg.
- Regele, Oskar (1955). *Beiträge zur Geschichte der staatlichen Landesaufnahme und Kartographie in Österreich bis zum Jahre 1918*. Wien: Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs.
- Reichert, Ramón (2016). «Social Surveillance. Praktiken der digitalen Selbstvermessung in mobilen Anwendungskulturen». In: *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Hg. von Stefanie Duttweiler et al. Bielefeld: transcript, S. 185–200.
- Reutler, Karl (1940). *Über die Leibesübungen der Primitiven. Beitrag zur Ethnologie der Leibesübungen*. Rostock: Hinstorff.
- Rich, Emma und Andy Miah (2014). «Understanding digital health as public pedagogy: A critical framework». In: *Societies* 4/2, S. 296–315.
- Richeson, Allie Wilson (1966). *English Land Measuring to 1800. Instruments and Practices*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Rieger-Ladich, Markus (2009). «Lektionen in symbolischer Gewalt. Der Körper als Gedächtnisstütze». In: *Körperwissen und Bewegungslogik. Status und Spezifik körperlicher Kompetenzen*. Hg. von Thomas Alkemeyer et al. Bielefeld: transcript, S. 179–195.
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1869). *Wanderbuch. Als zweiter Theil zu 'Land und Leute'*. Stuttgart: Cotta.
- Rolshoven, Johanna (2003). «Von der Kulturraum- zur Raumkulturforchung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99, S. 189–214.
- (2012). «Zwischen den Dingen: Der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 108, S. 156–169.

- Roper, Emily A., Hg. (2013). *Gender Relations in Sport*. Rotterdam: Sense Publishers.
- Rosenwein, Barbara (2002). «Worrying about emotions in history». In: *American Historical Review* 107, S. 821–845.
- Rousseau, Jean-Jacques (1845). *Julie, ou, la nouvelle Héloïse*. Paris: Charpentier.
- (2014). *Die Bekenntnisse*. Köln: Anaconda.
- Rowe, Sharon (1998). «Modern Sports: Liminal ritual or liminoid phenomena». In: *Journal of Ritual Studies* 12/1, S. 47–60.
- Runggaldier, Ingrid (2011). *Frauen im Aufstieg. Auf Spurensuche in der Alpingeschichte*. Bozen: Edition Raetia.
- Samida, Stefanie (2014). *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Stuttgart: Metzler.
- Sands, Robert R., Hg. (1999a). *Anthropology and Sport*. Westport, CT etc.: Bergin & Garvey.
- (1999b). «Anthropology, sport, and culture». In: *Anthropology and Sport*. Hg. von Robert R. Sands. Westport, CT etc.: Bergin & Garvey, S. 3–13.
- (1999c). «Experiential ethnography: Playing with the boys». In: *Ethnographic Explorations of Interlectual Property Claims to Yoga*. Hg. von Robert R. Sands. Westport, CT etc.: Bergin & Garvey, S. 15–37.
- (2001). *Sport Ethnography*. Champaign, IL: Human Kinetics.
- Schäfer, Hilmar, Hg. (2016). *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Schama, Simon (1996). *Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination*. München: Kindler.
- Schärer, Thomas (2016). «Die Kamera als Trenn- und Schnittstelle. Die Beziehung zwischen Filmenden/Anthropolog_innen und Gefilmten/Ethnografierten». In: *Grenzen aus kulturwissenschaftlichen Perspektiven*. Hg. von Jacques Picard, Silvy Chakkalal und Silke Andris. Berlin: Panama Verlag, S. 111–133.
- Schatzki, Theodore (1996). *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. New York, NY: Cambridge University Press.
- (2002). *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*. University Park, PA: University of Pennsylvania Press.
- Schatzki, Theodore, Karin Knorr-Cetina und Eike von Savigny (2001). *The Practice Turn in Contemporary Theory*. New York, NY und London: Routledge.
- Scheer, Monique (2016). «Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt». In: *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai–1. Juni 2013*. Hg. von Matthias Beitzl und Ingo Schneider. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, S. 15–36.
- Schiffer, Thorsten et al. (2015). «Kinesio taping and jump performance in elite female track and field athletes». In: *Journal of Sport Rehabilitation* 24/1, S. 47–50.
- Schildkrout, Enid (2004). «Inscribing the Body». In: *Annual Review of Anthropology* 33, S. 319–344.
- Schlitte, Annika et al., Hg. (2014). *Philosophie des Ortes. Reflexionen zum Spatial Turn in den Sozial- und Kulturwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Schmid, Jürg (1990). *Phänomen Triathlon*. Zürich: o. V.
- Schmid, Jürg (1993). *Arbeit, Persönlichkeit, Motivation und Engagement für Ausdauer-*

- sport. *Eine empirische Typologie von Triathletinnen und Triathleten*. Zürich: Gesellschaft für Förderung der Sportwissenschaften an der ETH.
- Schmidt, Robert (2012). *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schmidt, Robert und Jörg Volbers (2011). «Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme». In: *Zeitschrift für Soziologie* 40, S. 24–41.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2001). «Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens». In: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie*. Hg. von Silke Götsch. Berlin: Reimer, S. 169–188.
- Hg. (2003). *FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins*. Münster: LIT.
 - (2007). «Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung». In: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie*. Hg. von Silke Götsch und Albrecht Lehmann. Berlin: Reimer, S. 219–248.
 - (2009a). «Der zwölfte Mann». Die Europäische Ethnologie im Feld der Fußballfans». In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 4/112, S. 417–450.
 - (2009b). «Orte von Dauer. Der Feldforschungsbegriff der Europäischen Ethnologie in der Kritik». In: *Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft*. Hg. von Sonja Windmüller, Beate Binder und Thomas Hengartner. Berlin: LIT, S. 32–47.
 - (2013). «Zum Kulturbegriff in der ethnologischen Migrationsforschung». In: *Kultur_Kultur. Denken, forschen, darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011*. Hg. von Reinhard Johler et al. Münster: Waxmann, S. 175–185.
- Schmidt-Lauber, Brigitta et al. (2010). «Die Lust des Forschers auf das Feld – und: Wer wird nicht Ethnograf? Ein Plädoyer». In: *Orte, Situationen, Atmosphären. Kulturanalytische Skizzen*. Hg. von Beate Binder. Frankfurt am Main: Campus, S. 33–44.
- Scholze Irrlitz, Leonore (2008). «Perspektive ländlicher Raum. Leben in Wallmow/ Uckermark». In: *Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge* 45.
- Schönberger, Klaus (2000). «Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich. Anmerkungen zum langen Arm des real life». In: *forum medienethik. Netzwelten – Menschenwelten – Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia* 2, S. 33–42.
- Schönberger, Klaus (2015). «Persistenz und Rekombination. Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 111/2, S. 201–213.
- Schroer, Markus: (2005). «Einleitung. Zur Soziologie des Körpers». In: *Soziologie des Körpers*. Hg. von Markus Schroer. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–47.
- Schürmann, Volker (2016). «Die Wettkampf-Zone. Über die Selbstoptimierung hinaus. Sport als Vorschein persönlicher Leistungsgerechtigkeit». In: *Zonen der Selbstoptimierung Berichte aus der Leistungsgesellschaft*. Hg. von Felix Klopotek und Peter Scheiffele. Berlin: Matthes & Seitz, S. 200–216.
- (2017). «Bewegung in der Unverfügbarkeit der Bildung». In: *Bildungstheorie und Sportdidaktik*. Wiesbaden: Springer, S. 155–176.
- Schuttpelz, Erhard (2010). «Körpertechniken». In: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 1/1, S. 101–120.

- Schwandt, Thomas A. (2015). *The Sage Dictionary of Qualitative Inquiry*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Schwell, Alexandra et al. (2016). *New Ethnographies of Football in Europe. People, Passions, Politics*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Schwier, Jürgen (2000). *Sport als populäre Kultur. Sport, Medien und Cultural Studies*. Hamburg: Czwalina Verlag.
- Scott, Susie (2009). «Re-clothing the emperor: The swimming pool as a negotiated order». In: *Symbolic Interaction* 32/2, S. 123–145.
- (2010). «How to look good (nearly) naked: The performative regulation of the swimmer's body». In: *Body & Society* 16/2, S. 143–168.
- Seifermann, Ellen (2001). «Vorwort». In: *Sport in der zeitgenössischen Kunst*. Hg. von Ellen Seifermann. Nürnberg: Verlag für moderne Kunst, S. 8–11.
- Seifert, Jörg (2004). «Phänomenologie der Raumorientierung. Zum Verhältnis von «mental maps» und dreidimensional-perspektivischen, mentalen Bildeindrücken von Bewegungsräumen». In: *Wolkenkuckuckheim. Gebaute Räume. Zur kulturellen Formung von Architektur und Stadt* 9/1, o. S., www.cloud-cuckoo.net/openarchive/wolke/deu/Themen/041/Seifert/seifert.htm.
- Seifert, Manfred (2009). «Raum als Forschungskategorie. Zu Wegen und Zielsetzungen ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Raumanalyse». In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 4, S. 469–480.
- Shapiro, Lawrence A., Hg. (2014). *The Routledge Handbook of Embodied Cognition*. London: Routledge.
- Sheller, Mimi und John Urry (2006). «The new mobilities paradigm». In: *Environment and Planning* 2006, S. 207–226.
- Sheller, Mimmi (2010). «Foreword». In: *Mobile Methodologies*. Hg. von Ben Fincham, Mark McGuinness und Lesley Murray. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. VII–X.
- Shilling, Chris und Tanya Bunsell (2009). «The female bodybuilder as a gender outlaw». In: *Qualitative Research in Sport and Exercise* 1/2, S. 141–159.
- (2014). «From iron maiden to superwoman: The stochastic art of self-transformation and the deviant female sporting body». In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 6/4, S. 478–498.
- Shipway, Richard und Immy Holloway (2010). «Running free: Embracing a healthy lifestyle through distance running». In: *Perspectives in Public Health* 130/6, S. 270–276.
- Siegrundt, Julia (2015). «Eine «grüne Hölle» im Zoo. Die Regenwaldhalle als idealisiertes Habitat in Europa». In: *Tierstudien*. Hg. von Jessica Ullrich. Berlin: Neofelis Verlag, S. 81–91.
- Siemens, Daniel (2007). «Von Marmorleibern und Maschinenmenschen. Neue Literatur zur Körpergeschichte in Deutschland zwischen 1900 und 1936». In: *Archiv für Sozialgeschichte* 47, S. 639–682.
- Sillitoe, Alan (1959). *The Loneliness of the Long Distance Runner*. London: W. H. Allen & Co.
- Slotnick, Adam (2012). «Status symbols in triathlete culture», <https://pqdtopen.proquest.com/doc/1315745712.html?FMT=AI>.
- Smilovski, Daniel (2006). «Offene Körper. Verhandlung und Performativität in Körpergestaltungspraxen». In: *Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller*

- Grenzziehungen*. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Hg. von Thomas Hengartner und Johannes Moser. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, S. 867–874.
- Smith, Brad und Cassandra Phoenix, Hg. (2013). *The World of Physical Culture in Sport and Exercise. Visual Methods for Qualitative Research*. London: Routledge.
- Smith, William Roth (2017). «Communication, sportsmanship, and negotiating ethical conduct on the digital playing field». In: *Communication & Sport* 5/2, S. 160–185.
- Soja, Edward (1996). *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Cambridge, MA: Blackwell.
- Soja, Edward W. (2009). «Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften». In: *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Hg. von Jörg Döring und Tristan Thielmann. Bielefeld: transcript, S. 241–262.
- Solnit, Rebecca (2000). *Wanderlust. A History of Walking*. New York, NY: Viking.
- Sontag, Susan (1978). *Über Fotografie*. München: Hanser.
- Sparkes, Andrew C. (2009). «Ethnography and the senses: Challenges and possibilities». In: *Qualitative Research in Sport and Exercise* 1/1, S. 21–35.
- (2016). «Ethnography as a sensual way of being: Methodological and representational challenges». In: *Ethnographies in Sport and Exercise Research*. Hg. von Gyoza Molnar und Laura Purdy. London: Routledge, S. 45–58.
- Hg. (2017). *Seeking the Senses in Physical Culture. Sensuous Scholarship in Action*. London: Routledge.
- Sparkes, Andrew C. und Brett Smith (2012). «Embodied research methodologies and the senses in sport and physical culture: A fleshing out of problems and possibilities». In: *Qualitative Research in Sport and Physical Culture*. Hg. von Kevin Young und Michael Atkinson. o. O.: Emerald Press, S. 167–190.
- Spielvogel, Laura (2003). *Working Out in Japan. Shaping the Female Body in Tokyo Fitness Clubs*. Durham, NC: Duke University Press.
- Spinney, Justin (2006). «A place of sense: A kinaesthetic ethnography of cyclists on Mont Ventoux». In: *Environment and Planning D: Society and Space* 24/5, S. 709–732.
- (2007). «Cycling the city: Non-place and the sensory construction of meaning in a mobile practice». In: *Cycling and Society*. Hg. von Dave Horton, Peter Cox und Paul Rosen. Aldershot: Ashgate, S. 25–46.
- (2009). «Cycling the city: Movement, meaning and method». In: *Geography Compass* 3/2, S. 817–835.
- (2010). «Performing resistance? Re-reading practices of urban cycling on London's South Bank». In: *Environment and Planning A* 42/12, S. 2914–2937.
- (2011). «A chance to catch a breath: Using mobile video ethnography in cycling research». In: *Mobilities* 6/2, S. 161–182.
- Spradley, James P. (2016). *Participant Observation*. Long Grove, IL: Waveland Press.
- Stalla, Robert (2001). «Steile Höhen, sanfte Hügel – das Motiv ›Berg‹ in der Landschaftskunst des 14.–20. Jahrhunderts». In: *Ansichten vom Berg. Der Wandel eines Motivs in der Druckgraphik von Dürer bis Heckel. Ausstellungskatalog (Alpines Museum des Deutschen Alpenvereins München; Landesmuseum für Kärnten, Klagenfurt,*

- Stiftung Schloß Spiez am Thunersee; Städtische Galerie Rosenheim). Hg. von Robert Stalla. München und Berlin: Deutscher Kunstverlag, S. 14–48.
- Stebbins, Robert A. (1993). «Social world, life-style, and serious leisure: Toward a meso-structural analysis». In: *World Leisure & Recreation* 35/1, S. 23–26.
- Stewart, William P. und Myron F. Floyd (2017). «Visualizing leisure». In: *Journal of Leisure Research* 36/4, S. 445–460.
- Strathern, Marilyn (2004). *Commons + Borderlands. Working Papers on Interdisciplinarity, Accountability and the Flow of Knowledge*. Oxon: Sean Kingston Publishing.
- Strauss, Claude-Lévi (1962). *The Savage Mind*. Chicago: University of Chicago Press.
- Strüver, Anke (2010). «Marathonevents als Urlaubsziel – zur ›laufenden‹ Konstruktion von Tourismusräumen». In: *Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens*. Hg. von Karlheinz Wöhler. Bielefeld: transcript, S. 225–246.
- Sturken, Marita und Lisa Cartwright (2001). *Practices of Looking. An Introduction to Visual Culture*. Oxford: Oxford University Press.
- Sturm, Petra (2013). «Die Bewegte Frau. Rad fahrende Frauen in Wien um 1900». In: *Motor bin ich selbst Jahre Radfahren in Wien*. Hg. von Bernhard Hachleitner et al. Wien: Metroverlag, S. 62–65.
- Sydnor, Synthia (1998). «A history of synchronized swimming». In: *Journal of Sport History* 2, S. 252–267.
- Synnott, Anthony (1993). *The Body Social*. London: Routledge.
- Terry, Patrick, Allen Parcell und Andrew Creer (2010). «Effectiveness of wearing compression tights during short recovery periods on subsequent cycling performance». In: *Medicine & Science in Sports & Exercise* 42, S. 10–11.
- Thein, Thomas (2004). *Regionale Bedeutung eines Sportevents. Das Beispiel Triathlon in Roth*. Bayreuth: Universität Bayreuth.
- Thiele, Jörg (2005). «Ethnographische Perspektiven der Sportwissenschaft in Deutschland: Status Quo und Entwicklungschancen». In: *Historical Social Research* 30/1, S. 257–279.
- Tholander, Jakob und Stina Nylander (2015). *Snot, Sweat, Pain, Mud, and Snow. Performance and Experience in the Use of Sports Watches*. New York, NY: CHI'15 Proceedings of the 33rd Annual ACM Conference on Human Factors in Computing Systems, 2913–2922.
- Thorpe, Holly (2011). *Snowboarding Bodies in Theory and Practice*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Thorpe, Holly und Rebecca Olive (2016). «Conducting observations in sport and exercise settings». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 124–138.
- Thorpe, Holly und Robert Rinehart (2013). «Alternative sport and affect: non-representational theory examined». In: *The Consumption and Representation of Lifestyle Sports*. Hg. von Belinda Wheaton. Abingdon: Routledge, S. 212–235.
- Tolman, Edward C. (1948). «Cognitive maps in rats and men». In: *Psychological Review* 55/4, S. 189–208.
- Tóth, Katalin (2013). «Schick, cool und kritisch? Urbane Fahrradkultur in Budapest». In: *Jahrbuch für Europäische Ethnologie* 3/8, S. 341–351.
- Trachsel, Ronny (2003). «Fitness und Körperkult. Entwicklungen des Körperbewusst-

- seins im 20. Jahrhundert». In: *Fitness. Schönheit kommt von aussen*. Hg. von Andreas Schwab und Ronny Trachsel. Bern: Palma-3-Verl., S. 13–34.
- Trojanow, Ilija (2016). *Meine Olympiade. Ein Amateur, vier Jahre, 80 Disziplinen*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Tschofen, Bernhard (1999). *Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen*. Wien: Sonderzahl.
- (2004). «Tourismus als Modernisierungsagentur und Identitätsressource: Das Fallbeispiel des Skilaufs in den österreichischen Alpen». In: *Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen* 9, S. 265–282.
 - (2011). *Volks-Kunde? Wissenszirkulationen zwischen Kulturforschung und Selbstauslegung*, S. 37–52.
 - (2013). «Vom Gehen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine elementare Kulturpraxis». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 109, S. 58–79.
 - (2017a). «Natur». In: *Katastrophen/Kultur. Beiträge zu einer interdisziplinären Begriffswerkstatt*. Hg. von Jan Hinrichsen, Reinhard Johler und Sandro Ratt. Tübingen: TVV, S. 109–121.
 - (2017b). «Passübergang und Traumstrasse. Rituale und Requisiten der alpinen Vergnügungsreise». In: *Auf die Pässe, fertig, los! Die touristische Eroberung der Alpenpässe*. Meran: Ausstellungskatalog Touriseum, S. 4–13.
 - (2017c). «Was ist Landschaft? Plädoyer für Konzepte jenseits der Anschauung». In: *Entdeckungen der Landschaft. Raum und Kultur in Geschichte und Gegenwart*. Hg. von Michael Kasper et al. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 13–32.
- Tu, Shihfan Jack, Roger C. Woledge und Dylan Morrissey (2016). «Does ‹Kinesio tape› alter thoracolumbar fascia movement during lumbar flexion? An observational laboratory study». In: *Journal of Bodywork and Movement Therapies* 20/4, S. 898–905.
- Turner, Victor W. (1973). «The center out there: Pilgrim's goal». In: *History of Religions* 2/3, S. 191–230.
- (1989). *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main: Campus.
- Turner, Victor W. (2003). «Liminalität und Communitas». In: *Ritualtheorien*. Hg. von Andréa Belliger und David J. Krieger. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 251–262.
- Turner, Victor W. und Edith Turner (1978). *Image and Pilgrimage in Christian Culture. Anthropological Perspectives*. New York, NY: Columbia University Press.
- Turnes, Corina (2008). «Extremsport Triathlon und Michel Foucaults Konzept der Formung von Subjektivität». In: *Körperliche Erkenntnis. Formen reflexiver Erfahrung*. Hg. von Franz Bockrath, Bernhard Boschert und Elk Franke. Bielefeld: transcript, S. 199–213.
- Umminger, Walter (1969). *Die Olympischen Spiele der Neuzeit. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Olympischen Spiele von Athen bis München*. Dortmund: Deutsche Olympische Gesellschaft.
- Urry, John (1990). *The Tourist Gaze*. London: Sage.
- (2000). *Sociology Beyond Societies. Mobilities for the Twenty-First Century*. London: Routledge.
 - (2007). *Mobilities*. Cambridge: Polity.

- Vannini, Phillip (2009). *Alternative Mobilities. Routes Less Traveled*. Aldershot: Farnham.
- Vannini, Phillip et al. (2012). «Making sense of the weather: Dwelling and weathering on Canada's rain coast». In: *Space and Culture* 15/4, S. 361–380.
- Vázquez, Irene Serrano und Mia Consalvo (2013). «Cheating in social network games». In: *New Media/Society* 17, S. 829–844.
- Veblen, Thorstein (1997). *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*. Hg. von Suzanne Heintz. Frankfurt am Main: Fischer.
- Vercruyssen, Fabrice et al. (2012). «The influence of wearing compression stockings on performance indicators and physiological responses following a prolonged trail running exercise». In: *European Journal of Sport Science* 14/2, S. 144–150.
- Vieweg, Richard (1966). *Aus der Kulturgeschichte der Waage*. Balingen: Bizerba-Werke.
- Vivanco, Luis Antonio (2013). *Reconsidering the Bicycle. An Anthropological Perspective on a New (Old) Thing*. London: Routledge.
- van Vuuren, Chris J. (2014). «A ritual perspective on the Comrades Marathon». In: *South African Journal for Research in Sport, Physical Education and Recreation* 36/2, S. 137–152.
- Wacquant, Loïc (1992). «The social logic of boxing in black Chigaco: Toward a sociology of pugilism». In: *Sociology of Sport Journal* 9/3, S. 221–254.
- Wacquant, Loïc (1995). «The pugilistic point of view: How boxers think and feel about their trade». In: *Theory and Society* 24, S. 489–535.
- (1996). «Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus». In: *Reflexive Anthropologie*. Hg. von Loïc Wacquant und Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17–93.
- (2010). *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Konstanz: UVK.
- Wagner, Greta (2017). *Selbstoptimierung. Praxis und Kritik von Neuroenhancement*. Frankfurt am Main: Campus.
- Wallace, Anne Denice (1993). *Walking, Literature, and English Culture. The Origins and Uses of Peripatetic in the Nineteenth Century*. Oxford: Clarendon Press.
- Warf, Barney und Santa Arias, Hg. (2009). *The Spatial Turn. Interdisciplinary Perspectives*. London: Routledge.
- Wartmann, Flurina M. et al. (2015). «More than a list: What outdoor free listings of landscape categories reveal about commonsense geographic concepts and memory search strategies». In: *Spatial Information Theory. 12th International Conference, COSIT 2015, Santa Fe, NM, USA, October 12–16, 2015, Proceedings*. Hg. von Sara Fabrikant et al. Cham: Springer, S. 224–243.
- Ween, Gro und Simone Abram (2012). «The Norwegian Trekking Association: Trekking as constituting the nation». In: *Landscape Research* 37/2, S. 155–171.
- Weith, Carmen (2014). *Alb-Glück. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung*. Tübingen: TVV.
- Wellard, Ian, Hg. (2015). *Researching Embodied Sport. Exploring Movement Cultures*. London: Routledge.
- Wellington, Chrissie (2012). *A Life Without Limits. A World Champion's Journey*. New York, NY: Hachette.
- Welz, Gisela (1998). «Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 94, S. 177–194.

- Werner, Ute, Annette Schneider und Rolf Wilhelm Brednich (2001). *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27. 9. bis 1. 10. 1999. Münster: Waxmann.
- Werron, Tobias (2007). «Die zwei Wirklichkeiten des modernen Sports. Soziologische Thesen zur Sportstatistik». In: *Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft*. Hg. von Andrea Mennicken und Hendrik Vollmer. Wiesbaden: Springer, S. 247–270.
- Wethington, Holly et al. (2002). «Eating attitudes, body image, and nutrient intake in female triathletes». In: *Women in Sport and Physical Activity Journal* 11/2, S. 115–140.
- Wheaton, Belinda (2002). «Babes on the beach, women in the surf: Researching gender, power and difference in the windsurfing culture». In: *Power Games. A Critical Sociology of Sport*. Hg. von John Peter Sugden und Alan Tomlinson. London und New York, NY: Routledge, S. 240–266.
- Wheaton, Belinda und Holly Thorpe (2018). «Action sports, the Olympic Games, and the opportunities and challenges for gender equity: The cases of surfing and skateboarding». In: *Journal of Sport and Social Issues* 42/5, S. 315–342.
- Wicker, Pamela, Joachim Prinz und Daniel Weimar (2012). «Who takes part in triathlon? An application of lifestyle segmentation to triathlon participants». In: *International Journal of Sport Management and Marketing* 12/1–2, S. 1–24.
- (2013). «Big spenders in a booming sport: Consumption capital as a key driver of triathletes' sport-related expenditure». In: *Managing Leisure* 18/4, S. 286–299.
- Williams, Sean et al. (2012). «Kinesio taping in treatment and prevention of sports injuries». In: *Sports Medicine* 42/2, S. 153–164.
- Williams, Toni L. und Rachel L. Shaw (2016). «Synthesizing qualitative research. Meta-synthesis in sport and exercise». In: *Routledge Handbook of Qualitative Research in Sport and Exercise*. Hg. von Brad Smith und Andrew C. Sparkes. London: Routledge, S. 274–288.
- Windmüller, Sonja (2010). «Faszination Rhythmus. Überlegungen zu einem Forschungsprogramm». In: *Zeitschrift für Volkskunde* 106, S. 45–65.
- (2013). «(Ver)laufende Räume. Paraden als Gegenstand der Kulturforschung». In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 9, S. 32–46.
- Wirz, Tanja (2007). *Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840–1940*. Baden: hier + jetzt.
- Wisnewski, J. Jeremy (2015). «Wie man zum Läufer wird – phänomenologisch betrachtet». In: *Die Philosophie des Laufens*. Hg. von Michael W. Austin und Peter Reichenbach. Hamburg, S. 85–95.
- Wöhler, Karlheinz (2010). *Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens*. Bielefeld: transcript.
- (2011). *Touristifizierung von Räumen. Kulturwissenschaftliche und soziologische Studien zur Konstruktion von Räumen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wolff, Eberhard (2010). «Moderne Diätik als präventive Selbsttechnologie: Zum Verhältnis heteronomer und autonomer Selbstdisziplinierung zwischen Lebensreformbewegung und heutigem Gesundheitsboom». In: *Das präventive Selbst*.

- Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik*. Hg. von Martin Lengwiler und Jeannette Madarász. Bielefeld: transcript, S. 169–201.
- Wolff, Eberhard (2013). «Gesundheitszwänge». In: *Kulturelle und gesellschaftliche Zwänge des Gesundseins – am Beispiel des neueren Übergewichtsdiskurses*. Hg. von Hans-Wolfgang Hoefert und Christoph Klotter. Lengerich: Pabst, S. 54–74.
- (2019). «Selbsttests: Selbstverortung und Normaushandlung statt Selbstoptimierung an den Grenzen der Wettbewerbslichkeit». In: *Auf den Spuren der Konkurrenz*. Hg. von Karin Bürkert et al. Münster: Waxmann, S. 161–178.
- Woodward, Kath (2012). *Sporting Times*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Woube, Annie (2018). «Racing against age? Gender, age, and body among senior participants in women-only sports races». In: *Loisir et société / Society and Leisure* 41/2, S. 297–310.
- Wright, Terence (1999). *The Photography Handbook*. London: Routledge.
- Wulfinghoff, Malte (2019). *Tour du Faso. Sport und nationale Identität in der multiethnischen Gesellschaft Burkina Fasos*. Münster: Westfälische Wilhelms-Universität.
- Young, Iris Marion (1998). ««Throwing like a girl»: Twenty years later». In: *Body and Flesh a Philosophical Reader*. Hg. von Donn Welton. Malden, MA: Blackwell, S. 286–290.
- Ziervogel, Daniela (2011). «Mental-Map-Methoden in der Quartiersforschung. Wahrnehmung, kognitive Repräsentation und Verhalten im Raum». In: *Positionen zur Urbanistik I*. Hg. von Oliver Frey und Florian Koch. Wien: LIT, S. 187–206.
- Zimmermann, Harn-Peer (2015a). *Lust am Mythos. Kulturwissenschaftliche Neuzugänge zu einem populären Phänomen*. Marburg: Jonas Verlag.
- (2015b). «Schlagwort «Mythos»». In: *Lust am Mythos. Kulturwissenschaftliche Neuzugänge zu einem populären Phänomen*. Hg. von Harn-Peer Zimmermann. Marburg: Jonas Verlag, S. 307–315.
- (2015c). «Vorwort». In: *Lust am Mythos: Kulturwissenschaftliche Neuzugänge zu einem populären Phänomen*. Hg. von Harn-Peer Zimmermann. Marburg: Jonas Verlag, S. 9–16.

9.2 Websites

- Abu Dhabi-Adventure-Rennen, Webarchiv, zuletzt eingesehen am 23. 1. 2019, <https://web.archive.org/web/20090806085100/www.abudhabi-adventure.com/Active>, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.active.com.
- Beat Knechtle, Trainingsumfang, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017, <http://beatknechtle.ch/50/athlet/trainingsumfang>.
- Bischofberger, Emil, zuletzt eingesehen am 17. 5. 2017. *Tages-Anzeiger*, online, vom 11. 5. 2017. «Frische Socken machen Seriensieger», www.tagesanzeiger.ch/sport/weitere/Frische-Socken-machen-Seriensieger/story/28591234.
- Challenge Family, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.challenge-family.com.
- Challenge Family Races, zuletzt eingesehen am 16. 8. 2018, www.challenge-family.com/races.
- Challenge Roth, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.challenge-roth.com.
- Circuit Triathlon, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017, www.tricircuit.ch.

- Datasport, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.datasport.com/de.
- DTU, Geschichte, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.dtu-info.de/footer/dachverband-dtu/historie.html.
- Duden «kupiert», zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.duden.de/rechtschreibung/kupiert.
- Fritsch, Oliver, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019. *Die Zeit*, vom 11. 10. 2016. «Ein Sport für deutsche Ingenieure», www.zeit.de/sport/2016-10/triathlon-ironman-hawaii-jan-frodono-deutsche-tugenden/komplettansicht.
- Gertsch, Christof und Ziauddin, Bruno, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2017. *Tages-Anzeiger. Das Magazin*, vom 15. 3. 2017. «Oh weh!», www.dasmagazin.ch/2017/03/25/oh-weh.
- Gertsch, Christof, zuletzt eingesehen am 3. 11. 2018. *NZZ am Sonntag*, online, vom 5. 10. 2015. «Ironman Hawaii: Schmerz, lass nach!», www.nzz.ch/nzzas/nzz-am-sonntag/schmerz-lass-nach-1.18624061.
- Gigathlon, zuletzt eingesehen am 25. 10. 2017, www.gigathlon.com.
- Gipfelbuch, Überschreitung SE-Sporn / N-Grat ab Furkablick, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019, www.gipfelbuch.ch/tourenfuehrer/routen/id/5475/Bergtour_Hochtour/Galenstock.
- Googlesuche «Solarer Berg», zuletzt eingesehen am 26. 10. 2018, www.google.com/search?q=solarer+berg&client=safari&rls=en&source=lnms&tbm=isch&sa=X&ved=0ahUKEwicvPHO1ojeAhWLyqQKHVcnCVUQAUIDigB&biw=1147&bih=748.
- Hermann, Sebastian, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019. *Süddeutsche Zeitung*, vom 30. 5. 2019. «Unterwegs mit Langstrecken-Radfahrern: Währenddessen ist es oft scheiße, aber danach ist alles besser», www.sueddeutsche.de/auto/fahrradrennen-langstrecke-1.4454759.
- Impuls Triathlon, Aquathlon, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017, www.impulstriathlon.ch/home/events/aquathlon.html.
- Inferno, zuletzt eingesehen am 25. 10. 2017, www.inferno.ch/de.
- Ironman, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, <http://eu.ironman.com>. Ironman 70.3 Rapperswil, zuletzt eingesehen am 26. 11. 2017, <http://eu.ironman.com/de-ch/triathlon/events/emea/ironman-70-3/switzerland.aspx>.
- Ironman Hawaii, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017, <http://eu.ironman.com/triathlon/events/americas/ironman/world-championship.aspx>.
- Ironman History, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, <http://eu.ironman.com/triathlon/history.aspx#axzz4tXT5S2Mm>.
- Ironman Races, zuletzt eingesehen am 16. 8. 2018, <http://eu.ironman.com/events/triathlon-races.aspx#axzz5OM7VXS2q>.
- ITU Aquathlon, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017, www.triathlon.org/multisports/aquathlon.
- ITU Crosstriathlon, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017, www.triathlon.org/multisports/cross_triathlon.
- ITU, International Triathlon Union, Competition rules 2016, www.triathlon.org/uploads/docs/itusport_competition_rules_2017.pdf.
- ITU Wintertriathlon, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017, www.triathlon.org/multisports/winter_triathlon.

- IUTA, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.iutasport.com.
- Jean-Jacques Rousseau, Historisches Lexikon der Schweiz, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9547.php.
- Jennes, Gail, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017. *People*, vom 27. 8. 1979. «The fifth best «Iron Man» is a woman, Versatile Lyn Lemaire», <http://people.com/archive/the-fifth-best-iron-man-is-a-woman-versatile-lyn-lemaire-vol-12-no-9>.
- Knecht, Natascha, zuletzt eingesehen am 3. 4. 2019. *Tages-Anzeiger*, online, vom 18. 7. 2011. «Kompressionsstrümpfe im Laufsport. Mythen und Fakten», <http://blog.tagesanzeiger.ch/outdoor/index.php/11452/kompressionstrumpfe-im-laufsport-mythen-und-fakten>.
- Konferenz Sport & Society 2016, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019, <https://sportandsociety.com/about/history/2016-conference>.
- Krahn, Yonca, zuletzt eingesehen am 22. 1. 2019. *NZZ am Sonntag*, online, 3. 6. 2018, «Wettkampfplanung im Triathlon: So spart man Zeit», <https://nzzas.nzz.ch/sport/wettkampfplanung-im-triathlon-so-spart-man-zeit-ld.1390129>.
- McDermott, Barry, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017. *Sports Illustrated*, vom 14. 5. 1979. «Ironman World Championship: Tom Warren's victory that started it all», www.si.com/edge/2015/10/07/ironman-world-championship-kona-tom-warren.
- Norseman Xtreme Triathlon, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, <http://nxttri.com>.
- ÖtillÖ, «Drunken Bet», zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019, <http://otilloswimrun.com/about-swimrun>.
- Rangliste Top 20 Ironman Switzerland, zuletzt eingesehen am 26. 6. 2019, www.tri2b.com/ergebnisse/detail/ergebnis/ironman-switzerland-2012-zuerich-schweiz.
- Reith, Victoria, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018. *Die Zeit*, online, vom 11. 10. 2013. ««Fitnessstudios sind nichts für mich», Interview mit Oliver Zilcher», www.zeit.de/sport/2013-10/zilcher-interview-ironman.
- Rieth, Sebastian und Deutmeyer, Marco, zuletzt eingesehen am 22. 10. 2017. *ARD Mediathek* 2017, 0:44:37. «Mythos Hawaii – Der härteste Triathlon der Welt», www.ardmediathek.de/tv/Reportage-Dokumentation/Mythos-Hawaii-Der-h%C3%A4rteste-Triathlon-d/Das-Erste/Video?bcastId=799280&documentId=46710840.
- Rockman, zuletzt eingesehen am 29. 10. 2017, www.rockmanswimrun.com.
- Roger Fischlin EWZ Interview, zuletzt eingesehen am 17. 5. 2015, www.ewzpowerteam.ch/2013/07/%E2%80%9Edas-ruhrt-auch-einen-roger-fischlin.
- Sarah True am Ironman Frankfurt, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019, www.hessenschau.de/sport/heimspiel-videos/ironman-frankfurt-drama-um-fuehrende-true,video-95708~_story-sarah-true-100.html.
- Schaffhauser Triathlon, zuletzt eingesehen am 26. 10. 2017, <http://schaffhauser-triathlon.ch>.
- Skinfit, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018, www.skinfit.eu/ch/de.
- Steffen, Christine, zuletzt eingesehen am 1. 3. 2019. *NZZ am Sonntag*, online, vom 23. 2. 2019. «Nicola Spirig sagt: «Könnte ich die Schwangerschaft meinem Mann übergeben, täte ich das gern», <https://nzzas.nzz.ch/sport/nicola-spirig-eine-schwangerschaft-ist-immer-auch-ein-risiko-ld.1462266>.
- Strava, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.strava.com.
- Strava-Segmente, zuletzt eingesehen am 16. 7. 2019, <https://support.strava.com/hc/de/articles/216917137-Was-ist-ein-Segment->.

- Swissman, Strecke, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.suixtri.com/race-course.
- Swissman-Video «Mind over Miles», zuletzt eingesehen am 10. 7. 2019, www.youtube.com/watch?v=Z-7z8vbxrnc.
- Swisstriathlon, Geschichte, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, <https://swisstriathlon.ch/inside/archiv>.
- Temposport, Tipps und Tricks zum Neopren, zuletzt eingesehen am 13. 4. 2019, www.tempo-sport.ch/wp-content/uploads/2015/12/Tipps_und_Tricks_Neopren.pdf.
- Teuwsen, Peer, zuletzt eingesehen am 2. 1. 2018. *Die Zeit*, online, vom 27. 3. 2013. «Olympiasiegerin Nicola Spirig: «Ich wollte Gold»», www.zeit.de/2013/14/olympiasiegerin-nicola-spirig.
- The Crawl, zuletzt eingesehen am 8. 7. 2019, www.youtube.com/watch?v=MTnIV5TGK_w.
- Transvorarlberg, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, <http://transvorarlberg.at>.
- Triathlon Frauenfeld, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2018, www.%20triathlon-frauenfeld.ch/D/wettkampf_strecken_swim.php.
- Ultra Trail Mont Blanc, zuletzt eingesehen am 23. 1. 2019, <https://utmbmontblanc.com/en/UTMB>.
- Wagner, Elmar, zuletzt eingesehen am 23. 11. 2018. *Neue Zürcher Zeitung*, online, vom 21. 7. 2002. «Vom Sonnyboy bis zum Angefressenen», www.nzz.ch/article8AKT4-1.410766.
- Wanderland Schweiz, zuletzt eingesehen am 26. 12. 2016, www.wanderland.ch/de/wanderland.html.
- Xterra, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2017, www.xterraplanet.com.
- XTri World Tour, zuletzt eingesehen am 16. 8. 2018, <http://xtriworldtour.com>.

9.3 Feldforschung

Autoethnografie

- Aufzeichnungen, Autoethnografie, 2012–2018.
- Halbironman Rapperswil, Autoethnografie vom 31. 5.–1. 6. 2014.
- Lofoten Triathlon, Autoethnografie vom 30. 8. 2015.
- Olympischer Triathlon Spiez, Autoethnografie vom 28. 6. 2014.
- Schwimmtraining, Autoethnografie vom 28. 7. 2016.
- Autoethnografie vom 3. 3. 2016.
- Seeland Triathlon Murten (Olympisch), Autoethnografie vom 9. 9. 2017.
- Trainingslager Spanien 2014, Autoethnografie vom 19. 4.–3. 5. 2014.
- Trainingslager Spanien 2015, Autoethnografie vom 3.–18. 4. 2015.
- TriStar Rohrschach (111), Autoethnografie vom 3. 9. 2017.

Bewegte Interviews

- Angst, Michel, bewegtes Interview (Rennrad) vom 26. 5. 2017. Berg, David, bewegtes Interview (Rennrad) vom 1. 4. 2016.
- Buttler, Jane, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016.
- bewegtes Interview (Rennrad) vom 15. 6. 2016.

- bewegtes Interview (Schwimmen) vom 14. 6. 2016.
- Hamberg, Sandra, bewegtes Interview (Rennen) vom 4. 7. 2016.
- Heinle, Martin, bewegtes Interview (Rennrad) vom 7. 6. 2015.
- Jessen, Bastian, bewegtes Interview (Rennen) vom 27. 7. 2017.
- Johnson, Sarah, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016.
- bewegtes Interview (Schwimmen) vom 14. 6. 2016.
- Matter, Sarah, bewegtes Interview (Rennrad) vom 14. 10. 2017.
- Melau, Kai-Otto, bewegtes Interview (Wandern) vom 27. 8. 2015.
- Merz, Katja, bewegtes Interview (Rennrad) vom 6. 6. 2016.
- Michels, Samuel, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 13. 6. 2016.
- Nay, Mona, bewegtes Interview (Rennrad) vom 24. 11. 2014.
- Nimmer, Martina, bewegtes Interview (Rennrad) vom 10. 5. 2016.
- Poulsen, Beat, bewegtes Interview (Rennen) vom 27. 5. 2015.
- Reimer, Susanne, bewegtes Interview (Rennrad) vom 16. 8. 2018.
- Riff, Bruno, bewegtes Interview (Mountainbike) vom 15. 6. 2018.
- Stein, Andreas, bewegtes Interview (Wandern) vom 24. 5. 2015.
- Taler, Sam, bewegtes Interview (Rennen) vom 17. 4. 2017.
- bewegtes Interview (Rennrad) vom 9. 5. 2017.
- Velt, Mike, bewegtes Interview (Rennrad) vom 20. 6. 2016.
- Veyen, Nina, bewegtes Interview (Rennen/Wandern) vom 13. 7. 2015.

Feldnotizen

- ASVZ Ausfahrt, Feldnotizen vom 2. 5. 2019.
- Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martin Heinle, Feldnotizen vom 7. 6. 2015.
- Ergänzung zum bewegten Interview (Rennrad) mit Martina Nimmer, Feldnotizen vom 10. 5. 2016.
- Gespräch der Nachbarn am Badeplatz des Bodensees, Feldnotizen vom 28. 7. 2017.
- Gespräch mit Beat Ullrich, Feldnotizen vom 18. 6. 2016.
- Gespräch mit Triathletin, Feldnotizen vom 26. 1. 2016.
- Hawaii, Feldnotizen vom 27. 5.–23. 6. 2016.
- Ironman Zürich 2017, Feldnotizen vom 29. 7. 2017.
- Janina Altman, Schwimmtraining, Feldnotizen vom 29. 5. 2019.
- Lofoten Triathlon 2015, Feldnotizen vom 28. 8.–1. 9. 2015.
- Mehrfachnennungen, Feldnotizen, erfasst zwischen 2014 und 2019.
- Rennradtraining mit Sandra Hamberg, Feldnotizen vom 4. 7. 2016.
- Seeland Triathlon Murten (Olympisch), Feldnotizen vom 9. 9. 2017.
- Spiezathlon, Feldnotizen vom 28. 6. 2014.
- Trainingslager Spanien 2015, Feldnotizen vom 3.–18. 4. 2015.
- Triathlonsaison, Feldnotizen 2014.
 - Feldnotizen 2015.
 - Feldnotizen 2016.
 - Feldnotizen 2017.
 - Feldnotizen 2019.

- Triathlonwochenende Tessin I., Feldnotizen vom 7.–9. 6. 2014.
 Triathlonwochenende Tessin II., Feldnotizen vom 25.–27. 5. 2018.
 Triathlonwochenende Tessin III., Feldnotizen vom 8.–10. 6. 2018.
 Whatsapp-Konversation mit Martina Nimmer, Feldnotizen vom 26. 7. 2017.

Fotoethnografie

- Ander, Hanna, Fotoethnografie vom 5. 11. 2014.
 Berg, David, Fotoethnografie vom 2. 11. 2014.
 Dreyer, Stefan, Fotoethnografie vom 1. 7. 2014.
 Ironman Zürich 2016, Fotoethnografie vom 2016.
 Ironman Zürich 2017, Fotoethnografie vom 29. 7. 2017.
 Ironman Zürich 2018, Fotoethnografie vom 28. 7. 2018.
 Islin, Gabriela, Fotoethnografie vom 13. 10. 2014.
 Lofoten Triathlon, Fotoethnografie vom 28. 8.–1. 9. 2015.
 Petersen, Jens, Fotoethnografie vom 10. 12. 2014.
 Rubens, Felix, Fotoethnografie vom 13. 12. 2014.
 Sentens, Walter, Fotoethnografie vom 3. 11. 2014.

Interviews

- Albert, Bea, Interview vom 31. 8. 2015.
 Alms, Hendrik, Interview vom 30. 8. 2015.
 Ander, Hanna, Interview vom 25. 11. 2014.
 Berg, David, Interview vom 2. 11. 2014.
 Berts, Marc, Interview vom 31. 8. 2016.
 Cubis, Fridolin, Interview vom 24. 10. 2014.
 Dreyer, Stefan, Interview vom 1. 7. 2014.
 Friel, Joe, Interview vom 19. 8. 2016.
 Islin, Gabriela, Interview vom 13. 10. 2014.
 Lichtli, Karsten, Interview vom 26. 11. 2014.
 Martens, Renate, Interview vom 4. 2. 2015.
 Petersen, Jens, Interview vom 10. 12. 2014.
 Reiss, Simon, Interview vom 1. 10. 2014.
 Rubens, Felix, Interview vom 13. 12. 2014.
 Sentens, Walter, Interview vom 3. 11. 2014.
 Svenson, Alfred, Interview vom 30. 8. 2015.
 Tessler, Gabor, Interview vom 27. 9. 2014.

Mental Maps

- Berg, David, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016.
 Dreyer, Stefan, Mental Map vom 1. 7. 2014.

Klein, Mike, Mental Map von Lauftraining erstellt am 6. 7. 2016.
Krahn, Yonca, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016.
Merz, Katja, Mental Map Klausenpassausfahrt vom 6. 6. 2016.
– Mental Map Seerunde vom 20. 4. 2016.
Nimmer, Martina, Mental Map Seerunde vom 10. 5. 2016.
Riff, Bruno, Mental Map Mountainbiketour vom 15. 6. 2018.
Stein, Helene, Mental Map von Lauftraining erstellt am 6. 7. 2016.
Tessl, Gabor, Mental Map erstellt nach dem 27. 10. 2014.

Nicht abgebildete Facebook-Posts

Bruno Riff, Facebook-Post, 19. 6. 2018, zuletzt eingesehen am 10. 6. 2019.
Diskussion über Kompressionssocken, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 26. 5. 2014.
Gabriel Hopf, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 24. 4. 2019.
Stravapost, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 26. 9. 2018.
Gabriela Islin, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 20. 1. 2019.
Jens Petersen, Facebook-Post, 27. 5. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.
Marc Berts, Facebook-Post, 17. 6. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.
– Facebook-Post, 29. 7. 2019, zuletzt eingesehen am 29. 7. 2019.
Triathlonrad oder Rennrad, Facebook-Post, 27. 5. 2019, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.
– 2019.
Triathlon-Tattoos, Facebook-Post, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2019.

Teilnehmende Beobachtung

Trainingslager Spanien, teilnehmende Beobachtung vom 19. 4.–3. 5. 2014.

Trainingsstrecken auf Kartenmaterial

Ander, Hanna, Karten der Trainingsstrecken vom 25. 11. 2014.
Lichtli, Karsten, Trainingsstrecken auf Kartenmaterial vom 26. 11. 2014.
Tessl, Gabor, Karten der Trainingsstrecken vom 27. 10. 2014.

Weitere Feldforschung

Berger, Urs, Whatsapp-Kommunikation vom 23. 7. 2019.
Facebook-Post Sibylle Seifert, zuletzt eingesehen am 20. 7. 2019.
Imfeld, Oliver, Telefonat vom 23. 8. 2017.
Islin, Gabriela, Telefonat vom 16. 6. 2019.
Management von Nicola Spirig, E-Mail, 13. 3. 2019.
Rubens, Felix, Postscript zum Interview vom 13. 12. 2014.

Sentens, Walter, Rückfrage vom 13. 12. 2017 zum geführten Interview.
 Wettkampfveranstalter Norseman, E-Mail, 15. 8. 2017.
 Fotografie beim Ironman-Viewing vom 10. 10. 2015.
 Blogpost Julia Nikolopoulos, zuletzt eingesehen am 24. 4. 2019, www.nopogobiker.de/blog/?p=2394.

9.4 Abbildungsverzeichnis

- 2.1 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 7. 6. 2017.
- 2.2 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 8. 6. 2017.
- 2.3 Screenshot Strava, zuletzt eingesehen am 20. 6. 2019
- 2.4 Abbildung Höhenprofil Swissman, erhalten vom Veranstalter 2015.
- 2.5 Fotoethnografie vom 20. 6. 2016.
- 2.6 Screenshot Googleuche «Beine Wellington», zuletzt eingesehen am 27. 6. 2019.
- 3.1 Screenshot Webseite Triathlon Frauenfeld, zuletzt eingesehen am 16. 10. 2018.
- 3.2 Facebook-Posts I, zuletzt eingesehen am 10. 5. 2019.
- 4.1 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 21. 8. 2018.
- 4.2 Fotografie Yonca Krahn, aufgenommen am 14. 4. 2017.
- 4.3 Fotoethnografie vom 30. 7. 2017.
- 4.4 Fotoethnografie vom 10. 12. 2014.
- 4.5 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 1. 2. 2017.
- 4.6 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 28. 5. 2017.
- 4.7 Merz, Katja, Mental Map Seerunde vom 20. 4. 2016.
- 4.8 Berg, David, Mental Map Seerunde vom 1. 4. 2016.
- 4.9 Dreyer, Stefan, Mental Map vom 1. 7. 2014.
- 4.10 Tessl, Gabor, Mental Map erstellt nach dem 27. 10. 2014.
- 4.11 Riff, Bruno, Mental Map Mountainbiketour vom 15. 6. 2018.
- 4.12 Screenshot der Trainingsplattform Movescount., erstellt am 19. 6. 2019.
- 4.13 Nimmer, Martina, Mental Map Seerunde vom 10. 5. 2016.
- 4.14 Ander, Hanna, Karten der Trainingsstrecken vom 25. 11. 2014.
- 4.15 Lichtli, Karsten, Trainingsstrecken auf Kartenmaterial vom 26. 11. 2014.
- 5.1 Fotoethnografie vom 13. 10. 2014, 1. 7. 2014 und Fotografie beim Ironman-Viewing vom 10. 10. 2015.
- 5.2 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 10. 10. 2018.
- 5.3 Fotoethnografie vom 13. 10. 2014.
- 5.4 Fotoethnografie vom 13. 10. 2014.
- 5.5 Fotoethnografie vom 13. 10. 2014.
- 5.6 Fotoethnografie vom 25. 11. 2014.
- 5.7 Fotoethnografie vom 1. 7. 2014.
- 5.8 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 11. 6. 2017.
- 5.9 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 3. 4. 2019.
- 5.10 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 19. 6. 2018.
- 5.11 Bischofberger 2017, zuletzt eingesehen am 17. 5. 2017.
- 5.12 Facebook-Posts I, zuletzt eingesehen am 14. 1. 2019.
- 5.13 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 17. 3. 2018.

- 5.14 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 10. 6. 2019.
- 5.15 Facebook-Posts II, zuletzt eingesehen am 14. 1. 2019.
- 5.16 Facebook-Posts III, zuletzt eingesehen am 14. 1. 2019.
- 5.17 Facebook-Posts I, zuletzt eingesehen am 10. 3. 2019.
- 5.18 Facebook-Posts IIII, zuletzt eingesehen am 14. 1. 2019.
- 5.19 Private Aufnahme von Athlet, erhalten am 12. 5. 2014.
- 5.20 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 11. 7. 2014.
- 5.21 Facebook-Posts II, zuletzt eingesehen 10. 5. 2019.
- 5.22 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 28. 6. 2019.
- 5.23 Fotografie Yonca Krahn 2016.
- 5.24 Fotografie Yonca Krahn vom 9. 6. 2019.
- 5.25 Fotoethnografie vom 13. 10. 2014.
- 5.26 Fotoethnografie vom 1. 7. 2014.
- 5.27 Fotografie Yonca Krahn 2016.
- 5.28 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 30. 8. 2019.
- 5.29 Facebook-Posts, zuletzt eingesehen am 15. 6. 2019.
- 5.30 Facebook-Posts II, zuletzt eingesehen am 10. 3. 2019.
- 6.1 Fotografie Kai-Otto Melau, 2009.
- 6.2 Fotografie Yonca Krahn vom 13. 6. 2016.
- 6.3 Grafik, erstellt durch Yonca Krahn.
- 6.4 Merz, Katja, Mental Map Klausenpassausfahrt vom 6. 6. 2016.
- 9.1 Abbildung aus dem Trainingstagebuch von Yonca Krahn, aus dem Jahr 2011.

Dank

Zuerst möchte ich allen Triathlet*innen danken, mit denen ich trainieren und mit denen ich die Feldforschung durchführen durfte – ohne sie hätte diese Arbeit nicht entstehen können.

Ich danke allen, die mir mit ihren konstruktiven Gedanken zum Thema weitergeholfen haben. Endlose Gespräche haben diese Arbeit nachhaltig geprägt, egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit sie geführt worden sind und an welchen Orten dieser Welt – Nordnorwegen, Hawaii, Myanmar, England, Berlin, Schweiz (auf 400 Metern ebenso wie auf 4000 Metern über dem Meer).

Meinen Dank aussprechen möchte ich insbesondere Bernhard Tschofen, der mich zum Thema dieser Arbeit motiviert hat und mit seiner Betreuung, Expertise und seinem gewinnbringenden Feedback zur Gestalt dieser Arbeit beigetragen hat. Thomas Hengartner danke ich herzlich, der den Anfang dieser Arbeit noch als Zweitgutachter begleiten konnte und dessen Unterstützung mich vor allem ermutigt hat, die Methodenvielfalt umzusetzen. Ein ganz grosser Dank gilt Regina Bendix, die den Posten als Zweitgutachterin nicht nur spontan und flexibel übernommen hat, sondern mir durch einen Lehrauftrag an der Universität Göttingen auch auf den letzten Metern ermöglicht hat, Teile der Arbeit mit Studierenden weiterzudenken.

Ich möchte mich auch bei meinen Arbeitskolleg*innen und Freund*innen Caroline Fetscher, Elisa Frank, Rieke Gerza, Tikki Hämmerling, Nikolaus Heinzer, Maximilian Jablonowski und Anne Otto sowie bei Silke Göttisch-Elten und Orvar Löfgren für ihre Feedbacks zum Manuskript bedanken. Bei meiner Cousine Marine Lorente, die die Stunden ohne Arbeit und Sport so lebendig und lebensfroh mit mir gestaltet hat und weil sie weiss, wie man Fotos bearbeitet, selbst wenn der eigentliche Zweck des Treffens war, sich im Utoquai keinen Sonnenbrand zu holen. Bei Patrick Ilg, ohne den diese Arbeit sich grafisch nie hätte realisieren lassen und der meine Fragen zum Textverarbeitungsprogramm

LaTeX mit unermüdlicher Ruhe beantwortet hat. Dass er ausnahmslos und augenblicklich für mich da war, war die grösste und beste Hilfe. Bei meiner Mutter Annette Krahn und meinem Bruder Noam Krahn, die immer da waren, auch den Hungerast, wie die Triathlet*innen sagen würden, überdauert haben, das heisst mir auch aus den Momenten der Energielosigkeit (gab's nicht so viel, nur viel anderes zu schreiben, zu unterrichten, zu lesen) herausgeholfen und vor allem die Stunden um das Arbeiten gehaltvoll, lebendig und leicht gemacht haben. Und bei meinem Vater Jochen Krahn, dessen Präsenz immer spürbar war, aber dessen Fehlen ein Grund war, sich auf diese Strecke und darüber hinaus zu begeben. Ihm widme ich diese Arbeit.

Einen letzten Satz möchte ich noch anfügen. Die Parallelen, die nicht nur ich immer wieder zwischen Triathlon und Dissertandinnendasein gesehen habe, waren unglaublich tragend und haben Kraft gegeben. Die Freuden und Durststrecken, die Höhen und Tiefen, die Emotionen und vor allem das Gefühl hinter der Ziellinie sind gleich: Erleichterung und Glück!